

4161

Neues
Buch der Reisen.

J. Löwenberg.
Geschichte der Reisen

Erster Band:
Reisen im Alterthum
und Mittelalter.

G. Urelium

I 3 a.

87269

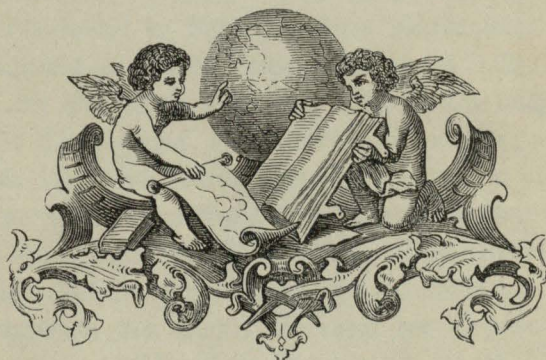
Miriam haben Gustel
zu Wiffrucht 1907

Ernst Wehner



Geschichte
der
Geographischen Entdeckungsreisen
im
Alterthum und Mittelalter
bis
zu Magellans erster Erdumseglung.

Bearbeitet
von
J. Löwenberg.



Wohlfeile Ausgabe.

Mit über hundert Abbildungen und Karten, einem Titelbilde und fünf größeren Karten.

Leipzig.

Verlag und Druck von Otto Spamer

hist. geog.

CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5164937

Verfasser und Verleger behalten sich das ausschließliche Recht der Uebersetzung vor.



4161

NH-6347/TMK

Vorrede.

Unsere Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen soll die Einleitung sein zu der „Neuen Bibliothek der Reisen“, von denen in demselben Verlage bereits eine stattliche Reihe erschienen und im Erscheinen begriffen ist. Diese Einleitung bildet gewissermaßen eine mehr als zweitausendjährige Vorhalle zu denselben, von den frühesten Sagenkreisen der ersten Länderentdeckung auf unserer Erde bis zu den Entdeckungsreisen Alexander v. Humboldt's im Anfange unseres Jahrhunderts.

Die Hauptabschnitte dieses langen Zeitraumes fallen mit denen der Geschichte der Menschheit zusammen. Wir theilen auch sie in die Geschichte des Alterthums, des Mittelalters und der neuen Zeit. Diese Abschnitte lassen sich freilich nicht scharf abgrenzen, sie fließen in einander wie die Farben eines Regenbogens, aber im Großen und Ganzen entsprechen sie doch wesentlich den Ideen in dem Geistesleben der Menschheit, den verschiedenen Zeitbestrebungen, in denen die Entdeckungen stattfanden.

Die Gruppierung des Stoffes innerhalb der einzelnen Abschnitte mußte theils ethnographisch, theils chronologisch, theils synchronistisch geordnet werden. Die einzelnen Partien selbst haben ihren eigenthümlichen Charakter. Sie haben ihre mystisch-mythische, sagenreiche Periode der Kindheit, sie haben ihre Sturm- und Drangperiode der Kriegs- und Eroberungszüge, der Kolonisationen, der Völkerwanderung — sie haben finstere Zeiten der Reaktion und Ignoranz, des Rückschritts in der gewonnenen Erkenntniß, wie im Zeitalter der Kirchenväter und der finsternen Jahrhunderte des Mittelalters — sie haben eine Zeit scharfsichtiger kaufmännischer Unternehmungen, wie die der italiischen Handelsrepubliken —

sie haben eine Zeit frommgläubiger Begeisterung, wie in den Jahrhunderten der Missionsreisen in Asien und Afrika — sie haben Jahrhunderte heroischen Thatendranges, das Zeitalter der portugiesischen und spanischen Entdeckungen. — Alle diese Partien sind Aeußerungen des eigenthümlichen Geistes ihrer Zeit, die in ihrer charakteristischen Gesamtheit hervorgehoben sein wollen.

Gleichwol ist in den bei weitem meisten Partien die biographische Form der Darstellung als am besten für unsere Zwecke geeignet erachtet worden. Der Leser erfährt dabei nicht nur die Resultate der Reisen und Entdeckungen, er wird vielmehr gewissermaßen selbst Gefährte des Reisenden, und das Bild der Entdeckungen wird ihm anschaulicher, lebendiger. Als Leser dachten wir uns die erwachsene Jugend, Gebildete jedes Standes, und hielten gelehrte Citate, Nachweise der Quellen u. dergl. als überflüssig, eingedenk des Goethe'schen Wortes:

„Giebst du die Wahrheit klar und treu,
So frag' ich nicht, aus welcher Spreu.“

Leipzig, 13. Oktober 1880.

J. Löwenberg.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Erstes Buch. Nacht und Morgen. Urfanfänge bis Herodot.

I. Biblische und heidnische Sagenkreise. Mit 4 Illustrationen 3

Bibel. Welt und Menschenschöpfung. Delmat, Alter und Einheit des Menschengeschlechts. Paradies und Sündenfall. Sintflut, Thurmabau und Völkerverstreung. Die heiligen Schriften der Völker nach ihrem Alter. Caellen und Vorbilder der Bibel. Vol. Berofus und die neueren afyrischen Entdeckungen. Indische Flutmythe. Die Akkadier. Biblische und heilenische Mythen. Oethoborie und Naturwissenschaft. Geographische Angaben der Bibel. — **Ägypten.** Schwankender geographischer Anfsang. Caellen. Die Ägyptologie. Alter der Ethnographie, der Landarten und Reisebeschreibungen. Horizont der Länderkunde. Eroberungszüge, Handel mit Phönikiern und Heleenen. Erforschung des Rothen Meeres und Umfchiffung Afrika's. Geographische Kenntnisse. — **Babel.** Boden Mesopotamiens. Architektur in Tempeln und Palästen. Keilschriften. Schneller Verfall der Staaten und ihrer Denkmale. Herodot's Nachrichten. Alter der Astronomie. Neuere Ägyptologie. Mythe und Dichtung, ein Vorbild späterer Zeit.

II. Phönikierv und Karthager. Mit 3 Illustrationen 17

Age und Natur Phönikiens. Die Phönikierv sind die Engländer des Alterthums. Homerischer und biblischer Ruhm. Nachrichten der Griechen. Erste Kolonisation auf den griechischen Inseln. Die Admos-Sage. Kolonien in Hellas und im Westen auf Sizilien, Sardinien, an den Küsten Afrika's bis Madeira und die Kanaren. Gründung von Gades, Reichthum von Tarfchisch. Zinnstein und Bernsteinküsten. Necho's Umfchiffung Afrika's. Landverkehr im Osten mit Babylon, im Süden mit Ägypten, Arabien. Umfang der geographischen Kenntniss der Phönikierv. Ido und die Gründung Karthago's. Handel und Kolonisationen. Hanno's Reise im Süden, Himilto's im Norden. Zinnstein und Bernsteinküsten. Geographische Vertheilung und Entstellung.

III. Hellas und Rom. Mit 3 Illustrationen 27

Schwierigkeit der Erforschung von Hellas in älteren Zeiten. Häufige Wanderungen und Wechsel der früheren Bewohner. Argonautenfahrt. Zug gegen Troja. Homerische Ansichten von der Erde, dem Himmel und der Unterwelt. Die Länder der Erdoberfläche. Landeshaupten in Kleinasien. Troja. In Afrika, Ägypten und Kethiopien. Pyrenäen. Lotophagen. Homer's Erdanschauung. Griechische Kolonien in Kleinasien und deren Kolonien. Kolonisirung des Schwarzen Meeres durch Miles. Kolonien auf Sicilien und in Unteritalien. Die Entdeckungsfahrt des Kolaios nach der Iberischen Küste. Massilia und Alalia. Verdrängung der Griechen aus dem westlichen Meere durch die Karthager. Hekalios.

Zweites Buch. Das klassische Alterthum. Von Herodot bis Ptolomäos.

I. Herodot. Mit 7 Illustrationen 37

Der heilenische Geist in Herodot. Ausdehnung seiner Reisen in Aien, Afrika und Europa. Erdankicht. Die einzelnen Erdtheile. — **Europa.** Die Thraier, ihre Sitten und Bräuche. Die Oeten. Die Thraier und ihre Sitten. Die Skythen. Flüsse, Klima, Erzeugnisse, Sitten und Bräuche. Einfall des Darios ins Skythenland. Skalpirtung der Heinde. Ehre der Tapferkeit. Begräbniss. Päder. Kgotztyren. Neurer. Androphagen. Melanchliänen. Sauromaten. Kgrispäer, die heutigen Kaskkiren. Die Skythen. Das Kalyrische Meer. Die Massageten. — **Aien.** Die Lyder Grabmal des Akpatres. Spiele und Bräuche den heilenischen ähnlich. Die Päker. Die Kkyeer oder Babylonier. Babylon. Semiramis und Nitokris. Regulirung des Euphrat. Künstliche Bewässerung. Flußschiffahrt. Kleidung. Behandlung der Kranken. Die Lyder. Goldreichthum. Araber. — **Afrika oder Libyen.** Ägypten. Das Rothe Meer. Sitten und Bräuche der Ägypter. Verkehr. Achtung vor dem Alter. Kasten. Reichthümer und Einbalsamirung. Der Nil. Die Katarakten. Neeve und die Antomoten. Die Pyramiden. Sycene, Syrten und Adyemachiden. Kasamonen. Phyller, Katen und Gindaner, Lotophagen.

- Die Elpher, Hyazinten, Tauschhandel. Die Ammonboase und Aegula. Die Garamanten und Karanten. Der äußerste Westen und Süden. Das Schlaraffenland. Kambyses.
- II. **Xenophon, Kleinas.** Mit 3 Illustrationen 63
 Xenophon führt ein Hülfsheer nach Persien. Zug nach Babylon. Ebene um Tarsos. Boden am Euphrat, Pflanzen und Thiere. Schlacht bei Kunaxa. Die Trümmer von Niniveh. Karduschen (Kurden). Kämpfe von 1877. Reihlichkeit der damaligen und heutigen Zustände. Die Höhlenbörser am Taurus damals und heute. Gute Aufnahme der Griechen. Weiterer Zug von Passandala bis Adnanusch. Gebiet der Chalyber, Kampf mit den Massyden und deren Sitten. Einschiffung in Korymba und Heimkehr. — Kleinas lebte sechzehn Jahre als Arzt am persischen Hofe. Seine Glaubwürdigkeit über Land und Leute Indiens. Menschen mit Hundköpfen. Hundemelker. Pyramiden. Gold- und Eisenbrunnen. Goldsuchende Griechen. Kspaltseen und Heilquellen. Elefanten, Eihorn, Schafe und Hiegen. Fardentreichthum. Martichoras. Schlangen und Krokodile. Ihr Gift. Der Dikaios. Papagei und Flau. Meersalzen und Maktis. Das Bambusrohr. Der Carpinobaum. Der Parebon.
- III. **Skyllax und Pytheas.** Mit einer Illustration 75
 Skyllax' Kenntniß vom Westen Europa's und dem Nordwesten Afrika's, vom Westen meist nach Mittheilung von Kassitern über phönizischen Verkehr. Massilische Expeditionen — Von Pytheas sind nur Fragmente vorhanden. Entdeckungsfahrt des Kuthymenes. Die Fahrt des Pytheas. Tageslänge. Der Umfang. Erklärung von Erde und Hiat. Thule. Die Meer- lunge. Britannien, sein Himmelspol. Pflanzen und Thiere auf Thule. Spätere Berichte über Thule. Die Bernsteinküsten. Astronomische Beobachtungen und Glaubwürdigkeit. Die Handelswege nach dem europäischen Norden.
- IV. **Alexander, Nearch.** Die Diadochen. Mit 3 Illustrationen 81
 Alexander's kriegerischer Genius. Seine Eroberungszüge bis über den Indus. Verbreitung des Hellenismus in Asien. Landvermessungen, Strofen- und Städteanlagen. Geographische und naturgeschichtliche Sammlungen für Aristoteles. Sein Tod in Babylon. — Nearch's Küsten- fahrt eröffnet den Seeweg nach Indien. Arrian bearbeitet die Berichte. — Die Diadochen. Die Seleukiden in Syrien. Die Ptolemäer in Aegypten. Verkehr zwischen Aegypten und Indien.
- V. **Endoxus, Zambulus, Megasthenes.** Mit 2 Illustrationen 91
 Endoxus schifft wiederholentlich von Aegypten nach Indien und wird nach der Heimkehr des raubt. Er findet an der Ostküste Afrika's das Wad eines Schiffes von Gades. Versuch, Afrika von Gades aus im Westen zu umschiffen. Schiffbruch und Landreise nach Mauritanien. Neue Pläne und Verrath. — Zambulus kommt aus Arabien nach Aethiopien. Fahrt zu einer Insel mit wunderlicher Bevölkerung, Naturprodukte, Thier- und Pflanzenwelt. Nach siebenjährigen Kufenhaft erreicht er Indien, kommt nach Palibothra und über Persien nach Griechenland. Ob die Insel Ceulon oder Sumatra? — Megasthenes sammelt seine Nachrichten in Indien selbst und überbietet Kleinas in Berichten über ethnographische Wirkgehaltn und Naturwunder. Lukian's Spott darüber.
- VI. **Geographische Kenntnisse der Römer.** Mit 3 Illustrationen 99
 Bei allen Eroberungen wenig Länderkenntniß. Späteres Ueberschreiten der Alpen. — Cäsar in Gallien. Einteilung des Landes. Erete Parteyzwise. Druiden und Ritter. Druidenschre. Unsterblichkeitsglaube. Die Ritter als Kriegervand des Volkes. Aberglauben und Götter- verehrung. Beute an geeigneten Orten. Menschenopfer. Ehebinbisse. Göttergemeinschaft der Ehegatten. Todtenschatzung. Kehtliche Sitten in Britannien und Gallien. Cäsar's Jäge nach Britannien. Argweilhaft der Druiden. Die Sanfter und ihr Ackerbau. Wohnungen. Viehzucht. Urge. Kleidung. Die Bewohner des inneren Landes und der Nordküste. Sitte des Tätowirens. Cäsar geht über den Rhein. Die Sueven und Germanen. Verehrung von Sonne, Mond und Feuer. Abkürzung. Keuschheit. Kleidung. Nahrung. Jährlicher Wechsel der Felder. Macht der Führer. Straßenraub. Gastfreundschaft. Die Tectosagen am Dary. Der Hercynische Wald. Reis-, Gentplex und Ur. Cäsar als Geograph. Generalkarte des römischen Reiches. Erweiterung der geographischen Kenntnisse der Römer.
- VII. **Rom und der orbis terrarum.** Mit 4 Illustrationen 109
 Kämpfe mit den Germanen. Der orbis terrarum unter Augustus. Decentralisation und Zerfall des Weltreichs. Einbruch der Völkerwanderung. Wissenschaftliche Bearbeitung der Erdkunde: Cratolthenes, Hipparch, Ptolemaios, Strabo, Tacitus, Marinus von Tyrus, Ptolemaios. Die Itinerarien und die Peutinger'sche Tafel.

Drittes Buch. Das Mittelalter.

- I. **Verfall des geographischen Wissens.** Mit 7 Illustrationen. 123
 Neuer Geist der Kirche, Reaktion und Zelotismus der Orthodoxie gegen alle Wissenschaft. Nestus und Kosmas. Die biblische Eristschichte ein Vorbild des Weltalls. Die Erde ein längliches Viereck. Kartartenbild. Panathismus gegen bessere Erkenntnisse. St. Brandonus. Ausbreitung des Christenthums in Europa. Acta Sanctorum.
- II. **Fahrten und Entdeckungen der Normannen.** Mit 3 Illustrationen. 137
 Raubzüge bis Südfrankreich und in das Innere Russlands. Gründung des Russischen Reichs. Othar's Reisen an der norwegischen Küste, Wulfstan's an der preussischen Ostseeküste. Erik Raude entdeckt Grönland. Blüte und Verfall desselben. Hven entdeckt Vinland und die Ostküste Nordamerika's. Leif's wiederholte Fahrten und Kolonisationen. Verfall und Vergessen derselben. — Normannische Dynastien in Europa.
- III. **Die Araber als Geographen und Entdeckungsreisende.** Mit 3 Illustr. 145
 Der Islam und die Araber. Eroberungen und Ausbreitung. Hässliche Pflege der Geographie. Studium der Kisten. Geographen und Reisende: Chordadbeh, Ibn Haukal, Masudi, Edrisi, Ibn al Wardi, Abuulfeda, Ibn Batuta. Sprache und Religion erleichtern das Reisen. Wichtigkeit der geographischen Mittheilungen der Araber — ihre Verdienste um Wissenschaft und Kultur. Blüte Spaniens. Specielle Länderkenntniß in Arien, Gog und Magog — in Afrika, Europa.
- IV. **Missionstreifen in Asien.** Iscefin, Carpini, Rubruquis. Mit 2 Illustr. 159
 Schrecken der Mongolenzüge. Frischer Johannes und Nestorianer. Bekehrungsmissionen: Iscefin zu Bajoth-Kay am Kaspiischen Meere. — Carpini zu Batu-Khan an der Wolga und zu Kajal bis Karatorum. Die Mongolen in physischer und sozialer Eigenart. Ihre Sitten, Bräuche und religiösen Ansichten. Thaten der Edhne Schingis-Khans. Kamul in der Wüste Schamo und deren nachbarliche Wundervölker. Unterordnung des Volkes, feudale Theilung des Landes. Mission und Komposition. Carpini bleibt Missionar auch in europäischen Ländern. — Rubruquis geht über das Schwarze Meer, den Karatau, nordostwärts über den Alafal nach Karatorum. Die Nachbarvölker, die Kataler. Audienz beim Großkhan. Geistesbild und Heimkehr.
- V. **Reisen Marco Polo's.** Mit 4 Illustrationen 175
Zamille und Anfang der Reisen. Marco und Nicolo Polo gehen über Bokhara, Karatorum nach Cambalu oder Peking zu Kublai-Khan. Rückkehr mit Auftrag an den Paph. Zweite Reise mit Marco Polo. Seine hohe Stellung und reiche Erfahrung. Heimkehr nach fünfundsamanzigjähriger Abwesenheit. Zweifel an der Identität ihrer Person und der Glaubwürdigkeit ihrer Erzählung. Das Reisetagebuch und die zahlreichen Ausgaben. — Armenien. Gewerbe in Turkestan, Mosul, Bagdad. „Der Alte vom Berge“ und die Affasinen. Balkh und die Saljuken, Badakshan und sein Schendiana. Kaschmir und seine Bauberer. Pamir-ette. Kaschgar. Jarkand. Die Gobi und ihre bösen Geister. Tangut mit Sa-fischen und Hani. Tschin-ischitales. Kampton. Ueber Sining, Ringhia durch die Provinz Tendsch nach Kandu (Schang-tu-fu), dem Hoflager Kublai's. Marco Polo wird Günstling und Ehrenbegleiter des Großkhan Kublai. — **Marco Polo in China und Hindien.** Sitten und Bräuche der Tataren. Kublai's Persönlichkeit und Hofstaat. Jagden, Geburstags-, Neujahrs- und Weifest; Elefantenparade und Schmaß. Sommerpalast in Kandu. Milchsch-Winterfeldzug Kambalu oder Peking. Handel und Verkehr, Handelsstraßen und Posten. Papiergeld. Die Chinesen. Steinlophen. Polo Statthalter von Manji. Luinsai und sein Verkehr. Der Hafen Jaktum. Lingul und seine Porzellane. Der Lulanfluß, die Schiffe und ihre Einrichtungen. Der Süden von Manji. — **Marco Polo in Tibet, Persan und Hindien.** **Heimkehr.** Tibet. Kalindu, Karagan, Natur, Sitten und Bräuche. Männerkündert, Kriegselefanten. Bangala. Groß- und Klein-Indien. Sibirien. Sipangu oder Japan. Das Meer Ein und seine gewirkreichen Inseln. Namba. Groß-Java oder Berneo. Klein-Java oder Sumatra. Persan mit wunderbarem Reichthum. Malabar und die Perlenfischereien. Das diamantenreiche Murzil. Laf, Soutam, Delhi. Guzerat und seine Kunzergewinne. Samam und Chedmakoran. Die Männer- und die Fraueninsel. Secotora, Madagaskar. Habesch. Ken. Handel auf dem Arabischen Meere nach Kairo. Ormus. Beaufahrt und Heimkehr. Geographische Resultate.

- VI. Die Nachfolger Marco Polo's. Mit einer Illustration 207
 Beziehungen zwischen Erdkunde, Handels- und Missionsverbreitung — Montecorbino baut die erste Kirche in China, übersetzt das Neue Testament und die Psalmen ins Mongolische und wird Bischof von Cambalu. — Oberlich geht über Konstantinopel, Trapezunt, Persien, Ceylon nach Indien und China. — Marignola geht über Land, über Konstantinopel, Sarai, Hami nach Peking, und von Jaitun über See zurück. — Conti kommt über Damascar, Bagdad, Bassora, Ormus über Indien hinaus zu den Sunda- und Molukken-Inseln.
- VII. Drei Abenteuer. Mit einer Illustration 215
 Wanderville geht nach Konstantinopel, Syrien, Aegypten, Persien, Indien, dem östlichen Archipel und Sibirien. Fabeln von Paganien, leuchtenden Karfunkeln in Cambalu. Heimkehr durch das Land des Priesters Johannes. — Ghisbergier im Kriegszug gegen Bajasid, Gefangenschaft, Fluchtversuch und weitere Dienste bei Tamelan. Kriegszug gegen Indien. Dienst bei Kubek und Zug nach dem Kipshak, Sibirien, bis zu den Kuriten. Heimkehr über Konstantinopel nach Venedig. — Bethencourt erobert die Kanarischen Inseln und taugt die Bewohner.
- VIII. Die Italiener, die Vorläufer der portugiesischen Entdecker. Mit 5 Illust. 227
 Die italienischen Handelsrepubliken. Verkehr über das Rote Meer und über den Ostind. Archipel nach Alexandria. Fabeln und Erzählungen. Venezianer, Venetianische Land- und Seefarten. Kompaß und Kompaßarten. Venetianische Entdecker in portugiesischen Diensten.

Viertes Buch. Das Zeitalter der Entdeckungen.

- I. Entdeckungen der Portugiesen bis zum Kap der guten Hoffnung. Mit 2 Illust. 239
 Prinz Heinrich, der Seefahrer. Was war, wo lag Indien? Kap Bojador, die Grenze der Schifffahrt. Weiteres Vordringen an der afrikanischen Küste. Cadamosto's Reisen. Cam und Behaim in Congo. Viaz am Kap der guten Hoffnung.
- II. Christoph Columbus. Mit 9 Illustrationen 253
 Vorkleben, Pläne und Verhandlungen. Verkauf und Geburtsjahr. Unterricht und Jugend. Neigung und erste Reisen. Reime seiner großen Pläne. Einfluß Tolcanelli's und sein Irrthum. Am portugiesischen Hofe. Verleumdung und Noth. Im Kloster La Rabida. Am spanischen Hofe. Reider und Gönner. Gunst der Königin. Hindertöth. Aufschluß und Vertrag. Ausrüstung des Geschwaders. — Columbus' erste Reise. Abfahrt am 3. August 1492. Anwesenheit in Gomera bis 6. September. Westliche Fahrt bis 7. Oktober. Die größte Entfernung. Stühnige Nordpassate. Sargassomeer und westliche Abweichung der Magnetnadel. Täuschende Anzeichen von Land. Doppelte Schiffsrechnung. Halbher Landruf. Vogelzug, ein Zeichen der Landnähe. Kenderung des Kurtes. Prädestinierte Landungsgegend. Vorzeichen der Landnähe. „Land! Wo war Guanahani? Land und Leute. — Columbus' zweite Reise. Ausrüstung und Abfahrt. Entdeckung von Dominica, Maria Galante, Guadeloupe und dessen Erforschung. Menschenfresser, Kariben. Entdeckung von Santa-Cruz, Fortorico. Aushaus der Spanier, Verhörung von Nodvada. Gründung von Isabella. Mißwath. Zug nach Cibao. Religiöse Vorstellungen, Priester und Lebensweise. Ipsiße in Isabella. Entdeckung von Jamaica. Rückkehr nach Cuba und Isabella. Ankunft Bartolomeo's und Ernennung zum Adelantado. Unruhen in der Kolonie, Niederlage der Indianer. Verleumdung bei Hofe und Rückkehr nach Spanien. — Columbus' dritte Reise. Abfahrt und Theilung des Geschwaders. Jone der Windstille. Verderb des Vorraths. Trinidad, die Orinoco-mündung und die Küste von Paria. Die Bevölkerung. Verleumdung. Rhythmische Erdansicht. Rückkehr nach Hispaniola. Krankheit und Meuterei auf St. Domingo. Verleumdung und Ungnade bei Hofe. Ernennung Bobadilla's als Statthalter. Columbus in Ketten nach Spanien geschickt. Neue Gunst bei Hofe und Ernennung Ovando's zum Statthalter. Neue Pläne des Columbus. — Columbus' vierte Reise. Columbus' Beharrlichkeit in Plan und Irrthum. Abnung einer nördlichen Durchfahrt. Abreise von Cadix. Landung auf Martinique. Von St. Domingo abgewiesen. Sturm und Untergang der reichen Flotte. Entdeckung der Honduras- und Mosquitoküste, von Costa Rica bis zur Landenge von Darien. Kurzes Besetzen von Veragua. Schlechter Zustand der Schiffe und Strandung bei Jamaica.

Ein Jahr der Noth. Wandfingerring und Mendez' fähne Fahrt nach Hispaniola. Ankunft des Rettungsschiffes. Kurze Raft und Rückkehr nach Spanien. Fortbruch in Erfüllung der Versprechungen. Columbus' Tod und irdische Rüste. Nicht selig gesprochen. Der Name „America“. Veschel's Urtheil.

III. Die kleinen Entdecker. Mit 5 Illustrationen 290

Hojeda. Erste Reise mit de la Cosa und Vespucci. Cumana, Venezuela, Maracaibo, Hispaniola. Rückkehr. Reise. Spätere Reisen. — Nicuesa an der Küste von Panama. — Rino und Bastidas, Vinzon und de Salis, de la Cosa und Vespucci. — Reisen mit Columbus. Zweite Reise mit Hojeda. Spätere Reisen im portugiesischen Westen. Brasilien. Vespucci's Ernennung zum Piloto major. — Ponce de Leon. Entdeckung von Portorico, Florida.

IV. Rekapitulirende Uebersicht der Entdeckungen des Mexikanischen Meerbusens. Mit 4 Illustrationen 325

Der Mexikanische Meerbusen. Columbus. De Solis und Vinzon entdecken die Ostküste von Yucatan. Sebastian de Campo umgibt Cuba. Zweifelhafte Reisen und einige wichtige Schiffbrüche. Diego Velasquez. Miruelo in Florida. Cordova und Alaminos entdecken Yucatan. Grijalva und de Alaminos. Vineda und Garay.

V. Vasco de Gama. Mit 4 Illustrationen 339

Der prophetische Traum des Königs. Gama's erste Reise. Um das Kap. Rüste Natal. Sofala. Der Sturz. Arabische Kaufleute auf Mozambique, Bombaja, Melinde. Landung vor Calicut. Der Samorin und sein Hof. Eifersucht der Araber. Gefahr und Heimkehr. Zweite und dritte Reise. Tod.

VI. Almeida und Albuquerque. Mit 6 Illustrationen 351

Almeida. Befestigung der portugiesischen Macht in Ostindien. Seine Aufgabe und Abfahrt. Eroberung Calicoa's und Bombaja's. Arabische Niederlassungen an der Ostküste Afrika's und deren Bewohner. Land und Leute von Sofala. Besuch und Niederlassung auf den Anhediven-Inseln. Calicut in Schrecken. Die Kayren. Almeida in Kofchin. Vorenzo's Sieg und Landung an Ceylon. Kampf mit der ägyptischen Flotte. Vernichtung der arabischen bei Diu. Niederlegung und Tod. — Albuquerque. Er wird Oberstatthalter in Indien. Coutinho's Sturm auf Calicut und Niederlage. Verbleib der Flotte in Indien. Mißgeschick der Alvalen. Besorgniß vor Verdächtigung bei Hofe. Waschlicher Zug nach dem Rothen Meere. Eroberung von Goa. Verbreitung der arabischen Kaufleute in Indien. Eroberung von Malacca. Neue Pläne zur Vernichtung des arabischen Handels. Mißgeschick vor Madag. und im Rothen Meere. Eroberung von Ormus. Sieg der Verleumdung. Krankheit und Tod. Stille der portugiesischen Macht in Indien.

VII. Vasco Nunez de Balboa. Mit 2 Illustrationen 369

Zeitgeist. Herkunft Balboa's. Geht nach Hispaniola, wird Gouverneur von Darien. Land und Leute. Zug nach dem Goldlande. Tobariba. Bündniß mit Komogre. Hinweis auf das Goldland und das Meer. Der Ithmus. Unwegbarkeit durch das Gebirgsland. Kämpfe, Strafgericht und Plünder. Erster Blick auf das Weltmeer. Besitzergreifung desselben. Verschiedene Formen der Besitzergreifung. Perlen und Perleninseln. Mißgung. Verleumdung und Unternehmung. Pedrorias wird Statthalter. Geheimer Hof und gefahrvolle Aufgaben. Balboa zum zweiten Male am Weltmeer. Mißdeutung, Verhaftung und Hinrichtung. Balboa's Verdienste und Vergehen.

VIII. Ferdinand Cortez. Mit 7 Illustrationen 381

Stürmische Jugend. Zwist und Verjähmung mit Velasquez. Grijalva's Entdeckungen. Cortez' Expedition und Abfahrt von S. Jago. Seine Instruktion zur Erforschung der Küste Yucatan's. Landung auf Catache und Cozumel. Erstes feindliches Zusammentreffen mit Tabascoanern. Die schöne Martina. S. Juan de Ulloa. Kunde von Montezuma. Entdeckung des Panuco. Gründung von Veracruz. Empörung. Straße der Silberflotte. „Auf, nach Mexiko!“ Kyklopische Boten. Vernichtung der Flotte. Ausbruch nach Mexiko. Xalapa. Bündniß mit Tlascala. Einladung nach Mexiko. Cholula's Verrath und Blutbad. Vornarrisch. Thal von Mexiko. Hauptstadt und Schloß. Einzug und Empfang bei Montezuma. Procht der königlichen Wohnung. Tod Teocalli. Montezuma gefangen und in Ketten. Tribut.

- Erste Kirche im Teocalli. Geheime Gährung. Ankunft und Niederlage des Cortez, Empörung und Kämpfe in Mexiko. Rückkehr des Cortez. Tod Montezuma's. Aufmarsch aus Mexiko. Die „Nacht der Trauer“. Verlaß der Spanier. Fall der Hauptstadt. Zug nach Oaxaca. Letzte Lebensjahre.
- IX. **Franz Pizarro.** Mit 5 Illustrationen 409
 Herkunft und erster Dienst. Befehlshaber von Uraba. Dreimännerbund. Erstes mißglücktes Unternehmen. Erreichung von Tumbez 1525. Am Hofe zu Toledo. Zweite Expedition 1531. Aufenthalt auf der Insel Tana. Gründung von St. Michael. Politische Zustände. Keltische Geschichte Peru's. Vorgänge in Cajamarca 1532. Der Inka gefangen. Seine Lösung. Tempelschätze. Erste Theilung der Beute. Hinrichtung des Inka. Sonnenempel in Cuzco. Zweite Theilung der Beute. Pizarro's höchste Nacht. Streit mit Almagro. Almagro hingerichtet. Pizarro ermordet.
- X. **Ferdinand Magellan.** Mit 7 Illustrationen 425
 Umgelöste Aufgabe. Magellan in Spanien. Die päpstliche Theilung der Erde. Ausrüstung und Abfahrt. Natur Brasiliens. Hafen St. Julian. Das Feuerland. Die Magellan-Straße. Fahrt durch die Südsee. Die Tiefseeinseln (Marianen), Philippinen, Java. Tod Magellan's auf Macian 27. April 1521. Freundlicher Verkehr auf Magindano, Palabang, Borneo. Handelsprodukte. Del Cano, Oberbefehlshaber, erreicht die Molukken. Tibore, Pflanzen- und Thierwelt. Trennung der Trinidad von der Victoria.
- XI. **Der „Erdapfel“ Martin Behaim's.** Mit 3 Illustrationen 447
 Behaim's mathematische und nautische Bildung. Astrolabien. Kreuz- oder Jakobspfad. Der „Erdapfel“ 1492. Der Atlantische Ocean, im Indischen Meer und an der Ostküste Asiens. Schöner's Erdglobus.

Die Extra beigefügt sind einzubeften:

Titelbild.		Seite
Uebersichtskarte der Reisen Marco Polo's		204/205
Coscanelli's Erdkarte		208
Reisen des Columbus		296/297
Martin Behaim's Erdglobus	Westliche Hälfte	448
	Ostliche Hälfte	449
Schöner's Erdglobus vom Jahre 1500		487

Erstes Buch.

Nacht und Morgen.

Ursanfänge bis Herodot.



I.
Biblische
 und
heidnische Sagenkreise.

Bibel. Welt- und Menschenschöpfung. Heimat, Alter und Einheit des Menschengeschlecht. Paradies und Sündenfall. Sintflut, Turmbau und Völkergerstreuung. Die heiligen Schriften der Bibel nach ihrem Alter. Quellen und Vorbilder der Bibel. Bal. Berolus und die neueren assyrischen Entdeckungen. Indische Flutmythe. Die Akkader. Biblische und hellenische Mythen. Ethnologie und Naturwissenschaft. Geographischer Inhalt der Bibel. — **Ägypten.** Schwanker geographischer Anfang. Quellen. Die Meghytologie. Alter der Ethnographie, der Landschaften und Reisebeschreibungen. Horizont der Länderkunde. Eroberungsjüge. Handel mit Skizzen und Dessen. Erforschung des Rothen Meeres und Umschiffung Afrika's. Geographische Kenntnisse. —

Sabel. Boden Mesopotamiens. Architektur in Tempeln und Palästen. Keilschriften. Sanelter Verfall der Staaten und ihrer Denkmale. Herodot's Nachrichten. Alter der Chronologie. Neuere Mytheologie. Mythe und Dichtung, ein Vorbild späterer Zeit.

Unsere „Geschichte der Reisen“ soll eine Geschichte der geographischen Entdeckungen sein, sie soll den Verlauf der allmählichen Enthüllung, des Bekanntwerdens der Länder, Völker und Meere unserer Erde erzählen. Sie hat daher,

man möchte sagen, mit den ersten Schritten anzufangen, die einst der Mensch von seiner Geburtsstätte aus in die nächste Umgebung seiner Erdenheimat gethan hat.

Aber wo war diese Geburtsstätte? — Wo, wann, wie ist der Mensch geboren, geschaffen worden? — Und an diese Fragen knüpfen sich alsbald auch noch die Fragen: ist denn der Mensch nur in einem einzigen Paare, in einem einzigen Orte geschaffen worden, oder in mehreren Paaren, an verschiedenen Orten? — oder ist er gar, wie die neuere Lehre Darwin's will, nur die veredelte Abart eines Uraffen? —

Man war zeither gewohnt, die Antwort auf diese und ähnliche Fragen in der Bibel zu lesen, weil man dieselbe für das älteste, von Gott inspirirte und daher heiligste Schriftwerk der Menschheit hielt. In dem ersten Kapitel der Genesis ist bekanntlich die ganze Schöpfungsgeschichte der Welt, des Himmels und der Erde, alles Gethiers und des Menschen ausführlich erzählt. Auch wird die Geschichte vom Paradiese, dem Sündenfall, der Sintflut, dem babylonischen Thurbau, der Völkerzerstreuung ausführlich erzählt, und man hielt diese Darstellungen für untrüglich.

Aber der Mensch kann doch nicht Zeuge seiner Erschaffung gewesen sein, und eben so wenig kann er Berichterstatler seiner Vorgeschichte, der Welterschöpfung, sein. Selbst die Nachrichten von den späten langen Reihen der uraltesten Menschengeschlechter können nicht im geschichtlichen Sinne der Nachwelt berichtet worden sein. Alles, alles verliert sich in finstere, unmeßbare Zeitfernen. Daher ging selbst die frömmste Strenggläubigkeit der biblischen Schriftgelehrten schon früh in der Erklärung der biblischen Nachrichten weit aus einander.

So soll Adam, der erste Mensch der Bibel, nach den 70 Dolmetschern im Jahre 5872, nach dem samaritanischen Text im Jahre 4700, nach Ascher's Berechnung im Jahr 4004, nach Petav's Erklärung der Heiligen Schrift im Jahr 3984 vor Christo, den 28. Oktober, an einem Freitag, Nachmittag, erschaffen worden sein!

So verlegten beispielsweise die biblische Geburtsstätte des Menschen, das paradiesische Eden, Josephus und die ersten Kirchenväter nach den Quellen des Indus und Ganges, Theodoret nach denen des Euphrat und Tigris, Harduin in die Gegend von Damastus, Heidegger in das Jordanthal, Keland nach Armenien, Gatterer nach dem Hinduku, Frege in die Gegend des Kaspischen Meeres, Maignola nach Ceylon, Haffe an die preussische Ostseeküste, Rudbeck nach Schweden, Schulz in das Polarland!

Warum aber solche Träume zum Zeitmesser der Menschenschöpfung, der Weltenrechnung nehmen? Was nützen solche Phantasien und Hypothesen zum Wegweiser für Ortskunde, zum Ausgangspunkt für geographische Erkenntniß, der Enthüllung, der Erforschung unserer Erde?

Und wie die Erzählung von der Menschenschöpfung und dem Paradiese, so haben auch alle anderen Erzählungen vom Sündenfall, von der Sintflut (d. h. der großen Flut, aus der später eine Sünden- oder Sündflut gemacht wurde), vom babylonischen Thurbau, von Völkerzerstreuung, kurz von allen Erzählungen geographischen Inhalts wunderliche Erklärungen erhalten, die als untrüglich galten, bis endlich spätere Reisen, Geschichte, Philosophie und Naturkenntniß dieselben auf ein richtiges natürliches Verständniß zurückführten.

Zunächst ist hier darauf hinzuweisen, daß die Bibel gar nicht die älteste Urkunde der Menschheit ist, und daß ihre Geschichte der Welt- und Menschenschöpfung,

wie mehrere andere Erzählungen nur Vorstellungen und Sagen älterer Völker erst später nachgebildet sind. Es folgen nämlich:

Die heiligen Schriften der Völker
nach dem Alter ihre Entstehung.

Entstehung.	Titel.	Verfasser.	Sprache und Schrift.	Bekannt.
? vor Chr.	Thoth-Bücher.	Thoth.	Hieroglyphen.	Aegypter.
? " "			Keilschrift.	Affyrer, Assadier. Chaldäer.
2000 " "	Kings.	Khong-su-tse.	Alt-Chinesisch.	Chinesen.
? —600 " "	Vedas.		Sanscrit.	Indier.
? —500 " "	Tripitaka.	Buddha.	Pali.	Tibeter.
1000—500 " "	N. Testament.	?	Hebräisch.	Hebräer.
600 —500 " "	Tao-tse-King.	Tao-tse.	Chinesisch.	Chinesen.
600 " "	Zendavesta.	Zoroaster.	Persisch.	Persier.
100 —200 n. Ch.	N. Testament.		Griechisch.	Christen.
600 " "	Koran.	Mohammed.	Arabisch.	Mohammedaner.

Die Bibel ist also erst viel später und zwar ihre einzelnen Theile in sehr verschiedenen Jahrhunderten eines langen Zeitraums verfaßt worden, als man gewöhnlich annahm. Was bisher gesagt wurde, ist genug für die richtige Würdigung der kosmographischen und ersten geographischen Anschauungen der Genesis. Man sollte überhaupt in den Büchern Moses nicht mehr suchen, als was die Natur des Textes in ihnen zu suchen berechtigt. Moses hatte eine erhabeneren Aufgabe, als ein Compendium der Astronomie, der Geologie, Geographie oder Ethnographie zu schreiben. So lange die strenggläubige, orthodoxe Theologie die Bibel als eine von Gott inspirirte Urkunde über den Anfang der Dinge betrachtet hat, hielt sie dieselben auch ihrem ganzen Inhalte nach als heilig und unantastbar. Sie hat sich gegen alle abweichenden Lehren der Philosophie und Naturwissenschaften nur absprechend und verwerfend verhalten und hat in ihnen nur Kezelerlehren verdammt.

Aber diese starre Buchstabengläubigkeit wurde immer mehr zurückgedrängt, und die neueren Forschungen haben überraschend dargethan, daß die wichtigsten Darstellungen der Bibel nur Nachbildungen von Erzählungen viel älterer Völker sind.

Schon drei Jahrhunderte vor Christo hatte man Beweise dafür, daß zu dem biblischen Sagenkreise von der Welt- und Menschenschöpfung die Literatur, die Sagen eines noch viel ältern Kulturvolkes, als die Hebräer waren, benützt worden seien.

Ein chaldäischer oder babylonischer Priester, Berosus, der um die Mitte des dritten Jahrhunderts in Athen lebte und vortreffliche Kenntnisse der urältesten Geschichte und der Keilschriften in den Tempelarchiven der Affyrer und Babylonier gehabt haben mußte, hatte nämlich Auszüge und Uebersetzungen aus diesen ältesten Keilschriften gemacht, welche Sagen und Geschichten von Welt- und Menschenschöpfung, Sintflut, Thurmabau und Völkerzerstreuung enthalten. Sie sind wahre Parallelstellen zu den Erzählungen der Bibel und wurden, weil sie die Wahrheit derselben zu unterstützen schienen, im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung von dem ersten Historiker der christlichen Kirche, dem Bischof Eusebius von Cäsarea, übersetzt und in seinen Schriften aufbewahrt.

Es gehörte zum guten Ton der Orthodoxie, in ihnen nur eine spätere Bestätigung der biblischen Geschichte zu sehen, obwohl letztere um Jahrtausende jünger war.

Nach der Mittheilung des Bischofs Eusebius beginnt Verofus, wie die Bibel, ebenfalls mit der Schöpfung der Welt. Da heißt es:

„Einst war alles Finsterniß und Wasser. Darin lebten schreckliche Thiere und Menschen mit zwei Flügeln und andere mit vier Flügeln und zwei Gesichtern, noch andere mit zwei Naturen, männlich und weiblich. Andere hatten Schenkel von Ziegen und Hörner auf dem Kopfe, andere hatten Pferdefüße oder hinten die Gestalt des Pferdes und vorn die des Menschen. Auch gab es Stiere mit Menschenköpfen und hundsköpfige Pferde und Menschen und andere Thiere in Menschengestalt mit Schweifen gleich den Fischen, und sirenenartige Fische und Drachen und kriechende Thiere und Schlangen und wilde Thiere, deren Bilder im Tempel des Bel vorhanden sind. Ueber alle diese hat ein Weib geherrscht, Omorka. Bel aber spaltete die Finsterniß und das Weib in der Mitte durch und machte den einen Theil zur Erde, den andern zum Himmel und stellte die Sterne, die Sonne und den Mond und die Wandelsterne auf und leitete das Wasser ab und vertheilte es unter jegliches Land und bereitete und ordnete die Welt. Jene Wesen aber konnten die Macht des Lichtes nicht ertragen und kamen um. Da Bel nun das Land unbewohnt und fruchttragend sah, hieb er sich sein Haupt ab und befahl einen von den Göttern, das Blut, welches aus seinem abgehauenen Kopfe floß, mit Erde zu mischen und die Menschen und andere Thiere und Wild zu bilden, welche die Luft ertragen könnten.

„So erwuchsen zahlreiche Menschen verschiedenen Stammes, die Chaldäa bewohnten, aber sie lebten ohne Ordnung wie die Thiere während eines langen Zeitraums von über 432000 Jahren.

„In dem letzten Jahre offenbarte der Gott Bel dem Xisuthros im Schlafe, daß am fünfzehnten des Monats Daestios große Regengüsse kommen und die Menschen durch die Wasserflut vernichtet werden würden, und befahl ihm alle Schriften, die alten, die mittleren wie die neueren, in der Stadt der Sonne Sippara zu vergraben und ein Schiff zu bauen und dasselbe zu besteigen mit den Verwandten und den nächsten Freunden. Auch Speise und Trank solle er in das Schiff bringen und Thiere hineinnehmen, geflügelte und vierfüßige. Xisuthros that wie ihm geheßen war und baute ein Fahrzeug, 3000 m. lang und 400 m. breit, und brachte Weib und Kind, Verwandte und Freunde hinein. Die Uberschwemmung kam. Als der Regen aufhörte, ließ Xisuthros einige Vögel hinaus; diese aber kehrten, da sie nichts zu fressen und keinen Platz zum Ruhen fanden, zu dem Schiffe zurück. Nach einigen Tagen entsendete Xisuthros andere Vögel, die ebenfalls wieder zum Schiff zurück kamen; aber sie hatten Schlamm an den Füßen. Endlich ließ Xisuthros zum dritten Male Vögel fliegen. Da diese nicht zurückkehrten, erkannte er, daß die Erde wieder aus dem Wasser hervorgetreten sei. Er nahm eine Seite von dem Dache des Schiffes ab und gewahrte, daß es auf einem Berge festsiße. So ging er mit seinem Weibe, seiner Tochter und dem Baumeister des Schiffes heraus, verehrte die Erde, richtete einen Altar auf und brachte den Göttern Opfer.“

Den in den letzten Jahren gemachten Fortschritten in der Entzifferung der Keilschriften auf den Tafelscherben assyrisch-babylonischer Bautrümmer blieb es vorbehalten, unbestreitbar zu beweisen, daß die Erzählungen der Bibel chaldäischen

Schilderungen entnommen seien, die an 1200 Jahre älter sind. Es ist dies die schönste und folgenreichste Entdeckung in der mit dem Namen Assyriologie bezeichneten Wissenschaft.

So sind aus den Keilschriften, die von den Trümmern Ninive's in das Britische Museum nach London gebracht wurden, Mythen von der Welt- und Menschenschöpfung, vom Paradies und Sündenfall, von der Sintflut, dem Thurmbau u. s. w. entziffert worden, die als Vorbilder der mosaischen Erzählung wahrhaft überraschen.



Bruchstücke in Keilschrift.

George Smith, ein Engländer, hat in den letzten Jahren aus dem Schutt der ausgegrabenen Paläste Assyriens, namentlich aus dem Schutthaufen der sogenannten Bibliothek Sardanapal's, viele, viele Tausende von Scherben zertrümmerter Tafeln und Täfelchen aus gebranntem Thon sorgsam zusammengelesen und mit unglaublichem Scharfsinn auch theilweise zusammengestellt, auf denen in Keilschrift ganze grobkartige Schriften, Werke, Dokumente verschiedensten Inhalts eingegraben sind. Durch ihn erst erhielt man richtigere Aufschlüsse über das Wesen der merkwürdigen Schätze, welche Jahrtausende lang vergraben lagen. Er war es, der die Welt mit der Nachricht überraschte, daß unter diesen Scherben sich eine alte Dichtung von einer Ueberschwemmung findet, welche das Original zu der biblischen Erzählung von der sogenannten Sintflut bildet. Obwohl dieses Original nicht vollständig und nur ein Bruchstück aus einer größeren Legende ist, findet man doch darin ganze Scenen und theilweise auch wörtliche Stellen, welche es zweifellos machen, daß die Bibel in ihrer Darstellung nicht etwa den Offenbarungen des heiligen Geistes, sondern sehr alten babylonischen, göpdienerischen Urkunden und Dichtungen nachgebildet ist.

Aus anderen Bruchstücken lieferte er ferner den Beweis, daß die ganze Schöpfungsgeschichte, wie sie im Beginn des ersten Buches Moses enthalten ist,

gleichfalls aus alten Dichtungen und Legenden der „chaldäischen Genesis“ entnommen ist.

Das zunächst interessante Ergebnis in den Forschungen Smith's ist der Sintflutbericht. Er bildet eine Episode in einem umfangreichen Heldengedichte, welches die 12 Thaten und Wanderungen des Sonnengottes Izdubar, eines chaldäischen Hercules, erzählt. Diese Darstellung unterscheidet sich von der biblischen, die bekannt ist und die offenbar einen abgeänderten Auszug daraus



Izdubar, der chaldäische Hercules.

darstellt, durch eine viel dramatischere Gestaltung, da die Götter sich in die Angelegenheiten der Menschen mischen.

Bel, einer der drei Hauptgötter, hat in seinem Zorne beschlossen, das Menschengeschlecht wegen seiner Sünden von der Erde zu vertilgen, aber der dritte Hauptgott, die Personifikation der das Weltall durchdringenden Intelligenz, der „über den Gewässern schwebende Geist“ Ea oder No, beschließt, den Sisythrus mit seiner Familie, mit Thieren und Pflanzen zu erretten. Er theilt ihm daher den Entschluß Bel's mit, giebt ihm, wie in der Bibel, die Maße der Arche und das Verfahren, das Fahrzeug mit Erdwech dicht zu machen, an; worauf eine sehr poetische Schilderung des Naturaufzuges folgt, bei welchem die Wind- und Planetengötter ihr tüchtig Theil Arbeit leisten. Endlich am siebenten Tage, nachdem die Göttin Istar den Untergang des Menschengeschlechts mit den übrigen Göttern beklagt, legt sich der Sturm und das Schiff bleibt am Nizir-Gebirge, den Gordiäischen Bergen in Armenien, hängen. Sisythrus macht darauf das Experiment mit den drei Vögeln und verläßt, nachdem der letzte

— hier ein Nabe — nicht mehr wiedergekommen, die Arche und opfert den Göttern, die sich gleich „Zügen von Fischen“ über dem Opfer versammeln.

„Ich betete“, erzählt Sisythrus, „daß die Götter kämen zu meinem Altar, aber daß Bel nicht käme zu meinem Altar! Denn er hat unbefonnen gehandelt und er hat einen Sturm hervorgerufen und er hat geweiht mein Volk der Tiefe.“ — Aus der Ferne in seinem Laufe, erblickte Bel das Schiff und ging voll Zorn zu den Göttern und den Geistern: „Daß nicht Einer lebendig herauskomme, daß kein Mensch errettet werde aus der Tiefe!“ Adar öffnete seinen Mund und sprach zu Bel: „Du, Fürst der Götter, Krieger, weil du gereizt

worden bist, hast du einen Sturm hervorgerufen. Der Sünder hat seine Sünde gebüßt, der Freveler ist für seinen Frevel bestraft; damit Derjenige, welcher erhaben ist, nicht zerschellt werde, damit der Gefangene nicht befreit werde, so mögen, statt daß du einen Sturm erregest, die Löwen zunehmen und die Menschen verringert werden; anstatt, daß du einen Sturm erregest, die Panther zunehmen und die Menschen verringert werden; anstatt, daß du einen Sturm erregest, möge die Pest zunehmen und die Menschen verringert werden.“

„Ich prüfte nicht“, fährt Sifithrus fort, „die Weisheit der Götter in meiner Demuth. Er (Bel) vernahm die Weisheit der Götter, trat in das Schiff, ergriff meine Hand und führte mich heraus und ließ herbeiführen meine Frau an meine Seite. Er reinigte das Land, er schloß einen Bund und nahm das Volk in seine Hand.“

Wir sehen, Bel wird hier von den anderen Göttern bestimmt, sich mit der wider seinen Willen geretteten Familie zu versöhnen, während der Schriftsteller, welcher die Mythe dem Monotheismus anpaßte, zwar den Bundesabschluß beibehielt, aber uns nicht sagt, warum, wozu er abgeschlossen wurde. — Wir sehen deutlich, daß die Bibel den Sifithrus in Noah, Noah umgestaltet.

Dieser rettende Noah (Noah) wird ferner in anderen mythologischen Bruchstücken der Sardanapal's-Bibliothek unter Anderm auch „wohlthätiger Fisch“, „rettender Fisch“, „Fisch des Abgrundes“ genannt, wol zum Zeichen, daß man den „Geist der Gewässer“ in Fischgestalt verehrte, und ebenso führt auf astrologischen Tafeln derselben Bibliothek unser Sternbild der Fische den Namen „Fisch des Noah.“ Das ist wichtig, weil in einer dritten, einer indischen Sintflutmythe, ein göttlicher Fisch als Retter des Noah (Manu) auftritt.

Diese indische Sintflutmythe aus dem vierzehnten Jahrhundert v. Chr. lautet wie folgt:

„Eines Morgens brachte man Manu Wasser zum Waschen, und als er sich gewaschen hatte, blieb ihm ein Fisch in den Händen. Derselbe sprach zu Manu: „Beschütze mich und ich werde dich erretten.“ — „Wovon wirst du mich erretten?“ — „Eine Blut wird alle Geschöpfe hinwegraffen; das ist's, wovon ich dich erretten werde.“ — Wie soll ich dich beschützen?“ — Der Fisch antwortete: „So lange wir klein sind, schweben wir in großer Gefahr, denn der große Fisch verschlingt den kleinen Fisch. Bewahre mich vorläufig in einem Gefäße. Wenn ich zu groß für dasselbe geworden sein werde, grabe einen Teich aus und setze mich hinein. Wenn ich noch größer sein werde, trage mich ins Meer.“



Canues, der Fischgott der altbabylonischen Mythologie.

Dann werde ich bewahrt sein vor der Vernichtung.“ — Bald wurde er ein großer Fisch, und er sprach zu Manu: „In demselben Jahre, wo ich mein volles Wachsthum erreicht haben werde, wird die Flut eintreten. Erbaue dann ein Schiff und bete mich an. Wenn die Gewässer sich erheben werden, trete in dieses Schiff ein und ich werde dich erretten.“ Alles geschah, wie der Fisch vorausgesagt, und er errettete Manu, indem er zu dem Schiffe herangekommen kam, dasselbe mittels eines Seiles lenkte, welches um sein Horn geschlungen wurde, worauf er es zu einem hohen Berge hinführte.“

Man ersieht leicht, daß die indische, chaldäische und biblische Sage unter einander nahe zusammenhängen, und dies Ergebniß erklärt sich sehr einfach dadurch, daß sie alle drei derselben Urquelle der akkadischen Mythe entstammen.

Diese Akkadier sollen eine ganz bedeutende Rolle in der allerfrühesten Geschichte der Menschheit gespielt und die erste Civilisation nach Westen gebracht haben. Bis zu ihnen sollen sich die religiösen Ueberlieferungen, Kunst und Wissenschaft, Philosophie nicht allein bei den Hebräern, Aramäern, den Phönikiern, den Babyloniern, sondern sogar bis zu den Aegyptern zurückverfolgen lassen.

Jener Fischgott der altindischen und assyrischen Mythologie hängt nahe zusammen mit dem Fischgott Dannes, von dem auch Veropus erzählt, daß er alltäglich aus dem Meere emporgetaucht sei, um den Babyloniern weise Gesetze und alle Künste zu bringen, und ihnen auch jenes Buch schenkte, welches, wie die Bibel, anhub: Es gab eine Zeit, wo Alles Finsterniß und Wasser war u. s. w., worauf der Schöpfungsbericht in einer der mosaïschen ähnlichen Form folgte. Das Bild dieses Fischgottes haben die neueren Assyriologen ganz in der Form, welche Veropus andeutete, nämlich mit einem Menschenkopf und Menschenfüßen, die sich unter Kopf und Schwanz eines Fisches verbergen, auf Sculpturen in den Trümmern Ninive's wiedergefunden.

Sintflutsagen scheinen übrigens in gemeinsamen Anschauungen und Gefühlen der Menschen, selbst in den isolirtesten Heimstätten, ihren Grund zu haben. Sie finden sich auch bei Persern, Chinesen, Hellenen, selbst in Amerika, in Mexiko und Peru — ja selbst bei Grönländern, Lappen, Kamtschadalen, und sogar bei den Bewohnern der Fidjchi-Inseln in den Oeden des Großen Ozeans.

Aehnlich verhält es sich mit der Sage vom Thurmbau zu Babel. Auch sie findet sich in assyrischen Keilschriften, wie in der Mythe von den himmelstürmenden Titanen, die den Ossa und Pelion auf einander stellen wollten, und Aehnliches mehr.

Außer der Sintflut- und Thurmbau-Mythe hat man auch Spuren anderer biblischer und griechischer Sagen in den assyrischen Keilschrift-Fragmenten gefunden. So die Nimrod-, Abonis-, Andromeda-Sagen, der Titanenkampf und andere mehr.

In hohem Grade überraschend ist ferner die Aehnlichkeit der biblischen Erzählungen mit den hellenischen Mythen:

Die Bibel läßt durch ein Weib, Eva, das Paradies verloren gehen.

Die hellenische Mythe läßt Pandora dem Menschengeschlecht verderblich werden.

Die Bibel erzählt von der Sintflut Noah's.

Die hellenische Mythe erzählt von der Flut Deukalion's und des Dggos.

Moses führt sein Volk durch das Rother Meer und giebt ihm Gebote auf Steintafeln.

Bacchus führt sein Gefolge durchs Rother Meer und giebt ihm Gesetze auf Steintafeln.

Moses schlägt Wasser aus dem Felsen.

Die Bibel läßt Sodom und Gomorrah wegen ihres Sündenlebens in Pech- und Schwefelregen untergehen und an ihrer Stelle ein Schwefelmeer werden.

Lot's Frau wird eine Steinsäule.

Abraham will seinen Sohn Isaak opfern; ein Widder ersetzt ihn.

Simson verrichtete Wunder der Tapferkeit und wurde von einem Weibe, Delila, verrathen.

Elias fuhr in feurigem Wagen zum Himmel.

Minerva läßt eine Delquelle, Bacchus eine Weinquelle aus dem Felsen springen.

Die hellenische Nythe verwandelt ein Dorf, das die Götter misshandelt, in einen See und die Hütte Philemon's und Baucis' in einen Tempel.

Niobe wird in Stein verwandelt.

Agamemnon will seine Tochter Iphigenie opfern; eine Hindin ersetzt sie.

Hercules verrichtete wunderbare Heldenthaten und fiel durch Omphale's Frauenlist.

Hercules stieg in einer Quadriga zu den Göttern.

Aus Alledem ergibt sich aber, daß der Geist der Bibel ein ganz anderer und viel geläuterter war und ist, als der in den chaldäischen oder hellenischen Dichtungen. In jenen Dichtungen waltet der mythologische Charakter, der Spuk der Vielgötterei, vor, der zwar dichterisch ist, aber das ganze Weltbild als eine Willkürherrschaft einer leidenschaftlichen, sich gegenseitig verfeindenden Göttergesellschaft erscheinen läßt. In ethischer Beziehung ist daher die biblische Vorstellung von dem Schöpfer der Welt, von dem allmächtigen Gott, unvergleichlich und geläuterter. Die Darstellung in der Bibel selbst aber ist und bleibt darum doch nur eine nach älteren Quellen bearbeitete, von dem Unfug der Vielgötterei gesäuberte Dichtung!

Die religiöse Auffassung der Schöpfungsgeschichte in der Bibel läßt sich daher mit der wissenschaftlichen recht wohl versöhnen und vereinen, wenn die Theologie sich nicht an der buchstäblichen Einkleidung der Ideen als an einer nicht zu bezweifelnden Wahrheit festklammert und die Deutung des Inhalts der Weltbildung der Naturwissenschaft überläßt, die Männer der Wissenschaft dagegen sich streng innerhalb der Grenzen ihres Gebietes halten und darauf verzichten, über den letzten Grund der Schöpfung und über die Thatfachen des sittlich-religiösen Bewußtseins der Menschheit entscheiden zu wollen.

Nicht von physikalischen, welt schöpferischen Vorgängen berichten die biblischen Schriften, sie sind vielmehr preiswerthe Urkunden von dem religiösen Geiste der Vorzeit, und insofern sie bereits das aussprechen, was auch heute noch den Inhalt und die Grundüberzeugung des sittlich-religiösen Bewußtseins bildet, muß man sie als eine Offenbarung aus dem religiösen Geiste des Menschen mit Bewunderung schätzen und verehren.

Ueberblicken wir schließlich den thatsächlichen geographischen Inhalt der biblischen Schriften in ihren ältesten Theilen, so besteht er:

Erstens in der merkwürdigen Völkertafel, welche die Ausbreitung der Menschengeschlechter nach den Söhnen Noah's, Sem, Ham und Japhet, auseinandersetzt. Sie tritt bereits aus den Grenzen enger Heimatskunde hinaus und giebt eine allgemeinere geographische Uebersicht der Länder und Völker; sie verbreitet sich über Westasien, Nordostafrika und Südosteuropa, setzt also schon bedeutende geographische Kenntnisse über das Centrum der Alten Welt voraus. Das genealogische Interesse, welches den Hebräern eigen war, leitete sie ganz besonders zur Ethnographie und Geographie.

Zweitens ist es die erste, nach Stationen und sonstigen geographischen Anhaltspunkten verzeichnete Wegeroute einer Völkerwanderung, des Auszuges aus Aegypten nach dem Gelobten Lande. Wie verschieden auch die Wegerichtung und das Einzelne erklärt werde, mag der Zug sofort durchs Rother Meer oder zunächst nordwärts zur Mittelmeerküste und erst von hier südwärts zur Peträischen, Sinaitischen Halbinsel gegangen sein: die alleinige Thatfache einer ausführlichen Wegeroute bleibt unter allen Umständen ein Dokument von hoher geographischer Wichtigkeit.

Das dritte geographische Dokument ist die spezielle Beschreibung von Kanaan, wenn sie auch viel später, erst nach der Eroberung des Landes, abgefaßt worden ist. Die Bibel freilich erzählt: „Schon vor der Besitznahme des Landes sandte Moses Männer aus, das Land zu erforschen, und sie gingen hinauf und erkundeten das Land, von der Wüste Zin (am Todten Meere) bis gen Rehob, da man gen Hamath geht“ (d. h. bis Damaskus und Hama am Orontes). Als das in Besitz genommene Land nicht für alle Stämme ausreichte, schickte später Josua nochmals Kundschafter aus, um das nördliche Kanaan zu erforschen. Nach dem Berichte des Josephus ist anzunehmen, daß bei dieser Aufzeichnung des Landes eine wirkliche Vermessung stattgefunden hat, und daß dabei eine Art Landkarte entworfen worden ist. Dafür spricht auch die äußerst zweckmäßige Landestheilung nach den einzelnen Stämmen.

Wir hätten hier also, fast 1500 Jahre vor unserer Zeitrechnung, bei den Hebräern die erste allgemeine Völkertafel, die erste spezielle Landkarte; in den Stationen des Auszuges aus Aegypten aber die erste Wegeroute einer Völkerwanderung. Daß die Hebräer aber bereits so früh verhältnismäßig so bedeutende geographische Kenntnisse aufweisen, darf nicht Wunder nehmen: sie kamen ja aus Aegypten, wo sich schon sehr früh die Anfänge der geographischen Wissenschaft entwickelt hatten.

Der Zusammenhang der biblischen Sagen und Geschichten mit den babylonisch-assyrischen, wie auch mit der ägyptischen Geschichte, führt naturgemäß zu diesen uralten, einst mächtigen, erobernden Weltreichen zurück. Aber auch bei ihnen liegen die schwanken Spuren geographischer Nachrichten in finsterner Nacht. Und steigen wir auch an fünf Jahrtausende in das Grab der Zeiten hinab, wir finden nur zweifelhafte Anfänge von dem, was wir suchen, von geographischen Nachrichten. Erst in unserem Jahrhundert, in den letzten Jahrzehnten, konnten aus den ägyptischen Pyramiden und Felsentempeln, die trotz der zerstörenden Gewalt der Jahrtausende sich noch in bewundernswerthen Felsstrümmern erhalten haben, die Hieroglyphenschriften gedeutet werden; erst in unseren Jahrzehnten konnten die Keilschriften aus den Schutthaufen babylonisch-assyrischer Paläste zu Tage gefördert werden, die auf die ersten in tiefem Dunkel liegenden Anfänge der Geographie leiten.

Die Nachrichten des klassischen Alterthums, namentlich Herodot's, Diodor's, über Aegypten und Babylon stammen erst aus dem fünften Jahrhundert vor Christo; selbst der Sagenkreis der Hellenen reicht kaum über das zwölfte. Dabei sind diese Nachrichten wesentlich mangelhaft, weil sie aus sehr viel späterer Zeit stammen, meist lüdenhaft erhalten und meist zweifelhaft und widersprechend erklärt worden sind. Erst seit wenigen Jahrzehnten haben die Deutschen Lepsius, Brugsch, Dümichen, Ebers, der Franzose Rougé u. A. die

Wissenschaft der ägyptischen Alterthums- und Geschichtskunde, die Aegyptologie, begründet. Erst seitdem lassen sich die Spuren verfolgen, wie weit die geographische Kenntniß der Aegypter sich ausdehnt, was sie zur Erweiterung derselben beigetragen haben.

Die Aegypter selbst rühmten sich, die ältesten Menschen zu sein und die am weitesten hinaufreichende Ueberlieferung zu besitzen. Ihre Priester glaubten die Geschichte Aegyptens bis auf 23,000 Jahre v. Chr. hinaufzählen zu dürfen. Ihre Angaben der herrschenden Dynastien versteigen sich bis zu den Göttern, und die Zahl der menschlichen Könige auf fast 500. Das berichtet schon Herodot um 450 v. Chr. und 400 Jahre später auch Diodor. Letzterer vergleicht die angegebenen ungeheuren Zahlen der Dynastien und Könige, und kommt zu dem Schluß, daß der erste König Menes um 4800 v. Chr. gelebt habe.

Zwar bildeten die Aegypter damals unter Menes ein einheitliches Staatswesen, doch blieben sie noch Jahrhunderte später in völliger Abgeschlossenheit. Um das Jahr 2000 v. Chr. waren sie noch nicht weiter vorgeedrungen als bis zur Halbinsel Sinai und bis Senna in Rubien. Doch um die Mitte des 16. Jahrhunderts trug Tuthmosis III. die ägyptischen Waffen schon bis an den Orontes und bis nach Mesopotamien. Viel weiter gelangten hier seine Nachfolger auch nicht, denn die Berichte Herodot's, Diodor's, Strabo's, nach denen Ramses II., den die Griechen Sesostris nennen (um 1350 v. Chr.), einerseits bis Indien und andererseits sogar bis Thracien vorgeedrungen sein soll, erweisen sich vor der neuern Forschung als sehr übertrieben; auch Ramses gelangte nicht viel weiter als Tuthmosis. Dagegen dehnte er im Süden die Herrschaft Aegyptens über Rubien und Dongola aus bis 100 Meilen südlich von Syene und machte einen großen Theil Arabiens tributpflichtig. Im Westen waren die Aegypter nicht über die zunächst wohnenden libyschen Wüstenstämme hinausgekommen.

Schon einige Zeit vorher finden wir bei den Aegyptern Anfänge der geographischen Kunde. Es wurden nämlich bereits im 15. Jahrhundert v. Chr. unter König Seti I. nicht nur Völkerlisten aufgestellt, welche die bekannten Völker systematisch ordnen und zusammenfassen, sondern man machte auch damals schon den Versuch, Landkarten zu entwerfen. Es ist sogar in einer Papyrushandschrift die Beschreibung einer Reise nach Palästina aus der Mitte des dritten Jahrtausends v. Chr. erhalten. Ein anderer Reisebericht aus dem 15. oder 14. Jahrhundert v. Chr. führt uns nicht nur durch Palästina, auch durch Phönicien und Syrien. Wie weit indeß damals der geographische Gesichtskreis der Aegypter gereicht habe, läßt sich nicht mit Bestimmtheit feststellen. Sicher erstreckte er sich über diejenigen Länder und Völker, welche die Aegypter auf den erwähnten Kriegszügen erreichten.

Wenn es sich nun auch nicht bestimmen läßt, wie weit darüber hinaus sich die Kenntniß der Aegypter erstreckt hat, so ist doch mit Sicherheit anzunehmen, daß sie über dieselben hinausreichte. Denn sicher erhielten die Aegypter über fernere Länder Kunde durch die Völker, welche des Handels wegen zu ihnen kamen, besonders durch die seefahrenden Phönikier.

Schon früh war nämlich Aegypten wegen der Erzeugnisse seines fruchtbaren Bodens und seiner kunstvollen Industrie der Mittelpunkt eines ausgedehnten Land- und Seehandels geworden. Den Landhandel betrieben die benachbarten

Stämme Libyens, Syriens und Arabiens, sie zogen schon damals in großen Karawanen durch die Wüste, um den Aegyptern Gold, Elfenbein, Erze, Sklaven, Holz, Weihrauch zu bringen, wofür sie Korn, Waffen, Geräthe und Werkzeuge erhielten. Dazu war dann spätestens seit dem 14. Jahrhundert v. Chr. der Seehandel gekommen, welcher Anfangs allein in den Händen der Phönizier lag: sie konnten den Aegyptern Holz aus den Wäldern des Libanon, Wein, Del, Sklaven, Bernstein, Kupfer, Zinn zuführen; dafür tauschten sie Getreide und Fische ein, Arom- und Glaswaaren, Medicamente, Leinwand, ägyptische Gewebe und Teppiche. Schon früh wurden die Griechen Rivalen der Phönizier, doch bedeutend wurde ihr Handel erst seit der Mitte des siebenten Jahrhunderts v. Chr., als König Psammetich Handelsfreiheit gewährte und die bis jetzt zum größten Theil geschlossenen ägyptischen Häfen dem Verkehr öffnete. Psammetich's Nachfolger Necho (um 600 v. Chr.) suchte auch den Handel am Rothen Meere zu fördern, indem er an dem schon von Ramses begonnenen Kanal zwischen dem Nil und Rothen Meere weiterbauen ließ. Zu gleichem Zweck ließ er auch die Küsten des Rothen Meeres erforschen, er ließ sogar durch phönizische Seefahrer, die in seinen Diensten standen, vom Rothen Meere aus Afrika umschiffen, wie später bei den Phöniziern ausführlicher erzählt werden wird; doch wurde diese großartige Entdeckungsfahrt nicht weiter ausgenutzt.

Das Vorstehende kann genügen, eine Uebersicht zu geben, wie weit sich die geographischen Kenntnisse der Aegypter in dieser Zeit erstreckten. Im Süden war es ein abessinischer Berg, den man „das Horn der Welt“ nannte, im Norden waren es die armenischen Hochgebirge, „die vier Stützen des Himmels“, welche als die Enden der Welt galten. Es war also ein Theil der Länder und Meere vom 15.—50. Grade nördlicher Breite und vom 25.—70. Grade östlicher Länge, welche den Aegyptern mehr oder weniger bekannt geworden waren, bevor ihr Reich den Assyrern, Persern und Hellenen erlag.

Wie der Nil Aegyptens, begünstigte auch die Natur des Tieflandes zwischen Euphrat und Tigris, Mesopotamiens, früh die Bildung großer Reiche. Assyrien, Babylonien, Medien, Persien waren ihrer Zeit asiatische Weltreiche, die nach einander folgten. Aber so mächtig sie auch gewesen, so weite Eroberungszüge sie auch ausgeführt haben, es ist von ihnen im Ganzen wenig bekannt und für die Geographie dabei nichts gewonnen worden.

Wie die Pharaonen suchten die Herrscher Babylons ihren Ruhm in mächtigen Bauten, in der Ausföhrung von Tempeln und Palästen, von denen Herodot mit Bewunderung berichtet. Aber ihre Werke haben nicht mit der Festigkeit der Steinbauten und Hallen am Nil den Jahrtausenden zu widerstehen vermocht. Der Euphrat wird nicht, wie der Nil, von Felsenketten begleitet, welche die schönsten und härtesten Bruchsteine jeder Art lieferten. Die babylonische Ebene bietet nur Erde zu Ziegeln, welche theils an der Sonne getrocknet, theils gebrannt wurden, Mörtel und Asphalt. Die Wände der Paläste und Tempel wurden mit solchen Thonplatten belegt und, wie die Steinwände der ägyptischen Gebäude, mit Sculpturen und Keilschriften bedeckt. Aber alles dieses Material war nicht von langer Dauer. Alles verfiel früh in Schutt- und Trümmerhaufen und wurde vergessen.

Die semitischen Staaten der Babylonier und Assyrer am Euphrat und Tigris waren längst untergegangen, als die Griechen im Verlauf der Perserkriege hierher kamen. Erst Herodot hat Land, Sitten und Gebräuche der Assyrer

und Babylonier, Meder und Perser beschrieben. Von den Babyloniern erzählt er, daß viele Könige, und unter diesen zwei Frauen, Semiramis und Nitokris, über Babylon geherrscht hatten. Aristoteles bemerkt, daß man in Babylon Beobachtungen des Himmels besitzen wolle, die 31,000 Jahre über Alexander den Großen hinaufreichten. Diodor berichtet, daß die Priester der Babylonier den Himmel seit 473,000 Jahren beobachtet zu haben versicherten. Cicero spottet über diese unverschämte Prahlerei mit Aufzeichnungen von über 470,000 Jahren. Julius der Afrikaner aber giebt noch 10,000 Jahre zu und spricht von 480,000 Jahren. Endlich spricht Plinius sogar von 720,000 Jahren, aus welchen Beobachtungen des Himmels, auf Ziegeln eingebrannt, vorhanden sein sollten.

Noch überraschender und staunenswerther als diese Zahlenangaben sind, wie schon George Smith in seiner chaldäischen Genesis erwähnt, die Resultate neuerer Reisenden und der neueren Wissenschaft der Assyriologie. Franzosen und Engländer waren auf dem Boden Babylons und Ninive's als wadere Pioniere der Alterthumsforschung thätig. Unter ihrer Arbeit that sich eine versunkene Welt wieder auf. Unter den Trümmerhügeln fand man große Städte babylonisch-assyrischer Herrlichkeit, die sprechenden Zeugen einer um Jahrtausende hinter uns liegenden, märchenhaft gewaltigen Zeit.

Was die aufgeschlossenen Hügel, Paläste assyrischer Könige in Ninive und Kelach, von Tempeln und Grabmälern bargen, davon geben die Museen zu London und Paris reiche Proben: Waffen, Geräthe, Schmud, Reliefs, Statuen ic. Von der allergrößten Wichtigkeit aber ist darunter die Literatur in Thonscherben, namentlich eine irdene Bibliothek, die Büchersammlung des Königs Sardanapal, bestehend in Thontafeln, die unter den Palasthügeln Ninive's, gegenüber von Mosul, aufgefunden wurden. Des Berichts von der Sintflut ist schon erwähnt. Wie dieser, überraschen auch andere Erzählungen durch die Aehnlichkeit mit denen viel späterer Zeiten. So erzählt der erste König Sargon von sich selbst: „Meinen Vater kannte ich nicht, meine Mutter gebar mich in verborgener Stätte am Ufer des Euphrat. Sie legte mich in einen Weidenkorb und schützte den Deckel mit Asphalt. Sie vertraute mich dem Flusse, dessen Wasser nicht über mich kommen konnte. Der Fluß trug mich zu Akki, dem Wasserschöpfer. Der nahm mich auf in der Güte seines Herzens und erzog mich wie seinen Sohn. Er setzte mich ein als Gärtner, und Ishtar ließ mich gedeihen, und nach längerer Zeit bemächtigte ich mich der Königsgewalt.“ Wer könnte hier nicht die Aehnlichkeit mit der Geschichte von der Kindheit Moise's und Romulus', Perseus' und Siegfried's erkennen?

Neben diesen mythischen Erzählungen haben sich auch Bruchstücke schwungvoller Dichtung erhalten. Eberhard Schrader verdanken wir die Uebersetzung solcher assyrischer Poesien, die auf Keilschrifttäfelchen gefunden wurden.

So die kurzen, innigen Gebete:

Gott, du mein Schöpfer, ergreife meine Arme,
 Leite meines Mundes Hauch, leite meine Hände,
 O Herr des Lichts!

Herr, deinen Diener laß nicht sinken,
 In den Wassern der tosenden Flut ergreife seine Hand.

Ein Bußpsalm enthält die Stellen:

Zu Boden warf ich mich, Niemand erfaßte meine Hand,
Laut schrie ich, Niemand hörte mich;
Der Herr in seines Herzens Grimm häufte Schmach auf mich,
Der Gott in seines Herzens Strenge überwältigt mich;
Herr, meiner Vergehungen sind viel,
Groß sind meine Sünden.

Einzelne Lehrsprüche lauten:

Wer nicht fürchtet seinen Gott, wird dem Rohr gleich abgeschnitten;
Gleich dem Stern des Himmels zieht er in den Glanz, gleich Wassern der
Nacht verschwindet er.

„Wer will mich belehren, wer will es mir gleich thun?“
(fragt der Höchste, und erhält die Antwort:)
Deines Gleichen hast du nicht.

Es heißt weiter:

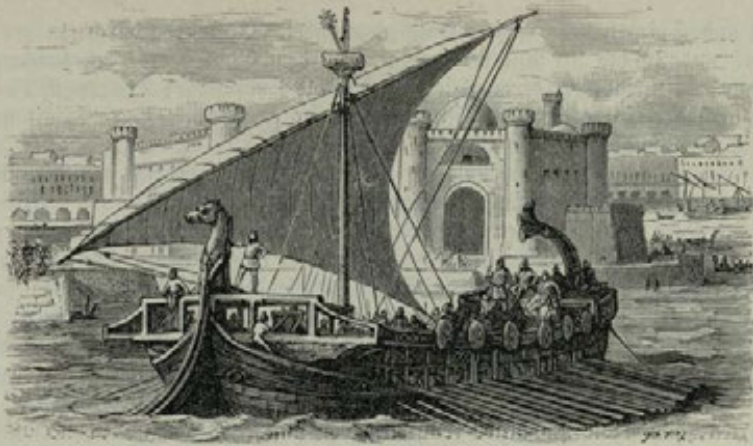
In dem Himmel wer ist erhaben? Du. Du allein, du bist erhaben!
Auf Erden wer ist erhaben? Du. Du allein, du bist erhaben!

Dein hehres Gebot wird im Himmel verkündet, — die Götter werfen sich nieder;
Dein hehres Gebot wird auf Erden verkündet, — die Genien küssen den Boden.

Welche wunderbare Aehnlichkeit mit dem Geiste, mit dem Ton des Psalmen-
sängers, dem Geiste der hebräischen Poesie.

Von geschichtlicher Wichtigkeit ist es, daß die Assyriologie auf ältere, nicht-
semitische Völkerschichten, die Urbewohner Babyloniens und deren Sprache und
Kultur zurückgeht, auf die sumerische Sprache und Nationalität u. Die
Chaldäer als Eroberer wurden, gegenüber dieser unterworfenen Urbevölkerung,
selbst die geistig Besiegten. Götternamen, Titel, der Name der Unterwelt, geo-
graphische Namen: alle werden durch das Sumerische und Assyrische erklärt.

Vor Allen wirft die Assyriologie ein neues, ungeahntes helles Licht auf
die Geschichte des Volkes Israel. Die assyrischen Quellen widersprechen den
hebräischen keineswegs, berichtigen und ergänzen sie vielmehr. Der Zusammen-
hang babylonisch-assyrischer Kultur mit der des Volkes Israel tritt frappant
vor Augen. Die religiösen Anschauungen erscheinen nicht nur verwandt, son-
dern vielfach bis ins Kleinste identisch, die religiösen Ideen gemeinsam. Die
Engelvorstellungen, die Cherubim und Seraphim sind bis auf den Namen auch
babylonisch-assyrisch dieselben. Die Unterwelt gewährt dort wie hier dasselbe
Bild. Schatten sind ihre Bewohner, Sünder, ungehorsame Kinder bevölkern
das „Schöl“; gegenüber dieser assyrisch-babylonischen Hölle hat man Andeu-
tungen eines Aufenthaltes der Seligen, eines Paradieses. Der Tag der Ruhe
heißt auch im Assyrischen Sabbath. So besteht ein unbestreitbarer Zusammen-
hang zwischen Bibel und Babel.



Phönikisches Handelsschiff.

II.

Phönikier und Karthager.

Lage und Natur Phöniciens. Die Phönikier sind die Engländer des Alterthums. Homerischer und biblischer Ruhm. Nachrichten der Griechen. Erste Kolonisation auf den griechischen Inseln. Die Kadmos's Sage. Kolonien in Hellas und im Westen auf Sizilien, Sardinien, an den Küsten Afrika's bis Nabeira und die Samaren. Gründung von Gades, Reichthum von Tarchisid. Zinnminen und Verarbeitungen. Redo's Umschiffung Afrika's. Landverfehr im Osten mit Babylon, im Süden mit Aegypten, Arabien. Umfang der geographischen Kenntniß der Phönikier. Tido und die Gründung Karthago's. Handel und Kolonisationen. Hanno's Reise im Süden, Himilko's im Norden. Zinnminen und Verarbeitungen. Geographische Vertheilung und Entstellung.



atten die Aegypter, Babylonier, Assyrier weite Länder im Innern der Festlande Afrika's und Asiens in Kriegs- und Eroberungszügen unterworfen, so haben die Phönikier, ein semitischer Stamm am Saume Syriens, bereits in vorhomerischer Zeit die Küstenländer und die Inseln des Mittelmeeres enthält.

Ganz Phönicien war nur ein kleiner Küstenstreifen, unter den Höhen des Libanon, etwa 30 Meilen lang und noch viel weniger breit. Aber die günstige Lage an einem Meere, welches in kleinem Zwischenraum die havenreichsten Küsten dreier Erdtheile bespült, weckte und entwickelte den Geist für Handel, Schifffahrt und Reisen, in deren Folge die Bewohner auch Entdecker wurden.

Die Phönikier sind die Engländer des Alterthums. Wie die Engländer, waren auch sie industriell, erfindungsreich, gewandt in Handel und Geschäften, kühn unternehmend, und entdeckungsreich zur See. Sie sollen den Purpur, das Färben, namentlich die Purpurfärberei, das Glas erfunden oder doch den Gebrauch, die Herstellung schon früh von den Aegyptern kennen gelernt haben. Auch die Buchstabenschrift sollen sie erfunden oder doch vervollkommen haben. Wie in der Baukunst überhaupt, waren sie ganz besonders im Schiffsbau hochberühmt. Die Cedern des Libanon, die Eichen von Bazaneum, die schönen Holzarten von Cypern waren nahez und bestes Material zu den Schiffen, von unverwüßlicher Dauer. Das älteste Schiff der Phönikier, welches als Handelsschiff bei ihnen stets in Gebrauch geblieben ist, war der Gaulos, mit hohem

Bug und Spiegel, beide gleichförmig abgerundet. Er wurde durch ein großes Segel und 20 bis 30 Ruderer bewegt. Zu dem Gauros trat der lange und schmale Fünzigruderer, der zugleich als Handels-, Raub- und Kriegsschiff diente, und nach der Entdeckung des Silberlandes der große bewaffnete Rauffahrer, das Tarshissschiff.

Jejasas zählt die Tarshissschiffe zu den köstlichsten Werken der Menschen. Die großen Transportschiffe, die großen Rauffahrer der Phönizier und Karthager konnten gegen 500 Menschen an Bord nehmen. Die Matrosen von Sidon und Arados galten als die besten Ruderer. Xenophon rühmt die strenge und pünktliche Ordnung an Bord der phönizischen Schiffe, die zweckmäßige Benutzung des kleinsten Raumes, die Genauigkeit in der Vertheilung der Beladung, die Erfahrung, Umsicht, Thätigkeit und Sicherheit der phönizischen Steuerleute. Auch gegen den Wind, selbst in stürmischer Jahreszeit, verstanden sie zu segeln und machten glückliche Fahrten. Während die Griechen nach dem großen Bären steuerten, hatten die Phönizier frühzeitig den unscheinbaren, aber zuverlässigen Führer im Polarstern erkannt. Im Durchschnitt legten die phönizischen Schiffe in 24 Stunden eben so viele Meilen, besonders gut gebaute und getafelte und ausreichend bemante Schiffe auch wol gegen 30 Meilen zurück. Die Galeeren Venedigs vermochten im 15. Jahrhundert nur 10 bis 20 Meilen in 24 Stunden auf dem Mittelmeer zu durchlaufen. Die Tüchtigkeit der phönizischen Marine überlebte die Selbständigkeit der Städte. In den Flotten der Perserkönige waren die phönizischen Schiffe weitaus die besten.

Wohlstand und Reichthum füllten die Städte Sidon, Tyros, Arados, Byblos, Berytos, die selbständige Stadtrepubliken waren, wie im Mittelalter die italienischen Stadtrepubliken Venedig, Genua, Pisa, Amalfi, Livorno.

Die homerischen Gesänge singen von ihren Schiffen, die an den Küsten Griechenlands Handel und Seeraub trieben und von Hasen zu Hasen, von Küste zu Küste fuhren. Auch in den Bibelschriften heißt es von ihnen: „Dein Tafelwerk haben sie aus Cypressen gezimmert, die Cedern haben sie vom Libanon genommen und deine Mastbäume daraus gemacht; deine Ruder haben sie aus Eichen von Basan und deine Bänke von Elfenbein und die Gestühle aus den Inseln der Chitim (Cypern) geholt. Dein Segel war von gestickter Seide aus Aegypten, daß es dein Panier werde, und deine Decken von gelber Seide und Purpur.“ —

Hosea nennt Tyros „eine Pflanzung auf lieblicher Aue“, Dionysios, der Perieget, bezeichnet Sidon als blumenreichen Ort an den schönen Wassern des Bos-trenos und spricht von der anmuthigen Erde von Berytos. Ueber Hügel mit Obstbäumen und Weingärten stieg man empor zu den Bergweiden und den Triften der Thäler, zu den mächtigen Waldungen auf den Höhen des Libanon, die Eisen und Erz in ihrem Innern bergen.

Schon früh begann das maritime Leben der Phönizier, und weithin sind vereinzelte Spuren davon zerstreut.

Nach Thukydides waren die griechischen Inseln im frühesten Alterthum von Karern und Phöniziern bewohnt. Herodot bemerkt, daß der Tempel der Aphrodite Urania auf der Insel Kythera am Gestade Lakoniens von Phöniziern gegründet worden sei, und Pausanias nennt diesen Tempel den ältesten und heiligsten der Aphrodite bei den Hellenen.

Ein weites, verschlungenes Gewebe ist die Mythe von Kadmos und seinen Wanderungen.

Der König der Phönizier, erzählt Diodor, hatte dem Kadmos, dem Sohne Agenor's, befohlen, die Europa zu suchen und die Jungfrau heimzubringen oder selbst nicht wieder nach Phönizien zurückzukehren. Ein gefährvoller Sturm befallt ihn auf der Suche, und er gelobt dem Poseidon einen Tempel, wenn er ihn rette. Glücklich landet er auf Rhodos, baut hier den Poseidontempel, läßt Phönizier zum Tempeldienst zurück und stiftet auch der Athene zu Knidos auf Rhodos eherner Opferschalen mit phönizischer Inschrift — der ältesten Inschrift, die von Phöniziern zu den Hellenen gekommen. Von Rhodos, heißt es weiter, sei Kadmos nach Samothrake gekommen und habe sich hier mit der Harmonia vermählt, einer Prinzessin aus dem Hause Zeus-Kronion, und die olympischen Götter haben die Verbindung mit heiteren Tänzen und festlichen Gaben gefeiert.

Abweichend davon berichtet Herodot: Kadmos von Tyros, der Sohn des Agenor, sei die Europa suchend auf der Insel Thera gelandet, die damals Kallisto geheißt, und habe hier Phönizier zurückgelassen, welche diese Insel acht Generationen hindurch bewohnt hätten, bevor Theras aus Kaledämon auf derselben gelandet. Die übrigen aber seien nach der Insel Thasos gelangt und hätten hier einen Tempel, den er selbst (Herodot) noch gesehen, und die Stadt Thasos erbaut; und das sei fünf Menschenalter vor der Geburt des Hercules geschehen, des Sohnes des Amphitryon. Danach aber sei Kadmos nach dem Lande gekommen, welches jetzt Böotien genannt werde, und die Phönizier, welche mit ihm waren, hätten sich im Lande niedergelassen, die Hellenen Vieles gelehrt, so auch die Schrift, welche diese zuvor nicht kannten. Von den Phöniziern lernten auch die Ionier die Schrift.

Nach Hellenikos' Erzählung erhielt Kadmos einen Götterspruch: der Ruh zu folgen, die das Zeichen des Vollmondes auf dem Rücken trüge, und da eine Stadt zu gründen, wo sie sich niederlege. Kadmos habe das Gebot vollführt, und als die Ruh sich ermüdet hingelegt, wo jetzt Theben stehe, habe er hier die Kadmeia, die Burg von Theben, erbaut. Daher auch die Bewohner Thebens in den homerischen Gesängen Kadmeer heißen.

Die allgemeinen Angaben des Thukydides, daß einst Phönizier auf den meisten griechischen Inseln gewohnt, wird durch ihre zahlreichen Erinnerungen auf Rhodos und Nychera, auf Samothrake und Phasos, auf Thera, Melos, Oliaros bestätigt. So kann und muß man in diesen phönizischen Kolonisationen, die noch weiter auf Rhodos, den Kykladen, den Inseln an der iakonischen und thrakischen Küste und endlich im Sunde von Euböa auch auf dem hellenischen Festland gegründet wurden, die Richtung von Entdeckungen erkennen, die von Südost nach Nordwest gingen.

Und noch weiter westwärts ging der Zug nach Sizilien, Sardinien, wo viele Kolonien gegründet und in Sardinien namentlich Eisen-, Silber- und Bleigruben angelegt wurden. Auch das afrikanische Gestade, das Sizilien nahe gegenüber tritt, wurde besucht und kolonisiert. Hippon war eine Tochterkolonie Sidons, Ztyka (das spätere Utika) ist 287 Jahre vor Karthago, also etwa um 1100 gegründet.

„Von alter Zeit her“, berichtet Diodor, „schiffen die Phönizier ununterbrochen des Handels wegen und legten viele Pflanzstädte in Afrika, und nicht

wenige in Europa in den nach Westen gelegenen Gebieten an. Und als ihre Unternehmungen ihnen gelangen und sie große Schätze gesammelt hatten, beschloffen sie, auch das Meer außerhalb der Säulen des Hercules zu befahren, welches Okeanos genannt wird. Zuvor gründeten sie, etwa 1100 v. Chr., an der Durchfahrt durch die Säulen, auf einer Halbinsel Europa's, eine Stadt, die sie Gadeira (Gades, das heutige Cadix) nannten, und errichteten hier insbesondere einen kunstreichen Tempel des Hercules mit prachtvollen Opfern nach dem Brauche der Phönizier. Als dann die Phönizier, um die Gestade außerhalb der Säulen zu erforschen, längs der Küste Libyens hinsteuerten, wurden sie von starken Winden weit in den Okeanos hineingetrieben. Erst nach vielen stürmischen Tagen erreichten sie eine große Insel, Libyen gegenüber, von solcher Fruchtbarkeit und Vorzüglichkeit der Luft, daß sie durch das Uebermaß der Güter mehr zum Wohnsitz der Götter, als zum Wohnsitz der Menschen bestimmt schien."

In dem Felsthore, welches den bewältigenden Anblick des grenzenlosen, hoch aufwogenden Atlantischen Ozeans darbot, sahen die phönizischen Seemänner das Ende der Welt. Sie erkannten im Atlantischen Ozean das Abendmeer, in welchem ihr Sonnengott zur Ruhe ging, und die Sagen von den glücklichen Hesperiden, von den Inseln der Seligen, haben in der üppigen Fruchtbarkeit, in der herrlichen Natur Madeira's, der Kanarischen Inseln, ihre Heimstätte gefunden.

Das Land, vor dessen Küste Gades lag, nannten die Phönizier Tarschisch, die Griechen Tartessos, ein wahres Schlaraffenland des Reichthums, mit Getreide, Wein, dem besten Del, Honig, Wachs in unschätzbare Hülle und vollends edlen Metallen. Selbst Aristoteles berichtet: Da die ersten Phönizier, welche nach Tartessos schifften, für werthlose Dinge so viel Silber bekamen, daß ihre Schiffe es nicht fassen konnten, so ließen sie all ihr eisernes Geräth, selbst die Schiffsanker zurück und fertigten silbernes Geräth dafür. Diodor erzählt die Fabel, daß hier in uralter Zeit ungeheure Waldbrände in den hohen nördlichen Gebirgen stattgehabt hätten (daher ihr Name Pyrenäen, vom Worte Pyr, d. h. Feuer), durch welche das Silber und Gold in ihrem Innern geschmolzen auf die Oberfläche sich ergossen und Rinnen von gediegenem Silber gebildet hätte.

Nach der Gründung von Gades beherrschten die Phönizier die ganze Länge des Mittelmeeres durch ihre Hafensburgen und Faktoreien. Ihre Schiffe durchkreuzten das langgestreckte Becken nach allen Richtungen. Von der spanischen Küste gingen ihre Seeunternehmungen nach Süden und Norden.

Im Süden gründeten sie an der Westküste Afrika's mehrere Kolonien, und man kann nicht zweifeln, daß sie auch Madeira und die Kanarischen Inseln besucht haben. Nordwärts gingen sie bis zu den Inseln im Kanal, der Südwestküste Englands, der Küste von Cornwallis, d. h. den Zinninseln, und Albion selbst. Die Zinninseln, die Kassiteriden der Griechen, waren wegen des Zinnreichtums hochwichtig. Das Zinn wurde schon früh im Alterthum gebraucht. Aber man fand es nur im Nordwesten Iberiens und im Südwesten Englands. Die deutschen Zinngruben sind erst im Mittelalter, die Hinterindiens erst im vorigen Jahrhundert aufgeschlossen worden.

Noch mehr. Da die homerischen Gesänge unter den phönizischen Schmuckstücken auch des Bernsteins erwähnen, so müssen die Phönizier außer auf dem Landwege zur Ostseeküste auch bis zur Nordseeküste zwischen der Mündung des Rheins und der Elbe gekommen sein, um von hier den Bernstein zu holen.

Und wie ein Bliz leuchtet in der Nacht dieser noch mehr oder minder verworrenen Traditionen die Nachricht von der Umschiffung Afrika's durch phönizische Schiffer in der Richtung von Osten nach Westen, auf Befehl des Königs Necho von Aegypten, etwa um das Jahr 600 v. Chr.

„Die Phönizier“, erzählt Herodot, „fuhren aus dem Nothen Meere ab und gingen in das Südmeer. Und wenn es Herbst ward, gingen sie ans Land, besäeten das Feld, und erst wenn sie eingeerntet hatten, gingen sie wieder zu Schiffe, also daß sie nach zwei Jahren, im dritten Jahre, durch die Säulen des Hercules wieder in Aegypten ankamen. Und sie erzählten, wie sie um Libyen, d. i. um Afrika, geschifft, hätten sie die Sonne zur rechten Seite gehabt — was ich freilich nicht glauben kann.“

Herodot schenkt also seiner eigenen Erzählung keinen Glauben, er berichtet nur getreu, was er gehört hatte. Aber gerade der Umstand, der ihm den Zweifel eingab, giebt uns die Bestätigung der Thatsache. Daß nämlich die Schiffer die Sonne zur rechten Seite, d. i. im Norden gesehen haben, beweist, daß sie sich wirklich auf der südlichen Erdhälfte befanden — ein Umstand, den unkundige Schiffer schwerlich als täuschende Bestätigung einer vorgeblichen Fahrt erfunden hätten, da er selbst dem gebildeten Herodot nicht einleuchtete, so naturgemäß er auch war.

Die phönizische Reiselust blieb aber nicht auf das Meer allein beschränkt. Ihre Karawanen standen schon früh mit den Binnentländern Afrika's und Asiens, mit Aegypten, Babylon und Assyrien in Handelsverkehr. Auf großen Heerstraßen zogen dieselben nach Mesopotamien, Babylon und Niniveh. Auf Landreisen führten sie köstliche Zelte, seidene Purpurdecken und weiche Polster mit sich und hatten Karawanenferaien in der Wüste. Tadmor war eine solche Wüstenstation. Sie erwuchs zu dem schönen Palmyra, zur Palmstadt, der Heimat der edlen Zenobia.

Zu diesem Verkehr Phöniziens mit dem Euphratlande kam auch schon früh der Verkehr mit dem nähergelegenen und zur See leichter zu erreichenden Kulturgebiete des Nil, mit Aegypten. Im Besitz der Erzeugnisse Aegyptens, waren die Phönizier im Stande, nicht nur die Produkte Syriens, ihre Metalle und gefärbten Stoffe, sondern auch ägyptische Erzeugnisse nach Babylonien zu führen, um dagegen für sich und Aegypten babylonische Erzeugnisse: Buntwirkereien, Teppiche und Salben, herbeizuholen. So blieb der Handel der phönizischen Städte mit Aegypten und Babylonien nicht auf den Austausch phönizisch-syrischer Produkte und Waaren gegen ägyptische oder babylonische beschränkt, er wurde zugleich Zwischenhandel zwischen jenen beiden ältesten Kulturstaaten, zwischen Aegypten und Babylonien. Herodot sagt mit Recht, daß die Phönizier sich frühzeitig darauf gelegt hätten, assyrische und ägyptische Waaren auszuführen und zu vertreiben.

Kaufleute von Sydon und Tyros kamen sogar bis zur Südspitze Arabiens, um in Saba Spezereien, Wohlgerüche, Gewürze, Elfenbein, Ebenholz einzukaufen.

Ueber das Land Ophir, wohin Salomon phönizische Schiffe sendete, ist viel gestritten worden: die Auslegung schwankt zwischen Indien, der Ostküste von Afrika und dem südlichen Arabien. Die mitgebrachten Waaren gewähren keine befriedigende Auskunft. Die an einer Stelle zugleich mit den Pfauen erwähnten Affen hat Indien mit Afrika gemein. Gold, welches die Schiffe in

großer Menge zurückgebracht haben sollen, holte man freilich nicht aus Indien, sondern man brachte es dahin; aber es konnte die Ausbeute von dem vortheilhaften Vertriebe indischer Waaren in Persien, Arabien, Aegypten und Aethiopien sein. Die priesterlichen Geschichtschreiber der jüdischen Könige hatten bei ihrem Mangel an geographischen Kenntnissen von jenen Handelsunternehmungen nur einen verworrenen Begriff. Einem Volke ohne Gewerbfleiß, ohne Handel und ohne Wissenschaft mußte das kurze goldene Zeitalter, wo ihren Vorfahren etwas von diesem Allen angefliegen war, in einem übernatürlichen Glanze erscheinen. Auch wissen sie nicht genug von Salomon's Reichthum und Pracht zu rühmen. Ueberhaupt hat dieser König, wiewol er als ein halber Abtrünniger seiner ägyptischen Gemahlin eine Hofkapelle mit Götzenbildern erbauen ließ, das seltene Glück gehabt, von verschiedenen Religionsparteien, den Anhängern des Mosaischen Gesetzes, den Christen und den Mohammedanern, um die Weihe wunderbar verherrlicht zu werden.

Uebersehen wir schließlich die äußersten Grenzen des phönizischen Verkehrs, so erkennen wir in ihnen fast den ganzen Umfang der damals geographisch bekannten Länder der Erde. Leider aber sind die Nachrichten von allem Verkehr und allen Unternehmungen der Phönizier von oft recht zweifelhaftem Werthe, weil wir keine originalen Aufzeichnungen, keine phönizischen Quellschriften über sie haben, und alle Kunde von denselben erst aus viel späteren Jahrhunderten und in ein undurchdringliches Gewand deutungsreicher Ueberlieferungen gehüllt ist.

Karthago war eine phönizische Kolonie von Tyros, gleichviel ob Dido Stadt und Staat, um 888 v. Chr., gegründet oder erweitert hat.

Dido oder Elissa, mit ihrem Bruder Pygmalion Erbin des Thrones von Tyros, floh nach der Sage mit einer Partei von Anhängern vor der Gewaltthätigkeit desselben. Die Fliehenden landeten zunächst auf Kypros, dann weiter westwärts und kauften hier von den Libyern so viel Land, als eine Ochsenhaut bedecken konnte. Durch Zerichneidung derselben in möglichst dünne Streifen, so wird berichtet, hätten sie so viel Land erworben, das groß genug war, eine Burg zu bauen, die sie aus Rücksicht auf die alte Heimat Karthada, d. h. die neue Stadt, nannten, woraus das griechische Karchedon und später das römische Karthago entstand.

Die neue Kolonie erwuchs zu großer Bedeutsamkeit. Ihre Lage war für den Handel außerordentlich günstig, da, wo sich die Nordküste Afrika's Sizilien am meisten nähert, wo das innere Hochland sich sanft zum Meere abdacht und Hügel und Thäler bildet, die noch heute mit Olivengärten und Orangenwäldern bedeckt sind.

Mit gleichem Unternehmungsgeist theilte Karthago auch dasselbe Glück, dasselbe Geschick gleicher Größe, gleich traurigen Verfalles wie das Mutterland Tyros. Der Geist für Handel und Seefahrt war auch Karthago's Lebensprinzip.

Die Karthager vollführten das Werk ihrer phönizischen Ahnen. Sie landeten und gründeten Kolonien auf Sizilien, Sardinien, Korsika, auf den Balearen, auf der Iberischen Halbinsel. Bald wird das Becken des Mittelmeeres zu klein für die Unternehmungen seiner zahlreichen Flotte. Die kühnen Schiffer schwimmen durch die Säulen des Hercules in das offene Weltmeer, wo selbst später der doch sonst nicht scheue Römer in dem Promontorium finis terrae das Ende

der Erde sieht. Die an denselben Küsten gegründeten Kolonien der Iberischen Halbinsel ziehen fast dem weiteren Norden zu, bringen den punischen Dialekt nach Biscaya, wo man ihn nach Wilhelm v. Humboldt noch heute wieder findet; sie verlehren im Armoricum, im Lande der Gallier, und bringen bis Irland.

Aber wie lebhaft auch dieser karthagische Verkehr gewesen ist, nur zwei Berichte sind von jenen für die damalige Zeit sicher großartigen Unternehmungen auf uns gekommen, die von den Entdeckungsreisen Hanno's an der Westküste Afrika's und die Himilko's an den westlichen und nördlichen Küsten Europa's, beide etwa aus der Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr.

Hanno's Reisebericht ist in griechischer Uebersetzung vollständig erhalten. Mit der außerordentlich großen, unerklärlichen Zahl von 30,000 Männern und Frauen auf nur 60 Fahrzeugen ging Hanno durch die Säulen des Hercules, um an der Westküste Afrika's Kolonien zu gründen.

„Als wir die Straße des Hercules passirt waren“, lautet der Bericht, „schifften wir zwei Tage weit und gründeten eine Stadt, die wir Thymia-terium nannten. Darauf steuerten wir nach Westen zu dem libyschen Vorgebirge Soloe; wir bauten hier einen Neptunstempel und steuerten wieder einen halben Tag ostwärts, bis wir an einen See in der Nähe des Meeres kamen, der dicht mit Schilf bewachsen war und in dem Elefanten und viele Thiere weideten. Eine Tagereise weiter gründeten wir die Städte Karikum-Teichos, Gyte,akra, Melite und Arambe. Von hier kamen wir zu dem Flusse Lixos, der aus Libyen kommt. Neben ihm wohnen Nomaden, die Lixiten, weiter aufwärts aber wohnen wilde Aethioper in einem bergigen, thierreichen Lande. Die Menschen sind hier von fremdartiger Gestalt und Höhlenbewohner, und sollen schneller laufen als Pferde.“

„Mit einem Lixiten-Dolmetscher kamen wir nach einigen Tagen bis zur Insel Cerne, die von den Säulen des Hercules eben so weit entfernt sein mag als Karthago. Von hier sahen wir einen Fluß aufwärts bis zu einem großen See mit drei Inseln, an dessen Ende ragen hohe Berge empor, wo uns aber wilde Menschen in Thierhäuten zu landen hinderten. Ein anderer Fluß aber war voll von Krokodilen und Flußpferden.“

„Zwölf Tagereisen von Cerne war das Land von Aethiopern bewohnt, die vor uns flohen und eine selbst dem Lixiten-Dolmetscher unverständliche Sprache redeten. Am zwölften Tage legten wir bei hohen Bergen an, die mit verschiedenem wohlriechendem Holze bewachsen waren. Sieben Tagereisen von hier erreichten wir einen großen Busen, den der Dolmetscher das Westhorn nannte. Am Tage sahen wir nichts als Wald, des Nachts aber viele lodernde Feuer; auch hörten wir unter gewaltigem Lärmen den Schall von Pfeifen, Cymbeln und Pauken. Die Furcht trieb uns von dannen. Wir schifften am heißen Lande Thymiamata vorbei. Es war voller Feuerströme, die ins Meer flossen, das Land aber war vor Hitze unnahbar. Auch von hier vertrieb uns die Furcht.“

„Vier Tage waren wir wieder in der See und erblickten das Land des Nachts stets voll Feuer. In der Mitte desselben aber sahen wir ein sehr hohes Feuer, das bis an die Sterne zu reichen schien. Des Tages sahen wir daselbst einen sehr hohen Berg, den man den Götterwagen nannte. Drei Tage schifften wir an diesen Feuerströmen vorbei und kamen dann an einen

großen Meerbusen, der das Südhorn hieß. In der Mitte desselben war eine Insel, auf dieser ein See und in diesem wieder eine Insel voll wilder Menschen. Die Männer konnten wir nicht greifen, von den Weibern aber fingen wir drei, die sich sehr wehrten, ihre Führer bissen und kratzten und nicht folgen wollten. Wir tödteten sie daher und zogen ihnen die Haut ab, die wir nach Karthago brachten. Weiter aber konnten wir nicht und kehrten zurück.“ —

Dieser Bericht wurde sehr verschieden erklärt. Während der Eine die Unternehmung bis in die Zeit des trojanischen Krieges hinaussetzt, verjüngt ein Anderer den Hanno zum Zeitgenossen Alexander's. Während der Eine das Kap Nun als die äußerste Grenze der Fahrt erklärt, setzt der Andere sie bis zum Scherbrojund, ein Dritter bis zum Kap Tres Puntas in Guinea fort. Plinius führt die Expedition sogar um ganz Afrika. — Daß Cerne die Insel Arguin, der Krokodilen- und Elefantenfluß der Senegal, daß der Götterwagen mit seinen Feuerbränden der Pit, der Vulkan von Teneriffa mit seinen glühenden Lavaströmen gewesen, ist wahrscheinlich, aber ohne Widerspruch gewiß ist es, daß der Mensch schon damals in der sauberen Kunst erfahren war, die neu entdeckten Völker zu schinden und ihnen die Haut über die Ohren zu ziehen. Von dem Verkehr, dem stummen Handel der Karthager mit den Küstenbewohnern, berichtet Herodot ausführlich, wie wir später lesen werden.

Gleichzeitig mit Hanno wurde ein zweiter karthagischer Admiral, Himilko, ausgesendet, die westlichen Küstenländer Europa's zu beschiffen. Seine Reisebeschreibung giebt der römische Dichter Avienus im 4. Jahrhundert der christlichen Zeit in Versen wieder.

Auch Himilko ging durch die Säulen des Hercules, aber nordwärts, längs der Küste von Tarshisch. Das heutige Vorgebirge St. Vincent hieß im Alterthum „das Heilige“, und noch früher das „Kronische“ oder „Saturnische“. Was hinter demselben lag, das heutige Spanien, nennt Avienus nach einigen griechischen Sagen: Ophiussa, das Schlangenland. Dieses Ophiussa erstreckte sich von den Säulen des Hercules-bis zum Heiligen Vorgebirge in einer Länge von 7 Tagereisen. Avienus versichert, daß diese Gegend zuerst Vestrymnis geheißten habe und von den Vestrymniern bewohnt gewesen sei. Und wo der von Kalpe und Gadix aus weit sich ergießende Atlantische Meeresarm die nördlichen hohen Bergzüge, welche gegen Süden auslaufen, bespült, da lag das von den Alten sogenannte Land Vestrymnis. So scheint Avienus den ganzen Umfang des westlichen Europa zugleich unter dem Namen Vestrymnis verstanden zu haben. Von diesem gegen Süden vorspringenden Vestrymnischen Gebirge dehnt sich der Vestrymnische Meerbusen aus, in welchem die Vestrymnischen Inseln liegen.

Die Eilande

Weit liegen sie umher und sind reich an Metallen
 Von Zinn und Blei. Ein zahlreich Volk ist dort
 Mit stolzem Sinn und großem Fleiß:
 Des Handels Sorge nur beschäftigt Alle.
 Auf ihren Rähnen geh'n sie übers Meer.

Doch verstehen sie nicht die Kunst, den Boden der Fahrzeuge mit Harz oder Moos zu verdichten; sie fügen kunstreich verbundene Häute zusammen und segeln oft auf Zellen über die breiten Gewässer. Von den Vestrymnischen Inseln

gelangt man in zwei Tagen zur „Heiligen Insel“, welche, mit zahlreichen Wäldern umringt, auf der See sich ausbreitet und größtentheils von dem Volke der Hiberner bewohnt ist.

In ihrer Nähe liegt die Insel Albion. Die Destrynnier pflegten an den Grenzen von Tartessos zu handeln, und häufig besuchten karthagische Pflanzer und Eingeborene, welche zwischen den Säulen des Hercules wohnten, diese Gewässer bis an die Grenzen von Tartessos und den Destrynnischen Meerbusen. — So waren die zinnreichen Küsten und die Destrynnischen Inseln, jetzt die Sorlingischen, so berühmt, daß ihr Name eine Bezeichnung für den ganzen westlichen Länderkreis ward.

Die ganze Meerfahrt wird als höchst langweilig und gefährlich geschildert. Kein Windhauch bewegt das träge, seichte Meer, in dem noch zum Uebermaß der Beschwerden dichter Seetang oder Seegras das Schiff aufhält und Schrecken fürchterlicher Seeungeheuer die Thätigkeit der Mannschaft lähmen. Das Meer ist westwärts unabsehbar. Kein Seemann wagt es, in jene Fernen einzudringen, kein Lüftchen fördert, kein Stern leitet die Fahrt, Nebel und Finsterniß lagert selbst am Tage auf den unbeweglichen Wogen.

Unverkennbar haben die Karthager die Gefahren übertrieben, um andere Seefahrer von der Fahrt über die Säulen des Hercules hinaus abzuschrecken. Das ist ihnen vollständig gelungen. Die Schrecken einer unnahbaren Fabelwelt hüllten die Entdeckungen in nächtliche Finsterniß und Vergessenheit. Nur die Dichtung ward hier heimisch in weitestem Gebiete zu beiden Seiten, an der Grenze zwischen Tag und Nacht, wo Atlas den Himmel trägt. Auf der Nachtseite schreckten Medusa und die Gorgonen, hier weideten die Stiere des Geryon, hier lebten die Hyperboräer, die Kimmerier. Auf der Tagseite waren Elysium, die Inseln der Seligen, die Gärten der Hesperiden mit goldenen Äpfeln. Nur auf kurze Zeit haben die Jonier, die Massilia (Marseille) gegründet hatten, diese Fabeln verdrängt und die Vorstellungen berichtigt, aber die Karthager verdrängten alsbald die Jonier aus dem westlichen Theile des Mittelmeeres, die alten irrigen Vorstellungen wurden wieder erweckt und erhielten sich bis zur Römerzeit.





Das Schiff des Menelaos. (Nach einem Bilde aus der Gemäldesalle von Delphi.)

III.

Hellas und Rom.

Schwierigkeit der Erforschung von Hellas in älteren Zeiten. Häufige Wanderungen und Wechsel der früheren Bewohner. Argonautenfahrt. Zug gegen Troja. Homerische Ansichten von der Erde, dem Himmel und der Unterwelt. Die Länder der Erdhalbe. Landschaften in Kleinasien, Troja. In Afrika, Aegypten und Kethiopien. Vandalen, Lotophagen. Homer's Erdanschauung. Griechische Kolonien in Kleinasien und deren Colonien. Kolonisirung des Schwarzen Meeres durch Miles. Kolonien auf Sizilien und in Unteritalien. Die Entdeckungsfahrt des Kolchos nach der iberischen Küste. Massilia und Alalia. Verdrängung der Griechen aus dem westlichen Meere durch die Karthager. Details.

In früheren Zeiten“, sagt Polybios, im 2. Jahrhundert v. Chr., „sind sich selten ein Grieche, der es unternommen hätte, die äußersten Enden der Erde sorgfältig zu erforschen. Unzählige Gefahren drohten damals auf dem Wasser wie zu Lande. Kam aber auch Jemand, aus eigener Wahl oder gezwungen, ans Ende der Erde, so war es schwer, mit eigenen Augen zu sehen, weil dort Barbaren wohnten und die Länder öde und wüste waren. Und selbst von Denen, die etwas gesehen hatten, war es noch schwieriger, etwas zu erfahren wegen der Verschiedenheit der Sprachen, weil man an ihre Aussagen nicht das richtige Maß legen und die reine Wahrheit erkennen konnte.“

Auch Thukydides berichtet im 5. Jahrhundert v. Chr. aus jener Zeit von keinem Unternehmen, das über Griechenlands Grenzen hinausgegangen wäre, so wandersüchtig auch innerhalb derselben die Bevölkerung gewesen war. „Das jetzige Hellas“, sagt er, „hatte in der älteren Zeit keine Bewohner, die ruhig an einem Orte blieben, die Schwächeren wurden von Mächtigeren gezwungen, ihren Wohnsitz zu verlassen. Handel war nicht und man kam weder zu Wasser noch zu Lande ohne Gefahr zu einander. Reichthum gab es nicht und das Land ward bei der allgemeinen Unsicherheit nicht angebaut. Daher verließen auch Alle leicht ihre Wohnplätze, da sie den Lebensunterhalt überall

zu finden hofften. Je besser ein Land, desto mehr litt es an häufigen Wechselln der Art.“ — Den Zug der Argonauten und den gegen Troja ausgenommen, hören wir nur von einem unaufhörlichen, wirren Drängen der einzelnen Stämme auf beschränktem Boden, von Wanderungen und Niederlassungen aus größeren Entfernungen, die aber auch die geographische Kenntniß wenig fördern.

Die Argonautenfahrt ist die älteste Entdeckungsfahrt der Griechen in noch vorhomerischer Zeit und die erste gemeinschaftliche Unternehmung derselben.

Phrixos, Sohn des Wingerkönigs Athamas von Iolkos in Thessalien, flüchtet nach der Sage auf dem Widder mit goldenem Vliese mit seiner Schwester Helle, nach welcher der Meerestheil Hellepont benannt wurde, und kommt nach Kolkhis an der Ostküste des Schwarzen Meeres zum König Aetes. Der Widder wird geopfert, das goldene Vlies in einem Haine des Gottes Ares von einem Drachen bewacht. Jazon aus Iolkos fährt auf dem Schiffe Argo nach Kolkhis, an der Spitze einer Heldenchar, um das goldene Vlies zu holen.

Sie fahren aus der Bucht von Bolo. Der Weg führt an Lemnos, Samothrake, den Küsten von Thrakien, Kleinasien, Troja, Kyzikos, Bithynien vorbei. Man kreuzt hin und her, endlich kommt man in den Hellespont. Drohend, wie eine Schildwacht, verhindern hier die Thyanischen Felsen, die Dardanellen, den Durchgang. Unaufhörlich schlagen sie an einander und drohen Den zu zerschmettern, der zwischen ihnen hindurch will. Die verwegenen Schiffer wagen die Durchfahrt. Es ist dies die kühne Durchfahrt durch eine antike Magelhaens- oder Veringsstraße. Der Riegel des Schwarzen, unwirthbaren Pontos ist gesprengt. Nach beschwerlichen Irrfahrten wird endlich der Gipfel des Kaukasos erblickt, das goldreiche Kolkhis und die Mündung des Phasis (des Rion) erreicht. Die Schiffe werden auf den Strand gezogen. Die Hauptstadt Nea wird besucht, aber das Gastrecht des Königs von den Helden schmüde verlegt. Seine Schätze, das goldene Vlies, Medea, sein Kind, werden geraubt und entführt. Das Unternehmen war unerhört. Die Helden werden zu den Göttern, das Schiff zu den Sternen erhoben.

Ueber den Hinweg nach Kolkhis sind alle Erklärer einig. Aber die Rückfahrt wurde je nach der geographischen Anschauung späterer Jahrhunderte immer verwirrter. Hesiod läßt die Argonauten durch den Phasis in den Indischen Ozean gehen, ihre Schiffe durch die Libyische Wüste nach sich ziehen (so leicht ging's damals durch Afrika!) und hier an der Nordküste zur Heimfahrt einschiffen. Dagegen führt Helatäos sie durch den Phasis in den Indischen Ozean, durch den Nil ins Mittelländische Meer und auf diesem nach Hause. — Noch Andere führen sie auf dem Ister, d. i. der Donau, aufwärts in den Rhein, in das Atlantische Meer, durch die Säulen des Hercules in das heimische Mittelmeer. So ist die Argonautenfahrt ein, wenn auch mit Sagen ausgestatteter Bericht von dem ersten griechischen Raub- und Entdeckungszuge, welcher über die heimische Küste hinausging und vom Hellespont bis an den Phasis Verkehr und Handel mit den Völkern eröffnete hatte.

Nächstem sind die Gefänge Homer's oder der homerischen Varden, welche in der Ilias und Odyssee den trojanischen Krieg und die Heimkehr der Helden besängen, das älteste Denkmal hellenischer Geographie. Sie zeichnen den Horizont der geographischen Kenntniß der Griechen, so weit ihnen, ein Jahrtausend vor Christus, die Erde bekannt war. Der Schild des Achilles, der im 18. Buche

der Ilias besungen wird, war der klassische Globus, nach dem die geographischen Vorstellungen der Griechen sich gebildet hatten. Homer's Ansicht von der Erde, dem Okeanos, dem Himmel und der Unterwelt ist durch die der Uebersetzung der Odyssee von Voss beigegebene Erdkarte auch in unsere Phantasie verwachsen.

Die Erde Homer's hat die Gestalt einer Scheibe, ist am Rande hoch, vorzüglich nordwärts, und nach innen für das Mittelmeer und die Ströme wannenförmig vertieft. Aus dem kimmerischen Felsen Leukas entspringt der Weltstrom Okeanos, der, im Westen nahe bei seiner Quelle und im Osten durch den Phajis hereinströmend, die Erde in Nachtseite und Tagseite theilt. Ihr Mittelpunkt ist der hohe Berg Olympos, auf dessen Gipfeln über den Wolken Zeus und die Himmlischen in verschiedenen Palästen wohnen.

Der Himmel ruht wie ein metallenes Gewölbe auf den hohen Bergen der Erdscheibe. Sein Gipfel ist über dem Götterberg Olympos geöffnet und durch Aufstürmung des Ossa und Pelion ersteigbar. Der Raum des Gewölbes enthält unten Dunstluft, worauf die Unsterblichen gehen können, und über den Wolken Aether, auch Himmel genannt. Helios und Cos, die Gottheiten der Sonne und des Tages, kommen jenseit Kolkhis aus dem Okeanos durch ein Himmelsthor, fahren über die Dunstluft der Tagseite hinweg (so daß die Kimmerier von Bergen beschattet bleiben) und entfernen sich durch ein anderes Thor am Atlas, von wannen sie in einem Wunderschiffe auf dem Okeanos um die Nachtseite herum zu ihren Wohnungen am östlichen Sonnentheile zurückkehren.

Die Unterwelt oder der Tartaros ist innerhalb der dicken Erdscheibe, es ist der von Ais oder Aides beherrschte Todtenbezirk, der Hades, zu dem eine Klust bei den nächtlichen Kimmeriern hinabführt. Von dem Gewässer des Okeanos, der am westlichen Gestade der Nachtseite entspringt, fließt ein Zehnthheil als Styx in die Unterwelt, und verbindet sich mit anderen sumpfigen Flüssen und Feuerstrudeln. Nahe dabei ist im Westen der Eingang zum Tartaros, der eben so tief unter der Erdscheibe ist als über ihr der Himmel sich wölbt, den verstoßenen Kronos sammt den übrigen Titanen einkerkert, und mit einer metallenen, wahrscheinlich gerundeten Feste umgeben ist. Außerhalb diesem für uns kleinlichen Weltall ist Chaos. Im Zeitalter der Weltweisen ward der Todtenbezirk nach Verdiensten des Lebens abgetheilt und die Wohnung der Guten Elysion, die der Bösen Tartaros genannt. Homer's Elysion war kein irdisches Paradies, sondern ein seliges Eiland im westlichen Okeanos, wo besondere Lieblinge des Zeus unsterblich lebten.

Die Erdscheibe Homer's war daher durch das Schwarze, Aegäische und Mittelländische Meer in zwei Theile getheilt, in die nördliche Nachtseite oder Europa, und in die südliche Tagseite Libyen oder Aethiopien. Im Norden des Olympos liegt Thrakien. Der silberwogige Peneus begrenzt es gegen Griechenland, die nördlichen Grenzen sind unbestimmt. Thrakische Landschaften sind Emathia und Pierien, thrakische Völkerschaften die Päonier, Aitonen und die rossmelkenden Hippomolgen. Von Griechenland selbst, namentlich vom Peloponnes, werden einzelne Landschaften genannt; ferner die Inseln Samothrake, Lemnos, Tenedos, Lesbos, Cubba, Delos, Chios, Samos, Rhodos, Kreta, Kythera und im Westen Zagnthos, Ithaka, das Reich des Odysseus. Aber Scheria (d. i. Korkyra, Korfu), die Heimat der glücklichen Phäaken, liegt am Ende der Welt. Ganz unbekannt ist Italien; die sizilische Straße ist der Eingang in die

schreckenvollste Fabelwelt. Das Gebell der Stylla, die Strudel der Charybdis, die schwimmenden Felsen, das wunderreiche Trinakria mit seinen Sonnenherden und Nymphen, mit seinen ungeschlachten, einäugigen Kyklopen und den menschenfressenden Kästrygonen, Kalypso's und Kirke's Zauberinsel, Aeolos' schwimmendes Eiland sind nur deutungsreiche geographische Sagen. Am Rande der Nachtseite wohnen die Kimmerier.

„Ganz von Nebel umwölkt und Finsterniß, nimmer auf jen' auch
Schauet Helios her mit leuchtenden Strahlen der Sonne;
Nicht wenn empor er steigt zur Bahn des sternigen Himmels,
Noch wenn wieder zur Erde er hinab vom Himmel sich wendet;
Rein, ringsum greuliche Nacht umruht die elenden Menschen.“

Das Gegenstück waren die Hyperboräer, die Makrobier. Endlos schien ihr seliges Leben, Weisheit jedes ihrer Worte, Blumenduft war ihre Speise, Himmelsthau ihr Trank.

Genauer wird der Osten, namentlich Zion und Troja, beschrieben. Die Beschreibung ist so genau, daß Herr Schliemann noch in unseren Tagen danach seine wunderbaren Funde ausgräbt. Nur im Norden, am Schwarzen Meere wird Alles wieder dunkel und fabelhaft. Dagegen kennt er die Küsten Kleasiens und weiter im Süden die Phönizier,

„der Seefahrt kundige Männer,
Gaudieb', allerlei Tand mitbringend im dunkeln Meerchiff.“

Ebenso wird Aegypten genannt mit dem hundertthorigen Theben am Flusse Aigyptos (Nil). Ganz Afrika heißt Libya, hier wohnen die gerechten Aethioper, die Freunde der Götter,

„die zweifach getheilt sind, äußerste Menschen,
Diese zum Untergang des Helios, jene zum Aufgang.“

Hinter ihnen, an der südlichen Grenze der Erde, wohnt ein Volk der Zwerge, die Pygmäen, die mit den Kranichen Krieg führen; ferner die Lotophagen, die Lotosesser, die sich von der Frucht des Lotosbaumes nähren.

Die Bilder und Anschauungen, welche die Gesänge Homer's von der Gestalt der Erde und ihrer Länder gaben, wurden geraume Zeit für die allein richtigen geographischen Vorstellungen gehalten und behielten für lange Jahrhunderte fast religiöse Autorität.

Eine etwas erweiterte Kenntniß der Erde zeigen uns die Gesänge des Hesiod, welche um 700 v. Chr. unter seinem Namen von fremder Hand redigirt wurden. Er kennt die Flüsse Phosis (Nion), Ister (Donau), Eridanus (Po) und hat schon von Latinus, dem Könige der Tyrrhener, gehört. Er rückt die dunkle Grenze der Erde mit ihren Fabeln weiter hinaus; er spricht zuerst von dem Zuge des Hercules zu den Rindern Geryon's und zu den Goldäpfeln der Hesperiden, auch die Inseln der Seligen verlegt er weit in den Westen. Er verschleucht die Nebel und lichtet die Nacht der Kimmerier; er preist auch die glücklichen Hyperboräer, die ihr friedliches Leben unter Delbäumen verträumen. Fabelhafte Wesen, einäugige Menschen, Krimaspen, goldhütende Greise versetzt er weiter ins Innere des Landes. Er preist ferner die Segensfülle des Landes Umbria, wo dreimal im Jahre die Früchte reifen, die Hühner zweimal des Tages Eier legen und die Herden dreimal jährlich zwei bis vier Junge werfen. Im Westen sind ihm die Libyer, im Süden die Aethioper und im Norden die Skythen das äußerste Volk.

Auch die späteren, die sogenannten kyllischen Dichter, wiederholen diese und ähnliche Vorstellungen.

Allmählich berichtigten indeß Kolonisationen die zahlreichen Irrthümer und erweiterten den Horizont richtiger Länderkenntniß. Zunächst wurden an der westlichen, hafenreichen Küste Kleinasiens eine große Anzahl Kolonien gegründet, und die Bevölkerung dieser Städte war es dann, welche sich noch mehr westwärts in andere, bisher unbekannte Meere hinauswagte und hier neue Handelsplätze anlegte.



Erde nach Homer.

Besonders zeichneten sich durch solche Unternehmungen in den nächsten Jahrhunderten die Jonier aus, und unter ihnen wieder die mächtigen Städte Rhodaa und Milet sowie die Bewohner der Insel Samos.

Milet war es besonders, das die Kolonien am Hellespont, der Propontis, dem Pontos Euxinos und dem Mäotissee, d. i. an den Dardanellen, dem Marmara, Schwarzen und Asowschen Meere gegründet hat. Es war ein Werk von Jahrhunderten, diese nördlichsten aller den Hellenen zugänglichen Seegebiete

nach und nach zu entdecken, die Handelswege zu ordnen und einen großen Kreis von Städten an diesen Meeresküsten zu gründen.

Anderer ionische Seefahrer nahmen ihren Weg um die Südspitze Griechenlands in das früher unbekante westliche Meer, vor dessen Gefahren man bisher zurückschreckte nach dem alten Schifferpruch: „Bist du um Kap Malea herumgefahren, so vergiß, was daheim ist.“ Im 8. und 7. Jahrhundert v. Chr. wurden eine große Anzahl von Kolonien auf Sizilien und in Unteritalien gegründet, welches deshalb auch den Namen „Groß-Griechenland“ erhielt. Die bedeutendste dieser Städte war auf Sizilien Syrakus.

Im Süden war Naukratis am Nil 640, Akyene 630 gegründet. Wichtiger noch war die gleichzeitige Entdeckungsreise des Kolaios von Samos. Auf einer Reise nach Aegypten führten ihn widrige Winde durch die Säulen des Hercules bis Tartessos. Er war der erste Grieche, der diesen reichen Marktplatz der Phönizier besuchte. Samier, Jonier, Phokäer wetteiferten nun, um den möglich größten Vortheil aus dieser Entdeckung zu ziehen. An der ligurischen, iberischen, libyschen Küste wurden als Stationen neue Kolonien angelegt. Am wichtigsten von allen wurde Massilia (Marseille), die Tochterstadt Phokäa's. Und wie an den östlichen Küsten des Mittelmeeres, pulsrte nun auch an den westlichen ein reges Leben friedlichen, ertragreichen Verkehrs.

Aber noch waren nicht 40 Jahre seit der Gründung Massilia's verflossen, als die mächtige Mutterstadt Phokäa dem König Kroisos von Lydien unterlag. Die Macht der beiden Tochterstädte, Massilia's an der Südküste des Festlandes und Malia's auf Korrika, war schnell vorübergehend. Die Karthager verdrängten seitdem die Griechen und verschlossen ihnen das ganze Meer jenseit Sizilien, so daß dieselben trotz früherer Kenntniß vom Westen dennoch keine richtige Vorstellung von demselben gewonnen hatten.

Hatten wir bisher nur Sagen und ungewisse Nachrichten zu wiederholen, so kam selbst von Herakleitos aus Milet, der um 500 v. Chr. ein systematisches geographisches Werk geschrieben haben soll, auch nur wenig berichtet werden, da dasselbe zum allergrößten Theile verloren ging.

So ist denn die geographische Kenntniß der Hellenen am Schluß dieses Abschnittes im Ganzen nur dürftig und mangelhaft.

Rom, nur ein Jahrhundert später als Karthago, 754 v. Chr., von Flüchtlingen und Verbrechern gegründet, war nach Verlauf von drittheil Jahrhunderten und der Vertreibung des Königshauses zur Republik erstarkt. Es war ein Feuerjunge, eine Brandstätte mitten in einem leicht zündbaren Stoffe. Arm, dem Handel abgeneigt, aber kühnig des Schwertes und des Krieges, im Innern frei, stolz, habfüchtig, verwegen und tapfer, entfaltet es sich kriegerisch und erkennt seine Bestimmung, welt Herrschend zu werden. Es unterwirft zunächst die benachbarten Völker Latiums, kämpft lange mit abwechselndem Glück im untern und obern Italien gegen das alte Kulturvolk der Etrusker, gegen Sabiner, Samniter, Gallier. Alle diese Kriege sind aber nur Vorspiele späterer blutiger Vernichtungs- und Eroberungskämpfe.

Die wachsende Macht Roms hatte andere Zwecke, als die bisher betrachteten Kulturstaaten gehabt hatten. Aegypten wollte Ruhe und theokratische

Abgeschlossenheit, Karthago und Phönicien Handel und Reichthum, Griechenland suchte Freiheit und Handel; aber Rom wollte Herrschaft. Handel, friedlicher Verkehr war niemals Hauptzweck. Selbst das Meer war nur ein Schauplatz für Heldenthaten neuer Art, seine Schifffahrt war nur Seeräub. Rom's Grundsatz war, wer die Welt hat, dem gehört auch der Handel. Mit Karthago trifft es auf Sizilien zusammen. Wie zwei Wetterwolken standen Rom und Karthago lange einander gegenüber. Der Zusammenstoß ist elektrisch, die Punischen Kriege entbrennen, und mit Karthago fiel ein Staat, den Rom niemals ersetzen konnte. Der Handel wich aus dem Meere und Seeräuberei kam an seine Stelle. Das kornreiche Afrika ward nur eine Brotkammer für den römischen Pöbel, ein Gebiet des Bestienfanges für die Circensischen Spiele, ein Jagdrevier für Sklavensfang.

Erst später wurden die römischen Legionen die schrecklichsten geographischen Entdecker.

Und nun zum Schluß.

Wir haben in langer, finsterner Nacht von Jahrtausenden bei allen Kulturvölkern, welche geschichtliche Spuren ihres Daseins hinterlassen haben, nach Anfängen und Fortschritten geographischer Kenntnisse gesucht. Der Gewinn ist gering und von zweifelhaftem Werthe. Denn Alles, was wir von geographischen Kenntnissen vor Herodot erfahren, beruht auf deutungsreichen Mythen und Sagen, auf schwankenden, dunkelen, unvollständigen Berichten und Fragmenten, die überdies zum großen Theil erst das Resultat neuerer Entdeckungsreisen und Forschungen sind und fast insgesammt verschieden erklärt werden.

Selbst von China, das schon 2500 Jahre v. Chr. im „Nükung“ ein geographisch-statistisches Werk, die „Tributrolle“ des Kaisers Nü, und nicht viel später, 2200 v. Chr., landartenartige Darstellungen seiner Provinzen hatte, selbst von China ist in dem Zeitraum, von dem bisher die Rede war, und noch in Jahrhunderten später, nichts, selbst nicht der Name bekannt gewesen. Und dasselbe gilt auch von dem uralten Kulturstaate Indien. Gerade die ältesten Kulturstaaten, Aegypten und China, waren bei allen ihren Kriegs- und Eroberungszügen verschlossene Reiche, und China ist es bekanntlich bis vor wenigen Jahrzehnten geblieben.

Und doch, so dürftig auch die Kenntniß von den Ländern der Erde, so beschränkt auch der geographische Gesichtskreis gewesen, so gab es doch schon damals einzelne Männer, Dichter und Philosophen, welche über die Gesamtgestalt der Erde nachgedacht und bestimmte Vorstellungen von derselben sich gemacht hatten. Es giebt fast keine Form, in welche die Erde nicht gepreßt worden wäre. Die Verschiedenheit des Standpunktes, von welchem die Beobachtung ausging, bedingte die Verschiedenheit der Anschauung. Dem Bewohner der Ebene mußte die Erde als unübersehbare Fläche, dem einer Insel als meerumflossenes Eiland, dem hoher Gebirgsgegenden als ein erhabenes Gewölbe erscheinen, das sich von allen Seiten her gegen seinen Standpunkt bis zur Kegelform erhebt. Dem Bewohner einer hohen Küstengegend mußte die Erde die Gestalt einer Mulde haben, in deren vertiefter Mitte das Meer zusammenfloß. Diese und ähnliche aus dem beschränkten Standpunkte örtlicher Anschauung erzeugten Vorstellungen wurden von der Spekulation phantasiereicher Menschen noch vielfach umgestaltet und so der Erde wahrhafte Proteusgestalten angeschlossen.

So hatte

Homer	die Erde als runde Scheibe,
Anaximander	„ „ „ eine Walze,
Heraklit	„ „ „ einen Kahn,
Anaximenes	„ „ „ „ Tisch,
Pythagoras	„ „ „ „ Würfel,
Xenophanes	„ „ „ „ Kegel,
Leukipp	„ „ „ eine Trommel,
Eudoxos von Cumä	als ein längliches Viered

dargestellt. Nur Thales aus Milet, um 600 v. Chr., soll zuerst die Kugelgestalt des Himmels gelehrt haben, welcher die Erde umschliesse, wie die Schale des Eies das Innere desselben. Wie er aber die Gestalt der Erde sich gedacht, ob als Scheibe, Walze, Säule, darüber sind die Erklärer weniger einig als darüber, daß die Erde auf dem Wasser, dem Weltmeer, schwimme. Thales soll in der Astronomie gute Kenntnisse gehabt und sogar eine Sonnenfinsterniß vorhergesagt haben.

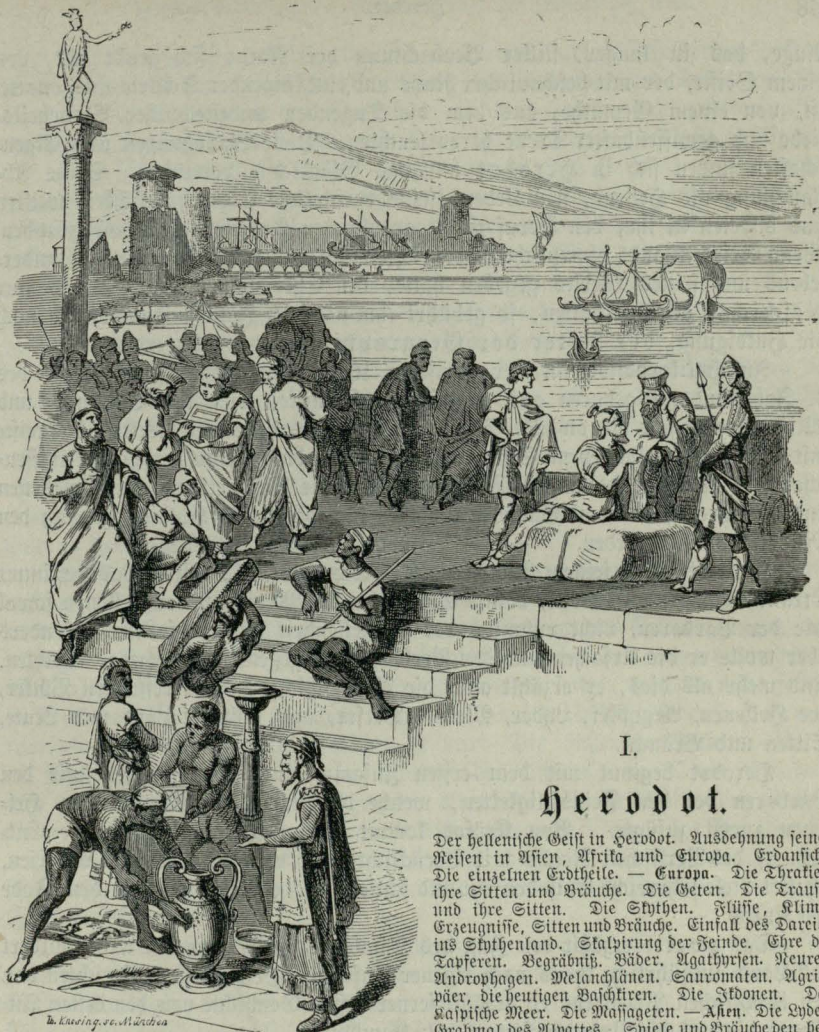
So deckt diesen ersten und längsten Zeitraum, dessen Anfang keine Zeitrechnung berechnen kann, finstere Nacht. Nur deutungsreiche Mythen, Sagen, Dichtungen, vereinzelte Bruchstücke von Nachrichten stimmen in derselben wie fallende Sternschnuppen, wie trügerische Irlichter. Erst als Dareios von Persien, als Xerxes den Kampf gegen die Griechen begann, als die lodernen Flammen hoch aufschlugen in dem ruhmreichen Freiheitskampfe der Griechen gegen die Perser, da stieg auch der rosigte Morgen empor in der bessern Erkenntniß der Länder unserer Erde. — Es ward Licht!



Zweites Buch.

Das klassische Alterthum.

Von Herodot bis Ptolomäos.



in Koning, v. d. W. d. 1840

I.

Herodot.

Der hellenische Geist in Herodot. Ausdehnung seiner Reisen in Asien, Africa und Europa. Erdansicht. Die einzelnen Erdtheile. — Europa. Die Thracier, ihre Sitten und Bräuche. Die Geten. Die Trauser und ihre Sitten. Die Skythen. Flüsse, Klima, Erzeugnisse, Sitten und Bräuche. Einfall des Darejos ins Skythenland. Skalyrirung der Feinde. Ehre der Tapferen. Begräbnis. Bäder. Agathyrren. Neurer. Androphagen. Melanchlänen. Saurromaten. Agrip-päer, die heutigen Bafährten. Die Ikonen. Das Kaspiſche Meer. Die Maſſageten. — Aſien. Die Hyder. Grabmal des Alyattes. Spiele und Bräuche den hel-lenischen ähnlich. Die Perſer. Die Aſſyrer oder

Babylonier. Babylon. Semiramis und Nitotris. Regulirung des Euphrat. Künstliche Bewäſſerung. Flußſchiffahrt. Kleidung. Behandlung der Kranken. Die Inder. Golbreichthum. Araber. — Afrika oder Libyen. Aegypten. Das Rothe Meer. Sitten und Bräuche der Aegypter. Verkehr. Achtung vor dem Alter. Kaſten. Leichentrauer und Einbalsamirung. Der Nil. Die Katarakten. Meroe und die Antoniofen. Die Pyramiden. Kyrene, Syrten und Adyrmachiden. Naſamonen. Phylter, Mafen und Gindaner, Rothophagen. Die Libyer, Gyzanten. Kaufhandel. Die Ammonsoaje und Aegila. Die Saramanten und Karanten. Der äußerſte Weſten und Süden. Das Schlaraffenland. Sambyſes.



Es war eine der schönsten Eigenthümlichkeiten des hellenischen Geistes, auf die Erscheinungen der Natur zu lauschen, sie in ihrer Bedeutsamkeit zu fühlen und ihre Gewalt in mythologische Vorstellungen zu personifiziren. Diese Eigenthümlichkeit war auch der Urquell geographischer Erkenntniß. Denn die Geographie gehört ihrem Wesen nach zu den Erfahrungswissenschaften. Ihre Wahrheiten wollen erfasst sein von einem

Auge, das in langer, stiller Beobachtung der Natur sich geübt hat, von einem Geiste, der mit beschaulicher Ruhe und eindringender Schärfe ausgestattet ist, von einem Gemüthe, aus dem die Tugenden unbeflecklicher Wahrheitsliebe und gewissenhafter Treue hervorleuchten. Diese Bedingungen und Eigenschaften finden sich in Herodot auf das Glückliche vereinigt. Seine Abstammung als Hellene, sein Leben, seine persönliche Eigenthümlichkeit weckten und bildeten in ihm den Beruf zu geographischen Arbeiten, zum Geographen. Wenn Griechenlands olympische Ehrenrichter ihm, als er Proben seines Wanderlebens und seines Werkes gegeben hatte, den Ehrennamen des Vaters der Geschichte gegeben hatten, so gebührt ihm nach 23 Jahrhunderten auch noch die Huldbigung, der Vater der Geographie genannt zu werden.

In Halikarnassos an der karischen Küste Kleinasiens gegen Ende des 5. Jahrhunderts geboren aus angesehenener Familie, trieb ihn Bildungs- und Wissensdrang fast bis an alle Grenzen der damals bekannten Welt. Er reiste mit klarem, unbefangenen Sinn, hellem Verständniß, war der größte wissenschaftliche Reisende damaliger Zeit, und hat seine Beschreibung des Geesehenen und Erfahrenen in neun Büchern verfaßt, die später als Huldbigung nach den Mäusen benannt wurden.

Herodot schickt seinem Werke die Erklärung voraus, daß er das bestimmt Erkundete aufzeichnen wolle, damit die Thaten der Menschen, der Hellenen sowol wie der Barbaren, nicht ruhmlos der Vergessenheit anheim fallen; besonders aber wolle er die Ursachen und den Verlauf ihrer gegenseitigen Kriege erzählen. Und mehr als dies, er erzählt auch die Vorgehichte der betreffenden Völker, der Hellenen, Aegypter, Lyder, Meder, Perfer, und schildert Land und Leute, Sitten und Bräuche.

Herodot beginnt mit dem ersten Zusammenstoß der Griechen mit den Barbaren bei den Feindseligkeiten, welche der Lyderkönig Krösos den Hellenen zuerst zufügte. Von Krösos kommt er auf Kyros, erzählt die Entstehung des Persischen Reichs mit Berücksichtigung von Medien und Assyrien, schaltet viele lehrreiche Episoden ein und schließt das erste Buch mit dem Tode des Kyros.

Das zweite erzählt den Zug des Kambyses nach Aegypten und schildert das Land ausführlich, theils nach eigener Anschauung, theils nach Berichten von den ägyptischen Priestern; es erzählt ferner dessen Geschichte von den ersten Anfängen bis auf die Unterwerfung durch Kambyses.

Das dritte Buch enthält die Eroberung Aegyptens, die Geschichte des Polykrates, des Tyrannen von Samos, und des Periander von Korinth, und schließt mit der Einnahme Babylons durch Dareios Hystaspes.

Das vierte Buch erzählt den Zug des Dareios nach dem Norden Europa's und beschreibt dieses Land. Da um diese Zeit von dem persischen Statthalter in Aegypten der Versuch gemacht wurde, Kyrene zu erobern, wird die Geschichte Kyrene's und dessen Mutterstadt, Thera's, bis auf den erwähnten Zug erzählt. Dabei giebt er zahlreiche Nachrichten über das Innere Afrika's, deren Wichtigkeit oft bestritten, aber von neueren Reisenden bestätigt worden ist.

Das fünfte Buch berichtet die Unterwerfung Thrakiens und Makedoniens durch die Perfer, den ionischen Aufstand mit Hülfe Athens, dessen Geschichte zur Zeit der Pisistratiden, die Zerstörung von Sardes.

Mit dem sechsten Buche beginnt nach einer kurzen Schilderung des inneren Zustandes von Hellas die Erzählung des Feldzuges des Datis und Artaxerxes und der Schlacht bei Marathon. Das siebente, achte und neunte erzählt die Perserkriege und bildet den Kern und Gipfelpunkt des ganzen Werkes.

Wir sehen aus dieser kurzen Inhaltsangabe, daß Herodot es verstanden hat, eine Menge der verschiedenartigsten Thaten zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden. Die Geschichte der gegen die Perser geretteten Freiheit Griechenlands zieht sich als rother Faden durch das ganze Werk, an das sich die Geschichte der übrigen Nationen unmittelbar und natürlich anschließt. So hat Herodot ein vortreffliches einheitliches Geschichtswerk geschaffen, welches zu allen Zeiten von seiner hohen Weltanschauung Zeugniß giebt.

Er hat mit großer epischer Kunst an den kurzen Faden der Erzählung der griechischen Geschichte auch eine geographische Beschreibung der meisten Länder geknüpft und damit eine Reihe der lehrreichsten Bilder verbunden, welche das verschiedenartige Leben der damals bekannten Völker vorführen, ein jedes in der eigenthümlichen Farbe, die es durch historische Erbschaft und physischen Einfluß erhalten hatte. Es sind gleichsam versteinerte Gestalten, die sich um die Bewegung des griechischen Lebens reihen.

Zu solchen Schilderungen befähigten ihn seine weiten Reisen, auf denen es sein angelegentliches Bestreben war, von Land und Volk selbst so viel als möglich zu sehen und von zuverlässigen Leuten über Alles genaue Erkundigungen einzuziehen. Die Zeit und Reihenfolge der Reisen ist verschieden angegeben worden. Ebenso ist es zweifelhaft, wie weit sie sich erstreckt haben, weil es nicht festgestellt werden konnte, ob Herodot nach Dem, was er selbst gesehen, oder nach fremden Berichten erzählt. Sicher ist nur: Die äußersten Punkte, die er in Asien erreicht hat, sind im Norden der Phasis, im Osten Ekbatana und Susa, im Süden die Nordgrenzen Arabiens bis zur Spitze des Rothen Meeres. Alle Länder, die innerhalb dieser Grenzen liegen, hat Herodot bereist, namentlich also: Kleinasien, Armenien, das westliche Medien und Persien, Assyrien, Babylonien, Mesopotamien, Syrien und Phönicien sowie die Insel Cypern.

In Afrika hat er besonders Aegypten durchforscht; Elefantine war der südlichste Punkt, den er erreichte. Vom Nildelta aus ist er auch in die Libyische Wüste gedrungen, doch ist unbestimmt, wie weit. Auch war er in Kyrene und hat von hier aus wahrscheinlich die westlicheren libyischen Wüstenstämme besucht.

In Europa hat Herodot, wie selbstverständlich, zunächst Griechenland mit seinen Inseln bereist, dann aber auch Thralien und die Küsten des Schwarzen Meeres, sogar bis ins Land der Skythen ist er vorgeedrungen. Von Italien hat er nur das sogenannte Groß-Griechenland gesehen, über die griechischen Ansiedelungen ist er hier wahrscheinlich nicht hinausgekommen.

Von der Gestalt der Erde, ihren großen Landmassen, der Lage der einzelnen Länder und ihrer Völkerstämme sagt er im Wesentlichen: „Ich muß lachen, wenn ich sehe, wie Viele die Erde zeichnen ohne allen Sinn und Verstand. Da lassen sie den Okeanos rings um die Erde strömen und runden sie ab wie gedrechselt; machen dabei Europa und Asien gleich groß, und ich kenne doch gar keinen Okeanos; Homer oder ein anderer Dichter hat ihn erdacht. Eben so wenig kann ich begreifen, warum man die Erde in drei Theile getheilt, diese

Theile nach drei Weibern benannt und die Flüsse Nil und Phasis als Grenzen derselben gemacht hat. Doch wollen wir es hierin halten, wie es einmal gebräuchlich ist.“

Europa, der größte Erdtheil, nimmt die nördliche Hälfte der Erde ein und erstreckt sich von West nach Ost über Libyen und Asien hin. Seine Südgrenze ist von den Säulen des Hercules das Mitteländische Meer bis zu der Propontis, dem Pontos und dem Mäotissee, weiter ostwärts das Kaspische Meer; von da verläuft sie in unbekannte Länderstrecken. Die Nord- und Ostgrenzen Europa's sind ihm unbekannt; die goldhütenden Greise und die einäugigen Arimaspen hält er für poetische Erdichtungen. Mitten durch Europa fließt von West nach Ost als größter der ihm bekannten Ströme der Ister (die Donau); bei den Kelten im Westen entspringend, nimmt er im weiteren Laufe eine große Anzahl anderer Flüsse auf und mündet Sinope gegenüber in den Pontos, in den sich unter anderen auch der Borysthenes (Dnepr) ergießt, während der Tanais (Don) in den Mäotissee fließt. In den Mündungen und dem untern Gebiet dieser Flüsse wohnen die Skythen, nördlich von diesen noch andere Völkerschaften im heutigen Siebenbürgen, Polen, Rußland bis jenseit des Urals. Im Südwesten stoßen an die Skythen die Geten und Thrakier. An diese schließt sich Thessalien mit den übrigen hellenischen Landschaften. Vom westlichen Europa kennt Herodot, wie schon bei den Phönikiern erwähnt, Korsika, Sardinien, Sizilien, Groß-Griechenland und in Spanien Gades und Tartessos. Rom erwähnt er nicht.

Ausführlicher schildert er Thrakien und das Land der Skythen, und zwar nach eigener Anschauung.

Südlich vom Ister, sagt er, wohnen die Thrakier, ein großes Volk, welches auch mächtig und unbezwinglich sein würde, wenn es einen einzigen Beherrscher hätte. Die zahlreichen thrakischen Stämme haben verschiedene Namen, ihre Sitten sind jedoch im Allgemeinen dieselben. Dem Kriege und Raube nachzugehen, sonst aber müßig zu sein, halten sie für anständig, den Feldbau für verächtlich. Einem Edelgeborenen ziemt es, sich Zeichen einzuätzen, ein Unthätowirter gilt für unedel. Ihre Kinder verkaufen sie zum Theil ins Ausland. Die Leiche eines Vornehmen stellen sie drei Tage aus, beweinen den Todten und halten einen Leichenschmaus, worauf sie den Leichnam entweder begraben oder verbrennen. An dem aufgeworfenen Grabhügel veranstalten sie Kampfspiele.

Einer der größten thrakischen Stämme sind die Geten. Sie glauben, daß sie unsterblich seien und daß der Hingeschiedene zum Geiste Zalmoxis gehe. Zu diesem schicken sie aus ihrer Mitte alle fünf Jahre einen Boten mit Aufträgen: mehrere Männer stellen sich, jeder mit drei Wurfpfeilen in der Hand, auf, andere packen den Gesandten an Händen und Füßen und schleudern ihn hinauf in die Lanzenspitzen. Stirbt er an den Stichen, so halten sie die Gottheit für gnädig; bleibt er am Leben, so gilt er für gottverhaßt, und man wählt einen andern Todeskandidaten.

Bei den am Agios (Vardar) wohnenden Thrakiern ist die Vielweiberei Sitte; stirbt der Mann, so hat die Lieblingsfrau das Vorrecht, sich, von den übrigen Frauen ob solcher Ehre beneidet, von den nächsten Anverwandten am Grabe des Gestorbenen tödten und mit ihm begraben zu lassen.

Die Trauser, ein anderer thrakischer Stamm, bejammern die Geburt eines Kindes wegen der Uebel, die es im Leben zu erdulden haben wird; bei einem Todesfalle aber herrscht großer Jubel, weil der Hingeshiedene jetzt, von allen Uebeln erlöst, in voller Seligkeit lebe.

Nördlich von den Thrakiern wohnen die Skythen. Ihr Gebiet reicht von der Donau bis zum Don, umfaßte also die heutige Walachei, die Moldau, die südlichen Provinzen des europäischen Rußlands bis in das Gebiet der Don'schen Kosaken. Viele große Flüsse, sagt Herodot, durchströmen das Land. Am Borysthenes (Dnjepr) findet man die schönsten Weiden, in ihm die besten Fische. An seinen Ufern wächst das vorzüglichste Korn, das höchste Gras, an seiner Mündung setzen sich viele und große Salzhaufen an. Danach ist der merkwürdigste Fluß der Hypanis (Bug), welcher aus einem großen See entspringt, um den wilde weiße Pferde weiden. Er fließt fünf Tagfahrten weit schwach und noch süß, weiterhin aber, vier Tagfahrten vom Meere, sehr bitter, denn es ergießt sich hier in ihn eine kleine, aber so bittere Quelle, daß sie die ganze Wassermaße verbittert.

Das Skythenland ist flach, ohne Wälder und hat ein sehr kaltes Klima. Der überaus harte Winter dauert acht Monate. Das Meer friert alsdann zu, so daß man mit Wagen darüber fahren kann. Der Winter ist ganz verschieden von dem anderer Länder, denn während der Regenzeit regnet es hier gar nicht, im Sommer dagegen unaufhörlich. Der Delbaum und der Weinstock kommen nicht fort, aber an Getreide ist Ueberfluß; und schnelle, wenn auch kleine Pferde sowie Rindvieh ohne Hörner gedeihen, während für Maulthiere und Esel das Klima zu kalt ist.

Die Skythen sind ein eingewandertes Volk; von anderen Nomaden gedrängt, kamen sie über den Araxes (Wolga) und vertrieben die Kimmerier, welche früher die Nordküste des Schwarzen Meeres bewohnten, aus ihren Sizen. Sie zerfallen in drei Hauptstämme, in die ackerbautreibenden, die nomadischen und die königlichen; Letztere reichen bis zum Don und sind die zahlreichsten. Sie betrachten sich als die edelsten, denn aus ihrer Mitte wird der König gewählt und lebt bei ihnen. Städte giebt es bei ihnen nicht.

Die Skythen beten mehrere Götter an. Ihre Opfer geschehen ohne Weihe und Spendeguß. Ist das Opferthier, gewöhnlich ein Pferd, geschlachtet, wird es sogleich zerlegt und gekocht. Von dem gekochten Fleisch werfen sie einige Stücke dem angerufenen Gotte hin, das Uebrige verzehren sie selbst. Wollen sie einen Bund schließen, so füllen sie ein großes irdenes Gefäß mit Wein, mischen dazu das Blut der Betheiligten und tauchen Schwert, Streitaxt, Wurfspieße und Pfeile darein. Dann wird der Wein ausgetrunken und der Schwur geleistet; damit ist der Bund geschlossen.

Im Kampfe sind die Skythen tapfer und schlau. Ihre Kriegskunst besteht darin, daß Keiner ihrer habhaft werden kann, wenn sie sich nicht finden lassen wollen. Als der Perserkönig Darius (513 v. Chr.) in ihr Gebiet eindrang, flohen sie, nachdem sie ihre Familien an die nördliche Grenze des Landes geschickt hatten, immer eine Tagereise vor den Persern her, indem sie die Felder verwüsteten und die Brunnen verschütteten. So lockten sie ihre Verfolger tief in die Steppen, bis diese, ohne Lebensmittel, in die größte Noth geriethen. Nunmehr schickten die Skythen einen Herold an Darius und ließen ihm durch diesen einen Vogel, eine Maus, einen Frosch und fünf Pfeile übergeben.

Der König betrachtete diese Gegenstände Anfangs als Zeichen der Unterwerfung, aber einer seiner Rätbe deutete sie ihm durch folgende Erklärung: „Wenn ihr Perfer nicht Vögel werdet und zum Himmel aufsteigt, oder Mäuse und euch unter die Erde verkriecht, oder Frösche und in den See springt, so kommt ihr nicht wieder heim, sondern erliegt diesen Geschossen.“ Die Perfer erkannten die Wahrheit dieser Botschaft und zogen sich in großer Eile mit bedeutendem Verluste zurück.

Der Skythe trinkt das Blut des ersten Mannes, den er im Kampfe erlegt, und bringt die Köpfe aller Derer, die er getödtet, dem Könige, denn nur so erhält er Antheil an der Beute. Die Kopfhaut des Feindes zieht er rings herum ab und gerbt sie dann. Danach hängt er sie als Schmucl an die Zügel seines Pferdes. Wer die meisten solcher Trophäen aufzuweisen hat, gilt als der preiswürdigste Mann. Sie nähcn auch eine Anzahl solcher Statue zusammen und machen einen Mantel daraus. Zuweilen ziehen sie auch vom rechten Arm des getödteten Feindes die Haut ab und überziehen ihre Köcher damit. Ferner geschieht es oft, daß sie einem der Erschlagenen die ganze Haut abziehen, sie auf Holz spannen und so auf ein Pferd setzen. Die Schädel der ärgsten Feinde überzieht man mit Rindschaut, vergoldet sie auch manchmal inwendig und gebraucht sie als Trinkgefäße, die man besonders Ehrengästen vorsetzt. Einmal im Jahre füllt jeder Häuptling einen Krug mit Wein, aus welchem Alle trinken, die sich im Kriege auszeichnen haben. Ruhmlose dürfen nicht von dem Weine kosten, dagegen trinken die, welche viele Feinde erlegt haben, aus zwei Bechern.

Die Würde des Königs ist erblich. Stirbt ein König, so überziehen sie seinen Leichnam mit Wachs, nachdem sie ihm zuvor die Eingeweide herausgenommen und den Bauch mit zerriebenen würzigen Pflanzen und Räucherwerk gefüllt und wieder zugenäht haben. Darauf führen sie ihn auf einem Wagen von Stamm zu Stamm, bis zum Gebiete der Gerrher, des äußersten skythischen Stammes, wo sich auf der Ostseite des Borysthenes in einer Einöde (in dem jetzigen Kreise Pawlograd zwischen dem Dnjepr und der Samara) die Begräbnisstätte der Könige befindet. Alle Stämme bezeugen auf diesem Zuge ihren Schmerz dadurch, daß sie sich die Ohren beschneiden, das Haar abscheren, die Arme aufreißen, Stirn und Nase zerkratzen und einen Pfeil durch die linke Hand stoßen. An Ort und Stelle angekommen, graben sie ein großes viereckiges Loch in die Erde und setzen die Leiche in der Mitte desselben auf einer Matte bei; dann stecken sie zu beiden Seiten derselben Lanzen in den Boden, legen Stangen oben darüber und überslechten sie mit einem Hürdendach. In den übrigen weiten Raum des Grabes legen sie alsdann des Königs Lieblingsweib, das sie erwürgen, seinen Mundschent, Koch, Stallmeister und Leibdiener sowie auch Pferde und Weihopfer jeder Art, besonders goldene Schalen. Ueber alles dies errichten sie einen großen Grabhügel. Nach einem Jahre opfern sie wieder 50 oder treuesten Diener und 50 edle Kasse, stoßen sie aus und stellen sie um das Grabmal auf.

Stirbt ein Skythe niederen Standes, so wird sein Leichnam vor der Bestattung auf einem Wagen bei seinen Freunden herumgeführt, welche dem Geleite einen Schmaus geben und auch dem Todten von Allem vorsetzen. Nach der Bestattung waschen und baden sie sich. Das Bad nehmen sie unter einer über drei Stangen dicht zusammengezogenen wollenen Decke, indem sie glühende Steine in eine mit Wasser gefüllte Wanne werfen; auf die glühenden Steine streuen sie auch Hanfsamen, wodurch sich ein solcher Dampf entwickelt, daß man sich

kein besseres Schwitzbad denken kann und die Skythen vor Wohlbehagen brüllen. — So sind noch heute die primitiven russischen Bäder. — Die Weiber aber nehmen gar kein Bad, sondern überstreichen den ganzen Körper sammt dem Gesicht mit einem Teige, den sie aus zerriebnem Cypressen-, Cedern- und Weirauchholz bereiten und parfümiren und pomadisiren sich in dieser Weise zugleich.

So viel erfuhrt Herodot über die Skythen theils aus eigener Anschauung, theils durch sorgsame Erkundigungen in den griechischen Pflanzstädten an der Küste des Skythenlandes. Seine nicht leicht befriedigte Wißbegierde erstreckte sich aber auch auf die Nachbarvölker der Skythen. So hörte er von den üppigen Agathyrjen (in dem heutigen Siebenbürgen), bei denen man viel Gold findet — von den Neuren (in dem östlichen Polen), die als Zauberer berüchtigt waren, und die sich jedes Jahr einmal in Wölfe verwandeln sollen, wahrscheinlich, weil sie sich des Winters in Wolfspelze hüllten; — von den Androphagen (Männerfressern) mit äußerst rohen Sitten und ohne Gesetz, welche in einer großen Wüste (in der Gegend des heutigen Kiew) wohnten, wo ein steter Federregen das Fortkommen hindern soll. So hörte er von den Melanchlänen (Schwarzröcken), in denen man die heutigen Russen erkennen will; — von den Budinern in einem dicht bewaldeten Lande (an der nordwestlichen Küste des Kaspischen Meeres) mit einem großen, von Moorland und Rohr umgebenen See, in welchem man Fischottern und Viber fängt. So hörte er ferner von den Sauromaten (in den Steppen am südöstlichen Ufer des Don), die als Wfömmlinge skythischer Jünglinge und der fabelhaften Amazonen geschildert werden; von den kahlköpfigen Agrippäern (Wasskiren am Ural) mit eingedrückter Nase und langem Kinn, die eine bohnenartige Kernfrucht durch Lächer schlagen, eine dicke, schwarze Flüssigkeit herauspressen, die sie *Ashy* nennen und mit Milch vermischt trinken, aus deren Trebern sie Kuchen backen. Noch jetzt, nach mehr als 2000 Jahren, bereiten sie ihr vorzüglichstes Lebensmittel aus dem Saft der Bogellirsche auf dieselbe Weise und nennen es noch heute *Ashni*. Endlich berichtet Herodot hier von den Issedonen (in der Tatarei, östlich vom Uralsee), welche die Leichname ihrer Väter zerschneiden und wie anderes Fleisch verzehren, und bei denen die Weiber gleiche Rechte haben mit den Männern. Was jenseit der Kahlköpfe liege, sagt er, wisse er nicht anzugeben, weil hohe Gebirge sich dazwischen erheben, über die Niemand hinüberkomme. Für Fabel erklärt er ausdrücklich die Arimaspen und goldhütenden Greise. Dagegen wußte er bereits, daß das Kaspische Meer ein Binnensee sei, was noch Jahrhunderte lang später bedeutende Geographen bestritten haben.

Noch sei das Federland in den Uralsteppen angeführt. „Die Federn“, sagt Herodot, bedecken hier nicht bloß den Boden, sie erfüllen auch die Luft so dicht, daß man kaum vor sich hinsehen kann.“ Diese Federn wurden bald als Schnee, bald als wirkliche Federn von geopferten zahlreichen Vögeln u. a., neuerdings aber als die Samenrispen des Federgrases (*stipa pennata*, *Lin.*) erklärt.

Da, wo Herodot die Grenze zwischen Europa und Asien zieht, wohnten an der östlichen Seite des Kaspischen Meeres die Massageten. Es dehnt sich hier, sagt er, eine unübersehbare Ebene weit nach Osten aus; einen kleinen Theil davon bewohnen die Massageten. Sie haben eine der skythischen ähnliche Kleidung und Lebensweise, sechten zu Fuß und zu Pferde mit Bogen, Speeren und Doppelbeilen; diese sowie die Pfeil- und Speerspitzen und die Brustwanzen ihrer

Pferde sind aus Erz, die Verzierungen aber an Zügel und Gebiß sowie ihr eigener Schmuck an Kopf, Gürtel und Achselbändern aus Gold; denn Gold und Erz haben sie in Ueberfluß, an Silber und Eisen aber fehlt es. Sie verehren keine andere Gottheit als die Sonne und opfern ihr wegen ihrer Schnelligkeit nur Pferde. Sie säen nicht, sondern leben von ihren Herden und von Fischen. Ist einer sehr alt geworden, so schlachten ihn seine Angehörigen nebst einigem Vieh, kochen all dieses Fleisch zusammen und verzehren es. So zu sterben gilt als das größte Glück. Wer aber an Krankheit stirbt, wird mit großem Bedauern begraben, daß ihm die Ehre, geschlachtet zu werden, nicht zutheil werden konnte.

Von Asien hat Herodot trotz seines Irrthums, daß es kleiner sei als Europa, sehr ausgedehnte Kenntniß. Arabien hält er für das südlichste Land, kennt aber doch die Zuder und beschreibt südliche Aethiopier. Er kennt den ganzen Umfang der persischen Monarchie. Persien erstreckt sich bis an das südliche oder Erythraische Meer. Nordwärts über ihnen wohnen die Meder, weiter hinauf die Sakspeirer, noch weiter die Kolcher am Phasis. Von dem übrigen Asien wird Kleinasien durch den Halys getrennt und erstreckt sich als lange Halbinsel nach Westen. Als zweite große Halbinsel dehnt sich südwestlich von den Persern Arabien aus. Südöstlich schließen sich an die Perser die Zuder. Weiter nach Osten erstrecken sich unbekannte Wüsten. Uebrigens enthält seine Geschichte außer dieser allgemeinen Beschreibung noch sehr viele geographische Data, welche die Straßen nach dem östlichen Asien genau beschreiben; und es war ihm weder der obere Indus noch das goldreiche und wollewebende Kaschmir ganz unbekannt. Auch weiß er recht gut, daß die von ihm sogenannte große Wüste so ganz unbefucht nicht sei. Wie hätte er dies auch in Suja nicht erfahren sollen? Wußte er doch, daß im Indus Krokodile wie im Nil seien! So viel im Allgemeinen.

Die ausführlichere Erzählung der Ereignisse von Asien beginnt Herodot mit der Schilderung der Lyder, von denen er indeß nicht viel Außerordentliches zu erzählen hat. Wunder für Aufzeichnung, sagt er, enthält der lydische Boden nicht, wie sonst andere Länder, außer dem vom Berge Tmolos herabtreibenden Goldsande. Nur ein Werk ist besonders bemerkenswerth, das Grabmal des Königs Alyattes; große Steine bilden seine Grundlage, im Uebrigen ist es ein hoher aufgeworfener Erdhügel, welchen noch neuere Reisende gesehen haben. Die Lyder haben fast dieselben Bräuche wie die Hellenen. Sie haben zuerst unter Allen Gold- und Silbermünzen geprägt und die ersten Kaufleute gehabt. Noch sagen die Lyder selbst, die Spiele, welche unter ihnen und den Hellenen bestehen, seien ihre Erfindung, besonders das Würfel- und Ballspiel.

Mehr berichtet Herodot von den Persern: Götterbilder, Tempel und Altäre zu errichten, scheint ihnen Thorheit. Doch bringen sie dem Zeus auf den höchsten Berggipfeln Opfer dar. Auch opfern sie der Sonne und dem Mond, der Erde, dem Feuer, dem Wasser und den Winden. Von den Assyern und Arabern haben sie die Verehrung der Aphrodite Urania angenommen. Beim Opfern verfahren sie also: Sie errichten weder Altäre, noch zünden sie ein Feuer an, sie haben auch keine Trankopfer im Gebrauch, keine Flöten, Kränze oder heilige Gerste; sondern wer einem Gotte opfern will, führt das Thier an eine reine Stätte und ruft den Gott an, meist mit einem Myrtenkranze auf dem Kopfe. Der Opfernde steht nicht für sich allein um Gutes, sondern für den König

und das ganze Volk. Ist das Opferthier in Stücke zertheilt und das Fleisch gekocht, so breitet er zartes Gras und Klee aus und legt alles Fleisch darauf. Dazu singt ein Magier ein Weihelied von der Götterschöpfung. Nach einer Weile trägt der Opfernde das Fleisch nach Haus und verbraucht es nach Gutdünken. Jedem Perser ist sein Geburtstag der feierlichste Tag; an diesem ist ein reicheres Mahl üblich. Im Uebrigen setzen sie sich wenig Speisen vor, aber viel Nachtiß. Dem Weine setzen sie stark zu. Auch sind sie gewohnt, über die wichtigsten Angelegenheiten sich trunken zu berathen; und was ihnen in ihrem Rath gefallen hat, das legt ihnen Tags darauf, wenn sie nüchtern sind, der Hausherr vor, bei dem sie sich berathen haben. Und wenn es ihnen auch nüchtern gefällt, so gilt's; wo nicht, so wird es aufgegeben. Was sie aber nüchtern vorschlugen, das untersuchen sie noch einmal in trunkenem Zustande.

Treffen sich Männer gleichen Standes auf der Straße, so küssen sie einander als Begrüßung auf den Mund, den geringeren auf die Wange; ist aber Einer viel niedriger als der Andere, so wirft sich der Erstere vor ihm nieder und bezeugt ihm so seine Huldigung. Sie ehren vor Allen ihre nächsten Nachbarn, nach sich selber nämlich, dann die zweiten, hernach die weiteren, so daß sie die am wenigsten in Ehren halten, die von ihnen am entferntesten wohnen. Zu fremden Sitten jedoch versteht sich Niemand leichter als die Perser. So tragen sie medische Kleidung, weil ihnen dieselbe schöner dünkt als ihre eigene, und im Kriege ägyptische Panzer.

Jeder Perser hat viele Ehefrauen und noch mehr Nebenweiber. Für Mannhaftigkeit gilt es nächstdem, ein Mann im Kampfe zu sein und viele Kinder zu haben; einem solchen schickt der König jährlich Geschenke. Denn Menge, denken sie, giebt Stärke. Der Unterricht der Söhne vom fünften bis zum zwanzigsten Jahre besteht in Reiten, Bogenschießen, Wahrheit reden. Vor dem fünften Jahre sieht der Vater seinen Sohn, der bei den Frauen erzogen wird, nicht, und zwar deswegen, damit keiner, falls er während dieser Zeit stirbe, dem Vater Leid verursache. Sodann ist den Persern Alles, was ihnen zu thun verboten ist, auch zu sagen verboten. Für das Schändlichste aber gilt ihnen zu lügen und danach Schulden zu haben, weil Schulden zu Lügen verleiten. Hat ein Bürger den Aussatz oder den weißen Ausschlag, so darf er nicht mit den andern Persern verkehren. Auch treiben sie jeden Fremden, der mit diesen Uebeln behaftet ist, eiligst aus ihrem Lande. Zu einem Fluß speien sie weder, noch waschen sie sich darin die Hände, weil sie Flüsse hoch verehren.

Ueber ihre Todtenbräuche war wenig mit Sicherheit zu erfahren. Sie sollen die Leiche eines Persers nicht eher begraben als bis ein Vogel oder Hund sie angefreßen hat, dann erst überziehen sie dieselbe mit Wachs und begraben sie.

An die Erzählung von der Eroberung Babyloniens durch die Perser knüpft Herodot die Geschichte von Babylonien oder Assyrien — denn Beides ist bei ihm völlig eins. — Assyrien, sagt er, hat viele große Städte, darunter die berühmteste und stärkste Babylon. Sie liegt in einer großen Ebene, jede ihrer vier Seiten mißt 120 Stadien, sie hat also einen Umfang von 480 Stadien, d. i. 12 Meilen oder 90 km. Um die Stadt läuft ein tiefer, breiter und wasserreicher Graben, sodann eine Mauer, 50 persische Ellen breit und 200 hoch, sie läuft bis zum Fluß, von da ab springt sie auf jeder Seite zurück und zieht sich als ein Wall von Badsteinen an beiden Ufern des Flusses fort.



Das alte Aegypten.

Diese Mauer also ist der äußere Panzer. Innerhalb derselben ist noch eine zweite schwächere Mauer von geringerem Umfange. Die innere Stadt, die voll von drei- und vierstöckigen Gebäuden ist, wird von lauter geraden Straßen durchschnitten. Der Euphrat scheidet die Stadt in zwei Theile, den einen mit der Königsburg, den andern mit dem Heiligthum des Zeus Belos, einem Viereck mit zwei Stadien langen Seiten. Inmitten des Heiligthums ist ein Thurm von festen Steinen, aus dem sich acht Thürme über einander erheben, zu deren Spitze außen eine Treppe hinaufführt. Auf dem höchsten Thurm ist ein großer Tempel und darin ein Tisch von Gold, in dem untersten ist ein anderes Heiligthum mit einem ebenfalls goldenen Zeusbilde auf goldenem Throne.

Babylon hatte viele Könige, darunter auch zwei Königinnen, Semiramis, die zum Schutze gegen Ueberschwemmungen außerordentliche Dämme über die Ebene hin auführte, und Nitokris, die den Euphrat in verschiedene Arme geleitet hat, um seine starke Strömung für die Schifffahrt bequemer zu machen.

Da es wenig regnet, so ist die Bodenbewässerung eine künstliche durch den Fluß, sie reißt Saat und Frucht. Der Boden ist, wie der Aegyptens, ganz von Kanälen durchschnitten, der größte ist schiffbar und verbindet Euphrat und Tigris. Von allen bekannten Ländern gewährt der Boden die reichsten Getreidernten, bis zu dreihundertfältigem Ertrage. Dagegen fehlt Baumwuchs, Feigen, Wein und Delbaum. Die Blätter des Weizens und der Gerste sind fast vier Finger breit; ebenso gedeihen Hirse und Sefam in fast unglaublicher Menge. Del preßt man aus Sefamschoten. Ueberall wachsen Palmen, zum größten Theil fruchttragende, woraus Speisen, Wein und Honig bereitet werden.

Ganz eigenthümlich aber ist ihre Flußschifffahrt. Ihre Fahrzeuge sind rund und aus Leder. Die Rippen derselben werden in Armenien aus Weiden gemacht, dann mit Leder bezogen und das Fahrzeug selbst mit Stroh ausgeflochten und dann befrachtet, meist mit Palmwein. In Babylon verkaufen sie mit ihren Waaren auch die Rippen der Fahrzeuge und das Stroh, die Häute aber packen sie den Eeln auf, die sie zum Transport derselben mitgenommen haben, und gehen so zu Fuß heimwärts, weil der reißende Lauf des Stromes die Bergfahrt hindert.

Die Kleidung der Babylonier ist ein bis zu den Füßen reichender leinener Rock, darüber ein wollener Rock und ein weißes Mäntelchen. Ihre Schuhe gleichen den böotischen Sandalen. Das lange Haar wickeln sie in einen Bund, salben den ganzen Körper, tragen Siegelringe und geschnitzte Stäbe mit Apfel, Rose, Lilie, Adler oder ähnlichem Bildwerk.

Besonders bemerkenswerth ist die Sitte, in jedem Orte alljährlich die erwachsenen Jungfrauen zu versammeln und sie dann durch Ausruf, mit der Schönsten angefangen, meistbietend zu Hausfrauen zu verkaufen. Die reichen, heirathslustigen Kavaliers überbieten einander und kaufen die Schönsten zu hohen Preisen, die armen Heirathskandidaten aber verzichten auf Schönheit, begnügen sich mit häßlichen Jungfrauen, bekommen aber dafür noch Geld als Zugabe von dem Erlöse der verkauften Schönen.

Eigenthümlich ist ferner die Sitte, die Kranken auf den Markt zu tragen, um, da es keine Aerzte giebt, ihnen von Denen Rath ertheilen zu lassen, die früher an demselben Uebel gelitten haben wie jene.

Die Todten bestatten sie in Honig, die Klageslieder gleichen den ägyptischen.

Von Indien und Arabien berichtet Herodot nur nach fremden, hauptsächlich persischen Nachrichten: Die Inder sind theils Nomaden, theils haben sie feste Wohnsitze. Die Ersteren essen nichts von einem lebenden Wesen, sondern nähren sich nur von Pflanzen, sind sonach die ersten Vegetarianer; die festhaften Inder dagegen essen nicht nur rohes Fleisch von Thieren, sie verzehren auch ihre Kranken. In Indien giebt es unermesslich viel Gold, welches gegraben, aus goldführenden Flüssen oder Goldsand gewonnen wird. Den Goldsand holen sie mit Kameelen aus der Wüste von Tibet. Doch soll diese Art der Gewinnung nicht gefahrlos sein, weil dabei die Inder von höhlenbewohnenden Ameisen in der Größe eines Fuchses verfolgt werden — Murmelthieren, welche noch heut im tibetanischen Hochland heimisch sind. Eine andere Merkwürdigkeit Indiens sind Bäume, die Wolle tragen, welche an Güte und Feinheit die Schafwolle übertrifft.

Von Arabien rühmt Herodot besonders den Reichthum an Weihrauch, Myrrhe, Cassia, Zimmt und Ledanum. Diese Spezereiwaaaren werden, die Myrrhe ausgenommen, nicht ohne große Mühe und Gefahr gewonnen. Auf den Weihrauchbäumen nämlich leben geflügelte Schlangen, welche nur durch den Rauch brennender Gummibäume vertrieben werden können; die Cassia gewinnen die Araber aus einem See, der von großen fledermausartigen Thieren umschwirrt wird; der Zimmt wird aus fernem Ländern von fabelhaften Vögeln hergebracht, denen er mit List abgenommen wird; das Ledanum entsteht in den Wärdern der Ziegenböcke, wo es, dem Harze gleich, ausschwißt.

In Arabien giebt es ferner eine merkwürdige Art von Schafen mit einem 2 m langen Schwanze, den die Hirten auf ein eigenes Wägelchen binden, damit er sich auf der Erde nicht wundreibe.

So viel von den wichtigsten Nachrichten über Asien.

Der dritte Erdtheil, Libyen oder Afrika, ist bis auf die Landenge von Sues rings vom Meere umlossen. An der Nordküste kennt Herodot außer Kyrene und Karthago viele Völkerschaften, meist libysche Hirtenstämme, Bewohner einzelner Oasen, welche in der Wüste zerstreut liegen, die sich von Theben bis zu den Säulen des Hercules erstreckt. Die genaueste, bewundernswerthe Kenntniß besitzt indeß Herodot von Aegypten.

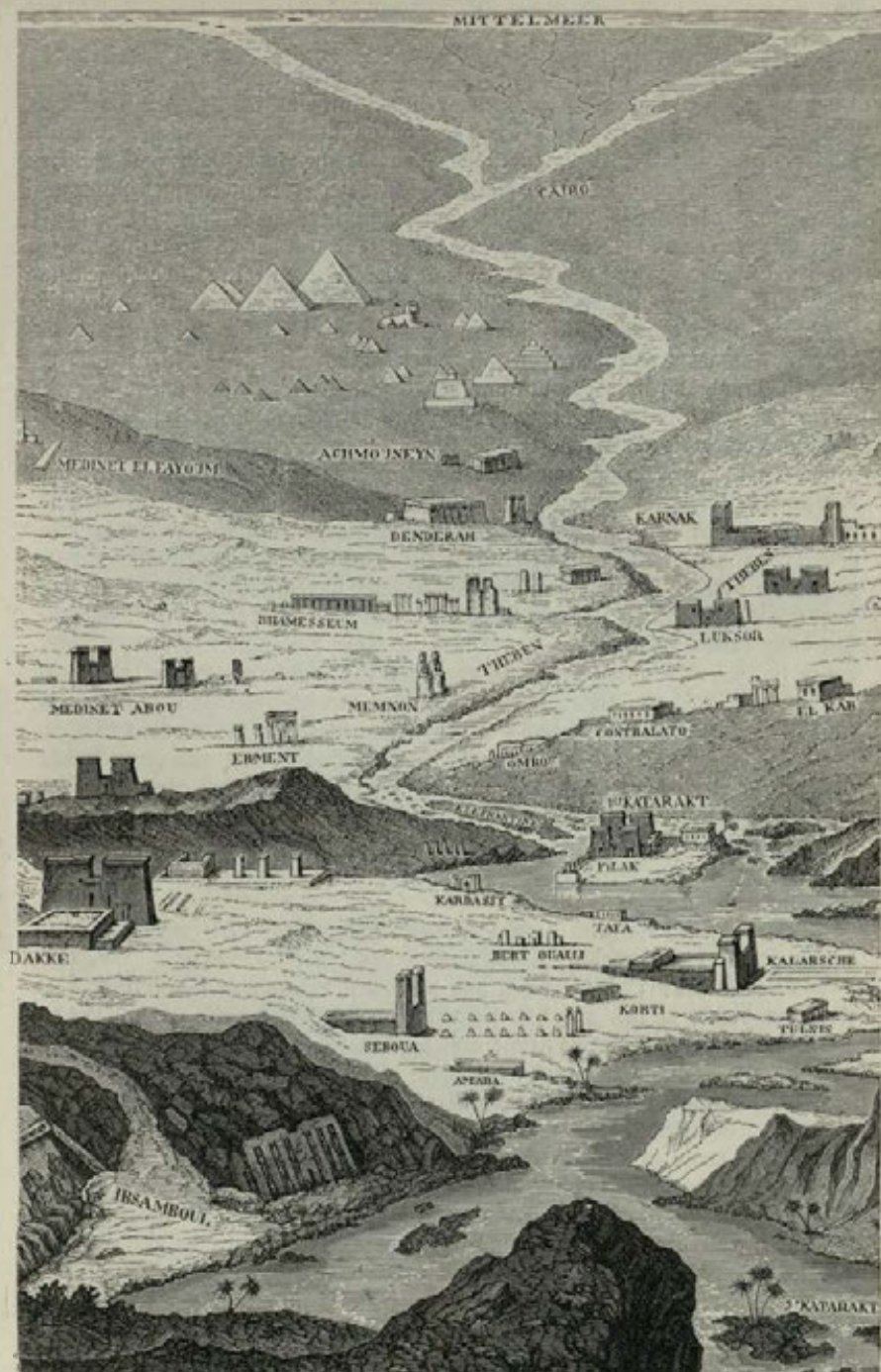
Herodot ging auf dem gewöhnlichen Wege der Griechen über das Mittelmeer nach Aegypten. Schon eine Tagereise vor der Küste, sagt er, bringt das Senkblei Schlamm herauf und die Tiefe ist nur 33 m, ein Beweis, daß die Anschlammung des Landes sich weit hinaus ins Meer erstreckt. Die ganze Küste mißt 3600 Stadien (1 Stadium = 85 m). Von der Küste aufwärts bis Heliopolis ist das Land breit, flach, wasserreich und schlammig, weit hinauf aber schmal. Auf der einen Seite zieht sich das Gebirge Arabiens von Nord nach Süd in einem fort bis zum Nothen Meere. Hier sind die Steinbrüche, aus denen die Steine zu den Pyramiden bei Memphis gebrochen wurden. Hier hört das Gebirge auf. In der größten Breite beträgt die Reise von Ost nach West zwei Monate. Auf der libyschen Seite Aegyptens, wo die Pyramiden ganz von Sand verschüttet sind, zieht ein zweites Gebirge wie das arabische. Ueber Heliopolis hinaus erstreckt sich Aegypten vierzehn Tagereisen in schmalen Landesstreifen. Von da ab ist Aegypten wieder breit. Die Fahrt von Heliopolis nach Theben dauert neun Tage. Vom Meere bis Theben sind 6120 Stadien, von Theben bis zur Stadt Elefantine 1500 Stadien.

Ueberraschend ist hier Herodot's vergleichende Bemerkung über die Natur dieses Landes mit anderen Ländern.

Der größte Theil Aegyptens, sagt er, ist angeschwemmter Boden. Denn alles Land zwischen den Gebirgen oberhalb Memphis ist einst ein Meerbusen gewesen, gerade wie das Gebiet um Nion, wie Teuthrania, die Gegend bei Ephesos und die Ebene des Mäandros, sofern man so Kleines mit Großem vergleichen darf. Es giebt auch noch andere kleinere Flüsse, die gleich Erstauuliches bewirkt haben, wie der Achelooß in Marnanien, der bereits die Hälfte der Echynadischen Inseln in festes Land verwandelt hat. Nicht weit von Aegypten, in Arabien, liegt ein Meerbusen, der sich aus dem Nothen Meere hineinzieht, lang und schmal. Zur Fahrt vom innersten Winkel des Busens bis ins offene Meer gebraucht die Ruderfahrt vierzig Tage; die größte Breite des Meerbusens beträgt nur eine halbe Tagesfahrt. Flut und Ebbe wechseln dort den ganzen Tag. Eben ein solcher Busen, meine ich, ist einst auch Aegypten gewesen, nämlich der Busen, welcher vom nördlichen Meere aus sich hineinzog auf Aethiopien zu, während jener vom Südmeere sich nach Syrien hinaus erstreckt, also daß sie fast mit ihren Enden in einander stießen und nur um einen geringen Streifen Landes getrennt blieben. Meine Ansicht wird noch dadurch bestätigt, daß sich Muscheln auf den Bergen finden und sich Salzkruste auf dem Boden bildet, die selbst die Pyramiden zerfrißt. Der Boden des Landes unterscheidet sich von dem Boden der angrenzenden Länder dadurch, daß er schwarz und brüchig ist, weil er eben nur aus Morast und Schlamm besteht, welchen der Strom aus Aethiopien herabgeführt hat: wogegen Libyen einen röthlichen und sandigen, Arabien aber und Syrien einen mehr thonigen und felsigen Boden haben.

So eigenthümlich, wie die Natur des Nils, so eigenthümlich sind auch die Sitten und Gebräuche der Bewohner Aegyptens. Da gehen die Weiber auf den Markt und handeln, die Männer dagegen sitzen daheim und weben. Die Lasten tragen die Männer auf dem Kopf und die Weiber auf den Schultern. Natürliche Bedürfnisse verrichten sie in den Häusern, ihre Mahlzeiten aber halten sie auf der Straße, denn was unanständig sei, sagen sie, müsse im Verborgenen geschehen, was aber anständig sei, könne man öffentlich thun. Priesterlichen Verrichtungen unterziehen sich nur Männer, nie aber Frauen, selbst nicht bei weiblichen Gottheiten. Zur Erhaltung der Eltern sind nicht die Söhne, sondern die Töchter verpflichtet. Die Aegypter scheren ihr Haar und lassen es nur bei der Trauer über den Tod eines Angehörigen wachsen, während andere Völker es gerade bei Trauerfällen scheren. Andere Menschen leben abgefordert von den Thieren, die Aegypter aber mit diesen zusammen; andere nähren sich von Weizen und Gerste, der Aegypter verabscheut diese Nahrungsmittel sowie auch die Bohnen, die er für unrein hält, und ißt nur Spelt; den Teig knetet er mit den Füßen, den Lehm und Dünger aber bearbeitet er mit den Händen. Und doch hält er sehr viel auf Reinlichkeit des Körpers, trägt nur Kleider von Linnen, die immer frisch gewaschen sind, und spült sorgfältig jeden Tag den ehernen Becher, aus welchem er trinkt.

Von allen Menschen sind die Aegypter die gottesfürchtigsten, und an ihren zahlreichen Religionsvorschriften halten sie mit unerbittlicher Strenge. Die Priester, deren Würde erblich ist, dürfen nichts Unreines an Kleidern und Körper dulden und baden sich zweimal des Tages und zweimal des Nachts kalt.



Die ägyptischen Altstädter und Ruinen des Niltals. Aus der Vogelperspektive.

Eigenthum brauchen sie nicht, denn alle Lebensbedürfnisse werden ihnen im Ueberflusse umsonst geliefert, und jeden Tag erhalten sie eine Menge Gebäck, Rind- und Gänsefleisch und Nebenwein, während die anderen Aegypter nur aus Gerste bereiteten Wein trinken; Fische aber dürfen sie nicht genießen und Bohnen nicht einmal ansehen. Das vorzüglichste Opfer, das sie einem ihrer Hauptgötter, dem Apis, darbringen, besteht in einem weißen Stier, der kein einziges schwarzes Haar haben darf. Ein Apispriester untersucht in dieser Hinsicht die Opfertiere und drückt auf die Hörner der tauglich gefundenen seinen Siegelring. Wer einen ungesiegelten Stier opfert, wird mit dem Tode bestraft. Kühe dürfen sie nicht opfern, denn diese sind der Göttin Isis geweiht und gelten als die heiligsten und unverleßlichsten aller Thiere. Da man aber in allen anderen Ländern die Kühe ißt, so wird ein Aegypter nie einen Fremden, sei es Mann oder Weib, auf den Mund küssen, oder auch nur von irgend einem Fleische kosten, das an einem fremden Spieße gebraten oder mit einem fremden Messer geschnitten ist. Die Isis verehren alle Aegypter ohne Ausnahme; einzelne Bezirke opfern noch besonderen Göttern verschiedene Thiere, so daß diese fast alle in dem einen oder dem andern Kreise heilig sind; nur das Schwein gilt überall als unrein, und wird Eimer nur von einem vorbeilaufenden Schweine am Kleide berührt, so geht er an den Nil und wäscht sich. An jedem Orte wird ein Thier vorzugsweise verehrt und hat daselbst seine Wärter, deren Würde vom Vater auf den Sohn erbt. Die Unterhaltungskosten werden durch Spenden leicht zusammengebracht, indem jeder Hausvater zur Ehre des Gottes, dem das Thier heilig ist, seinen Kindern den Kopf entweder ganz, oder zur Hälfte, oder zum dritten Theile schert, die Haare gegen Silber abwägt und dieses dem Wärter zustellt. Wer ein solches heiliges Thier tödtet, wird, wenn es absichtlich geschieht, mit dem Tode bestraft, geschieht es aber ohne Absicht, mit einer Strafe belegt; wer aber einen Isis oder Habicht umbringt, absichtlich oder unabsichtlich, verfällt dem Tode. Verendet in einem Hause eine Katze, so scherzen sich die Bewohner die Augenbrauen, ist es aber ein Hund, den ganzen Kopf. Alle Thiere werden nach ihrem Tode begraben und viele sogar an bestimmten Orten in heiligen Gemächern.

Aegypten ist übrigens nicht sehr reich an Thieren. Die merkwürdigsten derselben sind das Krokodil, das Flusspferd und der Isis.

Das Krokodil ist vierfüßig und dabei ein Land- und Wasserthier, legt Eier und brütet sie aus und hält sich während des Tages meist auf dem Lande, die ganze Nacht aber in dem Flusse auf, denn während der Nacht ist das Wasser wärmer als die freie Luft und der Thau. Unter allen Thieren wird es aus dem kleinsten das größte, denn die Krokodilseier sind nicht viel größer als Gänseeier; das Zunge steht mit diesen, wenn es herauskriecht, im Verhältniß, nicht aber, wenn es ausgewachsen ist, über 11 m. Es hat Schweinsaugen und große Hautzähne, aber allein von allen Thieren keine Zunge, auch bewegt es nicht, wie die übrigen Thiere, den Untertiefer, sondern den obern Kiefer gegen den untern. Die Klauen sind stark, die Haut ist beschuppt und auf dem Rücken undurchdringlich. Im Wasser ist es blind, im Freien aber sieht es sehr scharf. Während der vier Wintermonate frißt es nichts. Da es im Wasser lebt, so ist ihm das Maul mit Blutaugern (vielleicht Schnaken) angefüllt, von denen es durch den Trochilus (Regenpfeifer) befreit wird. Sowie es nämlich

Von dem Ibis (Habicht) giebt es zwei Arten; der wilde, welcher ganz schwarz ist, hat Kranichbeine und einen stark gebogenen Schnabel und verfolgt die Schlangen, der zahme ist kahl am Kopfe und am ganzen Halse, die Federn sind am Leibe weiß, am Kopfe und Halse aber sowie an den Enden der Flügel und des Schwanzes schwarz; Schnabel und Beine sind wie bei der andern Art.

Die Aegyptier sind äußerst gesund und suchen besonders dadurch ihre Gesundheit zu erhalten, daß sie jeden Monat durch Brechen und Abführen den Körper reinigen. Ihre gewöhnlichen Lebensmittel sind Brot aus Spekt, Wein aus Gerste bereitet, denn Neben giebt es in ihrem Lande nicht, Geflügel und Fische. Die Fische genießen sie roh an der Sonne getrocknet oder eingesalzen; auch das Geflügel, hauptsächlich Wachteln und Enten, wird roh eingesalzen; aber die heiligen Vögel und Fische dürfen nur gebraten und gekocht verspeist werden. Bei ihren Gastmählern trägt Einer nach dem Essen immer einen aus Holz geschnitzten Todten in einem schön gearbeiteten und bemalten Sarge umher, zeigt ihn jedem Gast und spricht: „Schau auf diesen, trink und sei fröhlich, denn so wirst du nach deinem Tode sein.“

Die Bewohner Unterägyptens, welche ärmer an Thieren sind, nähren sich auch von Pflanzen, und vor allen beliebt ist eine Potoskilie, welche auf den vom Nil überschwemmten Feldern wächst. Man dörrt sie an der Sonne, zermalmst dann den mitten darin stehenden mohnähnlichen Kern und bäckt Brot daraus; auch die Wurzel, welche rundlich ist und die Größe eines Apfels hat, ist essbar und schmeckt nicht übel. Das Del aus der Frucht des Wunderbaumes, der an den Ufern des Nils und der Seen gepflanzt wird, ist übelriechend.

Die Lebensmittel, sowie auch andere Waaren, werden auf sehr einfachen, aus Balken und Bretern von einem gewissen Dornbaume zusammengefügtten Fahrzeugen auf dem Nil von einem Orte zum andern gebracht. Stromaufwärts müssen die Schiffe, wenn nicht ein tüchtiger Wind die aus Binjen gefertigten Segel schwellt, vom Lande aus gezogen werden. Stromabwärts beschleunigt man die Fahrt dadurch, daß man eine viereckige Platte, aus Tamariskenholz mit Rohr zusammengeflochten, vorantreiben läßt, welche durch die in sie fallende Strömung das Schiff schnell mit sich fortzieht; um aber dadurch nicht aus der Richtung zu kommen, bedient man sich außer dem mitten durch den Kiel gehenden Steuerruder eines schweren Steines, der hinten auf dem Boden nachgezogen wird.

Die Kleidung der Aegyptier besteht aus einem linnenen, an den Beinen gefranzten Rocke und aus einem weißen, wollenen Ueberwurf. Mit dem wollenen Ueberwurf geht Niemand in einen Tempel, noch wird Jemand damit begraben, das wäre Sünde. — Das Alter steht in höchster Achtung; begegnet ein Jüngerer einem Aelteren, so weicht er ihm aus; sitzt er, so steht er sogleich auf. Beim Grüßen senken sie die Hand bis ans Knie. Die gegenseitige Achtung richtet sich nach dem Stande, deren es sieben giebt. Die beiden höchsten bilden die Priester und die Krieger, die übrigen sind die Handwerker, Dolmetscher, Steuer männer, Kinder- und Schweinehirten.

Für jede Krankheit giebt es besondere Aerzte, so für die Augen, für den Kopf, für die Zähne, für die Krankheiten des Unterleibes, für innere Krankheiten. Stirbt in einem Hause ein Mensch, der für dasselbe von einiger Bedeutung war, so beschmiert sich die ganze weibliche Verwandtschaft den Kopf und auch wol das Angesicht mit Roth, läuft in der Stadt umher und schlägt

wehklagend ihre Brust. Erst nach diesem Ausdruck der Trauer wird die Leiche einbalsamirt. Dies thun eigene Sachverständige, zu denen man die Todten bringt, um sie, je nach dem Preise prächtig, schön oder auch nur auf ganz gewöhnliche Weise zubereiten zu lassen. Soll eine Leiche kostbar einbalsamirt werden, so wird ihr zuerst das Gehirn mit einem Metallstift durch die Nase herausgezogen, dann werden durch einen Einschnitt die Eingeweide herausgenommen, gereinigt, mit Palmwein und Spezereien gewaschen, wieder in den mit Myrrhen, Cassia, Räucherwerk gefüllten Leib gelegt und der Einschnitt zugenäht. Hierauf wird die Leiche siebenzig Tage in Salpeter gelegt.



Die Pyramiden im Nörisee.

So gepöfelt wird sie gewaschen, mit Linnen umwickelt und mit Harz und Gummi bestrichen. Jetzt erst erhalten die Angehörigen die Leiche zurück, welche sie in einen Sarg einschließen und in dem Grabgemache aufrecht an die Wand stellen. Auf ähnliche Weise werden alle Leichen einbalsamirt, je nachdem die Kosten dazu verwendet werden.

Ueber Elefantine kam Herodot nicht hinaus. Was er hier über den obern Lauf des Nils, über Land und Leute berichtet, hörte er theils von den Grenzbewohnern, theils von den ägyptischen Priestern. Hinter Elefantine, berichtet er nach ihren Erzählungen, erhebt sich der Boden auf einmal steil und die Schiffe müssen auf dem Nil, der hier viele Biegungen macht, auf beiden Ufern, wie ein Rind, mit Stricken gezogen werden; reißt diese, so geht das Fahrzeug unaufhaltsam mit der Strömung zurück. Diese gefährliche Stelle ist achtzehn Meilen lang, und man braucht vier Tage, um sie zu durchschiffen. Alsdann kommt man auf eine Ebene, wo der Nil eine Insel bildet, die Dachomyso (jetzt Derar) heißt und zur einen Hälfte von Aethiopiern und zur andern von Aegyptern

bewohnt wird; an sie stößt ein großer See, den nomadische Aethiopier umschwärmen, und durch welchen der Nil geht. Hat man den See durchschiffet und den Fluß wieder erreicht, so muß man aussteigen und vierzig Tage lang an ihm hinwandern, denn auf dieser ganzen Strecke machen ihn Felsklippen, die Katarakten, unfahrbar. Dann erst geht man wieder zu Schiff und erreicht nach einer Reise von zwölf Tagen die große Stadt Meroe, den Hauptort der Aethiopier. Führt man von hier noch einmal ebenso weit aufwärts, als der Weg von Elefantine nach Meroe beträgt, so kommt man zu den Automolen, welche von zweimal hundert und vierzigtausend ägyptischen Soldaten abstammen, die, des Dienstes in den Grenzfestungen müde, unter dem Könige Psammethich entflohen waren, sich hier ansiedelten und ägyptische Sitten und Kultur unter den Aethiopiern verbreitet haben. Der Lauf des Nil ist mithin auf einer Wegstrecke von vier Monaten über Aegypten hinaus bekannt, denn so lange braucht man, um von Elefantine zu den Automolen zu kommen. Das Land hinter diesen ist unbewohnt und man weiß nichts weiter anzugeben, als daß der Fluß von Westen herströmt.

Von den Pyramiden erzählt Herodot nach fremden Mittheilungen, daß ihm die Könige Cheops, Chephren und Mykerinos als Erbauer genannt worden seien. König Cheops habe zuerst einen Weg aus den Steinbrüchen des Arabischen Gebirges (der östlichen Parallelfette des Nil) hinab bis an den Fluß und von da wieder bis auf die Höhe bei Memphis hinauf bauen lassen, fünf Stadien lang und 30 m breit und an den höchsten Stellen 90 m hoch, von geglätteten Steinen, um die Werkstücke von der arabischen Seite herüberzubringen.

Ueber diesem Straßenbau und über dem Bau der unterirdischen Kammern zum Begräbniß des Cheops seien zehn Jahre vergangen, obwol immer 100,000 Männer drei Monate lang gearbeitet hätten und dann durch eben so viele andere Arbeiter abgelöst worden seien. Zwanzig Jahre sei dann an der Pyramide selbst, deren Seiten jede 260 m messe und deren Höhe eben so viel betrage, gebaut worden, und zwar so, daß der Bau wie eine Treppe in Abjäten und Schichten aufgeführt wurde. Als die Höhe erreicht war, wurden dann die Abjäte von oben herab nach unten mit geglätteten und sehr gut in einander gefügten Steinen belegt, und kein Stein ist kleiner als $9\frac{1}{4}$ m gewesen. Unter der Erde aber wurde ein genauertter Kanal aus dem Nil um die unterirdischen Räume geführt. — „Es ist auch“, fährt Herodot fort, „an der Pyramide angegeben, was die Arbeiter an Rettig und Zwiebeln und Knoblauch verzehrt, und es wurden dafür, ich erinnere mich wol, was der Dolmetscher sagte, der die Buchstaben las, 1600 Talente Silbers bezahlt. Wenn das wahr ist, was muß nicht noch darauf gegangen sein für Eisen zum Arbeitszeug und für Kost und Kleidung der Arbeiter.“ Nachdem Cheops fünfzig Jahre regiert, sei ihm sein Bruder Chephren gefolgt und habe ebenfalls eine Pyramide gebaut, deren Maße aber jener nicht gleich kämen, auch habe sie keine Kammern und keinen Kanal unter der Erde. „Sie stehen beide auf derselben über 30 m hohen Erhebung, die zweite bleibt aber 14 m hinter der Höhe der ersten zurück; ihre untere Schicht besteht aus buntem äthiopischen Stein. Nachdem Chephren 56 Jahre regiert hatte, folgte ihm Mykerinos, der Sohn des Cheops. Auch er baute eine Pyramide, aber eine viel kleinere, als die, welche sein Vater erbaut hatte; ihre Seiten messen jede nur 95 m, zur Hälfte besteht sie aus äthiopischem Stein.“

An der Nordküste ging Herodot ostwärts bis Kyrene, zu den Syrten, vielleicht auch bis Karthago. Das erste an Aegypten anstoßende Volk sind die Aduymachiden. Sie tragen libysche Kleidung, haben aber noch ägyptische Sitten neben ihren eigenen gar sonderbaren Gebräuchen. Ihre Weiber tragen metallene Fußspangen und lassen ihr Haar lang wachsen; das Ungeziefer darin beißen sie todt, ehe sie es wegwerfen. — Ein zahlreiches Volk sind die Nasamonen an der Küste der Syrte; im Sommer lassen sie ihre Herden am Meere und ziehen nach dem Innern gegen Augila hinauf, um die daselbst in großer Fülle wachsenden Datteln einzuernten; sie fangen auch die Heuschrecken, dörren sie an der Sonne und essen das daraus bereitete Pulver mit Milch angerührt. Wollen sie etwas mit einem Eide bekräftigen, so schwören sie diesen bei dem Grabe der Männer, welche während ihres Lebens als die rechtlichsten und preiswürdigsten gegolten haben, indem sie die Hand auf dasselbe legen; Bündnisse aber schließen sie dadurch, daß Einer aus des Andern Hand trinkt; haben sie nichts Trinkbares, so nehmen sie Staub vom Boden und lecken ihn. Wollen sie in die Zukunft schauen, so legen sie sich nach einem Gebete auf die Gräber ihrer Ahnen, und was sie hier im Traume sehen, glauben sie.

Besonders merkwürdig ist die Wanderung fünf najamoniischer abenteuerlustiger Jünglinge, die das Innere Afrika's erforschen wollten. Sie zogen tief südwärts monatelang durch thierreiche Gegenden, ohne Zweifel denselben Weg, der auch heute noch nach Bornu führt, kamen in ein sumpfiges Land voll Schilf und Rohr mit auffallend kleinen, schwarzen Menschen, von denen sie in eine Stadt an einem Flusse mit Krokodilen geführt wurden, und wahrscheinlich ist hierunter der Tschu mit dem Tschadsee zu verstehen. Auch neuere Reisende, namentlich Schweinfurth, berichten hier von den Zwergvölkern der Atka, der Monbuttu u. a. Die Männer, von denen Herodot diese Nachricht gehört, hielten den in Rede stehenden Fluß für den Nil, und Herodot fügt hinzu: „Das hat wirklich seinen guten Grund. Der Nil strömt nämlich aus Libyen her, so daß er Libyen mitten durchschneidet, und (wie ich schließe, indem ich aus Ersichtlichem das Unbekannte abnehme) unter dem gleichen Längenverhältniß von der Quelle an wie der Jster (Donau). Denn auch der Jsterfluß, der von den Kelten und der Stadt Kyrene ausgeht, strömt durch Europa so, daß er es mitten scheidet. Von den Quellen des Nils vermag aber Niemand etwas zu sagen, da Libyen gerade da, wo er es durchströmt, unbewohnt und wüßt ist.“

Neben den Nasamonen wohnten ehemals die Psyller, die aber alle in der Wüste ihren Tod fanden, denn als einmal in ihrem wasserarmen Lande alle Cisternen durch den Südwind ausgetrocknet waren, beschloffen sie sämmtlich gegen diesen zu Feld zu ziehen; in der Sandwüste wurden sie aber vom Südwinde verschüttet.

Weiter nach Westen hin kommt man zu den Maken, welche sich auf der Mitte des Kopfes das Haar lang wachsen lassen, zu beiden Seiten aber bis auf die Haut abscheren; im Kriege bedienen sie sich der Haut des Vogels Strauß als Panzer.

Nach den Maken folgen die Gindaner, bei denen jedes Weib so viele lederne Knöchelbänder trägt, als es Liebhaber gehabt hat, und nach diesen auf einer Landzunge die Lotophagen (Lotosesser), deren einzige Speise die Lotosfrucht ist, die an Süßigkeit den Datteln gleicht und aus der man auch Wein bereitet.

Bis hierher ist Herodot ein zuverlässiger Führer, was er weiter von dem Tritonsee und anderen Mythen erzählt, beruht auf alten Sagen.

Alle libyschen Stämme von Aegypten bis zum Tritonsee sind Nomaden, welche von der Milch ihrer Herden leben und das Fleisch aller Thiere, Kühe und Schweine ausgenommen, essen. Man betrachtet sie mit Recht als die gedundestesten aller Menschen, was nach ihrer eigenen Meinung daher kommt, daß sie ihren Kindern, sobald sie vier Jahre alt sind, die Adern auf dem Scheitel und manchmal auch an den Schläfen mit angezündeter Schafwolle brennen, wodurch aller Krankheitsstoff abgeleitet werden soll. Sie verehren die Sonne und den Mond und opfern ihnen; das Opfethier werfen sie zuerst über ihr Haus und drehen ihm dann den Hals um. Ihre Häuser bestehen aber aus Jauntlikenstengeln, die mit Wisen durchflochten sind. Bessere und festere Häuser haben die feldbauenden Libyer, welche westlich vom Tritonsee wohnen; auch ist ihr Land nicht so flach und sandig, wie das der nomadischen Stämme, sondern bergig und mit Wald bewachsen. Der westlichste Stamm sind die Gyzanten, welche ihren Körper mit Kienig färben und Affen essen, die sich bei ihnen im Gebirge in großer Menge finden. Sie gewinnen viel Honig von ihren Bienen noch mehr aber durch Kunst (wahrscheinlich aus der Palme). Vor ihrem Lande liegt eine Insel, welche Myraunis heißt, auf der sich, wie die Karthager erzählen, ein von Delbäumen und Reben umgebener See befindet, aus dessen Schlamm die Jungfrauen der Eingeborenen an mit Pech bestrichenen Vogel-federn Goldstaub ziehen.

Auch außerhalb der Säulen des Hercules wohnt noch ein libyscher Stamm, mit dem die Karthager einen sehr einträglichen, aber stummen Tauschhandel treiben. Wenn diese nämlich dort ankommen, laden sie die Waaren aus, legen sie am Ufer in die Reihe und gehen, nachdem sie ein rauchverbreitendes Feuer angezündet haben, wieder in ihre Schiffe. Auf dieses Zeichen erscheinen die Eingeborenen am Strande, legen Gold neben die Waaren, welche sie wünschen, und entfernen sich wieder. Finden nun die Karthager, welche alsbald nachsehen, das Gold dem Werthe der Waaren entsprechend, so nehmen sie es und segeln ab, halten sie es aber für zu wenig, so ziehen sie sich zum zweiten Male in ihre Schiffe zurück und warten, bis die kaufslustigen Libyer das noch fehlende Gold hinzufügen. Kein Theil übervortheilt den andern, denn die Karthager rühren das Gold nicht an, bevor es nicht den Werth der Waare aufwiegt, und die Eingeborenen greifen nicht nach den Waaren, bevor nicht das Gold angenommen worden ist. — Noch im fünfzehnten Jahrhundert wurde in den Negersländern ein ähnlicher stummer Tauschhandel getrieben, wie wir in der Geschichte der ersten Entdeckungsfahrten der Portugiesen an der Westküste Afrika's sehen werden.

Die Karthager kannten ohne Zweifel mehrere der Negervölker im innern Afrika und wahrscheinlich auch die große Handelsstraße durch die Sandwüste nach Aegypten hin; Herodot beschreibt ein Stück derselben; freilich sagt oder weiß er nichts von den Karawanen, aber seine Darstellung ist so klar, daß man ihr bis weit nach Westen, wo sich ihr wunderliche Fabeln beimischen, folgen kann.

Hinter den an der Küste wohnenden Nomaden, berichtet er, folgt die Wildniß von Libyen und über der Wildniß läuft ein Sandtreifen hin, der sich von der ägyptischen Stadt Theben bis zu den Säulen des Hercules erstreckt. Auf diesem

Streifen liegt ungefähr alle zehn Tagereisen ein Hügel von großen Salzkumpen, auf dessen Gipfel mitten aus dem Salze ein kühles, süßes Wasser hervorquillt, und diese Stellen (Oasen) sind bewohnt. Zehn Tagereisen von Theben gelangt man zu dem ersten dieser Hügel in dem Gebiet der Amonier, wo sich ein berühmtes Heiligthum des Jupiter befindet. Hier sprudelt auch eine merkwürdige Quelle aus dem Boden, deren Wasser um Mitternacht kochend und am Mittag kalt ist; von Mitternacht bis Mittag nimmt die Hitze allmählich ab, und von da bis wieder Mitternacht nimmt sie auf dieselbe Weise wieder zu; man hat dieser Quelle den Namen Sonnenquelle beigelegt. Zehn Tagereisen weiter kommt man wieder an einen Salzhügel und eine bewohnte, mit Dattelhäusern bedeckte Stelle, welche Augila heißt. Noch jetzt ist diese Oase unter demselben Namen bekannt und dient den Karawanen als Ruhepunkt.

Hat man abermals zehn Tagereisen zurückgelegt, so gelangt man zu einem dritten Salzhügel, um den die Garamanten wohnen, überaus starke Leute, die einen sehr mühsamen Ackerbau treiben, indem sie Erde auf das Salz tragen. Bei ihnen sind auch die hinter sich weidenden Stiere, denn weideten diese vorwärts, so würden sie ihre nach vorn gebogenen Hörner in den Boden stoßen. Die Garamanten ziehen auch mit Biergespannen auf die gefährliche Jagd der höhlenbewohnenden Aethiopen (Affen?), der schnellfüßigsten aller Menschen, von denen man bis jetzt gehört hat. Diese leben von Schlangen, Eidechsen und anderm Gewürm und reden eine Sprache, die mit keiner andern Aehnlichkeit hat, sondern eher dem Schwirren der Fledermäuse gleicht. Wieder zehn Tagereisen weiter wohnen um einen vierten Salzhügel die Ataranten, von denen keiner einen eigenen Namen für sich hat. Sie fluchen der Sonne, wenn sie über ihnen steht, und stoßen allerlei Schimpfreden gegen sie aus, weil sie mit ihrer Glut sowol ihr Land, als sie selbst verzehre. — Den letzten, wieder zehn Tagereisen weiter liegenden Salzhügel zu bestimmen, wäre ein vergebliches Bemühen; an ihn stößt bereits der in den alten Tagen als Träger des Himmels berühmte Atlas, ein schmaler und ganz kreisrunder, aber so hoher Berg, daß seine Gipfel nicht zu erschauen sind, weil die Wolken sie im Winter wie im Sommer stets verhüllen. Die Bewohner dieser Gegend, welche von ihm den Namen Atlanten haben, essen, wie man erzählt, nichts Lebendiges und haben keine Träume. — Auch jenseit des Atlas läuft der Sandstreifen fort bis zu den Säulen des Hercules und dem Vorgebirge Soloeis und noch weiter. In Entfernungen von je zehn Tagereisen findet man immer einen Salzbruch und Bewohner. Da es hier nie regnet, so bauen die Eingeborenen ihre Häuser aus Salzstücken, die theils eine weiße, theils eine purpurrothe Farbe haben. Ueber dem Sandstreifen, südwärts ins Land hinein, ist eine große Wüste ohne Menschen, ohne Thiere, ohne Holz und ohne einen Tropfen Feuchtigkeit.

Alle Bewohner Afrika's südlich von der Libyschen Wüste begreift Herodot unter dem Namen Aethioper und knüpft an sie mancherlei poetische und geographische Sagen seiner und früherer Zeit, für die man vielfach, aber ohne merklichen Erfolg, einen historischen Boden zu gewinnen versucht hat. Die Aethioper zeichnen sich vor allen übrigen Menschen aus durch Größe, Stärke, Schönheit und Lebensdauer; ihr Land bringt Gold in Menge hervor, ungeheure Elefanten, wilde Bäume jeder Art und Ebenholz. Zum König wählen sie stets den Größten und Stärksten des ganzen Volkes. — Die größte

Werkwürdigkeit bei ihnen ist der Sonnentisch, eine Wiege bei der Hauptstadt, voll gekochten Fleisches von allen vierfüßigen Thieren. Eigens dafür angestellte Leute sollen das Fleisch während der Nacht auftragen und bei Tag kann Jeder hingehen und essen; die Eingeborenen selbst aber behaupten, die Erde bringe fortwährend den Bedarf für jeden Tag hervor. — Hier wäre also das herrlichste Schlaraffenland!

Kein Wunder daher, daß der Perserkönig Kambyses auf seinem Eroberungszuge nach Aegypten, um 525 v. Chr., auch hierher vorzudringen versucht hat. Bei den wunderbar scheinenden Nachrichten von diesem Lande aber wollte er sich zuvor durch eine Gesandtschaft dahin von der Natur desselben sichere Kenntniß verschaffen. Er schickte daher mehrere von dem südlichsten Volke der Ichthyophagen mit Geschenken zu dem Könige der Aethiopier. Diese überreichten bei ihrer Ankunft dieselben dem Könige und sagten: „Kambyses, König von Persien, wünscht dein Freund und Bundesgenosse zu sein und sendet uns deswegen, mit dir in Unterhandlung zu treten, indem er dir zugleich hier einige seiner Lieblingsgegenstände zum Geschenk sendet.“ Aber der Aethiopierkönig erkannte die List und antwortete: „Der König von Persien sendet euch nicht darum mit Geschenken, weil ihm an meiner Freundschaft sehr viel gelegen wäre, sondern ihr kommt, um mein Land auszukundschaften. Auch ist euer König kein redlicher Mann, weil er sich sonst wol mit seinem Lande begnügen und nicht ein Volk würde unterjochen wollen, das ihn nie beleidigt hat. Bringt ihm diesen Bogen und sagt ihm, der König von Aethiopien rathe dem König von Persien, nur dann mit einer überlegenen Macht gegen die langlebenden Aethiopier zu Felde zu ziehen, wenn die Perser solche Bogen leicht würden spannen können. Uebrigens mögen die Perser den Göttern danken, daß die Aethiopier noch nicht auf den Gedanken gekommen sind, zu ihrem Lande noch ein fremdes Land erobern zu wollen.“

Diese Reise der Ichthyophagen ist allerdings eine wahre Entdeckungsreise, und die Sittenzüge, mit denen wir bekannt werden, verdienen ausführliche Erwähnung. Der Aethiopierkönig spannte den Bogen ab und gab ihn den Gesandten. Hierauf fragte er sie, was das Purpurgewand sei und wie es gemacht würde. Als die Ichthyophagen sagten, der Purpur sei eine Farbe, die das Gewand so schön mache, erhielten sie die Antwort: „Ihr und eure Kleider seid voll Betrug.“ Aehnlich waren auch die Aeußerungen des Königs über die anderen Geschenke. Nur der Wein behagte ihm, und als er hörte, wie er bereitet werde, fragte er nach den Speisen ihres Königs und nach dem höchsten Lebensalter der Perser. Als er die Antwort bekam, er esse Brot und das höchste Lebensalter der Perser sei 80 Jahre, meinte der Aethiopier, darüber wundere er sich gar nicht, wenn sie bei solcher Nahrung nicht länger lebten, und hätten sie am Wein nicht ein Getränk, um sich wieder zu erholen, so würden sie wol nicht einmal so lange leben.

Es fragten nun die Ichthyophagen den König, wie lange und wovon man bei ihm lebe. Viele, hieß es da, brächten ihr Leben auf 120, einige aber auf noch mehr Jahre; ihre Speise aber sei Fleisch und Milch ihr Getränk. Ueber dieses hohe Alter der Aethiopier wunderten sich die Spione, worauf man sie zu einer Quelle führte, die dem Badenden Salbenglanz und Violenduft gab. Das Wasser dieser Quelle aber, meinten die Gesandten, sei so leicht, daß es nicht

einmal Holz oder noch Leichteres trage, sondern Alles zu Boden sinken lasse. Von diesem Quell aus führte sie der König zum Kerker, wo alle Gefangenen in goldenen Fesseln lagen, weil anderes Metall in Aethiopien selten und theuer ist. Darauf besahen sie den Sonnentisch, endlich die Särge, welche aus Glas gemacht werden sollen. Die Todten, welche sie wie die Aegypter oder auch in anderer Weise trocken, überziehen sie mit Gips und geben ihnen durch Malerei ihr früheres Aussehen wieder. Darauf schließen sie den Leichnam in eine hohle Grabsäule aus Glas, das sie in großer Menge und von besonderer Schönheit graben. Durch dasselbe kann man am Todten Alles sehen, ohne daß dadurch auf das Gesicht oder den Geruch unangenehm eingewirkt würde. Die nächsten Verwandten behalten diese Grabsäulen ein Jahr bei sich, opfern ihr die Erstlinge von allen Erzeugnissen, tragen sie danach vor die Stadt und stellen sie um dieselbe her.

Als die Gesandtschaft zu Kambyfes zurückgekommen war und Bericht erstattet hatte, entbrannte die Wuth des Königs und er zog mit einem großen Heer gegen die Aethiopier; noch hatte er aber nicht den fünften Theil des Weges zurückgelegt, als der Vorrath an Lebensmitteln ausging und der Hunger so fürchtbar unter dem Heere zu wüthen begann, daß die Soldaten den zehnten Mann auslosten und verzehrten. Jetzt erst zog sich der Perseerkönig, der endlich seine Thorheit einsah, aus Furcht, sein Heer würde sich selbst auffressen, in Eile zurück und ließ die Aethiopier fortan unangeführt.

Mit dem Berichte über die Aethiopier mögen hier die geographischen Auszüge aus Herodot's entdeckungsreichen Wanderzügen schließen. In sein Vaterland heimgekehrt, scheint er die Zustände in demselben nicht nach Wunsch und nicht befriedigend gefunden zu haben, denn er ging mit den Kolonisten, welche die Athener 444 v. Chr. nach Unteritalien geschickt hatten, die dort die Stadt Thurium gründeten. Hier ordnete er die Aufzeichnungen, die er auf den Reisen gesammelt hatte, zu seinem berühmten Geschichtswerke. Von hier aus besuchte er noch in schon vorderem Alter die meisten Städte Unteritaliens und Siziliens, aber er beschäftigte sich jetzt nicht mehr so eifrig mit Sammeln von Nachrichten wie früher. Er kennt die Küsten Illyriens, Unteritaliens und Spaniens, selbst Korsika's und Sardinien's, aber Rom, das doch damals schon nicht unbedeutend war und bereits mit den Karthagern Handelsverträge abgeschlossen hatte, erwähnt er auch nicht dem Namen nach.

Aus Allem, was wir also wissen, geht hervor, daß Herodot nur in Beziehung auf seine geschichtliche Arbeit auch der Geographie seine Aufmerksamkeit zugewandt hat. Herodot wurde Geograph, ohne es zu wollen; nur die Gründlichkeit und Treue, mit der er sein Geschichtswerk bearbeitete, machten ihn zum Geographen, und zwar zu einem Geographen von außerordentlichem Verdienste.

Die Geographen vor Herodot hatten nichts weiter geliefert, als farb- und geistlose Listen von Länder- und Völker-, Orts- und Flußnamen. Es fehlte ihnen jeder prüfende Sinn. Herodot dagegen ist ein wahrhaft treuer, prüfender Kritiker. Er will selbst nicht da, wo genaue Kenntniß ihm fehlt, sich mit fabelhaften Angaben begnügen. Nur von eigener Anschauung oder von glaubwürdigen Augenzeugen will er sich leiten lassen und unterscheidet gewissenhaft die eigenen Erfahrungen von fremden Mittheilungen. Freilich sind

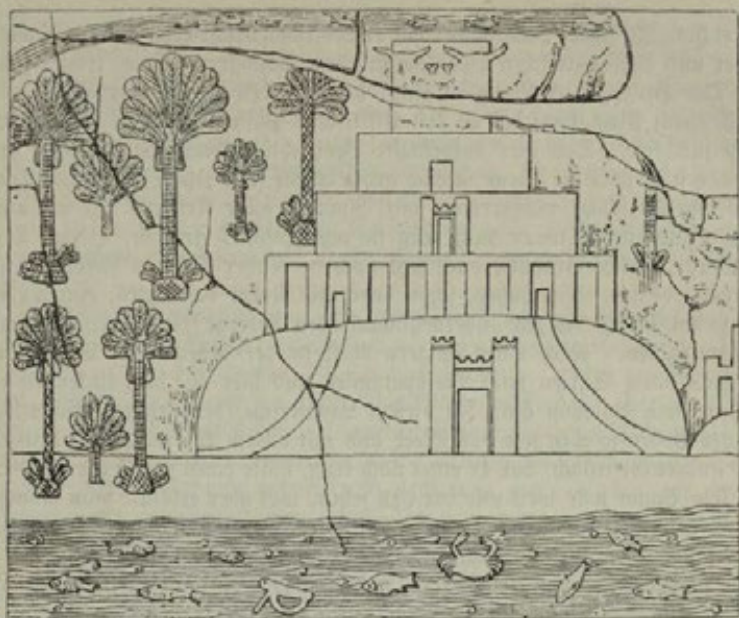
auch seine geographischen Angaben nicht immer frei von einem Anstrich des Fabelhaften; aber man muß berücksichtigen, daß er auf seinen Reisen von Erscheinungen überrascht wurde, die er bis dahin im Kreise seiner Heimat für unmöglich gehalten hatte. Sind doch auch mehrere seiner Mittheilungen, welche man lange Zeit nur als Märchen behandelte, durch neuere Reiseberichte in glänzender Weise bestätigt worden.

Ein anderes Verdienst erwarb sich Herodot um die Geographie durch seine treuen, die Gegenstände scharf erfassenden Darstellungen. Nicht in dürren, geisttödtenden Sammlungen topographischen oder statistischen Inhaltes besteht das geographische Material, welches er bietet; er richtet sein Augenmerk stets auf die Eigenthümlichkeiten der Länder und Völker und giebt dadurch seinen geographischen Erörterungen Leben und Wärme. Ferner hat sich Herodot als Geograph dadurch ausgezeichnet, daß er zuerst auf dem Gebiete der Erdkunde das Prinzip der Vergleichung zur Anwendung brachte. Er wurde zu ihm geleitet, indem er im Ringen nach Wahrheit feste Ausgangspunkte suchte und diese zu gewinnen glaubte, wenn er sein Urtheil nach gewissen Analogien bilde. „Ich schließe aus dem Erfahrenen das Unbekannte.“

Dann muß noch bemerkt werden, daß Herodot von allen Geographen zuerst in das Verständniß des Zusammenhanges zwischen Erdoberfläche und Menschheit, zwischen Land und Volk eindrang. An mehr als einer Stelle spricht er von dem Einfluß der Natur auf Charakter und Schicksale der Völker. Besonders aber ist hier die Art und Weise bemerkenswerth, wie er sich eine Welt im Verhältniß zu seiner Geschichte gestaltet und sondert.

Man würde überhaupt sein Verdienst um die Erdkunde viel zu niedrig anschlagen, wollte man das nur an ihm anerkennen, daß er durch seine kritischen Bemühungen die Periode der historischen Geographie eröffnet und somit dieser Wissenschaft Bahn gebrochen hat. Strebt Herodot, seinen Erdkreis kennen zu lernen, so will er auch in dessen inneres Wesen dringen. Ihm ist Alles That, was er sieht, und die Physiognomie der Länder lebt vor seinen Blicken. Die Völker löst er niemals von ihrem Boden los; beide faßt er in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit als ein Ganzes. Das ist es, was ihm das Verdienst und den Ruhm des ersten wissenschaftlichen Reisenden seiner Zeit erworben und erhalten hat.





Terrassenförmiger Thurm zu Babel (von einem assyrischen Bas-Relief).

II.

Xenophon, Ktesias.

Xenophon führt ein Hülfsheer nach Persien. Hinweg nach Babylon. Ebene um Tarsos. Boden am Euphrat, Pflanzen und Thiere. Schlacht bei Kunaxa. Die Trümmer von Niniveh. Karbuchen (Kurden). Kämpfe von 1877. Schönheit der damaligen und heutigen Zustände. Die Hölle der Erzerum damals und heute. Gute Aufnahme der Griechen. Weiterer Zug von Bassandalah bis Ardanutsch. Gebiet der Chalder. Kampf mit den Medern und deren Sitten. Einmischung in Kotsora und Deimkehr. — Ktesias lebte sieben Jahre als Arzt am persischen Hofe. Seine Glaubwürdigkeit über Land und Leute Indiens. Menschen mit Hundeköpfen. Hundemeller. Phygänen. Gold- und Eisendrüsen. Goldsuchende Griechen. Asphaltstein und Gellawellen. Eleanten, Einhorn, Schafe und Riegen. Farbenreichthum. Nartichoras. Schlangen und Krokodile. Ihr Gift. Der Dilatros. Papagei und Wan. Meerthayen und Katio. Das Vambusrohr. Der Carpinusbaum. Der Parebon.



Die nächsten Jahrzehnte nach Herodot waren nicht geeignet, geographische Bestrebungen und Entdeckungen zu fördern. Denn der gewaltige Vernichtungskampf des Peloponnesischen Krieges (431—404 v. Chr.) nahm alle Kräfte in Anspruch und ließ es an Lust und Mitteln für anderweitige größere Unternehmungen fehlen. Erst 401 v. Chr. zog Xenophon mit einem griechischen Hülfsheer nach Persien, um dem jüngern Kyros beizustehen, seinen Bruder Artaxerges vom persischen Königsthron zu stoßen. Aber in der Schlacht bei Kunaxa unweit Babylon fällt Kyros. Das kleine Griechenheer, bald darauf von den übrigen Truppen des Kyros, die jetzt zu Artaxerges übergangen, im Stiche gelassen, ist nun gezwungen, um nicht von der erdrückenden Uebermacht vernichtet zu werden, einen gefährvollen Rückzug anzutreten. Dies ist der berühmte „Rückzug der Zehntausend“, welchen Xenophon

geleitet hat. In seiner „Anabasis“ hat er denselben beschrieben und die damaligen Länder und Völker zwischen Babylon und dem Schwarzen Meere kennen gelehrt.

Der Hinzug nach Babylon ging, da man den Feind überraschen wollte, schnell durch Kleinasien, bis zu den Kilikischen Pässen, wo man Widerstand zu finden fürchtete. Das hier aufgestellte Beobachtungsheer zog sich aber zurück, und man stieg über die Berge in eine große Ebene (das jetzige Sandschat Tarfus) hinab, welche schön, wasserreich, mit Bäumen aller Art und mit Weinstöcken reichlich ausgestattet war; auch trug sie viel Sesam, Fennich, Hirse, Weizen und Gerste, welche Produkte auch jetzt noch in reicher Fülle in dieser gesegneten Gegend gedeihen. Ein hohes, schon durch die Natur befestigtes, von der einen Grenze am Meere bis zur andern hinlaufendes Gebirge (der Tauros) umschließt sie allenthalben. Nach einer längern Rast in der bedeutenden Stadt Tarjos eilte man durch Syrien nach Mesopotamien und hier auf dem linken Ufer des Euphrat nach Babylon hin. In diesem Landstriche (dem jetzigen Gjalet Rakfa) war der Boden so eben wie das Meer und mit vielem Wermuthkraut bewachsen. Alles andere Gesträuch, das er etwa noch trug, hatte einen gewürzhaften Geruch, aber kein Baum war weit und breit zu sehen, wol aber erblickte man mancherlei Thiere, größtentheils Waldesel und viele Strauße, auch Trappen und Gazellen fanden sich. Die Reiter machten zuweilen auf diese Thiere Jagd; die Esel, welche schneller liefen als ein Pferd, waren schwer einzufangen und nur, wenn man sie von zwei Seiten in die Enge trieb; ihr Fleisch war dem Hirschfleische ähnlich, aber noch zarter. Einen Strauß erhaschte keiner, denn dieser Vogel hatte, wenn ihn auch der beste Reiter im Galopp verfolgte, durch die Schnelligkeit der Füße und den Schwung der Flügel, die er wie Segel gebrauchte, bald einen bedeutenden Vorsprung gewonnen; die Trappen aber waren, wenn man sie schnell aufjagte, leichter zu fangen, da sie nur kurz flogen und sehr bald müde werden. Ihr Fleisch war äußerst schmackhaft.

Diesen Weg konnte der Rückzug nach der unglücklichen Schlacht nicht wieder nehmen, weil die zuletzt durchzogenen Gegenden nicht mehr genügende Lebensmittel geboten hätten. Die Griechen gingen daher über den Tigris, zogen, Anfangs von dem feindlichen Heere verfolgt, an dem linken Ufer des Stromes hinauf und überschritten dessen Nebenfluß, den Zabatos. Hier ließen sie Gaugamela, wo 80 Jahre später Alexander der Große den Perserkönig Darios Kodomannos besiegte, rechts liegen und kamen dann an den Trümmern des alten Niniveh vorüber. Xenophon hat hier noch eine 8 m breite und über 30 m hohe Backsteinmauer gesehen, deren Umfang zwei persische Parasangen betrug (d. i. über 10 km), und eine 30 m breite und 60 m hohe steinerne Pyramide, auf die sich die Einwohner der umliegenden Dörfer vor den Griechen geflüchtet hatten.

Von da ab gaben die Perser die Verfolgung auf; dafür aber hatten die Griechen jetzt einen gefährlicheren Feind zu bekämpfen, die wilden Gebirgs-völkerstämme, durch deren unbekanntes Gebiet sie ziehen mußten. Zuerst kamen sie zu den räuberischen Karduchen, deren Nachkömmlinge, die Kurden, noch heute als ein rohes Räubervolk bekannt sind. Hierauf gelangten sie in die Gebirge am Bansee, näherten sich dessen westlichem Ufer bei dem heutigen Bitlis, überschritten den Murad oder östlichen Euphrat und durchzogen dann vor 2280 Jahren dasselbe Gebiet, in dem erst jüngsthin im Frühjahr und Sommer

des Jahres 1877, die Kämpfe zwischen Russen und Türken um Ardahan, Sevin, Kantilassa, Madjadagh, Demeboyun, Erzerum und Kars stattfanden. Wenn auch der Charakter der Eindringlinge von heute, wenn auch die ganze Kriegsführung eine grundverschiedene ist, so scheint doch das Land im Großen und Ganzen das nämliche geblieben zu sein. Statt der persischen Satrapen braucht man sich bloß türkische Paschas, statt der wilden Karduchen, die Kenophons Heer umschwärmten, die räuberischen Kurden von heute vorzustellen und die ganze, vor mehr als 2000 Jahren geschriebene Schilderung paßt noch vollständig auf die heutigen Zustände Armeniens, als ob sie einem modernen Reiseschriftsteller entnommen wäre.

Die Griechen gelangten nun, an dem Ostabhange des Bingöl-Dagh, des Gebirges der tausend Seen, hinziehend in der ersten Dezemberhälfte des Jahres 401 v. Chr. G. in das heutige Vilajet von Erzerum. Dort lag der Schnee so hoch, daß an den Feuerstellen Klostertiefe Löcher entstanden. Dreißig Krieger starben an einem Tage vor Kälte, viele erblindeten vor dem unaufhörlichen Glanze des Schnees, anderen erfroren die Füße, da die Griechen ihr ursprüngliches Schuhwerk längst schon verbraucht hatten, und noch weit mehr blieben vor Hunger und Erschöpfung am Wege liegen. Und als man nun am Bingöl-Dagh eine noch heute bestehende warme Quelle entdeckte, um die herum der Boden von Schnee frei war, da wollte anfänglich ein Theil des Heeres gar nicht mehr weiterziehen. Nach diesen unerhörten Mühseligkeiten aber kamen sie in der Gegend des heutigen Erzerum zu einer Anzahl reicher Dörfer, in denen sie sich sieben Tage lang erquidten. Diese Gegend schildert Kenophon, wie folgt: „Die Häuser waren unter der Erde am Eingang eng, wie ein Brunnenloch, unten aber weit. Die Eingänge für das Zugvieh waren gegraben, die Menschen aber stiegen auf Leitern hinab. In den Wohnungen fand man Ziegen, Schafe, Rinder und Federvieh nebst den Jungen, die sämmtlich drinnen gefüttert wurden. Dabei befanden sich 17 Füllen von edler Rasse, die als Tribut für den König bestimmt waren. Auch fand man Weizen, Gerste, Hülsenfrüchte und Gerstenbier in großen Gefäßen. Darin sah man noch die Gerstenkörner auf der Oberfläche schwimmend, und es waren in ihnen Strohhalme, die Jeder, so oft er trinken wollte, zum Saugen in den Mund nehmen mußte. Das Getränk war sehr stark, wenn man nicht Wasser zugeß, und für einen, der sich daran gewöhnt hatte, äußerst lieblich.

Ganz so beschreibt diese Dörfer noch ein heutiger Reisender. Die Dörfer, sagt er, sind elend, halb unter der Erde an Bergabhängen angelegte Erdgruben oder Höhlen mit vorgebauten Mauerwänden und Erdbäthern, die nicht vom übrigen Boden zu unterscheiden sind: dunkle, schmutzige Löcher, aber warm im Winter, wo sie der Schnee so überdeckt, daß man sich künstlich den Ausweg bahnen muß. Im Sommer wächst Gras oder Getreide auf dem Dache, so daß man sorglos darüber hinreiten kann und erst am Bellen eines Hundes oder an Haufen aufgeschichteten Kuhdüngers vor den niedrigen, schmalen Eingängen die Existenz eines Dorfes erkennt. Das Innere enthält meist nur einen größeren Raum, der als Viehstall dient und in einem Winkel einen etwas erhöhten, selten mit Brettern ausgeschlagenen Platz für die Familie.

Kenophon versprach dem Vorsteher des Dorfes als besondere Vergünstigung, daß ihm seine Kinder nicht genommen werden sollten, wofür hinwiederum

derselbe aus Dankbarkeit die Orte nachwies, wo Wein vergraben worden war. Die hellenischen Krieger fand Xenophon allenthalben in Wohlleben und bei frohem Muth. Nirgends ließ man sie fort, ohne ihnen ein Frühstück vorgesetzt zu haben, wobei es Lamm-, Ziegen-, Schweine- und Kalbfleisch gab nebst vielem Weizen- und Gerstenbrote. Wenn aber Einer dem Andern wohlmeinend zutrinken wollte, so zog er ihn zu dem Bierkeffel, über den er sich bücken und gleich einem Kinde trinken mußte. Die Krieger waren aus Mangel an frischem Laub und Lorbeerblättern mit Heubündeln bekränzt und wurden von armenischen Knaben in ihrer barbarischen Tracht bedient, mit denen man sich durch Zeichen verständigte. Als es dann weiterging, gab der Vorsteher des Dorfes den Rath, den Pferden und Zughieren Söckchen unter die Füße zu binden, damit sie nicht bis zum Bauch in den Schnee einsänken. Die 10,000 Griechen zogen nun bei dem heutigen Fassankaleh um Sevin vorbei am linken Ufer des Arastichai bis ungefähr zum Ostabhange des Soghandulagh. Bei Bardes aber wandten sie sich wieder westlich gegen Olti und sollen bei Ispir den Tscharuch erreicht haben. Ueber ihre ferneren Züge gehen die Ansichten sehr weit aus einander. Wahrscheinlich sind sie in nordöstlicher Richtung bedeutend von dem Wege nach Trapezunt abgekommen, und in dem Orte Gynntias, der einzigen großen Stadt in Armenien, deren Xenophon Erwähnung thut, vermuthet man das heutige Ardanutsch, westlich von Ardahan. Vielleicht sind die Griechen sogar bis in das heutige Georgien oder Rußien gelangt. Der Tsches genannte Berg, von dem sie zuerst das vielgeliebte Meer wieder erblickten, ist vielleicht der 3430 m hohe und zwischen Ardanutsch und Batum gelegene Kartschhal-Dagh.

Der fernere Marsch der durch Kälte, Strapazen und Kämpfe bereits zu einem kleinen Häuflein zusammengeschmolzenen Truppen ging durch das Gebiet der Chalyber, des tapfersten Volkes, das sie auf dem Zuge trafen. Endlich erreichten sie die griechische Stadt Trapezunt am Schwarzen Meere, fanden aber hier keine Schiffe zur Ueberfahrt, und sahen sich genöthigt, an der Nordküste Kleinasiens weiter zu ziehen.

Die Russen hatten im Jahre 1877 ebenfalls die Möglichkeit eines Marsches durch Kleinasien ins Auge gefaßt. Würden sie eine das Schwarze Meer beherrschende Flotte besessen haben, so hätten sie jedenfalls denselben Küstenweg, wie seiner Zeit die Griechen, eingeschlagen, um so nach Konstantinopel zu gelangen.

Sie kamen hier in das Gebiet der Mossyndken, und da diese in zwei gegen einander feindlich gesinnte Stämme getheilt waren, so benutzten sie diese günstige Gelegenheit, verbündeten sich mit dem einen Stamme und zogen mit diesem gegen den andern zu Felde. Sie eroberten mehrere feste Plätze und erbeuteten hier, obschon das diesjährige Getreide, meist Spelt, noch in den Aehren stand, einen großen Vorrath an Lebensmitteln besonders aber an Broten, welche dieses Volk von einem Jahre bis zum andern aufzubewahren pflegt. Sie fanden auch viel eingepökeltes Delphinensfleisch in Tonnen vor, desgleichen in Gefäßen den Thran desselben, welcher als Del dient. In den oberen Stockwerken der Thürme, welche diesem Volke als Wohnung dienen, fand man eine Menge platter Rüsse, ohne Spalt (wahrscheinlich Kastanien, die damals noch nicht nach Europa verpflanzt waren) aufgeschüttet. Sie dienten, gelocht oder gemahlen, zu Brot und Speise. Der ebenfalls in Fülle vorrätliche Wein schmeckte zwar wegen

seiner Strenge ungemischt säuerlich, gemischt aber hatte er einen angenehmen Geruch und Geschmack. Der König dieses Stammes hatte ebenfalls in einem hölzernen, auf der Höhe erbauten Thurme, wo er auf öffentliche Kosten unterhalten und bewacht wurde, seinen Sitz. Da er auf die Aufforderung der Griechen den Thurm nicht verlassen wollte, so verbrannten sie ihn mit demselben. Von allen Volksstämmen, die man auf dem ganzen Wege kennen lernte, wurden die Mossynöken einstimmig als der ungesittetste erkannt. Was andere Menschen nur dann vornehmen, wenn sie allein sind, das thaten sie vor aller Augen, und waren sie allein, so betrogen sie sich ebenso, als wären ihrer mehrere beisammen, sie sprachen und lachten mit sich und tanzten, wo sie standen, als ob sie sich vor Anderen zeigen wollten. Männer und Weiber fand man alle sehr weiß; die Kinder wohlhabender Eltern wurden im eigentlichen Sinne des Wortes gemästet und waren beinahe ebenso dick als lang; ihr Rücken war bunt bemalt und der ganze Vorderleib mit Blumen punktiert. — Von den Mossynöken kam man zu den Tibarenern und im Gebiete derselben zu der griechischen Stadt Notyora (dem heutigen Fischerdorfe Ordu im Sandschat Dschanis), wo man sich endlich nach Europa einschiffte. —

Xenophons Zeitgenosse und Kriegsgefährte war der griechische Arzt Atefias, der nach der Schlacht von Cunaxa als Arzt in die Dienste des Siegers, des Königs Artaxerges trat und siebenzehn Jahre Leibarzt am persischen Hofe war. Während dieses Aufenthaltes in Persien sammelte er viele historisch-geographische Kenntnisse, namentlich über Indien, die er nach seiner Heimkehr bearbeitete, wovon aber nur sehr wenige Bruchstücke erhalten sind.

Seine Wahrheitsliebe und Glaubwürdigkeit wurde schon im Alterthum sehr angezweifelt, aber in vieler Hinsicht mit Unrecht. Dem viele Mythen- und Wundergeschichten erzählt er nur im Sinne persisch-indischer Phantasie, während ihm sonst die ältesten Nachrichten von Indien zu danken sind.

Indien, erzählt Atefias, ist ein sehr großes Land und die Bevölkerung beinahe so stark als die in allen übrigen Theilen der Erde zusammengenommen; über Indien hinaus findet man keine Menschen mehr. Es regnet hier nie, und der Boden wird hauptsächlich von dem Indus bewässert, einem Flusse, der nirgends breiter als hundert und nirgends schmaler als fünfzig Stadien ist (also zwischen einer und dritthalb Meilen). Auch noch ein anderer, weniger breiter Fluß (wahrscheinlich der Ganges) durchströmt das Land, welchen die Inder Hyparchus nennen, d. i. Spender aller Güter. Die Sonnenscheibe erscheint in Indien zweimal größer als anderwärts und verbreitet eine solche Hitze, daß viele Menschen erlüden. Auch das Meer ist an der Oberfläche heiß, sodaß die Fische nur in der Tiefe leben können; Gewitter giebt hier nicht, aber fürchterliche Sturmwinde; Vormittags ist es kühl, Nachmittags heiß. Die Inder sind nicht von der Sonnenscheibe, sondern von Natur schwarz; auch findet man unter ihnen, wenn auch nur in geringer Anzahl, ganz weiße Menschen. Von alledem darf nur die letzte Bemerkung als zum Theil richtig betrachtet werden, die über das Klima sind fast gänzlich falsch und nur in der irrigen Ansicht der Alten über die Lage Indiens begründet. Noch wunderlicher heißt es ferner:

Die Inder sind sehr gute, gerechte Leute und ihren Fürsten mit Liebe zugehan. Sie erfreuen sich einer seltenen Gesundheit; von Kopfschmerz, Augenübeln,

Zahnschmerz, Geschwüren wissen sie nichts; sie bringen deshalb ihr Leben auf 120 bis 200 Jahre. — Sie zerfallen in viele Stämme, unter denen sich manche durch ganz besondere Eigenthümlichkeiten auszeichnen. So wohnen in den Gebirgen, welche der Ganges durchströmt, Leute mit Hundsköpfen, Kynokephalen, die sich in gegerbte Felle wilder Thiere hüllen und keine menschliche Sprache haben, sondern wie die Hunde bellen, sich aber unter einander verstehen. Ihre Zähne und Klauen gleichen denen der Hunde, sind aber stärker und länger, auch haben sie Schweife wie Hunde, nur länger und behaarter. Sie baden sich nie, sondern reiben ihren Körper mit Del, das sie aus Milch bereiten (wahrscheinlich also mit Butter), wohnen in Höhlen und schlafen auf Baumblättern. Sie sind vortreffliche Bogenschützen und überaus schnelle Läufer. Das erlegte Wild schneiden sie in Stücke, braten es aber nicht am Feuer, sondern an der Sonne. Sie ziehen auch Schafe und Ziegen auf, essen das Fleisch ihres Zuchtviehes, und trinken die Milch desselben, süß oder geronnen. Mit den Indern treiben sie Handel, verstehen ihre Sprache, können ihnen aber durch ihr Gebell nicht antworten, sondern müssen sich durch Zeichen mit den Händen und Fingern, wie die Taubstummen, ausdrücken. — In denselben Bergen findet man auch Inder, deren Weiber in ihrem ganzen Leben nur einmal gebären; die Kinder kommen mit sehr schönen Zähnen zur Welt und haben weißes Haupthaar und weiße Augenbrauen. Das Haar bleibt weiß bis zu ihrem 30. Jahre, dann fängt es an, sich zu färben und ist in ihrem 60. Jahre völlig schwarz. Männer und Weiber haben acht Finger an jeder Hand und acht Zehen an jedem Fuße, und so lange Ohren, daß eins bis zu dem andern reicht und sie damit den Rücken und die Arme bis an die Ellenbogen einhüllen können. Sie sind übrigens sehr tapfer und 5000 Krieger aus ihrer Mitte, theils Bogenschützen, theils Wurfspeer- und Schleuderer folgen dem König der Inder auf seinen Feldzügen.

Hinter den Hundsköpfen und über den Quellen des Ganges hinaus gelangt man zu sehr schwarzen Leuten, die nicht arbeiten, nicht das Land bauen und kein Wasser trinken, sondern nur von der Milch ihrer zahlreichen Ziegenherden leben. Sie kommen mit verschlossenem Steiße zur Welt und geben die verdauten Speisen auf anderm Wege von sich.

Ein anderer merkwürdiger Volksstamm sind die Kynomolgen (Hundemelker) im südlichen Indien. Hier ist die größte Hundezucht zu Hause, zum Schutz gegen die zahlreichen wilden Rinder, die so wild, unbändig und stöckig sind, daß sie sich ihrer nur durch die Hunde erwehren können. Auch zur Jagd werden die Hunde gebraucht, deren Weibchen sie melken, daher auch ihr Name. Sie trinken die Hundemilch, wie die der Schafe und Ziegen.

In der Mitte Indiens wohnen schwarze Menschen, die Pygmäen, stumpfnasig und häßlich, die dieselbe Sprache haben, wie die Inder. Sie sind ungewöhnlich klein; die größten messen kaum zwei, die meisten nur anderthalb Ellen; ihr Haupt- und Barthaar reicht bis auf die Füße herab, und da auch der übrige Körper stark behaart ist, so bedürfen sie, wenn die Haare ausgewachsen sind, keines andern Kleidungsstückes, als eines Gürtels, womit sie die Haare unter dem Gürtel zusammenhalten. Der König der Inder hat stets dreitausend Pygmäen in seinem Gefolge, denn sie sind sehr geschickte Bogenschützen. Mit den Bewohnern dieses Landes stehen auch die Thiere an Größe im Verhältniß, denn Pferde, Esel und Rinder sind nicht größer, als anderwärts die Widder

die Schafe kaum so groß als Lämmer. Die Jagd auf Wild treiben die Pygmäen nicht wie gewöhnlich, sondern mit abgerichteten Adlern und Geiern. Wie die Menschen, haben in Indien auch der Boden und seine Erzeugnisse ungewöhnliche Eigenschaften. So giebt's hier einen Brunnen, der sich jährlich mit flüssigem Golde füllt und mit irdenen Krügen ausgeschöpft wird, die, wenn das Gold hart geworden ist, zer schlagen werden. Aus der Tiefe des Brunnens gewinnt man Eisen, woraus man vortreffliche Schwerter verfertigt; steckt man solches Eisen in die Erde, so wendet es Donner, Blitz und Hagel ab. — Erkennt man nicht in der märchenhaften Darstellung ein Hüttenwerk mit Schmelzöfen und Schmiede? Dürfen wir nicht hier schon die Entdeckung der Electricität und eine Art Blitzableiter vermuthen? —



Hundstoppmännchen. Nach einem alten Kupferstiche.

In den Bergen Indiens gewinnt man ferner Gold, Silber und Edelsteine, aber das Gold ist schwer zu bekommen, da Greife es hüten. Der Greif ist ein fürchterliches, vierfüßiges Thier, mit Löwenklauen und Flügeln auf dem Rücken. Die Flügel sind weiß, die Federn am Vordertheile des Körpers roth, am Hintertheile schwarz, am Halse dunkelblau. Sein Kopf gleicht dem des Adlers, seine Augen sprühen Flammen. Sein Nest baut er auf hohen Bergen. Einen ausgewachsenen zu fangen ist unmöglich, nur einen jungen erhascht man zuweilen. Daß die Greife das Gold ausgraben und bewachen, weil sie ihre Nester daraus bauen, ist nicht wahr; sie fürchten nur für ihre Zungen und kämpfen deshalb gegen die Menschen, welche das Gold holen wollen, so wie auch gegen Thiere, die sich ihnen nähern, den Löwen und den Elefanten ausgenommen, welche sie fürchten. Die Gegend, wo sie horsten und wo sich auch die Goldgruben befinden, ist außerordentlich öde. Die Leute, welche sich dahin

wagen, um das Gold zu suchen, kommen bewaffnet zu Tausenden, bringen Schaufeln mit und Sack und graben in finstern Nächten, wenn der Mond nicht scheint. Bleiben sie von den Greifen unbemerkt, so gelingt es ihnen meistens, viel Gold zurückzubringen, und sie sind für ihr Wagniß hinlänglich entschädigt; werden sie aber von den Greifen gesehen, so müssen sie ihr Leben lassen. Aber selbst im glücklichsten Falle kommen sie erst im dritten oder vierten Jahre wieder heim. — Der Greif, ein der Fabel angehörendes Wunderthier, das aus den vom Hindufuß auslaufenden Bergen und der daranstoßenden goldreichen Sandwüste stammt, und auch auf den Ruinen von Persepolis abgebildet erscheint, hat allmählich durch ganz Asien und Europa die Kunde gemacht und spielt bekanntlich noch in den Rittergeschichten des Mittelalters eine bedeutende Rolle.

In Indien findet man auch eine Quelle, deren Wasser, wenn man es in ein Gefäß gießt, sogleich wie Käse gerinnt. Dabei hat es die Eigenschaft, daß Jeder, wer davon trinkt, auf einen ganzen Tag den Verstand verliert und alles ausschwaft, was er gethan hat. Der König bedient sich deshalb dieses Wassers, um Verbrecher zum Geständniß zu bringen. — Einer andern Quelle rühmt man nach, daß sie die darin Badenden gegen jede Krankheit schützt; ihr Wasser ist stets in brausender Bewegung und hält Menschen und Thiere, mögen sie lebendig oder todt sein, auf der Oberfläche; nur Gold, Silber, Eisen, Erz sinkt auf den Boden. — Man erkennt diese Quelle wol sogleich als ein Heilbad, und das sich verhärtende Wasser der andern als Asphalt, die ihm zugeschriebene Eigenschaft aber als ausschmückende Fabel. — Nicht weniger wunderbar erscheint ein See, auf dessen Oberfläche, wenn er nicht vom Winde bewegt wird, Del schwimmt. Man fährt alsdann auf diesem See, der dabei sehr fischreich ist, umher, und schöpft das Del in Gefäße. Man hat auch Sesam- und Ruzöl, das aber dem Seeöl an Güte nicht gleich kommt.

Ueberhaupt ist Indien in fast jeder Beziehung ausgezeichnet. Hier ist der Elefant zu Hause, den kein anderes Thier an Stärke übertrifft. Wenn der König zu Felde zieht, begleiten ihn viele tausend Elefanten, die durch ihren unwiderstehlichen Andrang die Mauern der Feinde umstürzen und ebenso die ihnen im Wege stehenden stärksten Bäume leicht entwurzeln. — Das nach dem Elefanten merkwürdigste Thier ist der wilde Esel, der nicht kleiner ist als das Pferd. Er hat, mit Ausnahme des purpurrothen Kopfes, einen ganz weißen Körper, dunkelblaue Augen und auf der Stirn ein gegen anderthalb Ellen langes Horn, das unten weiß, oben purpurfarben und in der Mitte vollkommen schwarz ist. Diese bunten Hörner lassen die vornehmen Inder in Gold fassen und gebrauchen sie dann als Trinkgefäße. Wer aus einem solchen Horne trinkt, bleibt frei von Krämpfen, Fallsucht und anderen unheilbaren Krankheiten, und selbst wenn ihm Gift beigebracht worden ist, bricht er es aus und wird wieder gesund. Diese Thiere sind schneller als Pferde und Hirsche. Sie fangen langsam an zu laufen, aber allmählich laufen sie schneller und immer schneller, so daß „einen wilden Esel verfolgen“ in der indischen Dichtersprache so viel heißt als: Dingen nachjagen, die nicht zu erreichen sind. Das Männchen bewacht gemeinschaftlich mit dem Weibchen die Jungen. Werden die Esel, welche sich in den einsamsten Gegenden der indischen Ebenen aufhalten, gejagt, so lassen sie die Jungen zurück, ziehen dem Feinde entgegen und stoßen nach ihm mit den Hörnern, in welchen sie eine erstaunliche Kraft haben: den Pferden reißen sie damit den

Leib auf. Auch ihr Kussschlagen ist gefährlich und ihre Bisse dringen tief ein. Ein ausgewachsenes Thier fängt man nicht leicht; ihr Fleisch ist bitter und ungenießbar. — Der wilde Esel oder das vielberühmte Einhorn, welches sich auch auf Ruinen von Persepolis häufig dargestellt findet, ist wahrscheinlich nach einer dichterischen Beschreibung das indische Nashorn.



Jagd auf das Einhorn und auf Elefanten. Nach einem alten Kupferstich.

Auch die Schafe und Ziegen sind in Indien (besonders in den Gebirgsgegenden von Kandahar und Kaschmir) größer als in andern Ländern und werfen vier, oft auch sechs, nie aber weniger als drei Junge. Den Schafen hängt der Fettschwanz bis auf die Erde herab, und der der Ziegen ist beinahe eben so lang. Den Zuchtschafen hauen die Hirten den Schwanz ab und pressen aus demselben Del; den Schafböcken aber schneiden sie den Schwanz auf, nehmen das Fett heraus und nähen den Schnitt dann wieder zu.

Die feine Wolle dieser Thiere wird in kostbare Farben getaucht und zu so herrlichen Gewändern verarbeitet, daß sogar die üppigen Könige Persiens sie zu tragen pflegen. Erinnerung man sich an die theuren, von unsern Damen früher so sehr gesuchten Kaschmirschals, so überrascht es, daß sich dieser Industriezweig Indiens bis auf die neueste Zeit erhalten hat. Auch die Farbstoffe, die man jetzt anwendet, waren damals dieselben. An den Ufern des Hypoborus, sagt Atesias, wächst ein Baum, der zu einer gewissen Zeit des Jahres, und besonders während dreißig Tagen, Thränen vergießt, welche, sowie sie in den Fluß fallen, verhärtet. Seine Frucht gleicht einer Traube und die einzelnen Körner derselben sind so groß wie eine Haselnuß. Die Inder nennen diesen Baum Siptachoras, was in ihrer Sprache süß bedeutet, und sammeln von ihm

das Ambra. Auf ihm wächst auch ein käferähnliches, sich weich anfühendes Thier, von zinnoberrother Farbe und mit langen Beinen; man presst es aus und taucht in den Saft die Wolle und Gewänder, welche man purpurroth färben will. — Der thranende Baum ist der Blaso (*Butea frondosa*), welcher zu der heißen Jahreszeit aus den Ripen der Rinde einen sehr schönen rothen Saft ausschüttet, der sich zu dem sogenannten Kinogummi verhärtet, der Käfer aber der ziemlich genau beschriebene Gummilack (*Coccos lacca*), welcher den Saft zum Rothfärben der Seide und Wolle liefert.

Das gefährlichste Thier Indiens, das so groß ist, wie der größte Löwe, roth wie Zinnober und zottig wie ein Hund, heißt Martiochoras. Es hat in dem obern, wie in dem untern Kinnbade drei Reihen großer, äußerst scharfer Zähne und ein Gesicht, das bei dem ersten Anblicke eher einem Menschen, als einem Thiere anzugehören scheint; seine graublauen Augen gleichen sehr den menschlichen, ebenso seine Ohren, nur sind sie größer und rauh. Seine Füße und Klauen haben Aehnlichkeit mit denen des Löwen, und sein an beiden Seiten mit Stacheln besetzter Schweif läuft in einen Skorpionstachel aus, der über 75 cm. lang sein mag und dessen Stiche augenblicklich tödten. Seine Stimme gleicht dem Schalle einer Posaune, und an Schnelligkeit giebt es dem Hirsche nichts nach. Wenn es verfolgt wird, schießt es die Seitenstacheln ab und trifft damit sehr weit. Schiebt es die Stacheln nach vorn ab, so beugt es den Schwanz aufwärts, schlendert es sie aber nach hinten, so streckt es ihn der Länge nach von sich. Die Stacheln sind über 33 cm. lang und von der Stärke einer Binse und wachsen immer wieder nach, so daß es diesem Ungethüme nie an Waffen fehlt. Am liebsten frisst es Menschen und wird leicht über drei zugleich Herr. Daher hat es auch seinen Namen, denn Martiochoras bedeutet im Indischen Menschenwürger. Auch den Thieren stellt es nach und tödtet sie; nur den Elefanten und dem Löwen vermag es nichts anzuhaben. Die Inder jagen die Jungen und ziehen sie auf, doch zerklöpfen sie ihnen erst die noch glatten Schwänze mit Steinen, damit die Stacheln nicht hervorsprossen. —

In dem Flusse Indus, erzählt er, lebt ein Wurm, der viel Aehnlichkeit mit dem Holzwurm, aber gewöhnlich eine Länge von fast 5 m. und einen so bedeutenden Umfang hat, daß ein zehnjähriger Knabe ihn kaum mit den Händen zu umspannen vermag. Er hat nur zwei Zähne, einen in dem obern und einen in den untern Kiefer, die aber 75 cm. lang und so stark sind, daß er damit Alles, was ihm vorkommt, es mag nun ein Thier oder ein Stein sein, leicht zermalmt. Während des Tages bleibt er unter dem Wasser und wälzt sich im Schlamm, in der Nacht aber geht er ans Land, erschächt Pferde, Stiere und Esel, zermalmt sie und schleppt sie mit sich in den Fluß, wo er sie verschlingt. Auch wenn er ein trinkendes Kamel am Ufer bemerkt, kriecht er herbei, faßt es vorsichtig mit dem Maule und reißt es mit einem kräftigen Ruck hernieder. Die Haut dieses Wurms ist zwei Finger dick, und man fängt ihn mit starken Angelhaken, die an eisernen Ketten befestigt sind. An den Angelhaken hängt man ein Lamm oder einen Bock, und an der Kette halten gegen dreißig Männer, von denen jeder einen Wurmspieß in der Hand und ein Messer im Gurte hat; außerdem legt man auch noch dicke Prügel bereit. Hat nun ein Wurm den Köder verschlungen, so zieht man ihn heraus, tödtet ihn und hängt ihn dreißig Tage lang in die Sonne, wo ein dickes Oel aus ihm in untergestellte

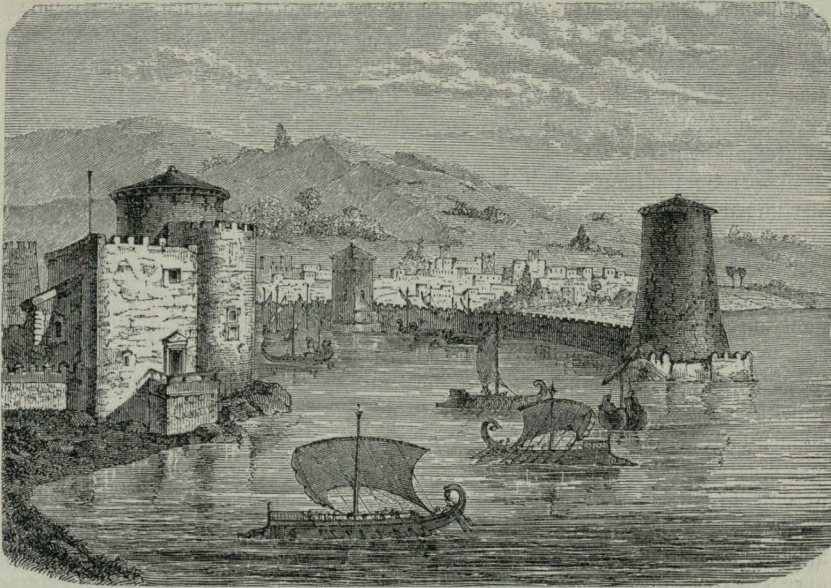
irdene Gefäße rinnt. Diese werden versiegelt an den König der Inder geschickt, weil es keinem andern Menschen erlaubt ist, auch nur einen Tropfen dieses Oels zu besitzen, denn es hat eine sehr verderbliche Kraft. Schüttet man einen Topf voll solchen Oels auf einen Haufen Holz, so verwandelt sich dieser sogleich in Asche; auch ein Mensch oder ein Thier verbrennt schnell. Der König erobert damit feindliche Städte und braucht keine Belagerungsmaschinen. Mit diesem Oel gefüllte irdene Gefäße werden gegen die Thore geschleudert; das herausfließende Oel verbreitet alsbald ein flammendes Feuer, das die Feinde verzehrt und nur durch Sand und Schutt erstickt werden kann. — Ein eben so gefährliches, wenn auch nicht brennendes Gift, liefert eine kleine, kaum spannenlange Schlange, die mit Ausnahme des Kopfes, der weißer als Schnee und Milch ist, eine dunkle Purpurfarbe hat und sich nur in glühend heißen Gegenden aufhält. Da ihr die Zähne fehlen, so braucht man ihren Biß nicht zu fürchten, aber Alles, was ihr Speichel berührt, fault ohne Rettung. Man fängt sie deshalb, hängt sie an dem Schwanze auf und läßt die Tropfen aus ihrem Maul in ein ehernes Gefäß fallen, worin sie gerinnen und hart werden. Ist die Schlange endlich todt, so stellt man ein anderes ehernes Gefäß unter, in welches aus dem todten Thiere eine Sauche fließt, die wie Wasser aussieht und erst nach drei Tagen gerinnt. In der Farbe sind beide Gifte verschieden, letzteres ist schwarz, ersteres hellgelb. Wirft man von ersterem ein Stückchen von der Größe eines Sesamkornes einem Menschen in den Wein oder in das Essen, so ergreift ihn ein heftiger Krampf, das Gehirn drängt sich ihm durch die Nase heraus und er stirbt schnell unter fürchterlichen Schmerzen; bekommt er weniger von dem Gifte, so stirbt er erst nach einiger Zeit. Das schwarze Gift wirkt weit langsamer; der Vergiftete erkert und stirbt nach einem oder auch erst nach zwei Jahren an der Schwindhucht. — Möglich, daß Aesias in diesem Wahngebilde nur eine Gattung der mit großer Uebertreibung geschilderten Niesen- und Brillenschlangen, oder auch indische Krokodile beschreiben wollte.

Auch der Vogel *Dikairoß* hat tödtliche Kraft. Er ist goldgelb und hat die Größe eines Rebhuhneies. Nimmt ein Mensch von dem Abgange desselben, den er sorgfältig in die Erde verscharrt, nur so viel als ein Hirsekorn in einem Getränk aufgelöst ein, so stirbt er nach einigen Stunden, doch gleicht sein Tod einem süßen, schmerzlosen Einschlafen. Die Inder legen einen großen Werth auf dieses Mittel gegen alle Uebel, und bewahren es sorgsam. — Muß man auch die Eigenschaft des nicht näher zu bestimmenden *Dikairoß* als Fabel betrachten, so kann doch über zwei andere Vögel, die ebenfalls als indische Merkwürdigkeiten angegeben werden, nicht leicht ein Zweifel obwalten. Der eine von der Größe eines Sperbers, mit purpurfarbenem Vorderkopfe, schwarzem Barte und dunkelzinnberrothen Federn, welcher Indisch, und wenn man es ihn lehrt, auch Griechisch spricht, ist der Papagei, der andere, ein großes Huhn, mit einem bunten Kamm, breitem Schweife und goldglänzendem Gefieder, der Pfau.

Von den übrigen zahlreichen indischen Thieren erwähnt Aesias noch die kleinen Affen mit den fast 4 m langen Schwänzen (Meerkapen und Malis) und die großen, starken Hunde (vielleicht Schakals), welche mit den Löwen kämpfen. Daß es keine Schweine in Indien gebe, wie er behauptet, ist bekanntlich falsch; richtig aber ist seine Bemerkung, daß die Inder sie verabscheuen und deren Fleisch ebensowenig essen wie Menschenfleisch.

Unter den Pflanzen ist ihm die merkwürdigste das in den Gebirgen wachsende indische Rohr, das so dick ist, daß zwei Männer es kaum mit den Armen umfassen können, und so hoch, wie der Mast eines großen Schiffes. Es ist männlich und weiblich; das weibliche hat im Innern Mark und ist schwach, das männliche aber ist sehr stark. Trotz der Uebertreibung kann man das Bambusrohr nicht verkennen. — Schwere dürfte der Karpionbaum, der an Größe der Ceder und der Cypresse nicht nachsteht, zu bestimmen sein; seine Blätter gleichen denen der Palme, nur sind sie etwas breiter. Er blüht wie der Lorbeer, trägt aber keine Frucht. Er ist überhaupt nicht sehr häufig, und die Deltropfen, welche er ausschwißt, sammelt man sorgfältig in Wolle und drückt sie in Mabaftergefäße aus. Der Saft ist etwas dick und röthlich; sein Geruch über allen Begriff angenehm und so stark, daß er einen Raum von einer Viertelstunde durchduftet. Nur der König und seine Anverwandten dürfen ihn besitzen und Gebrauch davon machen. Man denkt unwillkürlich an die Gewürznelke, auf welche die Beschreibung in vielen, wenn auch nicht allen Einzelheiten paßt, und aus der jezt noch ein sehr starkes aromatisches Oel gezogen wird. — Ein noch seltener vorkommender Baum ist der Parebon, welcher nur in den Gärten des Königs wächst und die Größe eines Delbaums hat. Er trägt weder Blüten noch Früchte, und treibt nur unter der Erde fünfzehn Wurzeln, die an dem dünnsten Theile armsdick sind. Nimmt man ein kleines Stückchen davon und nähert es irgend einem Gegenstande, so zieht es ihn an sich, mag dieser nun aus Gold, Silber, Erz, Edelsteinen oder einer andern Masse bestehen; nur auf Ambra äußert es keine Wirkung. Ein ellenlanges Stück reißt nicht nur Vögel, sondern sogar Lämmer an sich. Wirft man ein Stückchen von der Größe eines Pfennigs in eine Kanne Wasser, so gerinnt es; wirft man etwas davon in Wein, so verdickt er sich und wird so zähe, wie Wachs; am folgenden Tage wird er aber wieder flüssig, wie vorher. Man gebrauchte ihn dann als vorzügliches Mittel gegen Unterleibsbeschwerden. — Gehört der Parebon der Wirklichkeit an, so ist er vielleicht eine Mistelart, woraus Vogelleim bereitet wurde.

Nach alledem hat Atefias bei der Schilderung Indiens das Wunderbare mit nicht zu verkennender Vorliebe ausgemalt, an Alles viel Märchenhaftes geknüpft und dadurch das Verständniß der Wahrheit nicht selten fast unmöglich gemacht. Leider sprach gerade diese märchenhafte Schilderung zu jeder Zeit die Leser am meisten an, und kann man auch nicht behaupten, daß sie vor Allem die Einbildungskraft Alexanders des Großen entflammte und seine Begierde nach dem Besitze des Wunderlandes Indien erregte, so ist doch nicht zu läugnen, daß die Sagen über die Herrlichkeit und den Reichtum dieses Landes, welche während des Mittelalters in Europa verbreitet waren und größtentheils aus den von Atefias mitgetheilten Nachrichten geschöpft wurden, nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung des Welthandels und auf die ersten Entdeckungsfahrten der Portugiesen geblieben sind.



III.

Skylax und Pytheas.

Skylax' Kenntniß vom Westen Europa's und dem Nordwesten Afrika's, vom Westen meist nach Mittheilung von Massiliern über phönizischen Verkehr Massilische Expeditionen. — Von Pytheas sind nur Fragmente vorhanden. Entdeckungsfahrt des Guthumes. Die Fahrt des Pytheas. Tageslänge. Der Umfang. Erklärung von Ebbe und Flut. Thule. Die Meerlunge. Britanmien, sein Himmelspol. Pflanzen und Thiere auf Thule. Spätere Berichte über Thule. Die Vernunftthäten. Astronomische Beobachtungen und Glaubwürdigkeit. Die Handelswege nach dem europäischen Norden.



angfamer als im Osten waren die geographischen Fortschritte im Westen. Noch um die Mitte des 4. Jahrhunderts konnte Skylax von Karyadna aus Kleinasien nur dürftige Nachrichten von Küstenorten des Mitteländischen Meeres aufzeichnen. Das Adriatische Meer kennt er ziemlich genau, läßt aber nach der allgemeinen Meinung seiner Zeit in den nördlichen Winkeln desselben einen Arm der Donau einmünden.

Er nennt zum ersten Male Rom und berichtet, daß Massilia schon damals einen bedeutenden Seehandel getrieben und an der Ostküste Spaniens Kolonien gegründet hatte. — An der Westküste Spaniens reicht seine Kenntniß bis zum heiligen Vorgebirge (Kap St. Vincente); er nennt die hier liegenden phönizischen Kolonien, wiederholt aber immer noch die alte Sage, daß man weiterhin den Ozean der Untiefen und des Schlammes wegen nicht befahren könne. An die Nordküste Afrika's verlegt er die Gärten der Hesperiden, eine von steilen Bergen eingeschlossene und von dichten Bäumen beschattete Stelle bei der Landspitze Phykus (heut Ras Sem), wo Lotus, die köstlichsten Obstarten,

Delbäume, Neben, Myrten, Lorbern in üppiger Pracht gedeihen. Die ziemlich genaue Beschreibung führt in die fruchtbare, von Bergen eingeschlossene und jetzt noch mit Delbäumen und Palmen bewachsene Ebene zwischen den Städten Lebida und Metulata in Tripoli, und wir können also über die Lage der in den alten Märchen so sehr berühmten und gepriesenen Gärten der Hesperiden nicht zweifelhaft sein.

Der vorzüglichste Theil der von Schlag gesammelten geographischen Bemerkungen sind die ihm unstreitig von Seeleuten aus Gadeira oder Massilia mitgetheilten, aber freilich durch eigene Zusätze entstellten Nachrichten über den Verkehr der Phöniker und Karthager; an der Westküste Afrikas, welche übrigens auch noch zu dieser Zeit nur bis zu der von Hanno entdeckten Insel Cerne besucht wurde, denn die weitere Fahrt hindern Untiefen, Schlamm und Seetang, eine breite Grasfläche. Den Handel nach dieser Gegend betreiben ausschließlich die Phöniker und Karthager; sie landeten mit ihren großen Kauffahrern an der Insel, wo sie Zelte aufschlugen und ihre Ladung, die gewöhnlich in ägyptischem Zinnzeug, Schweinen, Salben und irdenen Gefäßen besteht, löschten. Die Waaren bringen sie in kleineren Schiffen nach dem Festlande und vertauschen sie daselbst an die Aethiopen gegen Felle von Löwen, Leoparden, gegen Häute, Elefanten, Herdenvieh und Elefantenzähne. Diese Aethiopen sind die schönsten und größten aller bekannten Menschen; sie messen an drei, und manche sogar über $3\frac{1}{2}$ m, und der größte von ihnen ist ihr König. Alle tragen langes Haupthaar und lange Bärte, sind vortreffliche Reiter und Bogenschützen und schleudern im Kampfe mit erstaunlicher Gewandtheit gehärtete Speere. Sie leben meist von Fleisch und Milch. Ihr Anzug besteht in bunten Kleidern, und ihr Schmuck so wie die Verzierung ihres Pferdegeschirres fast nur aus Elfenbein, aus welchem sie auch ihre Trinkschalen und andere Gefäße verfertigen. Sie haben auch eine große Stadt, wohin die Phöniker ebenfalls schiffen, und ihr Land soll sich, wie Manche behaupten, bis nach Aegypten erstrecken und ganz vom Meere umgeben, Afrika also eine Halbinsel sein. —

So unbestimmt die Kenntniß dieser afrikanischen Ländergebiete noch immer blieb, so waren doch die europäischen Westküsten trotz Himillos kühner Fahrten noch unbekannter und geheimnißvoller. Ihre nähere Erforschung hatte aber einen ganz besonderen Reiz, sie waren ja die Fundstätten des Zinns und des Bernsteins. Die Entdeckung dieser Küstenländer war das geographische Problem der damaligen Zeit, wie etwa in unseren Tagen die Polarreisen, die Erreichung des Nordpols; und Pytheas, ein kühner, tüchtiger Seemann, war der Perry der Fahrten an den nördlicheren Westküsten Europas.

Massilia wetteiferte in seiner Blüthenzeit mit den Karthagern. Wie diese Hanno und Himillo zur Untersuchung der Küsten des Atlantischen Ozeans ausgesandt hatten, so schickte auch Massilien etwa 120 Jahre später seine Bürger Euthymenes und Pytheas auf zwei große Entdeckungsexpeditionen, den einen nach Süden und den andern nach Norden. Ueber den Erfolg der Fahrt des Euthymenes nach Süden, die sich wenigstens bis zum Senegal erstreckt zu haben scheint, weiß man nichts Sicheres, da sein Bericht spurlos verloren gegangen ist. Die Expedition nach Norden führte Pytheas, durch ausgezeichnete Kenntniß in der Astronomie, Mathematik und Länderkunde dazu befähigt.

Pytheas lichtete um das Jahr 340 v. Chr. im Hafen von Massilia die Anker, segelte durch die Säulen des Herkules nach Gadeira und von da nach dem heiligen Vorgebirge (Kap St. Vincente). Bis dahin war die Küste ziemlich bekannt. Weiterhin aber bot sie so viele Schwierigkeiten, daß Pytheas die Ueberzeugung ausspricht: man würde zu Land weit sicherer und schneller nach der gallischen Nordwestküste gelangen, als auf dem Seewege. Nach einer mühevollen Fahrt erreicht er endlich das Vorgebirge Kalbion im Lande der Dyssamier (der westlichsten Spitze des jetzigen Departements Finisterre) und die einige Tagfahrten von ihm entfernte Insel Uxisama (jetzt Queffant), von wo er nach Britannien hinüber segelt. Er geht an der Küste von Kanton (Kent) vor Anker, hält sich hier längere Zeit auf, und sammelt Erkundigungen über das Land und seine Bewohner, die aber leider verloren sind. Wir erfahren nur, daß Britannien, so wie das ihm zur Seite liegende Jerne (Irland) eine Insel sei, deren Umfang vierzigtausend Stadien (tausend Meilen) und deren Länge zwanzigtausend Stadien (fünfhundert Meilen) betrage. Diese Angaben sind freilich viel zu groß; eine richtige Bestimmung verlangt man aber von Pytheas bei der Unvollkommenheit und Unzuverlässigkeit der ihm zu Gebot stehenden Hilfsmittel gewiß mit Unrecht, und wir werden für diesen Irrthum durch seine vortreffliche Beobachtung, daß die Flut an der Küste Britanniens weit höher steige als an dem Festlande, und daß Ebbe und Flut in manchen ungewöhnlichen Erscheinungen durch Ab- und Zunahme des Mondes bedingt werde, hinlänglich entschädigt.

Von Kanton setzte Pytheas seine Reise weiter nach Norden fort und erreichte nach sechs Tagfahrten Thule, ein Land, das nur eine Tagfahrt von dem geronnenen Meere liegt. Hier hat die Natur, sagt er, eine Scheidewand für den Seefahrer gezogen, denn man findet weiterhin weder Land, noch Wasser, noch Luft, sondern ein Gemisch von allen diesen Elementen, einer Meerlunge ähnlich, worin Land und Meer und das All schweben; diese Meerlunge ist das zusammenhaltende Weltband, und kann weder durchschiffte noch durchwandert werden. Die Tageslänge, welche zur Zeit der Sommerjohanniswendung im südlichen Britannien sechszehn und im mittleren siebenzehn Stunden beträgt, steigt hier auf achtzehn, und noch weiter nördlich auf neunzehn Stunden. Die Eingeborenen zeigten Pytheas auch die Lagerstätte der Sonne, und erzählten ihm von noch nördlicheren Gegenden, wo es sechs Monate Tag und eben so lange Nacht sei. Den Himmelspol hält Pytheas für einen leeren Punkt; diesem zunächst aber liegen drei Sterne und mit diesen schließt er sich an das viereckige Polarsternbild an. Auf Thule selbst, wo der Polarkreis mit dem Wendekreis eins ist, treten alle Eigenthümlichkeiten der kalten Zone hervor. Zarte Früchte und Thiere gedeihen nur wenig; die Bewohner leben von Hirse, wildwachsenden Kräutern, Früchten und Wurzeln. Wo Getreide und Honig gewonnen wird, da macht man auch ein Getränk davon. Das Getreide dreschen sie in großen Hänfern aus, denn auf freiem Felde können sie des Mangels an Sonnenlicht und des Regens wegen keine Tennen anlegen.

So lautet im Wesentlichen — und so weit eine Zusammenstellung jetzt noch möglich ist — der Bericht des Pytheas über Thule und das Nordmeer. Die alten Geographen haben ihn fast in allen Theilen als Lüge gestempelt, die neueren dagegen mit großem Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit zu rechtfertigen und zu erklären versucht. Die erste und wichtigste Frage dabei ist: wo liegt

Thule? Ist's Island, die Schetlandinseln, Norwegen oder Jütland? — Jede Ansicht hat ihre Vertreter. Wir können nicht Allen folgen.

Uebersieht man aber unbefangen alle diese Muthmaßungen, von denen jede Richtiges und Unrichtiges enthält, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß man die noch vorhandenen ärmlichen und sich widersprechenden Angaben unmöglich mit einander in Einklang zu bringen vermöge, und sich mit der einzig gewissen Thatsache, daß Pytheas an einer nördlich von Britannien gelegenen Insel landete, zu bescheiden habe. Auch die Nachrichten der späteren griechischen und römischen Schriftsteller über Thule sind äußerst unklar, und Thule bezeichnet zuletzt nur im Allgemeinen den äußersten Punkt der bekannten Erde nach Norden hin.

In gleicher Weise haben auch die Meerlunge, das geronnene Meer, manichfache Erklärungen gefunden; am meisten jagt aber wol die zu, daß darunter ein mit Eis bedeckter Meeresstrich zu verstehen sei.

Von Thule kehrte Pytheas nach Britannien zurück und unternahm eine zweite Entdeckungsfahrt, um die Küste, von der Bernstein gebracht wurde, aufzusuchen. Er segelte bis zu einem Strome, den er für den Tanais oder einen Meeresarm, der bis zum Schwarzen Meere führe, hielt; und glaubte nach den Ansichten seiner Zeit über die Größe und die Gestalt Europa's, diesen Welttheil umschifft zu haben. Er landete auch auf einer drei Tage-reisen von der slythischen Küste liegenden Insel, die er Basileia nennt und in der Bucht Mentonomon, an welcher sich auf einer Strecke von sechstausend Stadien (hundert und fünfzig Meilen) die Guttonen, eine germanische Völkerschaft (Gothen?) hielten. In dieser Bucht, so wie an die eine Tagfahrt davon entfernte Insel Abalus, wird der Bernstein von der Flut angepült. Er ist eine Schlacke des Eismeeres; die Eingeborenen brauchen ihn statt Holz zum Feuer und verkaufen ihn an ihre Nachbarn, die Teutonen. An diesem Meere wohnen auch die Ostiäer.

Auch über die Richtung dieser Reisen, die berührten Inseln und Küsten, gehen die Ansichten der neueren Forscher aus einander. Die Einen halten das von Pytheas besuchte Bernsteinland für Schleswig-Holstein und Jütland, und erklären demgemäß Basileia für Weslingburen an der Eider und Abalus für die Stadt Ebeltoft an der Ostküste Jütlands. Nach der Ansicht der Andern ist das Bernsteinland an der Weichselküste zu suchen, dann wäre Basileia (aus Baltia entstanden) das südliche Schweden und Abalus die Nehrung des kurischen Haffs. Der Originalbericht des Pytheas würde jedenfalls diese Zweifel gelöst und uns höchst wichtige Aufschlüsse über die Nordküsten unseres Vaterlandes sowie seiner damaligen Bewohner gegeben haben. Darum ist der Verlust desselben am meisten für uns Deutsche zu beklagen.

Die astronomischen Beobachtungen des Pytheas bewähren sich als so scharfsinnig, daß wir in ihnen einen bedeutenden Fortschritt der Wissenschaft anerkennen müssen. Seine Beschreibung des Himmelspols, des Sternbildes des kleinen Bären ist auffallend genau, und er soll auch den Einfluß des Mondes auf die Ebbe und Flut beobachtet haben. Wie sehr man überhaupt seinen astronomischen Angaben vertrauen dürfe, beweist schon seine im Alterthume berühmte und von den Neuern als richtig anerkannte Bestimmung der geographischen Breite seiner Vaterstadt Massilia, die er unter den 43° nördlicher Breite setzte.

Wie lange die Entdeckungstreifen gewährt haben, läßt sich eben so wenig ermitteln, als die Zeit seines Todes. Sein Bericht über den Norden hat, wie aus den tadelnden Bemerkungen der alten Geographen, namentlich Strabo's, hervorgeht, wenig Glauben gefunden. Die Würdigung seiner Angaben blieb der neueren Zeit vorbehalten, welche die Richtigkeit derselben trotz ihrer vielfachen Entstellungen anerkannt hat.

Wir knüpfen hieran einige Ansichten über die Heimat des Bernsteinlandes und die Handelswege nach dem europäischen Norden, auf welchen man zu demselben gelangt war.

Es ist von jeher viel darüber gestritten worden, welche Küsten durch die Bernsteinfahrer berührt, ob der Handel zu Land oder zu Wasser betrieben, und in welchem Grade durch diesen Verkehr die geographischen Kenntnisse des Alterthums erweitert worden seien.

Es wurde behauptet, daß im Alterthum eine Schifffahrt selbst an der Küste hin viel schwieriger gewesen sein müsse als eine Ueberlandreise. Man suchte daher nachzuweisen, daß die Phönikier von ihren Küstenstädten aus den atlantischen Nordrand Europas auf Landwegen zu erreichen strebten. Die Flußthäler waren die natürlichsten Verkehrswege. So wurde der Ebro ein Wegweiser nach Navarra, wo eine phönikische Niederlassung, der Stapelplatz für mittelländische und britannische Produkte, wo selbst in der Sprache der Vasken phönikische Spuren gefunden wurden. Die alten Handelsstraßen durch das obere Gebiet der Rhone, des Rheins, der Seine und Loire nach den Atlantischen Küsten, hat Strabo genau beschrieben.

Das Bernsteinland des phönikischen Handels soll nicht an den Ostseeküsten, sondern in der westlichen Bernsteinregion vom Kattegat bis an die Mündungen der Ems gewesen sein. Wir wissen aus römischen Schriftstellern, daß der Bernstein in den cimbrischen Ursprungsländern Glesjum genannt wurde — ein Name, der uns an Glas, Glanz, Gleichen u. erinnert. Der alte Ausdruck hat sich noch in den Ortsnamen Glesborg (Zütland), Gleschendorf (Holstein), Glasau (bei Gütin) und Lassöe (statt Glassöe), wörtlich „Bernsteininsel“ (im Kattegat) erhalten. Er beweist, daß die Phönikier nur cimbrischen und nicht baltischen Bernstein in den Handel gebracht haben. Daß die Ostseeküsten Bernstein lieferten, ward erst später durch Tacitus bekannt.

In ähnlichem Sinne hat auch ein in den Oder- und Weichselgegenden heimischer polnischer Gelehrter, v. Sadowsky (1877) die Andeutungen, welche sich bei Herodot, Plinius, Ptolemäus über die Handelsstraßen der alten Etrusker, Griechen, Veneter und Römer nach dem Norden finden, durch seine Lokalkenntniß erläutert.

Die Handelsartikel, welche zuerst an den Bewohnern des südlichen Europa im Norden gesucht wurden, waren Bernstein und Salz. Die Verbindung der unentbehrlichen Lebensbedürfnisse mit Luxusartikeln zeigt sich in ähnlicher Weise, auch bei dem Handel mit dem Innern Afrika's und bei dem Tauschhandel überhaupt. Für den Salztransport schienen die Wasserstraßen am geeignetsten, daher ist die Ansicht gerechtfertigt: daß man schon in uralten Zeiten auf der Weichsel, Oder und deren Nebenflüssen Fahrzeuge anwendete, welche stromabwärts wie stromaufwärts gingen, und an gewissen Landungsplätzen, die sich

zum Theil jetzt noch nachweisen lassen, Waaren ablagerten. Schon zu den Zeiten Herodot's, der in *Olbis* Nachrichten über die nördlichen Gegenden von Handelsleuten gesammelt, bestanden diese Verkehrsverhältnisse.

Und so wenig Sicheres er auch über die dortigen Völkerschaften berichten konnte, so bestimmt wußte er, daß die Thier- und Pflanzenwelt dieser Gegenden sich wesentlich von der Griechenlands unterscheide. Er meldete von der jetzt noch bestehenden Eigenthümlichkeit der nördlichen Flüsse, welche während des Sommers kleinen Bächen gleichen, bei stärkerem Regen aber bis zu Ueberschwemmungen wachsen. Daraus schließt *Sadowsty*: daß schon damals, um 450 v. Chr., ein Handelsverkehr von dem Schwarzen Meer aus nach der oberen Weichsel und bis zu deren Mündung bestand.

Die Etrusker, dieses intelligente, industrielle und unternehmende italische Volk, waren unter den südlichen Völkern wol die ersten, welche schon einige Jahrhunderte früher den Weg durch Noricum zur Weichsel und zur Ostsee gefunden hatten, ehe die römischen Legionen bis nach Noricum vorgeedrungen sind. Ihre Handelsstraße ging durch die Thäler und Schluchten der Alpen nach Hallstadt bei Salzburg, wo sie ihre erste Niederlassung hatten, dann in der Nähe des heutigen Linz über die Donau, endlich durch Böhmen und Schlesien in der Gegend des heutigen Rimpitsch über die Wasserscheide der Neze und Wartha nach der Weichsel. Daß die Etrusker an der Danziger Küste gewesen, und von da die an Bernstein noch weit reichere Kurische Küste besucht haben, ist außer Zweifel. Denn es sind zahlreiche Funde von ihren Bronzearbeiten in den Oder- und Weichselgegenden gemacht worden, die sie als Tauschartikel für Bernstein hierher gebracht hatten. — Ebenso läßt sich aber auch nachweisen, daß der etruskische Handel mindestens zwei Epochen gehabt hat. Eine Unterbrechung desselben trat mit dem Einfall der Gallier in Italien im Jahr 389 v. Chr. ein, weil durch die Eroberung des cisalpinischen Galliens der Weg zu den Alpen ihnen für einige Zeit verlegt wurde. Nach dem Vordringen der Römer über den Po, also nach dem zweiten punischen Kriege, wurde der Handel wieder eröffnet, bis er durch das Vordringen der Cimbern und Teutonen abermals unmöglich gemacht ward. Von da an gab es keinen italischen Handel mehr bis zu den Zeiten des Augustus, wo die Veneter, wie *Plinius* berichtet, anfangen, die Bernsteinküsten aufzusuchen. Derselbe erwähnt auch noch eines römischen Ritters, der unter Kaiser Nero diese Reise gemacht und viel Bernstein zurückgebracht habe.



Makedonische Siegestrophäen.

IV.

Alexander. Nearch. Die Diadochen.

Alexander's kriegerischer Genus. Seine Eroberungszüge bis über den Indus. Verbreitung des Hellenismus in Aien. Landesvermessungen, Straßen- und Städteanlagen. Geographische und naturgeschichtliche Sammlungen für Aristoteles. Tod in Babylon. — Nearch's Küstenfahrt eröffnet den Seeweg nach Indien. Arrian bearbeitet die Geschichte. — Die Diadochen. Die Seleukiden in Syrien. Die Ptolemäer in Aegypten. Verkehr zwischen Aegypten und Indien.



Die Zeitfolge der Ereignisse führt uns wieder nach dem Osten. Die lodernden Flammen des ruhmreichen Freiheitskampfes gegen Persien entzündeten die Eroberungslust des makedonischen Königs Philipp und seines Sohnes Alexander, den Mit- und Nachwelt den Großen genannt hat.

Als Alexander geboren wurde, meldete Philipp dem Aristoteles die Geburt des Sohnes mit den Worten: „Wisse, daß mir ein Sohn geboren ist; nicht, daß er geboren ist, sondern, daß er in Deinen Tagen geboren wurde, macht mir Freude. Von Dir erzogen und gebildet, wird er unser würdig und der großen Bestimmung, die einst sein Erbe ist, gewachsen sein!“ Philipp hatte sich in seinen Hoffnungen nicht getäuscht, wenn er sagte: „Mein Sohn, Makedonien ist für Dich zu klein, suche Dir ein größeres Reich!“ — Er sagte dieses, nachdem Alexander, ungefähr 16 Jahre alt, das wilde thessalische Ross, den Bukephalos, an welches sich kein Anderer wagen wollte und das ihm später auf seinen Zügen als Schlachtpferd diente, gezähmt hatte. Wie hätte ihm das kleine Makedonien genug sein können, da ihm doch der Erdboden kein genügend

großes Reich zu sein schien. Er soll geweint haben, als er von dem Philosophen Mearchus hörte, daß es noch unzählige Welten gebe und daß der Mond von Menschen bewohnt sei, weil er zweifelte, sie alle erobern zu können. Kein Wunder, wenn die Erzählungen des Ktesias seine Phantasie entflammt und ihm eine unwiderstehliche Begierde eingesößt hatten, das Wunderland Indien zu erobern.

Die alte Geographie hat nicht leicht eine interessantere, aber auch zugleich schwierigere Aufgabe, als die Feldzüge und Eroberungspläne Alexander's zu verfolgen und zu erläutern. Eroberung und Entdeckung erschienen wie ein wohl-durchdachtes System geographischer und ethnographischer Erkenntnisse. Darin offenbart sich Alexander's militärische Größe und sein hoher, scharfblidender Genius. Von manchem Feldherrn des Orients in der Menge der unterworfenen Völker, von manchem des Occidents in der Kunst der Kriegs- und Schlachtleitung übertroffen, überragt er sie Alle in der kühnen Sicherheit und der festen Konsequenz der Eroberung und Organisirung. In einem einzigen Jahrzehnte verbreitete er das hellenische Leben in Asien und hat es für Jahrhunderte verbreitet.

Die kürzeste Skizze seiner Eroberungszüge zeigt die Größe seiner geographischen Entdeckungen.

Auf dem Reichstage zu Korinth, 335 v. Chr., wurde Alexander zum Protektor und Feldherrn der Griechen gewählt, und schon ein Jahr später, 334, brach er mit dem Heere gegen den Osten auf. Auf den Trümmern Zions fand die Festfeier statt zum Beginn des Kriegs- und Eroberungszuges.

Von Troas aus zog Alexander ostwärts, schlug die Schlacht am Granikos und vernichtete durch seine Kavalleriedechargen die Persermacht diesseit des Taurus. Das war sein erster großer Sieg. Kleinasien stand ihm jezt offen. Er sicherte sich eine Operationsbasis in den griechischen Städten an der Westküste, und während ein detachirtes Streikorps die Küsten der Propontis durchzog, drang er mit dem Hauptheere südwärts. Sardes und Ephesus ergaben sich, Milet wurde erstürmt, und in Halikarnas verloren die Perser ihren letzten Posten in Kleinasien. Während des Winters wurde die Südküste der Halbinsel besetzt, und im Frühling 333 sammelten sich die verschiedenen detachirten Truppen in Gordium, wo er den kunstreich verschlungenen Knoten bedeutungsvoll mit einem Schwerthieb gelöst hat.

Hier begann der zweite Feldzug über Mazaka (Kaisarieh), das die kappadokische Ebene und das Thal des Karasu, das nach Armenien führt, beherrscht, zu den kilikischen Nordpässen. Ein gewagtes Spiel. Vom ersten entscheidenden Schlag hing Alles ab. Alexander erkrankte in Tarsus. Die Unternehmungen stockten, während Darius mit seiner bunten Reichsarmee von Babylon über den Euphrat auf die Ebene von Sochi oder Duchs, zwei Tagereisen jenseit der Amanischen Pässe, heranzog. Der Kampfplatz war dem Perser vortheilhaft, aber sein Verhängniß trieb ihn in die Engpässe von Jizus, die Thermopylen Kilikiens. Alexandria, am Eingange dieser jyrischen Pässe von der Seeseite her, bezeugt noch heute die Erinnerung an den zweiten großen Sieg. Wiederum verfolgt Alexander den fliehenden Feind nicht ins Innere des Landes. Um die schon sehr geschwächte Seemacht der Perser gänzlich abzuschneiden und für den neuen Feldzug ins Innere eine neue, sichere Operationsbasis zu gewinnen, wurden zunächst die persischen Küstenländer am Mittelmeer unterworfen.

Die Gegenwehr war kräftig; bis in den Sommer des folgenden Jahres, 331, widerstand die Inselstadt Tyrus; Gaza, die Stadt der Philister, hielt sich 4 Monate; Aegypten ward unterworfen, das Ammonium, die Ammons-Oase in der Wüste besucht, Alexandria gegründet.

Jetzt folgt der dritte Feldzug. Darius war mit einer neuen Reichsarmee von Babylon den Tigris aufwärts marschirt, um dem Feinde bei Mosul den Uebergang über diesen Fluß zu wehren. Im August 331 trafen die macedonischen Kolonnen, die unwiderstehlichen Phalangen, in Thapsakus am Euphrat zusammen; 4 Tagereisen oberhalb Mosul setzte Alexander über den reißenden Tigris, brachte die Perser um ihre vortheilhafte Position und eilt ihnen zur Entscheidungsschlacht entgegen. Am 1. Oktober 331 ward diese auf den Ebenen zwischen Gaugamela und Arbela geschlagen. Darius floh nach Ekbatana und gab Babylon, Susa, Persepolis preis. Von dieser Todtenstadt der Perserkönige bricht Alexander im Frühjahr 330 zur Verfolgung des Darius auf; er eilt über Aspadana (Isfahan) dem Feinde nach, und während der alte Parmenio (sein Vater Brangel) mit einem detachirten Corps die Südküsten des Kaspischen Meeres rekognoszirt, ereilt er bei Hekatompylos die Leiche des unglücklichen Königs. Der Königsmörder Bessus flieht nach Norden, Alexander zieht gen Süden nach Sadrakarta, der Stadt der Granaten, und der Königsburg Tape.

Der vierte Feldzug sollte nach Turan führen. Alexander wollte sich vorläufig mit der Huldigung der Satrapen Ariana's begnügen, und erst nach der Unterwerfung der Tiefländer nordwärts von Chorasan und vom Paropamisus, dem Mesopotamien des Oxus und Jaxartes, seine Macht in Ariana durch persönliche Anwesenheit begründen. Aber ein Aufstand änderte diesen Plan und erst nach völliger Unterwerfung dieser Satrapie, zu deren Sicherung Herat und Kandahar gegründet wurden, stand das Heer im Winter 330—329 im Lande der Paropamisaden, am Fuße des östlichen Kaukasus, wo sich die Wege von Baktrien, Indien und Ariana kreuzen; hier wurde die Stadt Alexandria ad ipsum Caucasum gegründet.

Wie die turanischen Feldzüge in den Jahren 329 und 328 das Land zwischen Oxus und Jaxartes erschlossen, so haben die Feldzüge der Jahre 327, 326 und 325 eine neue Welt, die Indiens, eröffnet, die Welt der Fabel, Wunder und Neugier, wo man alle Traumbilder von Reichthum, Größe und Glück verwirklicht, wo man die Wiege der Götter, die Heimat der Weisheit glaubte. Alexander war der scharfsichtige Entdecker der Länder des heutigen Lahore, Multan und Sinde. Drei Jahre des thatenreichsten Lebens kosteten die indischen Feldzüge, ein theurer Preis für den im Ganzen kleinen Gewinn. Aber die Völker der indischen Fürsten waren keine feigen Despotensöldlinge, wie die der persischen Satrapen. Das Terrain war minder günstig, der Feind gebildet, kundig der Waffen und des Krieges, die Operationen schwieriger, unabsehbar das Ende des Kampfes und das bisher siegreiche Heer erschlaft und rebellisch geworden.

Alexander war vorsichtig genug, das Land der Zusammenströmungen, der den Indus bildenden fünf Hauptflüsse, das Pendschab, das heutige Multan, unmittelbar mit seinem Reiche zu vereinen. Die Unterwerfung der Maller und die Gründung einiger Städte sicherte ihm den Besitz dieser Gegenden. Auch die

Befignahme des unteren Indus oder Indusdeltas erfolgte. Wie am Nil sollten auch an den Mündungen dieses Stromes Emporien und Festungen angelegt werden und die ganze Induslinie eine Kette hellenischer Kolonien schließen. Alexandrien an der Indusmündung sollte, wie Alexandrien am Nil, der Niegel, die Schlußbarriere dieses Weltstromes, ein Mauthhaus des Welthandels, ein Brennpunkt des hellenischen Lebens werden.

Zu der Landstraße des Inneren Persiens wollte dieser militärische Genius von der Indus- bis zur Euphratmündung noch eine Meeresstraße hinzufügen. Das war der Zweck von Nearch's beschwerlicher, fünf Monate dauernder Küstenschiffahrt. Und um diesen Seezug möglich zu machen, unternahm der König den furchtbaren Rückzug durch die Blutwüste Gedrosiens, dem nur das Elend durch die Eiswüste der Beresina gleichkommt. Aber alle Siege wurden endlich lästig, denn sie waren nutz- und fruchtlos, und mit dem Aufgeben des Sieges ging auch die Unüberwindlichkeit des Siegers verloren.

In Babylon endlich erreichte Alexander im 33. Altersjahre das Ende seines thatenreichen Lebens. Ein flüchtiger Blick auf die Karte zeigt selbst bei dieser kurzen Skizze seiner Feldzüge die Größe der für die Geographie gewonnenen Erfahrungen. Sie erstreckten sich, die hier zwar nicht erwähnten, aber bekannten Kämpfe in Europa mit inbegriffen, über alle drei Erdtheile der damals bekannten Welt. In Europa wurden die Länder im Süden und Norden der unteren Donau bekannter; in Afrika wurde das selbst während der Perserherrschaft noch immer verschlossene Aegypten geöffnet, und Asien, das vor Alexander nur bis zum Persischen Reiche ging, wurde bis zum Pendschab erweitert.

Und dieses ungeheure Reich brach mit dem Tode des unerfättlichen Eroberers in Stücke zusammen. Die Ptolemäer in Aegypten, die Seleukiden in Syrien trugen die größten Theile davon. Sehr sinn- und lehrreich drückt sich über die Alexanderfrage der Talmud aus: „Wenn der Mensch zur Welt kommt, so hält er die Hände geballt, um gleichsam anzudeuten: die ganze Welt gehört mir, ich will sie erobern; wenn er aber gestorben, so hat er die Hände offen, um gleichsam der Welt zu sagen: siehe her, ich habe von all' dem mühsam Errungenen und Erworbenen nichts, als die Scholle Erde, die ich nun einnehme.“

Wir knüpfen an das Vorstehende zunächst etwas Näheres über Nearch's schon erwähnte Küstenschiffahrt.

Nearch verließ am 2. Oktober 326 v. Chr. bei ungünstigem Winde den Indus und mußte deshalb schon in geringer Entfernung von diesem Flusse bei der Insel Bibacta (Chilney) 24 Tage liegen bleiben, bis der im November regelmäßig eintretende Nordostmonsun zu wehen anfang. Während dieses Aufenthaltes ließ er, weil ein Anfall der wilden Bewohner dieser Gegend zu befürchten war, Befestigungen anlegen, und die Mannschaft sah sich genöthigt, von Seemuscheln, die indessen vorzüglich und im Ueberflusse vorhanden waren, zu leben. Auf der weitem Fahrt an dieser öden Küste des heutigen Beludschistan erreichte man am 21. November den Fluß Tomerus (Hub), wo die Driten die Landung hindern wollten. Sie wohnten in engen Hütten und glichen durch ihr langes Haupt- und Barthaar, durch ihren dicht behaarten Körper und besonders durch ihre langen Nägel eher wilden Thieren als Menschen. Der Nägel bedienten sie sich statt des Eisens.

Mit ihnen zerlegten sie die Fische, bearbeiteten sie das weichere Holz, das härtere aber mit scharfen Steinen; ihre Kleidung bestand aus Thiersellen oder aus den dicken Häuten großer Fische.

Nachdem die Schiffe ausgebessert waren, segelte Nearch unter vielen und harten Entbehrungen an der Küste der Ichthyophagen hin bis nach Karmenien (der heutigen persischen Provinz Kerman). Die Bewohner dieser ganzen Gegend leben fast einzig und allein von Fischen und füttern, da der Boden hier kein Gras hervorbringt, auch ihr Vieh damit, weshalb auch das Fleisch desselben, wie das der Seevögel, einen widerlichen Fischgeschmack hat. Und doch gehen diese Leute nur selten auf den Fischfang in die See. Die meisten Fische liefert ihnen die Ebbe, denn sobald diese eintritt, bleibt an den tiefer liegenden Stellen des Strandes Seewasser zurück und dieses wimmelt von größeren und kleineren Fischen, welche dann ohne viele Mühe gefangen werden. Die zartesten verspeißt man roh, so wie man sie aus dem Wasser zieht, die größeren und härteren aber dörrt man an der Sonne, zerreibt sie zu Mehl und bäckt Brot und Kuchen daraus. In vielen Orten gehören auch Krebse, Austern und andere Seemuscheln zu den vorzüglichsten Nahrungsmitteln; Salz findet man überall im Ueberflusse. An einzelnen besseren Stellen besäet man zwar den Boden, der Ertrag ist aber sehr gering. Ihre Häuser bauen die Aermern aus Fischgräten, die Reichen aber aus den Knochen der vom Meere ausgeworfenen großen Walfische, welche man gleich Balken zusammenfügt; die Thüren verfertigt man aus den breiten Barten. — Neuere Reisende bestätigen, daß sich Sitten und Gebräuche in diesen Gegenden im Laufe von zwei Jahrtausenden wenig geändert haben. Nur die Wale, welche jetzt nicht mehr die Küsten des Indischen Ozeans besuchen, müssen zu jener Zeit dort noch sehr häufig gewesen sein, denn sie setzten oft die ganze Flotte in nicht geringen Schrecken, und Nearch rückte sogar einmal, um seine Leute wieder zu erimuthigen, in Schlachtordnung, mit Geschrei und Trompetenschall gegen eine Schar dieser Ungethüme, welche sich im Meere tummelten, an, worauf diese vor den Schiffen untertauchten und hinter denselben wieder zum Vorschein kamen, um ihr Spiel fortzusetzen. Einzelne dieser Wale, welche nicht selten eine Länge von 25 Klaftern haben, bleiben, wenn sie dem Strande zu nahe kommen, bei der Ebbe in Untiefen zurück; andere werden von Stürmen auf das Land geworfen, wo man ihre Knochen, nachdem sich das schnell in Fäulniß übergehende Fleisch abgelöst hat, als Baumaterial sammelt.

Als man die westliche Spitze des Ichthyophagengebietes (Cap Zast) umsegelt hatte, bekam die Küste ein anderes Ansehen; statt der ermüdenden Sandflächen dehnten sich, so weit das Auge reichte, die herrlichste Gefilde aus; Getreide, Reben und Vieh fand man allenthalben im Ueberflusse, und man segelte freudig weiter bis nach Harmosia, wo die sämmtliche Mannschaft am 20. Dezember ans Land ging und ein Lager bezog, um sich von den Gefahren und Mühseligkeiten der langen Seereise zu erholen. Nearch selbst begab sich zu dem nur fünf Tagereisen entfernten Landheere, um Alexander Bericht über seine Fahrt abzustatten. Auf dem Wege hatte er durch Räuberbanden, die, wie auch später immer, hinter den an die Ebene stoßenden Bergen auf die vorüberziehenden Reisenden lauerten, nicht geringe Gefahr zu bestehen. — Der vom Anamis (Abrahim) bewässerte Landstrich Harmosia, den er durchzog, war sehr fruchtbar und brachte, mit Ausnahme der Delvbäume, die hier nicht gedeihen, Alles hervor.



Die Eroberungszüge Alexanders.

Nearch besuchte auf seiner weiteren Fahrt längs der persischen Küste noch mehrere Inseln und Häfen, segelte aber jetzt schneller vorwärts, da diese Gegenden schon bekannter waren und hinreichende Lebensmittel lieferten. Persien ist im Allgemeinen ein gesegnetes Land, doch ist die Güte des Bodens nicht überall gleich und eine dreifach verschiedene Temperatur bemerkbar. Die Küste ist sandig und unfruchtbar wegen der Hitze, aber weiter gegen Norden (die Gegend von Schiras) gutbewässert, mit einem üppigen Graswuchse, Weinreben und Früchten, den Delbaum ausgenommen. Viele Stellen gleichen Lustgärten, sind reich an Seen und werden von den klarsten Bächen durchströmt, und alle am Wasser einheimischen Vogelgattungen erfüllen die Luft mit ihrem Gesang; auch giebt es hier fette Weiden für Rindvieh und andere Zugthiere und schattige Wälder mit mancherlei Wild; noch weiter nach Norden aber ist das Land winterlich und schneeig. Alle in diesen Gegenden wohnenden Völkerschaften unterjochte Alexander, indem er zur Winterzeit über sie herfiel, wo sie ihr Land für unzugänglich hielten. Er legte Städte bei ihnen an, damit sie ihr Nomadenleben aufgeben, Ackerbauer und Landleute werden möchten.

Von dem Flusse Arosis (jetzt Schirin) an konnte die Flotte der sich weit in das Meer hinausstreckenden Sandbänke wegen nicht mehr der Küste folgen, sondern mußte sich meistens in hoher See halten. Nachdem Nearch auch diese Gefahr glücklich überwunden hatte, erreichte er im Februar 325 das Ziel seiner Fahrt, die Mündung des Pasitigris, die nördlichste Spitze des persischen Meeresbusens, fuhr den Fluß aufwärts und vereinigte sich in der Gegend von Susa wieder mit dem Heere Alexander's.

Der Werth von Nearch's Küstenfahrt besteht hauptsächlich in der Eröffnung eines Seewegs zwischen den Küstenorten des persischen Meeresbusens und Indien.

Hoch müssen ferner die Verdienste angeschlagen werden, welche Alexander sich in anderem Sinne um die Geographie erworben hat. Dem Heerestroß zur Seite ließ er nämlich die Entfernungen einzelner Orte bis an den Hyphasis durch seine Generalstabs-Ingenieure, durch die Feldmesser Diognetus und Beton, vermessen. Wol fehlte es noch an zweckmäßigen Meßinstrumenten, ohne welche alle Beschreibungen schwankend, alle Verzeichnungen auf Landarten unrichtig ausfallen müssen. Die Methode, die Lage der Oerter nach Graden der Länge und Breite zu bestimmen, ward erst später durch griechische Forscher in Alexandria, durch Eratosithenes und seine Nachfolger, ausgeführt.

Alexander wollte Griechen und Barbaren einander annähern und gründete griechische Kolonien und Städte. So blühte ein Alexandrien am Nil, am Kaukasus, am Tisus. Strabo und Plinius führen 70 Städte dieses Namens an, von denen noch heute über ein halbes Hundert mit korrumpirten Namen bestehen, wie Alexandrette, Standerun, Iskender, Kandahar. Diese Kolonien sind es, welche griechische Kultur nach Asien trugen, durch freiere Verfassungen den Despotendruck milderten und durch Handel, Kunst und Wissenschaft viele Jahrhunderte lang ein Vorbild waren.

Ganz besonders rühmenswerth ist die Sorgfalt, welche Alexander der Naturgeschichte, der physikalischen Geographie zugewandt hat. Für seinen Lehrer Aristoteles wurden alle naturhistorischen Gegenstände zur näheren

Beschreibung gesammelt. Seine Thiergeschichte wäre ohne solche Beihülfe wol nie zu Stande gekommen.

Die Geschichtsschreiber der Eroberungszüge Alexander's standen schon im Alterthume in keinem guten Rufe. Aristobul, Kallisthenes, Ptolemäus und Kraterus beschriebten die Kriegereignisse und die durchzogenen Länder. Ihre Aufzeichnungen haben namentlich Arrian und Curtius bearbeitet.

Kaum hatte Alexander die von Persien geknechteten Völker aus ihrem Scheintode zu neuem Leben erweckt, als er selbst früh in's Grab sank. Schon vor seiner Todtenbahre begann ein blutiger Streit der Feldherren, der sogenannten Diadochen, um das möglichst größte Erbtheil; und das große Reich zerfiel in mehrere immerhin mehr oder minder große Reiche. Makedonien und Griechenland fielen an Antipater, Thracien an Lysimachos, Syrien mit Babylonien und Indien an Seleukus u. a. m. Was aber für die Fortschritte der Geographie am wichtigsten wurde: Aegypten fiel an die Ptolemäer.

Die Seleukiden belebten vorzugsweise Verkehr und Handel in den entferntesten Theilen ihres Reichs, und verbreiteten griechischen Geist, den Hellenismus, in Asien.

Es traten jetzt die inneren Heeres- und Handelsstraßen hervor. Die große Straße von Sardes nach Susa ging durch angebaute Gegenden und war sicher zu bereisen. Eine andere Straße führte von Mesopotamien aus über Ekbatana, durch die kaspischen Pässe, über Helatompulos in Parthien, Alexandria am Paropamisus, über die Flüsse Choës und Indus nach Indien. Eine dritte Straße führte von Alexandrien in Aria weiter nördlich nach Baktra oder Bariaspe, dann über Marakande zum Tazartes und zu den Issedonen oder Massageten. Eine Straße, auf der die Waaren von Babylon nach den Ufern des Mittelmeeres geführt wurden, lief nördlich durch die Steppe von Mesopotamien, kam erst bei Athenusias an den Euphrat und ging dann westlich zum Mittelmeer.

In noch größerem Maße haben die Ptolemäer in Aegypten zur Vergrößerung des Handels, der Schiffahrt und dadurch zu Erweiterung der Länder- und Völkerkunde beigetragen. Ptolemäus, ein Sohn des Lagus, machte Alexandrien zu seiner Residenz und Beherrscherin des Mittelländischen und des Rothen Meeres. Durch Privilegien zog er viele Fremde, Juden, Griechen, Makedonier, Phöniker herbei, durch Eroberung Aegyptens erwarb er das seiner Flotte nöthige Bauholz, durch Gründung der Bibliothek und des Museums in Alexandrien gab er der Kunst und Wissenschaft eine außerordentliche Entwicklung.

Ptolemäus II. Philadelphus folgte den Fußstapfen des Vaters und richtete seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf den Handel des Rothen Meeres. Er baute einen Verbindungskanal zwischen dem östlichen Arme des Nil und dem Hafen von Arsinoë, dem heutigen Suez, am Rothen Meere, um von Alexandrien aus ganz zu Wasser nach Indien gelangen zu können. Dieses Werk, welches man in unsern Tagen, nach Ablauf von mehr als zwei Jahrtausenden in freilich andrer Weise wieder ausführte, wurde damals verlassen wegen der Schwierigkeiten, die sich der Schiffahrt in dem nördlichen Theile des Rothen Meeres entgegenstellten, und statt Arsinoë wurde Myos-Hormos der Abfahrtsort für den indischen Handel. Diejenigen Schiffe, welche nach Arabien und Afrika

bestimmt waren, verließen den Hafen im Monat September, die Fahrzeuge aber, welche den indischen Handel betrieben, gingen schon im Juli unter Segel. Da die Karawanen auf ihrem Wege nach Myos-Hormos die Wüste der Thebais durchschneiden mußten, der es an Wasser mangelt, so ließ Ptolemäus Brunnen graben und Karawanenstraßen erbauen.

Ptolemäus III. Euergetes scheint durch Eroberungssucht geleitet worden zu sein, indessen wußte er aus seinen Kriegszügen auch kommerzielle Vortheile zu ziehen. Eine Inschrift, die in Aduli, der Bucht des heutigen Massauah, gefunden ward, und die noch im Jahre 545 n. Chr. vorhanden war, beweist, daß er bis zu den Grenzen Abyssiniens vorgedrungen war, und Handelsverbindungen zwischen diesem Lande und Aegypten angeknüpft hatte. Dann setzte er über das Rother Meer, machte die Araber tributpflichtig, und zwang sie, die Sicherheit der Land- und Seewege gegen die Räuber und Freibeuter aufrecht zu erhalten, die den indischen Handel nicht wenig belästigten.

Wird auch der direkte Verkehr zwischen Aegypten und Indien in der damaligen Zeit von Vielen für unwahrscheinlich gehalten, so ist es doch zweifellos, daß er zur Zeit der Römerherrschaft über Aegypten stattgefunden hat.

Während der 300jährigen Herrschaft der Ptolemäer über Aegypten, 319 bis 30 v. Chr., war der Handel auf dem Rothem Meere die Hauptquelle des Reichthums für dieses Land. Alexandrien war der größte Weltmarkt: keine Waare konnte durch diese Hauptstadt gehen, weder nach Indien noch nach Europa, ohne die Vermittlung eines alexandrinischen Spediteurs. Die Einkünfte, welche der Landesherr aus dieser Stadt allein bezog, waren ungeheuer. Strabo, welcher zur Regierungszeit eines der letzten Ptolemäer lebte, schlägt sie zu 12,500 Talenten an, das ist ungefähr 17½ Millionen Thaler oder 53½ Millionen Mark. Unter der Regierung von Ptolemäus Philadelphus und Ptolemäus Euergetes, als das ägyptische Reich in seiner Blüthe stand, mußten sie noch weit beträchtlicher sein. Was Arrian, ums Jahr 160 n. Chr., von dem Schatze der Ptolemäer sagt, ist noch außerordentlicher; er schätzt ihn auf 740,000 Talente, was nicht weniger als 1370 Millionen Thaler betragen würde. Man könnte geneigt sein, die Genauigkeit dieser Schätzung in Zweifel zu ziehen, wenn man nicht wüßte, daß Arrian aus Alexandrien gebürtig war, und seine Nachweisungen aus den Archiven der öffentlichen Behörden dieser Stadt schöpfte. Wenn wir bedenken, daß diese ungeheure Summe von zwei Königen aufgehäuft wurde, von Ptolemäus Soter und Philadelphus, die beide große Flotten und zahlreiche Heere unterhielten, so können wir uns eine Vorstellung von dem Umfange des ägyptischen Handels machen, wenn auch nicht der einzigen, doch zum wenigsten der vorzüglichsten Quelle, aus der jene unermeßlichen Reichthümer flossen.

Die Fortschritte, welche die geographische Wissenschaft überhaupt unter den Ptolemäern gewonnen hat, sind des besseren Zusammenhanges wegen erst später, am Schlusse der Geschichte des Alterthums zu erwähnen.



Rückkehr griechischer Schiffer.

V.

Eudorus. Iambulus. Megasthenes.

Eudorus schiff wiederholtentlich von Aegypten nach Indien und wird nach der Heimkehr beraubt. Er findet an der Ostküste Afrika's das Wrack eines Schiffes von Gades. Versuch, Afrika von Gades aus im Westen zu umschiffen. Schiffbruch und Vandreife nach Naurectanien. Neue Pläne und Verrath. — Iambulus kommt aus Arabien nach Keilopien. Habt zu einer Insel im Süden mit wunderlicher Bevölkerung, Naturprodukte, Thier- und Pflanzenwelt. Nach siebenjährigem Aufenthalt erreicht er Indien, kommt nach Valisobha und über Persien nach Orisdenland. Ob die Insel Ceylon oder Sumatra? — Megasthenes sammelt seine Nachrichten in Indien selbst und überbietet Ktesias in Berichten über ethnographische Mittheilungen und Naturwunder. Lakon's Spott darüber.



Manche Nachrichten über Indien hatten mehr oder weniger das Reisen dahin zu einem Ziel der Zeit gemacht, dessen Erreichung aber freilich erst spät und nur von einzelnen verwegenen Wagehalsen versucht wurde. Eudoxus war deren einer.

In Cyrcius geboren, kam er um die Mitte des 2. Jahrhunderts vor Chr. als Gesandter seiner Vaterstadt zu dem Könige Ptolemäos nach Aegypten. Derselbe unterhielt damals auf dem Rothen Meere und an der Westküste Afrika's einen lebhaften Handel, und die Erzählungen von den Eigenthümlichkeiten fremder Länder waren oft der Gegenstand lebhafter Unterhaltung mit dem Könige. Eben damals brachten die Küstenbewohner des Arabischen Meeres einen Menschen nach der Hauptstadt, den sie halbtodt in einem gestrandeten Schiffe gefunden hatten, von dem sie aber, da ihnen seine Sprache unbekannt war, nicht erfahren konnten, wer und woher er sei. Der König ließ ihn in der griechischen Sprache unterrichten und als er in derselben sich ausdrücken konnte, erzählte er, daß er auf einer Fahrt an der indischen Küste in die offene See

getrieben und, nachdem alle seine Gefährten durch Hunger umgekommen waren, an die afrikanische Küste geworfen worden sei. Er erbot sich zugleich, wenn der König eine Reise nach Indien versuchen lassen wollte, zum Führer. Der Vorschlag fand Beifall und Eudoxus schiffte sich im Auftrage des Königs mit ein. Die Expedition erreichte Indien glücklich und Eudoxus brachte für die mitgenommenen Geschenke Gewürze zurück und kostbare Steine, welche in jenem Lande theils in dem Gerölle der Flüsse, theils in Gruben gefunden werden. Der König nahm ihm aber alle diese Schätze ab und betrog ihn um den Lohn seines gewagten Unternehmens. Nach dem Tode des Ptolemäers (117) rüstete seine Wittve Kleopatra wieder einige Fahrzeuge nach Indien aus und ließ sie unter dem Befehle des Eudoxus absegeln. Widrige Winde brachten diesen aber auf dieser Fahrt von dem rechten Wege ab und trieben ihn weit über Aethiopien hinaus. Er landete an einer ihm völlig unbekanntem Küste, und gewann die Freundschaft der Bewohner durch Austheilung von Getreide, getrockneten Feigen und Wein, welche Produkte jene in ihrem Lande nicht hatten. Sie gaben ihm dafür Wasser und einen Wegweiser, durch den er auch einige Worte ihrer Sprache erlernte. Er fand hier auf dem Strande das Vordertheil eines Schiffes, auf welchem ein Pferd ausgeschnitten war, und nahm es an Bord. Das Schiff war nach der Versicherung der Eingeborenen von Westen her gekommen und an ihrer Küste gescheitert. Als Eudoxus nach Aegypten zurückkam, fand er Kleopatra nicht mehr an der Regierung, sondern ihren Sohn Ptolemäus IX., Lathurus, der ihm ebenfalls Alles abnahm. Das Vordertheil des Schiffes wurde auf dem Marktplatz zur Beschauung aufgestellt, und die Seefahrer erkannten daran sogleich eines jener kleinen Fahrzeuge der Stadt Gades (Cadix), welche man Pferde nennt und an die Westküste Afrika's bis zum Flusse Gigus auf den Fischfang ausschickt. Es hatte sich wahrscheinlich zu weit nach Süden gewagt und war durch einen Sturm verschlagen und zertrümmert worden. Eudoxus schloß daraus, daß Afrika umschiffbar sein müsse, kehrte in seine Vaterstadt zurück, brachte seine ganze Habe zu Schiffe und segelte nach Gades. Hier zog er nähere Erkundigungen ein, machte sein Vorhaben, die Umschiffung Afrika's zu versuchen, bekannt, rüstete mit Hülfe gesammelter Beiträge ein großes und zwei kleinere Fahrzeuge, aus und steuerte bei andauerndem Westwinde in die hohe See nach Indien hin. Bald aber verloren die Mitreisenden den Muth, und Eudoxus mußte sich wieder der Küste nähern, wo das Schiff auf den Strand gerieth.

Mit großer Anstrengung erbaute man ein kleines Fahrzeug und setzte die Fahrt so lange fort, bis man zu Menschen kam, in deren Sprache sich dieselben Wörter fanden, welche Eudoxus früher von dem Wegweiser erlernt hatte. Hier erfuhr er, daß sie mit jenen Aethiopen eines Stammes seien und daß es noch Zweige desselben in Mauretanien gebe. Auf diese Nachricht trat er die Rückfahrt an, und entdeckte nicht weit von der Küste eine gut bewässerte und baumreiche aber menschenleere Insel. Nachdem er sich die Lage derselben genau gemerkt hatte, setzte er seinen Weg fort und kam glücklich nach Mauretanien, wo er sein Schiff verkaufte und zu Land zu dem König Bogus, welcher dieses Reich beherrschte, sich begab, um ihn zu einer Fahrt um Afrika herum zu überreden. Bogus schien nicht abgeneigt und befahl Schiffe auszurüsten; seine Freunde aber, welche besürchteten, daß man durch ein solches Unternehmen habgierigen Fremden nur den Zugang zu dem Reiche eröffne, beschloßen zwar, den Eudoxus auf eine

solche Fahrt auszusenden, gaben aber den mitreisenden Mauretaniern den Befehl, ihn auf einer wüsten Insel auszusetzen und so seinen verderblichen Plänen ein Ende zu machen. Als der Grieche dieses noch zur rechten Zeit erfuhr, ergriff er die Flucht und setzte nach Spanien über. — Unermüdllich und beharrlich in kühnen Unternehmungen baute er wieder zwei Schiffe, ein größeres und ein kleineres, um mit jenem auf der hohen See und mit diesem an der Küste hinfahren zu können; nahm auch Samen, Ackerwerkzeuge und Bauleute an Bord und lichtete die Anker, mit dem festen Vorsatze, diesmal Afrika zu umsegeln. Seine Absicht war, wenn die Reise lange dauern sollte, auf einer Insel oder Küste zu überwintern, das Feld zu bestellen und nach eingebrachter Ernte den Weg fortzusetzen. Ob er sein Ziel erreicht hat oder nicht, weiß man nicht; denn man hörte nie wieder von ihm, und er ward ohne Zweifel das Opfer seiner Kühnheit.

Nach alledem muß man in Eudogus einen aufgeklärten, muthigen Mann bewundern, der an einem großen Gedanken unerschütterlich festhaltend, beharrlich gegen die Vorurtheile seiner Zeit und gegen den Undank der Fürsten ankämpfte. Und doch hat man ihn der Lüge und der Thorheit beschuldigt und ihm höchst ungerecht alle albernen Fabeln, die spätere Schriftsteller über afrikanische Völker mittheilen und mit seinen Unternehmungen in Verbindung bringen, zur Last gelegt. Sondert man diese von der ursprünglichen, hier mitgetheilten Erzählung, so wird man nirgends das Gepräge der Wahrheit verkennen.

Weit fabelhafter klingen die Reiseabenteuer des Zambulus, eines Griechen, über dessen Lebenszeit sich nirgends eine Bemerkung findet, dessen Fahrten aber sicher in die Periode fallen, wo man an eine unmittelbare Verbindung mit Indien zu denken anfangt. Zambulus hatte sich von Jugend auf den Wissenschaften gewidmet, ergriff aber nach dem Tode seines Vaters, der ein Kaufmann war, das Geschäft desselben. Auf einer Handelsreise durch Arabien in das Gewürzland fiel er Räubern in die Hände und wurde als Sklave verkauft. Nachdem er einige Zeit das Vieh gehütet hatte, wurde er zum zweiten Male geraubt und an die Küste von Aethiopien gebracht, wo er nebst einem Gefährten von den Bewohnern in ein Fahrzeug gesetzt, auf sechs Monate mit Lebensmitteln versehen und gezwungen wurde, auf dem Meere nach Süden hin zu steuern. Bei diesen Aethiopen herrschte nämlich die sonderbare Sitte, daß sie nach je zwanzig Menschenaltern zwei Leute als Sühnopfer den Wogen preisgeben. Wenn diese, wie ein Götterspruch verkündet, wohlbehalten auf eine weit nach Süden hin liegende Insel, wo sie freundliche Menschen und alles, was zu einem zufriedenen Leben gehört, im Ueberflusse finden, gelangen, so hat das äthiopische Volk auf 600 Jahre Frieden und ungestörtes Glück zu erwarten, kehren sie aber zurück, so bricht alsbald großes Verderben über das Land herein.

Die beiden unfreiwilligen Seefahrer erreichten nach einer viermonatlichen stürmischen Fahrt glücklich die ihnen bezeichnete Insel, die eine runde Gestalt und einen Umfang von etwa 125 Meilen hatte. Als sie sich der Küste näherten, kamen ihnen schon die Eingebornen entgegen und führten das Fahrzeug ans Land. Auf der Insel liefen die Leute voll Verwunderung über die fremden Ankömmlinge zusammen, behandelten sie aber äußerst freundlich und theilten ihnen von allem, was sie selbst besaßen, bereitwillig mit. Die Inwohner dieser Insel sind, was Körperbildung und Lebensweise betrifft, von den Bewohnern der bekannten

Länder sehr verschieden, sich selbst aber alle gleich. Bei einer Größe von $2\frac{1}{2}$ m ist ihr Körper äußerst zart gebaut und mit überraschender Schnellkraft begabt, denn ihre Glieder sind sehr biegsam und spannen sich gleich einer Sehne. In den Händen haben sie eine solche Kraft, daß ihnen Niemand etwas, was sie darin festhalten, herauszuwinden vermag. Ihre Haut ist rein und glatt, und Haare entwickelt sich nur auf dem Kopfe, an den Augenbrauen und in der Bartgegend. Ihre Gesichtszüge sind sehr schön, und überhaupt alle Theile des Körpers regelmäßig gebildet. Das Gehör ist bei ihnen viel schärfer als bei uns, und das Ohr hat einen Auswuchs, der dem Kehldeckel gleicht. Auch ihre Zunge hat eine eigenthümliche Gestalt, die theils natürlich und angeboren ist, theils durch Kunst noch weiter ausgebildet wird. Sie ist nämlich gespalten und theilbar, so daß sie bis zur Wurzel doppelt erscheint. Es fällt ihnen daher nicht schwer, die verschiedensten Laute hervorzubringen und nicht nur jede Menschenstimme, sondern auch die Töne aller Vögel nachzuahmen; ja sie können sich mit zwei Menschen zugleich ganz geläufig unterreden, denn mit dem einen Zungenflügel führen sie das eine und mit dem andern das andere Gespräch.

Die Insel liegt unter einem sehr günstigen Himmelsstriche, nämlich unter der Linie, wo weder Hitze noch Frost beschwerlich wird, und das ganze Jahr hindurch das Obst reift. Tag und Nacht sind hier beständig gleich und zur Mittagszeit wirft kein Gegenstand einen Schatten, weil die Sonne über dem Scheitel steht. Die Einwohner sind in einzelne Stämme und Gesellschaften getheilt und wohnen auf Wiesenplätzen, wo sie hinlängliche Nahrung finden, denn die Luft ist so mild und der Boden so fruchtbar, daß mehr eßbare Pflanzen, als man bedarf, wild wachsen; besonders trägt eine allenthalben in Menge gedeihende Rohrart reichliche, der weißen Ruchererbse ähnliche Früchte. Man weicht diese in warmem Wasser ein, bis sie zur Größe eines Taubeneies angeschwellen, darauf zerflößt und zerreibt man sie und knetet Brot daraus, welches, wenn es gebacken ist, einen äußerst süßen Geschmack hat. An kalten und warmen Quellen, die fast alle Heilkraft besitzen, ist die Insel sehr reich und die Bewohner gelangen deshalb, ohne von Krankheiten geplagt zu werden, zu einem sehr hohen Alter, wie denn Greise von 150 Jahren gar nicht selten sind. Wer an lahmen Gliedern oder überhaupt an irgend einem körperlichen Gebrechen leidet, muß sich einem strengen Gesetze zufolge selbst das Leben nehmen. Auch ist es bei ihnen Sitte, sich eine bestimmte Anzahl von Jahren als Ziel ihres Lebens zu setzen und dann freiwillig zu enden, indem sie sich auf ein bei ihnen wachsendes Zwitterkraut legen, welches die Eigenschaft hat, daß der darauf Hingestreckte sogleich in einen süßen Schlaf versinkt und nicht mehr erwacht. Die Todten verscharrt man an dem Strande, damit sie durch die Flut noch immer mehr mit Sand überschüttet werden.

Die Ehe ist auf dieser Insel nicht eingeführt; die Kinder werden gemeinschaftlich erzogen und von Allen gleich geliebt. Nicht selten werden die Säuglinge verwechselt, so daß die Mütter ihre eigenen Kinder nicht mehr kennen. Daher weiß man nichts von Geburtsstolz und Empörung, und beständige Eintracht ist das höchste Ziel, nach welchem man strebt. Jeder einzelne Stamm hält einen großen Vogel von eigenthümlicher Art, durch welchen man die Geisteskräfte der Kinder zu ermitteln sucht, indem man sie darauf setzt und mit ihm fortfliegen läßt. Bequemlich das Kind ruhig zu der Luftfahrt, so zieht

man es auf, bengt und schwindelt es aber, so wirft man es weg, weil man glaubt, daß es ihm an Muth und geistiger Kraft fehle und daß es deshalb doch nicht lange leben werde. Ueber jeden Stamm führt der Älteste die Herrschaft und alle gehorchen ihm wie einem König. Hat er aber das 150. Jahr erreicht und endet auf die schon erwähnte Weise freiwillig sein Leben, so folgt ihm wieder der Älteste in der Regierung. — Die Götter, welche sie verehren, sind der allumfassende Aether, die Sonne und die Gestirne.

So reichlich auch alle Lebensbedürfnisse vorhanden sind, so schmelgen sie doch nicht im Genuße derselben, sondern Jeder nimmt nur so viel Speise zu sich, als unumgänglich nöthig ist. Das Fleisch und andere Nahrungsmittel essen sie gebraten oder im Wasser gekocht, von köstlichen Zubereitungsarten und Gewürzen wissen sie nichts. Fische und Vögel stehen ihnen jeder Zeit im Ueberflusse zu Gebot; sie wechseln aber mit den Speisen, und es ist festgesetzt, an welchem Tage sie Fische, an welchem sie Vögel, an welchem sie nur Oliven oder einfaches Gemüse essen. Die Fruchtbäume wachsen wild, und die Weinberge und Olivengärten liefern einen die Bedürfnisse Aller hinreichend befriedigenden Ertrag. Die Kleider verfertigt man aus den weichen, glänzend weißen Haaren, die sich im Innern eines Rohres finden, indem man sie mit dem Saft von Meerenschnecken auf einander klebt. In allen Geschäften wechseln die Inselbewohner mit einander ab und bedienen sich so wechselseitig. Bald fangen sie Fische und Vögel, bald treiben sie Handwerke, bald andere nützliche Arbeiten. An dem Staatsdienste nehmen alle nach der Reihe Theil, doch sind die älteren Leute davon befreit. — An Fest- und Bettagen werden Loblieder auf die Götter, besonders auf die Sonne, gesungen. Wissenschaften und Astronomie sind hier heimisch. Die 28 Buchstaben ihrer Schrift drücken sie durch nur sieben Zeichen aus, wovon jedes viererlei Gestalten annehmen kann, auch schreiben sie nicht, wie wir, in horizontalen sondern in senkrechten Zeilen von Oben nach Unten.

Man findet auf dieser Insel viele sehr sonderbar gestaltete Thiere und außerordentlich große Schlangen, die aber Niemand ein Leid zufügen und ein sehr angenehmes schmeckendes Fleisch liefern. Eine wunderbare Kraft hat das Blut eines nicht sehr großen Thieres von runder Gestalt, welches am meisten einer Schildkröte gleicht und auf dem Rücken mit zwei apfelgelben Streifen kreuzweise gezeichnet ist. An jedem Ende hat es zwei Augen und einen Mund; es sieht also mit vier Augen und nimmt seine Nahrung durch zwei Oeffnungen zu sich, die aber beide sich in einen Schlund vereinigen und zu einem Magen führen. Rings am Rande herum hat es viele Füße, womit es nach jeder beliebigen Richtung hin gehen kann. Sein Blut hat die Eigenschaft, daß es abgesechnittene Stücke von einem lebenden Körper augenblicklich wieder anheilt, wenn man sie, so lange der Schnitt noch frisch ist, damit wieder anklebt. — Das schon erwähnte Rohr, woraus man das Brot bereitet, gleicht einem dichten Kranze, der bei zunehmendem Mond voller, und wenn der Mond abnimmt, in demselben Verhältniß wieder dünner wird.

In dem die Insel umgebenden Meere, welches eine starke Strömung und süßes Wasser hat, ist die Ebbe und Flut beträchtlich. Die beiden Bären und viele andere Sternbilder unseres Himmels sieht man dort gar nicht. Um diese Insel liegen in gleicher Entfernung noch sechs andere von gleicher Größe und auf allen herrschen dieselben Sitten und Gebräuche. — Nachdem Zambulus und

seine Gefährten sich sieben Jahre hier aufgehalten hatten, wurden sie wider ihren Willen, weil sie die von Jugend an bei ihnen eingewurzelten schlimmen Gewohnheiten nicht ablegen konnten, verbannt und mußten in dem Fahrzeuge, womit sie gekommen waren, wieder in die See gehen. Erst nach einer Irrfahrt von vier Monaten wurden sie nach Indien an eine sandige und sumpfige Küste verschlagen. Hier fand der Begleiter des Zambulus in den Wogen seinen Tod, er selbst aber erreichte ein Dorf und wurde von den Einwohnern nach der viele Tagereisen vom Meere entfernten Stadt Palibothra zum König geführt und von diesem, einem Freunde der Griechen, sehr ehrenvoll aufgenommen. Man ließ ihn unter sicherem Geleite nach Persien bringen, und von da kam er glücklich nach Griechenland zurück.

Diese Erzählung des Zambulus galt als eine Robinsonade, aber bei aller wunderlichen Ausschmückung liegt ihr doch wol eine Reise nach einer Insel des südlichen Ozeans, wahrscheinlich Ceylon, zu Grunde. Vieles Einzelne aus der Natur, der Menschen-, Thier- und Pflanzenwelt weist darauf hin.

Der Einwand, daß Zambulus schon deshalb nicht auf Ceylon gewesen sein könne, weil er eines der Hauptprodukte der Insel, den Zimmt, nicht beschreibe, ist nicht stichhaltig, da wir den vollständigen Bericht des Zambulus nicht mehr besitzen. Auch ist es möglich, daß Sumatra oder eine der anderen südlich von Indien gelegenen Inseln gemeint war.

Ein Dritter endlich, der in jener Zeit über Indien berichtet, ist Megasthenes, ein griechischer Geschichtschreiber, der ums Jahr 295 v. Chr. als Gesandter des Seleucus Nicator bei dem indischen König Sandragupta ausführlicher ein Werk „Indica“ schrieb, ein Seitenstück zu dem des Ktesias, aus dem Arrian und Strabo viel entlehnt haben. Es giebt, erzählt er, in Indien langohrige Menschen und Wilde, welche die Fersen vorne, die Sohlen und Zehen nach hinten haben. An den Quellen des Ganges wohnt ein Volk, dem der Mund fehlt; es sind sanfte Leute, die sich nur vom Dufte gebratenen Fleisches und der Blumen nähren; statt des Mundes haben sie zum Athemholen nur Löcher im Gesichte. Neben Geruch können sie nicht vertragen und sterben daran. Megasthenes will auch von indischen Weisen erfahren haben, daß es Menschen gebe, die rascher laufen können als ein Pferd. Bei den Lappohrigen berührt das Ohr den Fuß; sie schlafen auf ihren Ohren und sind so körperkräftig, daß sie Bäume mit den Wurzeln aus der Erde ziehen und Bogensehnen zerreißen können. Er weiß ferner von einem Volke einäugiger Menschen zu berichten, welche Hundsohren und das Auge mitten auf der Stirne, emporstehendes Haar und eine zottige Brust haben. Die nasenlosen Menschen fressen Alles, auch rohes Fleisch, leben aber nicht lange; die Oberlippe steht weit über der Unterlippe hervor. Ueberhaupt überbietet Megasthenes noch alle Wunderberichte des Ktesias. Der Glaube an das Dasein jener Wesen ist lange lebendig geblieben, und selbst Marco Polo (1254 bis 1323) berichtet bei Erwähnung der Insel Angaman (Andamanen?), daß die dortigen Einwohner den wilden Thieren gleich wären und „hündische Physiognomien“ hätten.

Die Phantasie eines französischen Miniaturisten, der im 14. Jahrhundert die Reisen Marco Polo's „illustrirte“, schuf nach dessen Aeußerungen jene Mißgestalten, wie sie den damals beliebten Vorstellungen entsprachen.

Nicht minder finden wir in diesem französischen, „Livro des merveilles“ genannten, in der Bibliothek zu Paris aufbewahrten Manuskripte dieselben Wundermenschen dargestellt, wie sie griechische Schriftsteller und Plinius in seiner Naturgeschichte nach griechischen Quellen ausführlich beschrieben. Er erwähnt die an denarten wohnenden Psyller, welche eine giftige Ausdünstung ausströmten, genügend, um selbst große Schlangen zu tödten, wenn diese in den Dunskreis eines Angehörigen jener fabelhaften Zweibeiner geriethen.



Fußschattner und andere Wundermenschen. Nach dem „Livro dos merveilles“.

In Indien hausten weiterhin die „Einschenkler“, welche auf ihrem einen Bein wunderbar schnell laufen und springen können; auch führen sie den Namen „Fußschattner“, weil sie bei großer Hitze sich auf den Rücken legen und ihren großen Fuß gleich einem Sonnenschirm über sich ausbreiten. Nicht fern von ihnen leben die höhlenbewohnenden Troglodyten, die mit ihren Augen auf den Schultern ein eigenthümlich beschauliches Leben führen.

Es hat schon im Alterthume keineswegs an geistreichen Köpfen und witzigen Spöttern über diese Fabelsucht gefehlt, welche mit beißender Laune einer schneidenden Ironie jene Wunderwelt lächerlich machten. Zu diesen gehörte vor allen der weitgereiste, tiefgelehrte Philosoph, Redner und satyrische Spottvogel Luktian aus Samosata in Syrien (um 125 n. Chr.). Seine Reisebeschreibung nach dem Monde ist eine vortreffliche Verspottung des Glaubens an Wunderländer und Wundervölker. Was frühere Schriftsteller von Wundermenschen berichteten, hat er in seinen Erzählungen über den Mond noch dreifach überboten. Er ist der ergößlichste Münchhausen des Alterthums, gegen den selbst die haarsträubenden Abenteuer des Seefahrers Sindbad's in „Tausend

und einer Nacht“, die Reisen des Kapitäns Gulliver, und alle Lügenmärchen Verne's ernst und langweilig erscheinen.

Seine Reiselust läßt unsern Lufian ein großes Schiff mit reicher Besatzung ausrüsten und durch die Säulen des Herkules auf Entdeckungen in den Ozean fahren. Nach einigen Tagen erfährt eine Wasserhose das Schiff, hebt es in unmeßbare Höhe, und lustig wird auf den — Wolken weiter gefegelt. So gieng eine Weile, man sah leuchtende Inseln und landet an einer größeren leuchtenden Insel — es war der Mond, der gerade damals mit der Sonne in einen blutigen Kampf verwickelt war.

Die Reiter saßen auf Heiern, deren Federn aus Kohlblättern bestanden, die Schützen auf ungeheuren elefantengroßen Flöhen, welche mit einem Sprunge in die feindliche Schlachtordnung eindrangen, während die „Windläufer“ ihre faltigen Mäntel nur vom Winde aufblasen ließen und dergestalt unwiderstehlich auf die Gegner einstürmten.

Die Leute im Monde wachsen auf Bäumen. Man schneidet einem Manne ein Stück Fleisch ab und pflanzt es in den Boden. Daraus entsteht ein großer Baum, der meterlange Früchte trägt, die, wenn sie reif sind, aufplatzen und Kinder enthalten. Auch sterben dort die Menschen nicht, sondern verschwinden gleich Rauch in der Luft.

Den Bauch benutzen die Leute im Monde wie eine Tasche und die Augen können sie aus dem Kopfe herausnehmen. Verliert einer die feinigten, so borgt er sich, um sehen zu können, die Augen eines Nachbarn u. s. w.

Menschen ohne Kopf mit großen Augen auf der Brust und Menschen mit einem Stirnauge (die Kyklopen des Alterthums) will freilich auch der heilige Augustinus in Aethiopien gesehen haben.



Germanen in ihren Hütten.

VI.

Geographische Kenntnisse der Römer.

Bei allen Eroberungen wenig Völkerkenntnis, Späteres Uebererschreiten der Alpen. — Cäsar in Gallien. Einteilung des Landes. Stets Parteilosigkeit. Druiden und Ritter. Druidenlehre. Unsterblichkeitsglaube. Die Ritter als Kriegervolk des Gottes. Aberglauben und Götterverehrung. Beize an geweihten Orten. Menschenopfer. Eheblindnisse. Gütergemeinschaft der Ehegatten. Todtendestattung. Aehnliche Sitten in Britannien und Gallien. Cäsar's Jüge nach Britannien. Arzneikunst der Druiden. Die Kantier und ihr Ackerbau. Wohnungen. Viehzucht. Erze. Kleidung. Die Bewohner des inneren Landes und der Nordküste. Sitten des Totwrens. Cäsar geht über den Rhein. Die Sueden und Germanen. Verehrung von Sonne, Mond und Feuer. Abhörung. Keuschheit. Kleidung. Nahrung. Jährlicher Wechsel der Felder. Macht der Jäger. Straßraub. Gastfreundschaft. Die Teccylogen am Para. Der Herkynische Wald. Menns, Cleuthier und Ur. Cäsar als Geograph. Generallarte des römischen Reiches. Erweiterung der geographischen Kenntnisse der Römer.



In drei blutigen Akten hatte die dämonische Tragödie der Punischen Kriege bestanden. In den Zwischenakten derselben nimmt Rom Sardinien, Korsika, Italien bis jenfeit des Po und erobert Aegypten, Griechenland. In ein und demselben Jahre, 146 v. Chr., werden Karthago und Korinth römische Provinzen, und wie in Karthago der jüngere Scipio, so schwingt die Hand des Mummius die Brandfackel über Korinth und zerstört die Tempel der Musen und die Altäre der Götter.

Von den Brandstätten Karthago's und Korinths erhebt sich Rom wie eine tödliche Rauchwolke, breitet sich unwiderstehlich nach allen Weltgegenden aus und erstickt die Völker.

In Vorderasien drangen Sulla, Lucullus, Pompejus bis zum Kaukasus am Pontus vor. Lucull zerstört Tigranocerta am obern Tigris, die Residenz des armenischen Königs Tigranes. Aber diese Eroberungen sind wie die weiteren im Osten und Norden für die Geographie wenig fruchtbar geworden. Pompejus erbeutete die Schatzkammer des Mithridates von Pontus im Goldzierlande und weihte bei seinem Triumphzuge dem Jupiter Capitolinus außer dem eigenen Brustbilde mit orientalischem Perlenschmuck noch 33 Kronen aus Perlen und Edelsteinen zusammengesetzt, die er im Orient von besiegten Fürsten erpreßt hatte. Perlen und Edelsteine waren aber nach Plinius früher unbekannt; ebenso das Sericum. Woher aber der Stoff kam, kümmerte die Römer nicht.

Plinius und Strabo kennen zwar die Baktrische Landstraße nach Oberindien und dem Lande Serica, aber nicht durch die Römer. Sie beschrieben dieselbe nach Anderer Aussagen, zumal der Seren und Parther, seitdem die Römer bis zum Euphrat und Tigris vorgeedrungen waren.

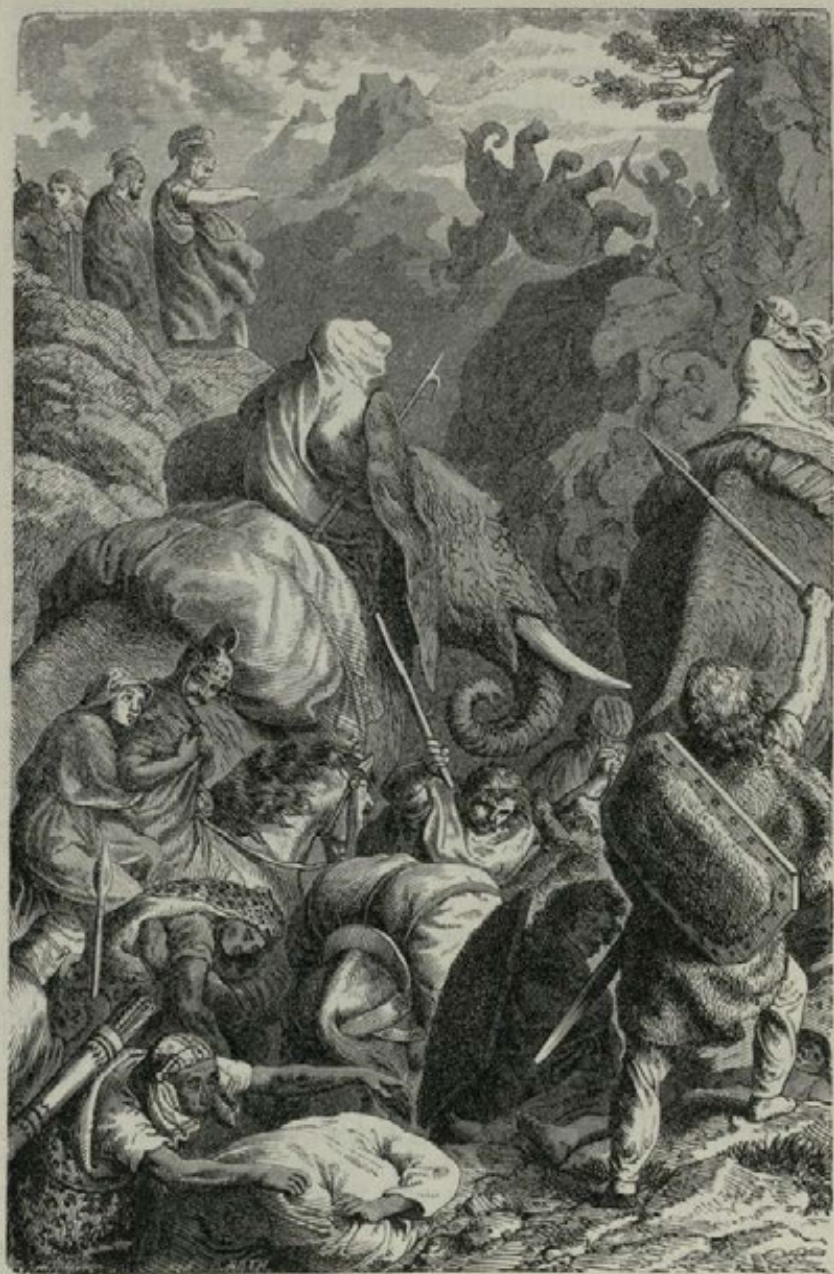
Dagegen öffnete sich mit der Besitznahme Aegyptens über Alexandrien ein Seeweg für den Verkehr nach Indien, als der Landweg vom Pontus nach Baktrien und Nordindien durch die Parther verschlossen war. Aber auch diesem Wege folgten sie nicht selbst, sondern ließen Andere die indischen Geschäfte betreiben und die Seefahrten nach Indien machen.

Die Mithridatischen Kriege (88—64 v. Chr.) waren es, durch welche die Römer mit den pontischen, armenischen, kaukasischen Ländern und Völkern näher bekannt wurden: ein sehr wichtiger Zuwachs der geographischen und ethnographischen Kenntnisse für Ost- und Mitteleuropa, und für uns um so interessanter, als auch Völker germanischen Stammes an das Licht treten.

Mit den Mithridatischen Kriegen beginnt für Sprachen- und Völkerkunde ein ganz neues Feld der Entdeckung für die Geschichte der genannten kaukasischen Rasse. König Mithridates konnte 22 lebende Sprachen sprechen. Mit den getischen oder gothischen Stämmen wollte er die Donaustraße aufwärts ziehen und über die Tiroler Alpen in Norditalien einbrechen, wie einst Hannibal vom Westen her. Er hatte schon durch das ganze Donauland, Ungarn, die östlichen Alpenländer, Tirol Verbindungen angeknüpft. Die Kelten waren seine treuesten Verbündeten. Der Tod vereitelte den Plan. Was damals die Idee eines Einzelnen gewesen war, das führten 500 Jahre nachher ganze Völkerstämme aus. Denn durch die Donaustraße und die östlichen Alpen zog die Völkerwanderung vom Pontus aufwärts bis zu den Alpen, und brach durch diese in Norditalien ein, von wo aus das Römerreich zertrümmert wurde.

Durch Hannibal's Zug nach Italien im zweiten Punischen Kriege (218—201 v. Chr.) wurde zuerst der Blick auf die nördlichen Grenzgebirge, die Alpen, gerichtet. Man lernte zunächst das dahinter liegende Alpenland der Allobrogen kennen (das heutige Savoyen). Aber so ungenau wurde noch von Livius dieser Uebergang über die Alpen beschrieben, daß zweifelhaft geblieben ist, ob er über die Rottischen oder die Grajischen Alpen (Mont Genève oder Kleiner Bernhard) ging.

Seitdem eröffnete sich den Römern ein ganz neuer Erdtheil und damit eine neue nordische Welt, die gallisch-germanische, die bis dahin unbekannt war, das große gallisch-germanische Mitteleuropa, von den Pyrenäen über die Alpenländer und den Gänus bis zum Pontus und zum Nordfuß des Kaukasus.



Hannibal's Zug durch die Alpen.

Cimbern und Teutonen eröffnen die Norischen Alpenhöher. Kriege mit diesen Völkern, 114—100 v. Chr., lockten zuerst die römischen Legionen nordwärts über die Alpen, zur Rhone nach Gallien, wo Consul Silvanus die erste Schlacht verlor; desgleichen nach Tirol und Kärnthen, wo Consul Carpo bei Noreja geschlagen ward. Erst durch die Doppelsiege des Marius bei Aquä Sextiä (Aix in der Provence) und auf den Raudischen Gefilden bei Verona an der Etsch (101 v. Chr.) wurde der erste Krieg gegen jene Völker zu Ende gebracht.

Das war der Anfang von einem mehr als 300jährigen Kampfe gegen die nördlichen Völker, der nur selten auf kurze Zeit unterbrochen ward.

Zunächst eröffnete Julius Cäsar durch seine Eroberungen (58—51 v. Chr.) die Kenntniß der Nordalpenländer.

Da dieser im Jahre 58 v. Chr. als Proconsul die Verwaltung der römischen Besitzungen im südlichen Gallien erhielt, fand er in jenem Lande ein unbegrenztes Feld für seine Thatenlust und die Befriedigung seines Ehrgeizes. Der Kampf zwischen den Galliern und den in ihr Land eingedrungenen Germanen gab Veranlassung zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Landes, das nach achtjährigem blutigem Kampfe mit der Unterjochung Galliens, d. i. des heutigen Frankreich, Belgiens und der südlicheren Theile von Holland, endigte. Cäsar, groß als Feldherr, war auch groß als Geschichtschreiber und Geograph. Er beschrieb selbst seine Feldzüge, sowie Land und Leute, die er erobert hatte. Diesem seinem Meisterwerke, de bello gallico, entnehmen wir einige Schilderungen.

Gallien, die Heimat einer großen Zahl meist kleiner, unbedeutender Völkerschaften, ist im Allgemeinen von drei Volksstämmen: den Belgiern, den Kelten und den Aquitanern bewohnt. Den nördlichen Theil des Landes bis zum Rheine und dem Ocean besitzen die Belgier, ein Volk germanischen Ursprungs; sie waren in Gallien wegen ihrer Tapferkeit derjenige Stamm, dessen Bekämpfung den Römern die meiste Mühe machte. Südlich von ihnen, zwischen der Garonne, Marne, Seine, dem Ocean, dem Rheine, den Alpen und dem Mittelmeer wohnten die Kelten, welche den größten Theil der Bevölkerung bildeten. Die Aquitanier, iberischen Stammes und von den Kelten in Sprache und Sitten verschieden, hatten sich zwischen den Pyrenäen und der Garonne festgesetzt.

Überall in ganz Gallien trifft man Parteien, und zwar nicht nur in den einzelnen Staaten, Bezirken und Gemeinden, sondern sogar fast in jedem Hause; die Parteihäupter stehen in dem größten Ansehen, und nach ihrer Ansicht müssen sich die wichtigsten Angelegenheiten und Pläne gestalten. Man will auf diese Weise die Unterdrückung des Schwächeren durch den Stärkeren verhindern, denn kein Staat und kein Häuptling darf seine Schutzgenossen irgend wie beeinträchtigen lassen, wenn er nicht alles Ansehen unter diesen verscherzen und sich selbst zu Grunde richten will. Diese Reibungen hatten aber fortwährende Kämpfe, die Einmischung der Germanen und Römer, und endlich die Unterjochung durch die Letzteren zur Folge.

In Gallien sind die Druiden und die Ritter (die Priesterschaft und der Adel) die Hauptklassen der Bevölkerung. Die Druiden besorgen die Religionsangelegenheiten und den Unterricht der Jugend. Sie entscheiden alle Streitigkeiten sowol der Stämme als der Einzelnen, und sind ebenso gut Richter, wenn

eine Mordthat oder ein Verbrechen verübt wird, als in Grenzstreitigkeiten und Erbschaftsprozessen. Sie bestimmen Belohnungen und Strafen; unterwirft sich aber Einer ihrem Spruche nicht, so wird ihm die Theilnahme am Gottesdienste unterfagt. Dies gilt bei ihnen als die schwerste Züchtigung, denn auf solche Weise Ausgeschlossene werden als Gottlose und Verbrecher behandelt. Ihnen wird kein Recht gesprochen und kein Amt gegeben, Jeder flieht sie wie Verpestete und meidet ihren Umgang und ihre Rede.



Einmarsch der Cimbern in das römische Gebiet.

An der Spitze der Druiden steht ein mächtiges, einflußreiches Oberhaupt. Stirbt dieses, so tritt der angesehenste Druiden an seine Stelle; sind aber mehrere gleichgeachtete Bewerber vorhanden, so wird der Nachfolger durch Stimmenmehrheit, nicht selten auch durch die Entscheidung der Waffen bestimmt.

Zu einer bestimmten Zeit des Jahres versammeln sich alle Druiden in dem Lande der Carnuten (in der Gegend des heutigen Orleans), das man für den Mittelpunkt von ganz Gallien hält, an heiliger Stätte. Aus allen Gauen finden sich alle diejenigen, welche einen Streit untereinander haben, hier ein und unterwerfen sich dem Urtheile dieses Gerichtshofes.

Das Institut der Druiden soll aus Britannien nach Gallien gekommen sein, daher auch noch Alle, die sich eine genauere Kenntniß ihrer Lehre und ihres Wesens erwerben wollen, nach Britannien gehen.

Da dieser Priesterstand vom Kriegsdienste, von Steuern und allen anderen Lasten gänzlich befreit ist, so wählen ihn Viele als Lebensberuf, und sie thun das theils aus eigenem Antriebe, theils weil sie von ihren Eltern und Verwandten dazu veranlaßt werden.

Sie müssen eine Menge Verse und Formeln auswendig lernen und deshalb oft zwanzig Jahre in der Schule bleiben, und dieser Unterricht wird nur mündlich ertheilt. Die Lehrsätze niederzuschreiben ist nicht erlaubt; entweder weil sie dem Volke nicht bekannt werden sollen, oder weil sie, wenn man sich auf die Schrift verläßt, dem Gedächtnisse weniger eingeprägt bleiben. Eine der Hauptlehren der Druiden ist, daß die menschliche Seele unsterblich sei und nach dem Tode in einen andern Körper wandere. Auch erstreckt sich der Unterricht der Priester auf die Gestirne und deren Lauf, auf die Kenntniß des Weltalls und der Erde, auf das Wesen der Dinge und auf die Macht der unsterblichen Götter.

Die Ritter bilden den Kriegerstand und ziehen alle, sobald ein Krieg ausbricht, ins Feld. Die Macht und das Ansehen eines jeden wird nach der Anzahl seiner Vasallen und Schutzgenossen beurtheilt. — Das gemeine Volk kann man fast nur als Sklaven betrachten; denn es darf für sich weder etwas selbständig unternehmen, noch wird es zu den öffentlichen Berathungen gezogen. Die Meisten aus seiner Mitte leben in vollständiger Abhängigkeit von dem Adel.

Die Gallier sind sehr abergläubisch und halten unerschütterlich fest an ihren religiösen Gebräuchen; am meisten unter allen Völkern verehren sie den Merkur, den man auch allenthalben in bildlichen Darstellungen antrifft. Er gilt als der Erfinder aller Künste, als Geleitsmann auf Reisen, als Beschützer und Beförderer des Handels und des Gelderwerbs. Nach ihm folgen Jupiter als König der Götter, Apollo, der Vertreiber der Krankheiten, der Kriegsgott Mars, und Minerva, die Lehrerin der Künste und der Gewerbe. Dem Mars gelobt man, wenn man in den Krieg zieht, gewöhnlich alle Beute. Die erbeuteten Thiere werden geopfert, die übrigen Gegenstände aufgehäuft an einer Stelle; solche Beutehügel findet man in vielen Städten an geweihten Orten. Selten geht die Gottlosigkeit eines Galliers so weit, daß er die Beute nicht abliefern; noch weniger entwendet Jemand etwas von den aufgehäuften Gegenständen, denn die martervollste Hinrichtung ist die unausbleibliche Strafe eines solchen Vergehens.

Die Gallier stammen nach der Behauptung der Druiden von Dis, dem Gotte der Unterwelt, her, deshalb rechnen sie auch nicht nach Tagen, sondern nach Nächten und beginnen das Jahr und die Monate mit der Nacht.

Leidet Jemand an einer schweren Krankheit oder schwebt er in großen Gefahren, so verspricht er, einen oder mehrere Menschen zu opfern. Man glaubt nämlich, daß sich die Götter für die Rettung eines Menschenlebens nur durch die Darbringung eines andern Menschenlebens befriedigen lassen. Ganze Gemeinwesen huldigen diesem Brauche. Bei einigen Stämmen werden ungeheure Gözenbilder aus Weidengeflecht gebildet und in deren Glieder lebende Menschen gesteckt; darauf werden die Gözen angezündet und die unglücklichen Opfer dem Feuertode geweiht. Gewöhnlich werden dazu Strohkäuber, Diebe und andere Verbrecher gewählt, weil diese nach der Ansicht der Gallier den Göttern am angenehmsten sind; fehlt es aber an solchen Leuten, so werden unbedenklich auch Unschuldige genommen.

Wie in vielen andern Dingen, so unterscheiden sich die Gallier von den übrigen Völkern auch durch die Sitte, ihre Kinder nicht eher öffentlich um sich zu dulden, als bis diese das zum Kriegsdienste taugliche Alter erlangt haben. Bei Ehebündnissen

muß das Gut des Mannes so groß sein wie das der Frau. Das anfängliche Vermögen wird dann gemeinschaftlich verwaltet und das neu erworbene hinzugefügt; der überlebende Theil erbt das Ganze. Der Mann hat Gewalt über Leben und Tod seines Weibes und seiner Kinder. Stirbt ein vornehmes Familienhaupt, so versammeln sich die Verwandten und untersuchen, ob sein Tod ein natürlicher war. Ist Zweifel daran, so werden die Weiber des Verstorbenen gefoltert, und, wenn man sie schuldig findet, gemartert und verbrannt. Die Bestattung der Todten ist prachtwoll und mit großen Kosten verbunden, denn die liebsten Gegenstände des Verstorbenen, selbst Thiere, werden auf den Scheiterhaufen geworfen; in früheren Zeiten verbrannte man mit den Entseelten sogar ihre Lieblingsklaven und Schüplinge.

Fast dieselben Sitten fand Cäsar in Britannien bei dem keltischen Theile der Bevölkerung, welcher von der belgischen Küste her eingewandert war. Ein andrer auf dieser Insel wohnender Volksstamm, den kaledonische genannt, schien in Sprache, Religion und Gewohnheiten von den Kelten gänzlich verschieden. Bei dem ersten Zuge nach Britannien (55 v. Chr.) landete Cäsar an der Stelle, wo jetzt die Stadt Deal liegt in dem Landstriche Cantium (Kent). Er kehrte aber, weil er befürchtete, die stürmische Jahreszeit möchte ihm die Rückkehr abschneiden, nach etwa drei Wochen nach Gallien zurück, ohne mehr als einige Meilen von der Küstenstrecke gesehen zu haben. Sein zweiter Feldzug im folgenden Sommer (54 v. Chr.) war kühner; er drang zwölf Meilen weit in das Innere des Landes, setzte über die Tamesis (Themse) und schlug die Britannier.

Auch dieses Mal verließ er nach einigen Monaten die Insel wieder, von deren Beschaffenheit und Bewohnern er während dieser kurzen Zeit nur eine sehr oberflächliche Kenntniß erhalten konnte. Ueberhaupt sind die Nachrichten, welche uns die römischen Schriftsteller über Britannien mittheilen sehr dürftig und wir stellen sie hier, um Wiederholungen zu vermeiden, zusammen. — Nach Cäsar's Berichte hat Britannien drei Seiten; an der einen derselben liegt Hibernia (Irland), und zwischen diesen beiden größeren Inseln die kleinere Insel Mona (Man). Der Druidendienst, welcher, wie wir gesehen haben, aus Britannien stammte, bestand hier noch in seiner Reinheit; die Regierungsform der einzelnen keltischen Staaten war dieselbe, wie in Gallien. Die Druiden übten auch die Arzneikunst; ihre Kenntniß beschränkte sich aber vorzugsweise auf den Gebrauch der Mistel, des Taubenkrautes, des Sadebaumes und des Kleeß. Die Wirkung dieser einfachen Mittel ward weniger der Natur der Pflanzen, als dem Einfluß der Gebete und Zauberformeln zugeschrieben. Die im Süden wohnenden Stämme, besonders die Cantier, waren in der Bildung am weitesten vorgeschritten und in der Landwirthschaft sehr erfahren. Getreide wuchs bei ihnen im Ueberflusse. Sie bewahrten dasselbe bis zur nächsten Ernte in Felsenhöhlen. Ihre Wohnungen glichen denen der Gallier. Auf einer Grundlage von Stein erhob sich eine kreisrunde Wand von Holz und Rohr; auf dieser wiederum ein kegelförmiges Dach, mit einem Loche in der Mitte, um das Licht herein und den Rauch hinaus zu lassen. Die Viehzucht war nicht unbedeutend; auch hielten sie um ihre Hütten Kaninchen, Hühner und Gänse zu ihrem Vergnügen, obgleich sie dieselben nicht essen durften. Im Innern des Landes fand man Zinn, und an der Küste auch Eisen, aber nur in geringer Menge, und eiserne Plättchen hatten je nach dem Gewichte den Werth des Geldes. Ihre Kleidung aus ein-

heimischen Stoffen bestand in einem viereckigen Stück Zeug (Plaid) über Hemd und Hose, oder in einem faltenreichen Gewande, welches durch einen breiten Gürtel um den Leib festgehalten ward. Ringe zierten den zweiten Finger jeder Hand, und am Halse hing eine Kette von Eisen oder Kupfer. —

Von Alledem wissen aber die im Innern nach Norden und Westen wohnenden Völkerschaften nichts; diese bemessen ihren Reichthum nach dem Umfange ihrer Weiden und der Anzahl ihrer Herden. Fleisch und Milch ist ihre Nahrung; ihre Kleider sind Felle, in denen sie der Kälte, den Stürmen und dem Regen trotzen. An dem nördlichen Ende der Insel treiben die Eingeborenen nicht einmal Viehzucht, sondern fristen in den Wildnissen ihr Leben durch die ungewisse Beute der Jagd. Sie gehen fast nackt und schützen sich gegen das Wetter in dichten Wäldern oder in Höhlen. Diese Lebensweise hat Leib und Seele abgehärtet; sie hat sie gleichgiltig gegen Beschwerden und Entbehrungen, aber auch räuberisch, blutdürstig und rachgierig gemacht. Ein abscheuliches Ansehen giebt dem Briten die sonderbare, von beiden Geschlechtern sorgfältig beobachtete und durch religiöse Ceremonien geheiligte Gewohnheit, den Körper zu bemalen. Man bediente sich dazu einer aus Waid gewonnenen blauen Farbe. Dazu kam der barbarische Gebrauch des Tätowirens, an welchem die Bewohner des nördlichen Theils der Insel noch lange festhielten. Schon in früher Jugend wurden ihnen die Umrisse von Thieren mit spitzen Werkzeugen in die Haut gestochen und die punktirten Figuren mit einem scharfen Aufgusse von Waid eingerieben, wodurch sie für das ganze Leben ihre anfängliche Gestalt behielten und sich nur mit dem Körper ausdehnten. Der Briten, stolz auf diese Verzierung, warf, um sie dem Feinde zu zeigen und ihn dadurch zu schrecken, am Tage der Schlacht die Kleider ab. Die nackten bemalten Krieger mit langem Kopf- und Barthaar mußten, wenn sie mit ungestümer Tapferkeit und betäubendem Geschrei auf die Legionen stürzten, im Augenblicke Verwirrung unter denselben verbreiten, wenn auch der ruhige, feste Widerstand der Römer den Sieg davon trug.

Noch fürchterlicher als die Briten erschienen den Römern die Germanen, und als zum ersten Male Cäsar's Heer mit ihnen in Gallien in Verührung kam, war der Schrecken so groß, daß man im ganzen Lager Testamente machte und einem unvermeidlichen Tode entgegen zu gehen glaubte. Cäsar suchte diesen Eindruck durch einen glänzenden Sieg über die Germanen in ihrem Lande selbst zu verwischen und ging zweimal über den Rhein; aber jedesmal wich er, nach kurzem Verweilen und ohne seine Absicht erreicht zu haben, auf das linke Ufer wieder zurück. Da er nicht weit in das Innere des unheimlichen und mit dichten Wäldern bedeckten Landes vorzudringen wagte, so konnte er nur eine unvollkommene Kenntniß von Germanien gewinnen und mußte sich mit den Nachrichten begnügen, welche er bei den ihm befreundeten Ubiern, die sich zwischen der Lahn und Köln ausdehnten, sowie bei den nach Gallien herübergekommenen deutschen Stämmen einzog. Als das größte und tapferste und nur von den unsterblichen Göttern besiegbare Volk wurden ihm die Sueven (Schwaben) genannt, welche von der Ostsee bis zum Mittelrhein wohnten und damals bei allen Unternehmungen an der Spitze gestanden zu haben scheinen.

Die Germanen, so berichtet Cäsar, weichen in Lebensweise und Einrichtungen vielfach von den Galliern ab. Man findet bei ihnen keine bevorzugte Priesterkaste, keinen Opferdienst. Sie verehren nur die Sonne, den Mond und das

Feuer, weil sie diese sehen und ihren unleugbaren Einfluß wahrnehmen; andere Götter kennen sie kaum dem Namen nach. Jagd und Krieg sind das ganze Leben hindurch ihre Hauptbeschäftigung, und von Jugend auf härten sie ihren Körper durch Anstrengung und Arbeit ab. Vor dem 20. Lebensjahr ein Weib zu nehmen, halten sie für schimpflich; denn nach ihrer Ueberzeugung ist Keuschheit das erste Erforderniß zur Erlangung einer stattlichen Leibesgröße und der dem Manne nöthigen Kraft. Ihre Kleidung ist sehr einfach, aus kurzen Thierfellen bestehend. Ihre Nahrung ist hauptsächlich Fleisch, Milch und Käse, denn mit dem Ackerbau beschäftigen sie sich nur sehr ungern. Niemand besitzt bei ihnen eigene Grundstücke, sondern die Häuptlinge vertheilen alljährlich den ganzen Stämmen und Familien so viel Feld als nöthig scheint. Auf diese Weise wechselt der Boden jedes Jahr seine Besitzer, wodurch, wie man angeht, Folgendes bewirkt werden soll. Die Leute sollen nicht durch ununterbrochene Bewohnung und Bebauung derselben Scholle an dieser festleben, sondern die Kriegslust mit dem Ackerbau vertauschen; der Einzelne darf nicht durch Erwerbung ausgedehnter Ländereien zu mächtig werden oder durch Gewöhnung an den Aufenthalt in Wohnungen Hitze und Kälte zu ertragen verlernen; endlich aber soll der gemeine Mann zufrieden bleiben durch die Ueberzeugung, daß der Mächtigste nicht mehr Besitzthum habe als er.

Die einzelnen Stämme suchen ihre größte Ehre darin, an den Grenzen ihres Gebietes recht weite Einöden zu haben, denn sie betrachten es als ein Zeichen ihrer Tapferkeit, wenn die Nachbarn auswandern und nicht in ihrer Nähe zu wohnen wagen; auch halten sie sich so am besten gegen plötzliche Ueberfälle gesichert. Steht einem Stamme Krieg bevor, so wählen sie einen Feldherrn und geben diesem Macht über Leben und Tod; im Frieden aber haben sie kein gemeinschaftliches Oberhaupt, sondern jeder Häuptling spricht in seinem Gause Recht und vermittelt die Streitigkeiten. Straßenraub gilt, wenn er nur außerhalb des Staates, welchem man angehört, verübt wird, nicht als ein Vergehen oder Schande, sondern vielmehr als Mittel gegen den Müßiggang und als eine gute Gelegenheit der Jugend zur Entwicklung ihrer Kraft und Tapferkeit. Will ein Häuptling einen Kriegszug unternehmen, so erklärt er seine Absicht in einer öffentlichen Versammlung, und fragt, wer Antheil daran nehmen wolle. Alle, denen der Führer und dessen Unternehmen zusagt, erheben sich und versprechen ihren Beistand. Wer später sein Versprechen nicht hält, wird als feiger Verräther betrachtet und findet künftig nie mehr Glauben. Die Verletzung der Gastfreundschaft ist ein großes Verbrechen. Jeder Fremde ist unverletzlich; alle Häuser stehen ihm offen und bei Jedem findet er den nöthigen Unterhalt. In früherer Zeit waren die Gallier tapferer als die Germanen und schickten sogar, weil ihr Land übervöllert war, Kolonien auf das rechte Rheinufer. So sind die Tectosagen, welche jetzt noch am Hercynischen Walde wohnen und ihrer Gerechtigkeit und Tapferkeit wegen in großem Ansehen stehen, gallischer Abkunft, aber sie führen, gleich den Germanen, eine raube, dürftige Lebensweise und begnügen sich mit derselben Nahrung, Kleidung und Wohnung. Ihre Stammesgenossen in Gallien dagegen, deren Gebiet in der Nähe der römischen Besitzungen liegt, haben sich an größere Bequemlichkeit und feinere Genüsse gewöhnt, sind aber dadurch abhängig und unfreierlich geworden und wagen selbst nicht mehr, sich mit ihren tapferen Brüdern in Germanien zu vergleichen.

Der oben erwähnte Hercynische Wald ist neun Tagereisen breit und erstreckt sich in der Länge von den Helvetiern (im südwestlichen Winkel Germaniens) längs des Donaströmes bis zu den Dakern (in dem heutigen Siebenbürgen). Von hier aus wendet er sich links von dem Strome ab und berührt in seiner ungeheuren Ausdehnung viele Völker und Gebiete. Kein Bewohner dieser Gegend hat selbst nach 60 Tagereisen das Ende des Waldes erreicht oder etwas Bestimmtes darüber erfahren.

Es giebt in ihm viele Thierarten, die man anderwärts nicht findet. Dahin gehört ein dem Hirsche nicht unähnliches Thier, auf dessen Stirn sich mitten zwischen den Ohren ein Horn erhebt, das aber höher und gestreckter ist als ein Hirschgeweih, und an dessen Krone schaufelähnliche Aeste auslaufen. Männchen und Weibchen haben gleiches Geweih. — Das Kennthier, welches hier gemeint ist, dem aber Cäsar fälschlich nur ein Horn giebt, kommt jetzt wild nur jenseit des Polarkreises vor. — Nicht minder merkwürdig ist das Elenthier, welches an Gestalt und Verschiedenheit der Färbung dem Rehe gleicht, aber etwas größer ist; seine Hörner sind nur ein Stumpf, und seine Beine ohne Knöchel und Gelenke. Wenn es ausruhen will, so legt es sich nicht auf den Boden, weil es nicht wieder aufstehen kann, sondern lehnt sich an einen Baum. Die Jäger untergraben deshalb, wenn sie seine Spur aufgefunden haben, die Bäume, an welchen es zu schlafen pflegt, an der Wurzel, oder hauen die Stämme so weit durch, daß sie bei dem geringsten Stoße umstürzen müssen. Das Eisen fällt so mit ihnen zu Boden und wird leicht überwältigt. — Das grimmigste der im Hercynischen Walde lebenden Thiere ist der Ur, der an Gestalt und Farbe dem gewöhnlichen Stiere gleicht, aber fast so groß ist wie ein Elefant. Er besitzt eine ungewöhnliche Stärke und Schnelligkeit; Menschen und Thiere, die in seinen Bereich kommen, sind verloren. Man fängt ihn in Gruben, und seine Jagd ist eine Hauptbeschäftigung der Germanen. Wer die meisten Ure erlegt hat und deren Hörner aufweisen kann, erntet großes Lob. Der Ur wird übrigens nie zahm und gewöhnt sich nie an den Menschen, auch wenn er jung eingefangen wird. Seine Hörner sind an Umfang, Gestalt und Ansehen von den Hörnern unserer Ochsen sehr verschieden; man bewahrt sie sorgfältig auf, faßt den Rand mit Silber ein und bedient sich ihrer bei glänzenden Festmahlen als Trinkgefäß. Auch der Ur und das Elen kommen jetzt nicht mehr in dem eigentlichen Deutschland, sondern nur an den nordöstlichen Grenzen vor.

Cäsar war nicht bloß Staatsmann, Feldherr, Ethnograph und scharfer Beobachter, er war auch Geograph in engstem Sinne des Wortes, weil er es für die Kriegskunst als nothwendig hielt, in der Länder- und Völkerkunde bewandert zu sein. Er setzte es bei dem Senate durch, daß die Bearbeitung einer Generalkarte des ganzen römischen Reichs anbefohlen wurde, eine Arbeit, welche den damit beauftragten drei griechischen Geographen mehr als 20 Jahre kostete. Erst unter Augustus' Regierung wurde sie von Agrippa beendet. Diese Karte, die in den Vorhallen des Kapitols aushing, enthielt die Entfernungen der Ortschaften, die Richtung der Heerstraßen und Flüsse, die Beschaffenheit und Oberflächengestaltung des Bodens, und sie ist es, welche der Erdbeschreibung des Ptolemäus zu Grunde liegt. Sie war die erste topographische Landesaufnahme.



VII.

Rom und der orbis terrarum.

Kämpfe mit den Germanen. Der orbis terrarum unter Augustus. Dezentralisation und Zerfall des Weltreichs. Einbruch der Völkerwanderung. Wissenschaftliche Bearbeitung der Erdkunde: Ctesibion, Hipparch, Ptolemaeus, Strabo, Tacitus, Marius von Tyrus, Ptolemaeus. Die Itinerarien und die Peutingerische Tafel.

Kaizer Augustus hatte während seiner 45 jährigen Herrschaft (31 vor bis 14 nach Christus) nur mit den Germanen in ihren Gauen zu kämpfen. Ohne besonderes Kriegsglück werden doch von ihm die linken Rheinländer und die südlichen Donauländer durch ihre eigenen inneren Zerwürfnisse als römische Provinzen unterworfen. Beide Hauptströme, Rhein und Donau, werden nun die große Nordgrenze des römischen Reichs.

Tiberius ist auf seinen Feldzügen in Oberdeutschland der Entdecker der nördlichen Schweiz (Land der Helvetier), des Bodensees und der Donauquellen. Auf dem großen Landsee, der die Helvetier und Rhätier im Süden von den Bindeliciern im Norden scheid, sagte Strabo, habe Tiberius die Bindelicier in einer Seeschlacht besiegt. Tiberius hatte auf einer Insel (unstreitig Reichenau am Westende) sein Standquartier genommen; von da aus, nach dem Siege, die nordwärts liegenden Quellen des Danubius entdeckt, und die vier Landschaften Rhätia, Bindelicia, Noricum und Pannonia zu römischen Provinzen gemacht.

Nicht weniger als 60 verschiedene Völkerschaften führt Plinius namentlich auf als Bewohner des ganzen Alpengebirgslandes vom Oberrhein und Unterrhein (d. h. von den Saalpen bis zum Adriatischen Meere), welche Augustus durch seine Feldherren, von der Provincia (Provence) bis nach Pannonien (an Danubius und Dravus), unter das Joch der Römer gebracht habe: die größte und wichtigste Völkerentdeckung, die in Mitteleuropa je gemacht worden ist.

An vier Lokalitäten an den Paßeingängen über die Hochgebirge wurden Triumphbögen mit Inschriften der Völkernamen erbaut als Siegeszeichen. Alle vier haben sich in ihren grandiosen Ruinen erhalten, bei Nizza (Nicaea) im la Tubro, bei Susa im Westen von Turin an der Dora, bei Aosta (die

Practoriana Augusta am Gebirgspafß über den Großen Bernhard), und zu Petronel bei Carnutum, an der Grenze von Oesterreich in dem heutigen Ungarn. Bei diesen Städten liegt Alles voll von Trümmern antiker Ueberreste, welche von früheren dort angelegten Kolonien herrühren.

Aber auch nordwärts des Rheins und der Donau schritten die römischen Legionen in Nordgermanien weiter vor; über die Weser bis in das Herzogthum Bremen, wo bei Bederkesa südlich von Otterndorf ihre Ballenbrücken durch das Torfmoor für ihre Märsche entdeckt sind.

Durch Drusus' vier Feldzüge (13—9 v. Chr.) wird das Land der Bataver (*Insula Batavorum*, Holland) entdeckt, und (im Jahre 12) die Ems (*Amisia*) beschifft. Aus jener Zeit stammt auch der Römerkanal oder Durchstich aus dem Rhein zur Issala und dem Flevo lacus (jezt Zuider See). Das Land der Cauchen an der Emsmündung zur Nordsee und ganz Friesland und Westfalen tritt allmählich aus dem Dunkel hervor. Im zweiten Feldzuge (im Jahre 11) bringt Drusus vom Unterrhein und der Lippe (*Luppia*) aufwärts gegen Nordosten zur Weser (*Visungis*), dem Wohnsitz der Cherusker, vor; er legt dort das *Castrum Alionis* (*Pippispringe*) an. Im dritten Feldzuge (im Jahre 10) folgt er der Lahn (*Lana*), die oberhalb Koblenz (*Confluentia*) in den Rhein mündet, und entdeckt das Land der Chatti, d. i. das Hessenland, wo *Mattiacum* an der Ahrana, der Hauptort an der Eder, eingenommen wird. Im vierten Feldzuge setzt er vom Taunus (zwischen Main und Lahn) über den *Visungis* (Weser oder Werra der Thüringer) und entdeckt ostwärts einen neuen großen Strom Germaniens, den *Albis* (Elbe), etwa in der Gegend von Wittenberg oder Dessau, wo die *Tropaea ad Albim* errichtet sein sollen. Aber ein böses Omen schreckt ihn vom weiteren Vordringen zurück.

Durch Varus' Niederlage (9 n. Chr.) tritt die *Silva Teutonica*, der Teutoburger Wald, zum ersten Mal in der Geographie hervor. Auf dem Grotenberge bezeichnet Hermann's Denkmal die Stätte des großen Germaniensieges und die Wendung der Römerherrschaft an diesem Orte. Diese erhabene Stelle gewährt einen trefflichen Ueberblick über den ganzen Teutoburger Wald, des Winfeld, die Römerbefe, welche das Schlachtfeld auch heute noch bezeichnen, bis zur *Porta Westfalica* und gegen Nordwesten über Bielefeld hinaus bis Münster.

Die oberen Wesergegenden treten noch deutlicher in das Licht durch die drei Feldzüge des *Germanicus* (14—16 n. Chr.) in den oberen und mittleren Wesergegenden, wo ihm der ganze Cheruskerbund tapfer entgegentrat. Im Jahre 14 zog er gegen die Marxen im Münsterlande (*Tanfana*), im folgenden Jahre in den Teutoburger Wald und an die Ems, im dritten zur Ems, Weser und ihrem Gebirgslande, dem Süntel, wo an der *Porta Westfalica* (Hausberge bei Minden) und dem Steinhuder See die Doppelschlacht geschlagen wurde.

Mit dem Osten Germaniens wurden die Römer nach Hermann's Ermordung (21 n. Chr.) auf einem mehr friedlichen Wege bekannter, und hiemit beginnt die erste zuverlässige Bekanntschaft mit dem Innern des Ostens von Mitteleuropa, mit Frankenland, Böhmen, Schlesien und Sarmatien.

Der Bund der Markomannen im südlichen Germanien, durch den Sieg des Cheruskerbundes geschwächt, zog es vor, unter seinem in Rom erzogenen

Könige Marbod, einem Römerfreunde, seine westlichen Wohnsitze zu verlassen, um in östlichere Gebiete überzusiedeln. Nur wenige bestimmte historische Angaben geben uns hierüber hinreichend Aufschluß. Seitdem sitzen Markomannen im Lande Bojahemum. In der Hauptstadt Marobodunum fanden sich nun häufig römische Handelsleute und Abenteuerer ein. Nur Vermuthung kann es sein, ob das heutige Budweis die Lage der alten Kapitale Marbod's bezeichnet — oder in der Ruine des Markomannenthurmes am Zusammenfluß der Moldawa und Moldau bei Klingenberg, im Norden von Budweis, der eine dominirende feste Lage hat, ihr Andenken erhalten sein mag.

Durch römische umherziehende Handelsleute von Marobodunum aus werden zwischen Elbe, Oder und Weichsel die böhmischen, schlesischen und Weichselländer, zumal in ihren Hauptmarktvörten bis Mähren, Polen und Galizien hin immer bekannter.

So hatte das römische Reich zur Zeit um Christi Geburt seine, wie Kaiser Augustus es nannte, „natürlichen Grenzen“ erreicht; nämlich im Süden die Sahara Afrika's, im Westen den Atlantischen Ocean, im Norden die germanischen und formatischen Urwaldungen jenseit des Rheins und der Donau, und im Osten die arabischen Sandöden und den Euphrat, also sozusagen überall hin Wüsteneien. Da wo sie noch hier und da darüber hinausschwefelten und keine „natürlichen Grenzen“ vorhanden waren, wie z. B. gegen die Pitken in Schottland, gegen die Schwaben in Deutschland, gegen die Nomaden in Südrußland u. s. w., umgaben sie das Reich mit Mauern oder Wall und Graben, wie ehemals gegen die Fidenaten und Bejenter ihre Stadt, welche jetzt, da der eroberte Erdkreis ihnen zum Polster und Schutzwall diente, ohne Mauern war.

Das ganze römische Reich zur Zeit des Kaisers Augustus läßt sich in die Figur einer von Westen nach Osten langgestreckten Ellipse einschließen. Ungefähr gerade in der Mitte dieser elliptischen Figur sitzt Rom gleich weit im Osten und Westen, wie im Norden und Süden von dem Umkreise und von den Enden. Die römische Kraft ist von da aus fast überall hin an den Enden gleich langer Radien erstorben. Die Provinzen des Reichs erstrecken sich von den Küsten des Mittelmeeres aus in allen Richtungen so ziemlich gleich weit ins Innere der Kontinente.

Wie sie schon bei der Eroberung Italiens zur Festigung seiner Einigung gut geebnete und höchst solide Wege gebaut hatten, so führten sie dieselben nun auch bei der Eroberung der Welt nach allen Richtungen hinaus weiter fort. Nahe an 30 große, zum Theil mit Basaltpolygonen gepflasterte, oder wenigstens moladamisirte Heerstraßen führten aus den Thoren der Stadt den Provinzen zu. Sie strahlten aus von dem Nabel des Reichs, von der goldenen Meilensäule, welche Augustus am Fuße des Kapitols aufgerichtet hatte, und die gleichsam ein handgreiflicher, täglich und in der Nähe sichtbarer Beweis der centralen Position der Stadt war. Längs dieser Bahnen, Adern oder Nerven des Reiches marschirten die Armeen und puffirte der Handel durch den ganzen großen Reichskörper. Auch waren Postpferdereisende an ihnen aufgestellt, um Auriere und Befehle rasch von dem Centrum aus zu den Grenzen hinaus oder Botschaften zurück zu bringen. Auch auf dem Mittelmeere brachten die Römer von ihrer Stadt und von Italien aus Schiffahrten in Gang, deren schnelle Bewegung uns noch jetzt in Erstaunen setzt. Denn es wird versichert, daß ihre

Postschiffe die Fahrt von Osten zu den Säulen des Hercules unter günstigen Umständen in sieben Tagen, und die nach Alexandrien in Aegypten in neun oder zehn Tagen zurücklegten.

Zwei- oder dreihundert Jahre lang nach Vollendung dieses ganzen riesigen Aufbaues stand die Maschinerie dieses schön abgerundeten römischen Reichs-kolossiums aufrecht. Dann begann allmählich die Erlahmung jener „centralen Kraft“ und der Zerfall des großen immer mächtber werdenden Gebäudes. Wie das römische Reich sich von seinem Mittelpunkte am Tiber aus schrittweise, excentrisch in immer größeren Kreisen um sich greifend, gebildet hatte, so decentralisirte es sich auch wieder stückweise von den Grenzen her nach diesem Mittelpunkte zurück. Zuerst fielen die äußersten Stücke ab: Großbritannien im Nordwesten — die Länder jenseit des Rheins und der Donau (das Alemannenland und Dacien), wo auch nach einiger Zeit die römischen Legionen den Rhein und die Donau selbst aufgaben —; ebenso im fernem Osten den Sassaniden gegenüber die Gegenden am Tigris und Euphrat, wie auch im Westen und Süden durch die Gothen und Vandalen Spanien und Afrika.

So waren jene Jahrhunderte gekommen, in denen unzählbare Völkerscharen in grauser Barbarei sich über das römische Weltreich ergossen und wie verheerende Sturmfluten zerstörend über einander schlugen. Es waren die Jahrhunderte der großen Völkerwanderung.

Rom lag entnervt in dem Sündenschlamm seiner Schandthaten. Nach Chinesenart hatten die entarteten Weltbezwinger Wälle und Mauern dem Andrang der Barbaren entgegengesetzt. Aber die Völkerflut durchbrach diese Wälle, welche das Weltreich nicht mehr schützen konnten, nachdem es in seinen Legionen den schützenden Wall verloren. Die bleichen Schatten der alten eisernen Weltstürmer, jener Konuliden, die an den Brüsten der Wölfin erwuchsen: sie mußten im Hades erröthen, als illyrische Bauerntölpel mit Roms Kaiserpurpur sich schmückten, und die fragenhaften Römerkaiser mit goldgepuderten Perrücken und einem Kostüm einhergingen, das mehr afrikanischen Negerhäuptlingen ziemte, als den Cäsaren der ewigen Roma.

Die Tage der Vergeltung waren über Rom gekommen. Wie freischwende Raubvögel zogen fremde Völker einher als Werkzeuge der Rache. Das römische Weltreich ward zer schlagen, und wie große Schutthaufen lagen die Trümmer desselben weit über den Erdkreis zerstreut. Ganz Europa lag zertreten unter dem Hufschlag fernher trabender Barbaren, die ihre Kasse in den Steppen Asiens geweidet und in den Fluten des Borysthenes getränkt.

Die Hunnen unter Attila, Langobarden unter Alboin, Westgothen unter Alarich, Ostgothen unter Gunderich, Vandalen unter Genserich, Suevoen unter Hermannrich, Alemannen, Gepiden, Petschenegen, Heruler, Avaren, Chazaren, Bulgaren, das sind die großen Völkerwogen jener Menschenflut, die fast vier Jahrhunderte hindurch die schönsten Länder Europa's in grausenvoller Zerstörungswuth überschwemmten. Nicht allein Stillstand, sondern Rückschritt tritt ein, wie in allen Wissenschaften und allem Kulturleben überhaupt, so auch in der Geographie insbesondere.

Hiermit schließt der Zeitabschnitt des Alterthums, dem wir nur noch Einiges über die wissenschaftliche geographische Bearbeitung der Eroberungszüge, der Erforschungs- und Entdeckungsreisen hinzuzufügen haben.

Dem räumlichen Vordringen in die unbekanntten Länder ging die wissenschaftliche Bearbeitung der gemachten Erfahrung und die Erweiterung des geographischen Wissens zur Seite.

Vorzugsweise im Zeitalter der drei ersten Ptolemäer flossen an ihrem Hofe eine große Menge geographischer Nachrichten aus allen Enden der bekannten Erde zusammen. Diese geographischen Schätze der im Alterthume reichsten Bibliothek zu Alexandrien benutzte Eratosthenes, 270—190 v. Chr., zu einem ausführlichen Werke über den Umfang und die Lage der damals bekannten Länder der Erde, zu einem vollständigen System der Erdbeschreibung, das allen späteren Erdbeschreibern zum Vorbild gedient hat. In drei Büchern enthielt es die Geschichte der Geographie, die physische und mathematische, und endlich die politische Geographie. Eratosthenes' große Verdienste bestehen wesentlich darin, daß er seiner Darstellung astronomische Beobachtungen zu Grunde legte. Er lehrte, daß Himmel und Erde kugelförmig seien, sich um ein und dieselbe Achse drehen, und ein und denselben Mittelpunkt haben. Eratosthenes hat zwischen Alexandrien und Syene eine Gradmessung am Himmel ausgeführt. Der Aequator theilt nach ihm Himmel und Erde in zwei gleiche Hälften, die nördliche und die südliche. Alles bewohnte und bekannte Land nehme kaum den achten Theil der Erde ein, und liege auf der nördlichen Erdhälfte, weil im Süden die Hitze zu groß sei. Den Erdumfang berechnete Eratosthenes auf etwas über 6000 geographische Meilen. Durch den Breitenkreis von Rhodus theilte er das bewohnte Land in zwei gleiche Theile, in den nördlichen (Europa) — und in den südlichen (Asien und Afrika). Sehr bedeutend sind seine Bemerkungen über die gegliederte Form der Erdtheile, über die Strömungen der Meere, die einflüßigen Wasserbedeckungen von Ländern, welche noch Spuren des ehemaligen Meeresbodens zeigen, sowie endlich von dem Zusammenhang der Gebirge.

In dem Gedichte „Hermes“ legte Eratosthenes seine astronomischen und mathematisch-geographischen Ansichten nieder. Ein Bruchstück desselben, das über die Zonen handelt, lautet nach der Voss'schen Uebersetzung:

„Fünf auch wurden ihm Zonen umher im Kreise gedreht.
Zwei davon geschwärzter, als dunkle Bläue des Stahles;
Eine zur Wärme gedörrt und wie vom Feuer geröthet.
Diese kam in die Mitt' und loberte ganz durch den Umfang,
Angeprallt von den Flammen; denn g'rad auf jenen Bezirk her
Liegen gedrängt und glüh'n stets sommernde Sonnenstrahlen.
Aber die zwei seitwärts an die Pole sich schmiegenden Zonen
Sind stets schauernd vor Frost und stets vom Gewässer belajet.
Wasser doch nicht, nein, selber gehärtetes Eis von dem Himmel
Liegt im weiten Gefild und umher starret Alles von Kälte.
Drum sind dort Einöden, den Sterblichen unzugänglich.
Doch die andern beid' erstreden sich gegen einander,
Zwischen der Sonnenglut und dem schlackigen Regen des Eises,
Wohl gemäßiget beid' und der eleusinischen Ceres
Lebensgewächs anhäufend in Segnungen, diese bewohnen
Gegenjüßige Männer.“

Seine Karte von der bewohnten Erde war die beste Arbeit der damaligen Zeit. Sein kritischer Sinn verleitete ihn aber, Herodot's richtige Beschreibung des Kaspischen Meeres als eines Binnensees zu verwerfen, um dasselbe nordwärts ins Meer abfließen zu lassen.

Hipparch, der etwa um 150 v. Chr. lebte, erweiterte die mathematische Geographie des Eratosthenes, und seine astronomischen Beobachtungen fanden hohe Anerkennung. Er entwarf eine Sternkarte und verzeichnete darin die Sternbilder nicht nur genauer als seine Vorgänger, sondern bestimmte auch den Stand dieser Bilder nach Länge und Breite. Durch das Maß am Himmel war zugleich das Maß für die Erde gefunden.

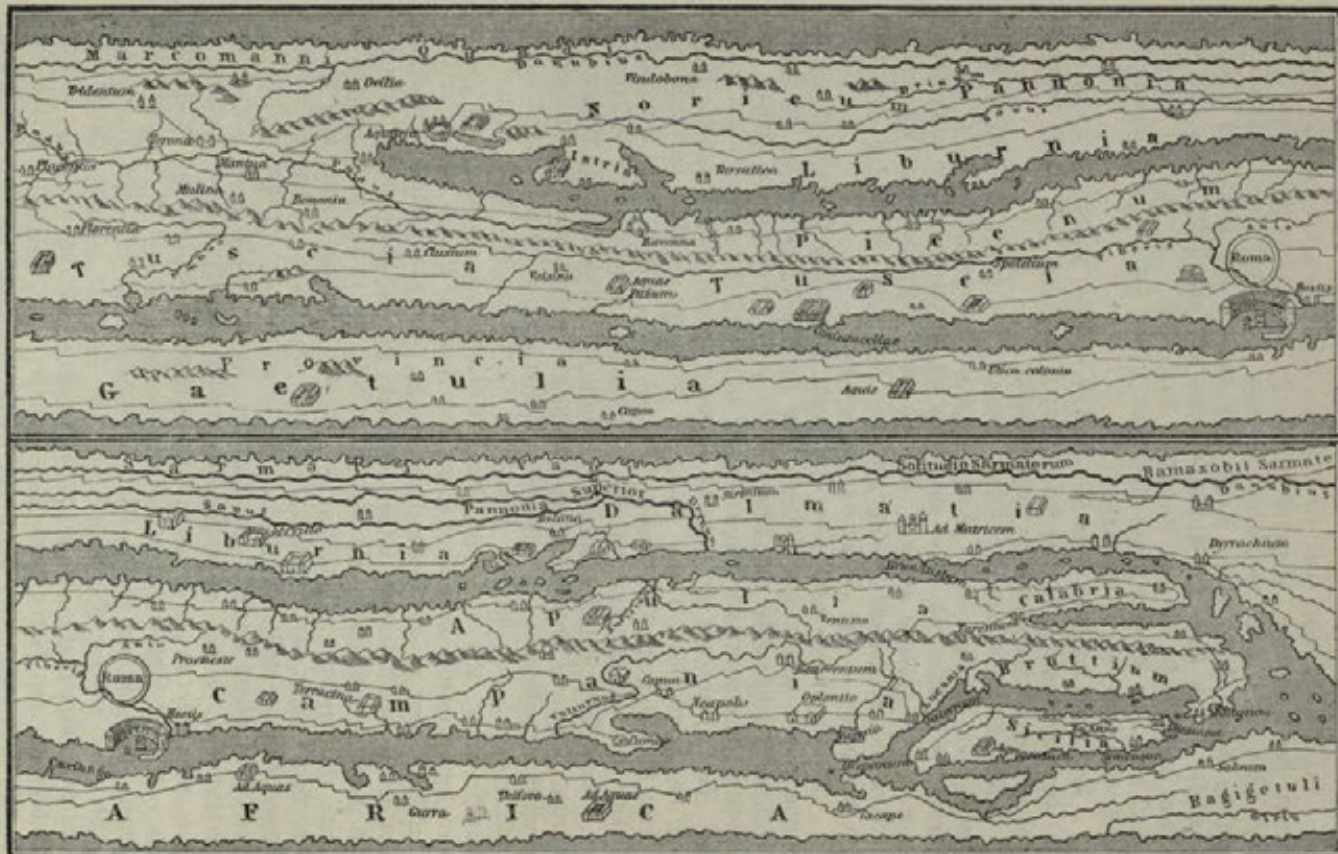
So war das Netz gelegt, welches die Erde nach Grad und Minute einteilt. Jeder Punkt auf der Erde konnte mathematisch fixirt werden. Mathematische Sicherheit trat an die Stelle der Vermuthung.

Polybius, ein Zeitgenosse Hipparch's, klagt über die grobe Unwissenheit der Römer in der Geographie, und machte, um seine allgemeine Geschichte schreiben zu können, größere Reisen. Auch er schrieb in griechischer Sprache, besuchte zum Studium der Züge Hannibal's Spanien, Gallien und die Alpen. Er bereiste den Pontus, Syrien und zur Regierungszeit des Ptolemäus Physkon auch Aegypten. Dann machte er, nach der Einnahme Karthago's auf Scipio's Befehl, eine Flottenfahrt nach Westen.

Außer der erwähnten Beschreibung Galliens durch Julius Cäsar sind aus dem ersten und zweiten Jahrhundert n. Chr. vorzugsweise drei geographische Werke zu nennen, die des Strabo, Tacitus und Ptolemäus.

Strabo, ein Zeitgenosse der Kaiser Augustus und Tiberius, hinterließ zwei Hauptwerke: „die Geschichten“, eine Fortsetzung des Polybius bis auf Kaiser Augustus, und „die Geographie“ in 17 Büchern. Das erste ist ganz verloren gegangen, das zweite besitzen wir, doch nicht ohne Lücken. Er bereiste viele Provinzen des römischen Reichs selbst, wie er sagt, von Armenien bis Etrurien und Massilien, und vom Schwarzen Meere bis Aethiopien. Er besuchte Aegypten im Gefolge des römischen Statthalters Gallus bis zur Grenze Aethiopiens, Nordafrika, Vorderasien, Griechenland, die Inseln des Mittelländischen Meeres, Italien. Er beschreibt also viele Länder nach eigener Ansicht und ist auf alles Merkwürdige aufmerksam; auch Lage, Umfang, Einteilung, Naturprodukte, Eigenthümlichkeiten und viele Naturverhältnisse notirt er. Ueberall zeigt er einen sehr gesunden und geübten Blick. Auch auf alle menschlichen und historischen Verhältnisse der Länder achtet er, zumal auf ihre Bewohner, Verfassung, Kolonien, Geschichte und Antiquitäten. Strabo stellte sehr richtig den Satz auf, daß der wissenschaftliche Geograph vorzüglich auf die natürliche Einteilung der Länder und die Verschiedenheiten der Völker zu sehen habe, weniger aber auf das, was Herrscher nach Laune oder auf kurze Zeit in der Politik bestimmten. Er solle das Dauernde und Bestehende angeben, und von dem, was vorher war, das Wichtigere. Darum sind Strabo's Werke gleich unentbehrlich für den Naturforscher, wie für Geographen und Geschichtsschreiber aller Zeiten.

Das zweite geographische oder eigentlich ethnographische Hauptwerk ist die Germania des Tacitus aus der Zeit um das Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. Tacitus schrieb nach eigener Anschauung, theils aber auch nach Berichten römischer Krieger und Germanen, die in Rom lebten. Leider ist die Germania nur ein kurzer Entwurf, der Vieles nur andeutet; aber dennoch sind die Bodenverhältnisse, Gebirge, Flüsse, Wälder u. s. w. vortrefflich geschildert, ebenso der Ackerbau, die Heerfahrten, das Gerichtsverfahren und die Sitten der einzelnen Stämme.



Ein Abschnitt der Peutingerischen Tafel.

Bei Tacitus finden wir die drastische Schilderung der deutschen Bärenhäuter, der Urteutonen. Sie erreichten im 20. Jahre über 2 m Höhe, waren halb nackt, mit langem, wallendem, blondem Haar, mit einem Thierfelle bekleidet, dessen Kopfende mit Rachen und Hörnern das Haupt des Trägers schmückt, in der Hand die Riesenteule oder den gewaltigen Speer, der den Bären niederstreckt und den Auerochsen durchbohrt. Tacitus hat als Geograph unter den Römern keinen Nachfolger gehabt, der andere Länder ähnlich beschrieben hätte, wie er Germanien.

Das Werk des Marinus von Tyrus ist leider verloren gegangen. Er soll die Länder und Orte nach festen Graden der Länge und Breite bestimmt und eine seltene Wahrheitsliebe besessen haben.

Was Marinus nur als Skizze entwarf, das führte Claudius Ptolemäus von Pelusium in der Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. als vollständigeres Gemälde aus. Von ihm haben sich vorzugsweise zwei große Werke in griechischer Sprache erhalten, das eine über Mathematik und Astronomie, welches von den Arabern übersetzt und unter dem Titel „Almagest“ sehr hoch gehalten wurde — das andere eine Geographie.

Dieselbe ist eine vollständige, gedrängte, systematische Erdbeschreibung mit astronomischer Angabe der Positionen der wichtigsten Orte. Groß als Musikgelehrter, Mathematiker und Astronom, ist er als Geograph am größten. Er wandte Trigonometrie und Astronomie auf die Projektionen geographischer Karten an. Der Nutzen seiner Arbeit wurde anerkannt, obwol seine Geographie eigentlich nur tabellarischer, steriler Natur ist. Er theilt die Erde wie seine Vorgänger in drei große Ländermassen: Europa, Asien, Afrika; seine Länderkunde umfaßt den weitesten Horizont der geographischen Kenntnisse des Alterthums.

Sein Werk ist noch vollständig erhalten und besteht aus acht Büchern mit Karten, denen ein astronomisch-mathematisches Gradnetz nach stereographischer Projektion zu Grunde liegt, und deren Anfertigung er lehrte. Die Meridiane zieht er von 5 zu 5 Graden, während er die Breitengrade zwar parallel mit dem Aequator, aber in unregelmäßigen Abständen von einander durch Hauptorte legt. Zudem vergrößert er noch sehr stark die Längen, indem er z. B. das Mittelmeer um 20 Grade länger macht, als seine wirkliche Ausdehnung beträgt, so daß Kolumbus, welcher besonders auf Ptolemäischen Studien fußte, den Westweg nach Indien für viel kürzer hielt, als er sich in Wirklichkeit erwies. Gleichzeitig aber dehnt er den schmalen Nordrand weiter nach Norden und Afrika weiter als seine Vorgänger nach Süden aus. Schweden und Norwegen kennt er nicht. Obgleich er die Serer erwähnt, so hat er doch von dem Osten Asiens eine sehr unvollkommene Kunde, indem er die Küste dieses Erdtheils vom Ganges an im Süden mit Afrika verband, eine Vorstellung, die ihre zähen Wurzeln in der ganzen vorausgehenden geographischen Wissenschaft hat. An der Ostküste Afrikas reicht sein Auge bis zum 10. Grade südlicher Breite, noch nicht bis Madagaskar, während die Westküste ihm so unbekannt bleibt, wie sie seinen Vorgängern gewesen. Dagegen gewinnen Iberien, Gallien und Albion durch ihn eine richtigere Gestalt, nur daß er letztere in seiner Ausdehnung von Norden nach Süden zu kurz faßt. Ivernia (Irland) stellt er nicht mehr, wie Eratosthenes und Strabo, nördlich, sondern westlich von Albion, wenn auch mit diesem in gleicher Ausdehnung von dem Süden nach

dem Norden, dessen äußerstes Land bei ihm wieder Thule, vielleicht eine iberländische Insel, ist. Die deutsche Nordküste bis zum Albis stellt er richtiger als Plinius und Tacitus dar, aber Scandinavien liegt für ihn noch in der Dunkelheit, wogegen ihm die südliche Küste der Ostsee, die er nicht als einen Meerbusen kennt, ziemlich richtig vor Augen steht. Obgleich er die Wolga in einiger Ausdehnung verfolgt, so bleibt ihm doch das eigentliche Wesen jener Länder verschlossen; aber er stellt die richtige Ansicht wieder her, daß das Kaspische Meer kein Busen, sondern, wie schon Aristoteles und Herodot wußten, ein Binnensee sei, obgleich er dessen Hauptachse in die west-östliche Richtung fallen läßt. Auch ihm ist es nicht zweifelhaft, daß man auf dem Seewege um Afrika herum nach Indien gelangen könne. Die 27 Karten, welche sich bei den besten Handschriften seines Buches befanden, rühren höchst wahrscheinlich nicht von ihm, sondern von Agathodaimon her.

Was endlich das astronomische System des Ptolemäus, seine Lehre von der Bewegung der Himmelskörper betrifft, so hält er die Erde für eine Kugel, deren Umfang 180,000 Stadien = 360 Grad zu 500 Stadien = 4480 deutsche Meilen ist. Die Länge der bewohnten Erde beschränkt er auf 72,000, die Breite auf 40,000 Stadien. — Die Erde steht in der Mitte des Alls unbeweglich fest, und um sie bewegen sich alle die Weltkörper, deren jeder einen Himmel hat: Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter und Saturn. Auf diese folgen die Fixsterne, das ganze zahllose Heer der übrigen Himmelskörper. Alle beschreiben in täglicher Umwälzung oder in einem Zeitraum von 24 Stunden in der Richtung von Osten nach Westen Kreise um den Mittelpunkt der ganzen Schöpfung, d. h. um die Erde!

Bei allen Mängeln und Irrthümern ist Ptolemäus derjenige Geograph des Alterthums, welcher das weiteste Ländergebiet in wissenschaftlichem Zusammenhang dargestellt hat. Seine Ansichten blieben dreizehn Jahrhunderte herrschend, bis auf Kopernikus herab. Und wie er der Schlussstein und die Giebelverzierung des geographischen Lehrgebäudes des Alterthums ward, so ist er auch das Fundament geworden, auf dem die Wissenschaft in den folgenden Jahrhunderten weiterbaute.

Endlich sei noch eines eigenartigen Ueberrestes der römischen Erdkunde erwähnt, der Itinerarien, der Verzeichnisse von Marsch- und Reiserouten, die aus bloßem Text, „Annotata“, oder in Karten, „Picta“, bestanden. Zu letzteren zählte die Peutingerische Karte, welche dem Augsburgerischen Patrizier Konrad Peutinger gehörte, 1753 in Kupfer gestochen und veröffentlicht worden ist. Die Zeit ihrer Entstehung ist ungewiß; einzelne Theile (Portugal, Spanien und der westliche Theil von Afrika) sind verloren gegangen. Dagegen aber sind die äußersten Grenzen von Hinterasien, so weit hier die Kenntniß der Römer reichte, das Land der Seren, die Mündung des Ganges und die Insel Ceylon nach ihrer damals geglaubten Ausdehnung von Osten nach Westen auf der Karte zu sehen, und selbst mitten durch Indien sind Reiserwege verzeichnet. Alle auf der Karte dargestellten Länder sind aber keinesweges nach ihrer richtigen Lage, ihren Grenzen und nach ihrer wirklichen Ausdehnung verzeichnet, sondern ohne Rücksicht auf ihre Gestalt und die von anderen Geographen gefundenen Grade der Breite und Länge willkürlich von Westen nach Osten in

verzerrter Weise neben einander gesetzt. Außer den Wegerouten sind auch noch die großen Gebirge, die vornehmsten Flüsse, einzelne Seen, die Meeresküste, die Namen der großen Provinzen und der Hauptvölker angegeben.

Mit Hilfe dieser Peutinger'schen Tafel konnte man die römische Heerstraße von Verona durch Tirol bis Augsburg verfolgen, und eine große Anzahl von geographischen und antiquarischen Nachsuchungen veranlassen, die für die Kenntniß des germanischen Alterthums von hoher Wichtigkeit sind.

Neben den Itinerarien ist in gewissem Sinne noch das erste Allgemeine geographische Lexikon des Stephanus von Byzanz (um 500 n. Chr.) und das geographische Compendium des Guido von Ravenna aus dem späteren neunten Jahrhundert erwähnenswerth.

Ueberschauen wir schließlich die Lehren des Alterthums von Vertheilung des Trocknen und Flüssigen auf der Erdoberfläche, so waren es im Großen und Ganzen zwei, die einander gegenüberstanden:

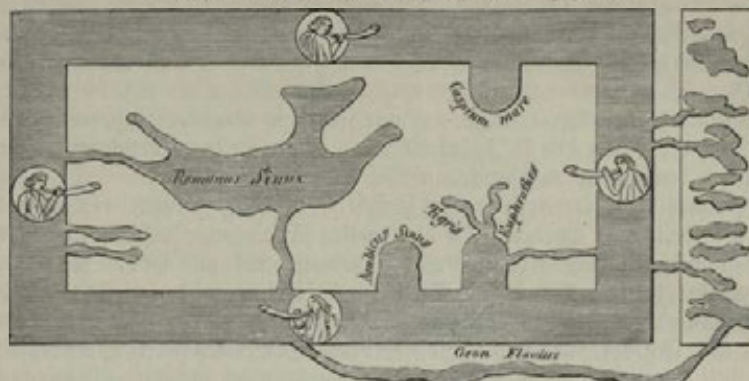
1) Die sogenannte Homerische Schule, zu der Eratosthenes und Strabo zählten, betrachtete die drei Festlande der alten Welt als eine zusammenhängende Insel, die vom Weltmeer umflossen werde. Da man noch bis zum Beginn unserer Zeitrechnung vermuthete, daß ein wenig östlich vom Ganges das Meer den Osten Asiens begrenze, und die Weltinsel im nördlichen Viertel der Erde von Osten nach Westen nur neun astronomische Stunden (135°) sich entwickle, so vermuthete Strabo, es möchte sich wol noch eine andere oder auch mehrere Weltinseln auf anderen Räumen unseres Planeten, vielleicht sogar auf der nördlichen Halbkugel, finden. Wenn es sich so verhielte, äußerte er, dann würde man vermuthlich auf jener unbekanntem Weltinsel andere Geschöpfe antreffen, als auf der Weltinsel der Menschen. Raub hinzufügen müssen wir aber, daß der Entdecker Amerika's diese Ahnung des Geographen von Amasia nicht gekannt hat, und wenn er sie gekannt hätte, sie ihm nicht behagt haben würde. Er bekannte sich zu der

2) Ansicht, welche die Gegner der Homerischen Schule, zu denen, vielleicht mit Unrecht, Aristoteles und Hipparch gezählt werden, jedenfalls Marinus und Ptolemäus vertraten. Diese wollten kein allumgrenzendes Weltmeer anerkennen, sondern dachten sich die indischen und atlantischen Ozeane, gleich unserem Mittelmeer, von Land eingeschlossen und die Wasserbedeckung der Erde zwischen dem äußersten Westen und äußersten Osten des Bewohnbaren so eng, daß eine westliche Ueberfahrt nach dem Morgenlande ungewöhnlich erleichtert schien.

So haben selbst die Irrthümer großer Männer zur beschleunigten Entfaltung der Wahrheit führen müssen.

Drittes Buch.

Das Mittelalter.



Erdbarte nach Rodmas Indicoportus.

I.

Verfall des geographischen Wissens.

Neuer Geist der Kirche. Reaction und Zelotismus der Orthodoxie gegen alle Wissenschaft. Ketzthum und Skolas. Die biblische Stiftshütte ein Vorbild des Weltalls. Die Erde ein ängstliches Stered. Waldartenbild. Panathismus gegen bessere Erkenntnisse. St. Brandanus. Ausbreitung des Christenthums in Europa. Acta Sanctorum.



Der Anfang des Mittelalters ist für unsere Darstellung leichter zu bestimmen, als das Ende. Während die Einen das letztere mit dem Beginn des Zeitalters der Entdeckungen unter Prinz Heinrich dem Seefahrer, Andere mit Columbus, Dritte mit Magelhaens Erdumseglung abschließen, stimmen Alle darin überein, daß der Anfang in der Zeit der Völkerwanderung beginnt. Und hierzu kommt noch ein zweites fast gleichzeitiges Ereigniß, nämlich die erste Ausbreitung des Christenthums. Wie die wilden Horden der Völkerwanderung das römische Reich, so vernichteten die frommen Lehrer des Christenthums alle bisher mühsam gewonnenen geographischen Kenntnisse.

Die Himmelslehre war zu den Erdenkindern herabgestiegen, als der römische Despotismus jede geistige Erhebung niedergedrückt hatte. Das Christenthum lehrte demüthige Ergebung hienieden und Geringschätzung des Irdischen; es hob und leitete, tröstend für harte Drangsal, alle Hoffnung auf eine andere bessere Welt. Dem bedrückten Gemüthe dünkte Glauben besser als Wissen, Gebet erspriesslicher als Forschung. Bei solcher Trübung des Geistes, solcher Unklarheit der Denkkraft gingen alsbald alle mühsam erworbenen geographischen Erkenntnisse verloren.

Die Grundlage der Erdkunde wurden die heiligen Schriften des alten und neuen Bundes, das geoffenbarte Wort ward der Schlüssel aller geographischen Erkenntniß.

Vom Anfang des christlichen Mittelalters bis zur letzten Zeit der Kreuzzüge war die Vorstellung von der Erde in erster Linie von streng kirchlichen Lehren bedingt, und nur innerhalb des Rahmens derselben gewährte man in

zweiter Linie Raum für wenige kirchlich sanktionirte Ueberreste, welche von den Kenntnissen des Alterthums geblieben waren, sowie für dasjenige, was man aus dem Bereich neuerer Erkundigungen in phantasiervoller Weise unterzubringen erlaubte. Die Entdeckungsgeschichte und die Entwicklung des Weltbildes gingen daher Anfangs gesonderte Wege, um erst später in einander einzugreifen. So hörte von der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. an der Fortschritt auf, und wir sehen den Verfall mit beschleunigten Schritten eintreten.

Zimmer mehr kamen die alten Originale in Vergessenheit, und die populären Bearbeitungen wurden selbst die Quellen für diejenige Information, welche man in weiteren Uebearbeitungen beizubehalten für gut fand. Man suchte sich aus der heiligen Schrift die Stellen aus, welche auf die Gestalt der Erde und die Anordnung der Länder Bezug hatten, und brandmarkte die Lehren der klassischen Schriftsteller, soweit sie damit nicht übereinzustimmen schienen, als lehrerisch.

Mit zehelotischem Eifer verwarfen die Kirchenväter die Weltanschauung des Ptolemäus und erklärten derlei Studien für eitel und unnützlich. Eusebius, der gelehrte Bischof von Caesarea um die Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr., sagt: „Nicht aus Unkenntnis, sondern aus Verachtung unnützlichcr Arbeiten dächten die Christen so klein von derlei Studien, da sie ihren Geist heilvollerem und höherem zuwendeten.“ — Hundert Jahre später nennt Basilius alles heidnische Wissen eine Thorheit. In Betreff der Vorstellungen von der Erde sei es gleichgültig, ob sie die Gestalt einer Kugel, Fläche, eines Cylinders oder einer Nusse habe. Derlei müßiges Treiben dürfe den Christen nicht kümmern. In gleicher Weise eiferte auch der heilige Chrysostomus; Firmianus Lactantius höhnte in humoristischem Sarkasmus die albernen Menschen, welche Dinge ergründen wollten, welche keiner jemals ergründen könne. Er wiederholte die Einwürfe und Spitzfindigkeiten, deren sich schon die Epikuräer zur Bekämpfung der Lehre von der Kugelgestalt der Erde bedient hatten. An Antipoden könne kein vernünftiger Mensch glauben. Wie sollten auch Menschen wie Käfer an den Wänden, oder wie Fliegen an der Decke mit den Köpfen unterwärts umherlaufen oder Schnee und Regen aufwärts fallen. Severianus, Bischof von Gabala, sagt, der Himmel könne keine Kugelgestalt haben, da Hesekiel gesprochen habe: „Gott machte den Himmel wie ein Gewölbe“; — der heilige Athanasius erkannte sogar in der mosaïschen Stiftshütte das Geheimniß des ganzen Weltenbaues.

So trat an die Stelle heidnischer, „satanischer“ Wissenschaft der blöde Aberglaube der Mönche, und nicht mit Unrecht wurde gesagt: die Kirchenväter seien die Apostel der Unwissenheit.

Was sich unter solchen Verhältnissen damals noch aus dem Alterthum forterhielt, waren wesentlich Länderbeschreibungen, Verzeichnisse von Städtenamen, und besonders Fabeln, die gern wiederholt wurden. Je mehr diese Kompilationen zu neuer Darstellung dienten, desto mehr wurden sie verflacht. Was in den alten Werken Wissenschaftliches enthalten war, das war längst vergessen, als wenn man es nie gekannt hätte. Denn die ganze Anschauungsweise hatte sich geändert.

In welchem Maße die Lehre der Kirche damals das ganze Denken und geographische Wissen beherrschte, ist am deutlichsten aus zwei Werken zu sehen: aus dem des Aethikus und dem des Kosmas.

Aethikus war ein reicher Kaufmann und reisender Gelehrter. Er lebte fünf Jahre in Griechenland, bereiste Vorderasien, Armenien und Indien, besuchte Ceylon, Nordafrika, Spanien, Irland, Britannien, die Hebriden, Schetlandsinseln und die Nordküsten Deutschlands bis zur Ostsee. Sein Werk, in griechischer Sprache, ist verloren gegangen; es sind nur Bruchstücke davon in der lateinischen Uebersetzung vorhanden, die der heilige Hieronymus um das Jahr 400 gemacht haben soll, obwol in derselben Schriftsteller genannt werden, die erst 100 Jahre später gelebt haben. Aethikus berichtete, was er selbst gesehen und erfahren hatte.

Im ersten Buche gab er eine allgemeine Weltbeschreibung vom damaligen christlichen Standpunkte, vom Ursprung der Welt, von den sieben Himmeln und der Hölle, von Engeln und Teufeln, von Sonne, Mond und Sternen, von den Himmelsthoren und Weltenden und vielen frommen Phantasiegedingen. Aber die folgenden Bücher, welche die Schilderung der bereisten Länder und der im Alten Testamente nicht erwähnten Völker enthielten, boten doch Neues, namentlich über den an Wichtigkeit täglich zunehmenden Norden, besonders die baltischen Gestade. Doch umgiebt er die Welt im Norden mit einem hohen Gebirge und schildert das Paradies im Osten als unnahbar wegen der starken Sonnenhitze. Er ist es auch, der zuerst die Türken nennt und die Franken von Troja abstammen läßt. Ueber die Heldenthaten Alexander's des Großen berichtet er mit Vorliebe, namentlich über dessen Kämpfe mit den Völkern Gog und Magog, dem berühmten Popanz des Mittelalters, und ward eben deswegen gern gelesen. —

Auch Kosmas mit dem Beinamen Indicopleustes (der Indiensfahrer, weil er in Indien gewesen), hatte, ehe er Mönch geworden und sich in das Klosterleben zurückzog, ebenfalls als Kaufmann während des ersten Viertels des 6. Jahrhunderts umfassende Seereisen bis an die Küsten von Persien und Indien gemacht und überall gute Nachrichten eingelesen.

In der Einsamkeit des Klosters schrieb er „im Namen und in Eingebung der heiligen Dreieinigkeit“ seine „christliche Topographie“, eine Beschreibung der ganzen Erde, die zwar einzelnes Gute, dabei aber auch die wunderlichsten Vorstellungen enthält.

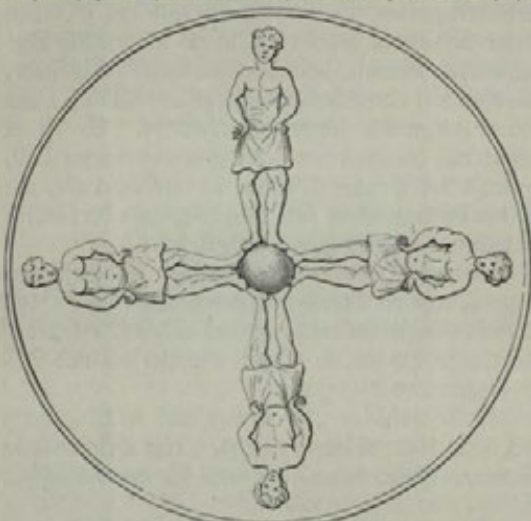
Das äußerste Land unserer Erde nach Osten hin nennt Kosmas Tziniza; er meint offenbar China, welches also hier zum ersten Male vorkommt. Es wird auf der Ostseite vom Ocean bespült, und bis dahin ziehen die Handelsleute auf einem sehr weiten und beschwerlichen Wege. Es ist gerade so weit von der Insel Selediva (Ceylon) entfernt, als diese vom Perischen Golfe.

Die Insel Selediva, welche deshalb als der Mittelpunkt des Handels betrachtet wird, ist 180 Meilen lang und eben so breit. Zwei mit einander in Feindschaft lebende Fürsten theilen sich in ihren Besitz und ziehen großen Gewinn aus dem bedeutenden Verkehr. Jeder Handelsmann muß sich sogleich bei seiner Ankunft dem Fürsten des Gebietes, wo er landet, vorstellen und über die Geschäfte, die er zu machen beabsichtigt, genaue Rechenschaft geben; auch muß er stets neugeprägtes Geld mitbringen. In der Nähe von Selediva liegen viele kleine Inseln (die Malediven), auf denen man süßes Wasser und viele Kokosnüsse findet.

Die ganze Westküste Vorderindiens von Sind bis zum südlichen Theile, welcher Male heißt und wo der Pfeffer wächst, wird von fünf Königen beherrscht

und zählt viele reiche Handelsstädte. An dem nördlicheren Laufe des Sind wohnen die weißen Hunnen, welche unter ihrem Könige Gollas mit 2000 Elefanten und großen Reiterſcharen einen beträchtlichen Theil Indiens unterjocht haben. Einſt belagerten ſie eine feſte, mit Waſſergräben umgebene Stadt; ſie blieben ſo lange davor liegen, biß ſie das Waſſer ausgetrunken hatten, und wagten dann mit Erfolg den Sturm. Die ſüdlichen Gegenden an und um Sind aber ſtehen noch unter einem einheimiſchen Fürſten, der 500 Elefanten hält.

Koſmas ſchildert auch einige der merkwürdigſten äthiopiſchen und indiſchen Thiere und Bäume. Am meiſten fiel ihm das Naſhorn auf. Es führt dieſen Namen, ſagt er, weil es Hörner auf der Naſe hat, die beweglich ſind und wenn es herumgeht, hin und her ſchwanken; wird es aber zornig, ſo ſtellen ſie ſich ſo feſt und ſteif, daß es damit Bäume zu entwurzeln vermag. Seine Augen ſtehen ſehr tief an den Nieſern und ſein Blick iſt fürchterlich. Die größte Feind-



Beweis des Hieronymus Coelantius gegen die Kugelgeſtalt der Erde. (S. S. 129.)

ſchaft zeigt es gegen den Elefanten, dem es, was die Füße und die Haut betrifft, gleicht. Seine Haut iſt vier Finger dick, und an vielen Orten gebraucht man ausgetrocknete Stücke derſelben als Pflugſcharen. Koſmas ſah das Thier, welches bei den Aethiopiern Aru oder Harifi heißt, einmal in Aethiopien lebendig in der Ferne, auch ein ausgeſtopftes Exemplar in dem königlichen Palaſte. — Ein ſehr nützliches Thier iſt der Hirschochſe, welcher in Indien in zahmem Zuſtande lebt und hauptſächlich zum Tragen der Pfefferſäcke gebraucht wird;

aus der Milch dieſes Thieres verfertigt man gute Butter und ſein Fleiſch iſt ſehr ſchmackhaft. In Aethiopien findet man es nur wild und hat es noch nicht zur Arbeit abzurichten vermocht. — Der Kamelopardel (die Giraffe) iſt nur in Aethiopien einheimiſch und läßt ſich ebenfalls nicht zahmen. Das Fleiſch des Biſamthiers, welches bei den Eingeborenen Kaſturi heißt, iſt ungenießbar und wird weggeworfen, das Blut aber ſammelt ſich und gerinnt im Nabel, welchen man ſorgfältig abſchneidet. Es kommt unter dem Namen Moſchus in den Handel und wird ſeines Wohlgeruchs wegen in allen Ländern geſucht und gut bezahlt.

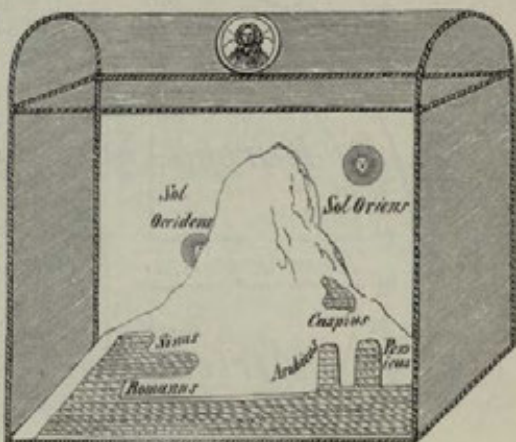
Weder das Einhorn, noch das Flußpferd ſah Koſmas lebendig; nicht ſelten fand er aber in Aegypten und Aethiopien die Zähne des letzteren im Handel. Seehunde, Delphine und Schildkröten beſchreibt er nicht näher; nicht übergehen aber wollen wir ſeine Bemerkung, daß dieſelben von ihm wie von den anderen Kaufleuten, welche die Reiſe nach Indien machten, häufig verpeißt wurden. Das Fleiſch der Schildkröte fand er, obgleich es ſchwärzlich

aussah, so wohlschmeckend wie Schafffleisch. Dem Schweinefleisch ähnlich schmeckte ihm das Delphin- und Seehundfleisch, nur war das erstere schwärzlich und ranzig, das letztere aber weiß und ohne unangenehmen Geruch. —

Von den Pflanzen Indiens nennt er den Pfeffer und die Kokospalme. Die Pfefferpflanze ist sehr dünn, schwach und schlingt sich an anderen Bäumen hinauf. Die einzelnen Beeren haben eine aus zwei Blättern bestehende grüne Hülle. — Die Kokospalme wächst wild und unterscheidet sich von den anderen Palmen nur durch bedeutendere Höhe und Dicke und durch stärkere Aeste. Die Frucht hat einen angenehmen Geschmack, wie zarte Nüsse. So lange sie frisch ist, enthält sie einen äußerst süßen Saft, der den Indern statt des Weines dient und in der Landessprache Nonchosura (Suri) heißt. Ist sie aber einige Zeit gebrochen, so wird ihre Schale hornartig und der darin befindliche Saft verhärtet; läßt man sie zu lange liegen, so wird sie ranzig und taugt nicht mehr zur Speise.

So dankenswerth diese einzelnen Beobachtungen und Mittheilungen sind, so wunderlich ist die kosmographische Darstellung des Kosmas, seine Beschreibung der Gestalt der Erde und des Weltgebäudes.

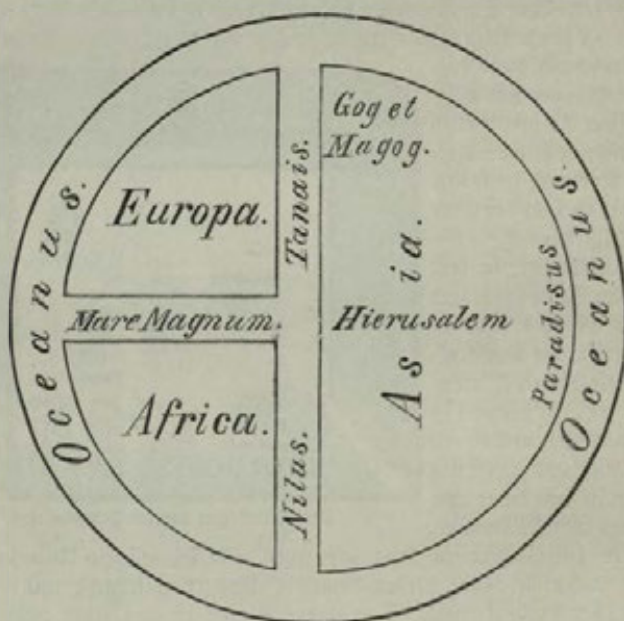
In der Stiftshütte, in dem Tabernakel der Israeliten, und in der Arche Noah's fand er die Modelle für die Konstruktion des Weltgebäudes. Daher machte er es vieredig wie das Tabernakel; und da für dieses eine Länge von zwei Ellen und eine Breite von einer Elle vorgeschrieben war, so fand er,



Das Weltall nach Kosmas Indico-pleustes.

daß die Erde 400 Tagereisen lang und 200 breit sei. Diese Unterlage ist zu einem Berg aufgeschwollen, hinter dem die Sonne untergeht und bei ihrem Aufgang wieder hervorkommt. Das ganze Viereck ist von einer hohen Mauer umschlossen, welche sich oben bogenförmig wölbt und dem Ganzen das Aussehen eines Glaskastens giebt. Wo die Wölbung der Mauer beginnt, ist das Firmament gleich einem Teppiche ausgespannt und trennt den Himmel, wo Gott und die Seligen wohnen, von der Erde. Unter dem Firmamente bewegen sich Sonne, Mond und Sterne; aber nicht rings um die Erde, dies wäre schon der Mauer wegen unmöglich, sondern um einen am nördlichen Ende derselben befindlichen sehr hohen, unten breiten und oben spitz zulaufenden Berg. Steht die Sonne vor diesem, so haben wir Tag, und so lange sie sich hinter demselben bewegt, haben wir Nacht. Im Sommer läuft sie um die Spitze des Berges und die Nächte sind kurz, denn sie kann nicht lange hinter dem schmalen Berggipfel verborgen bleiben; im Winter sinkt sie immer tiefer nach dem breiteren Fuße herab und die Nächte müssen länger werden. Kommt der Berg zwischen den Mond und die Sonne, so entstehen Mondfinsternisse, und auf ähnliche Weise erklärte Kosmas alle Erscheinungen am Himmel.

Die Erde und der Himmel ruhen auf nichts, sondern werden durch die sich aufwiegenden und durch die Mauer unauslösllich zusammengeknüpften Kräfte der schweren, nach der Tiefe strebenden Körper und des nach der Höhe steigenden Feuers im Gleichgewicht gehalten, so daß alles in unverrückter Ordnung bleibt. Um die ganze Erde strömt der Ozean und drängt sich durch vier Einschnitte, das Mittelländische und das Kaspijsche Meer, durch den Arabischen und Persischen Busen in das Festland. Um den ganzen Ozean zieht sich ein noch größeres zusammenhängendes Land, das die Menschen nicht mehr erreichen können, obgleich sie einst auf demselben wohnten. Auf der Ostseite desselben lag das Paradies, und noch jetzt strömen die vier großen Flüsse, welche es bewässerten, von dorthier durch unterirdische Kanäle nach unserer Erde herüber.



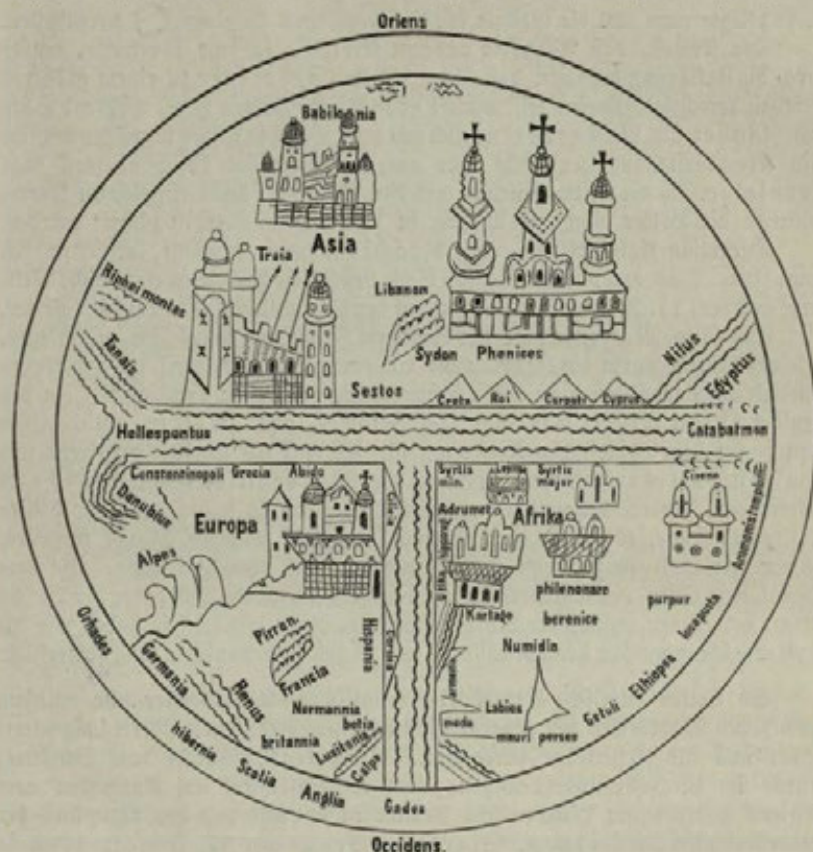
Die einfachste Weltkarte des frühen Mittelalters.

Als Adam aus dem Paradiese vertrieben wurde, blieb er mit seiner Nachkommenschaft am Ufer des Ozeans, bis die Sintflut Noah mit der Arche nach den jetzigen Wohnsitzen der Menschen brachte. —

So waren die Anschauungen des vielgereisten Indiensfahrers Kosmas. Und doch ist kaum jemals ein größeres Maß sittlicher Entrüstung zu Tage gefördert worden, als Kosmas gegen diejenigen schleudert, welche anders glauben konnten. „Gottes Offenbarung“, eifert er, „muß man mehr glauben, als den Gedanken und Lehren der Menschen. Deshalb muß der Christ die geometrischen Methoden der Thoren und Lügenschmiede fahren lassen. Zu denen, welche Christen sein wollen und doch, Gottes Wort gering schätzend, die Erde für eine Kugel halten, zu denen wird Gott am Tage des Gerichts nach dem Apostel Matthäus sagen: „Ich kenne euch nicht; weg von mir, die ihr Unrecht treibt.“

„Die Welttafel des Kosmas“, sagt Humboldt, „setzte durch ihre wahrhaft barbarische Einfachheit in Erstaunen. Im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung angefertigt, bietet sie kaum ein Bild der ersten geographischen Ideen der Griechen dar.“ —

Die Lehre von der viereckigen Gestalt der Erde fand jedoch wenig Anhänger. Daher wurde auch diese bildliche Darstellung verhältnißmäßig wenig angewandt, und man kam mit Vorliebe auf das kreisförmige Bild zurück.





Rochden-Erdkarte aus dem 11. Jahrhundert.

Die Christenheit eignete sich das runde Erdbild um so lieber an, als diejenigen Stellen der Bibel, in denen von einem Erdkreis die Rede ist, an Zahl diejenigen überwiegen, in denen von den vier Ecken der Erde gesprochen wird. Man verließ daher zunächst diese Gestalt und nahm den Vollkreis an. In das Centrum desselben setzte man Jerusalem, ebenfalls nach den Worten der Schrift.

Nach diesen Grundsätzen sind die ältesten sogenannten Kadkarten gezeichnet, welche wir besitzen. Ein Kreis begrenzt das Festland, das rings vom Dzean umflossen ist; ein breiter Wasserstreifen trennt das feste Land in zwei gleiche Theile, und eine dieser Hälften ist durch einen andern Streifen von derselben

Breite in zwei Viertel getheilt. Die beiden Viertel stellen Europa und Afrika, die ungetheilte Hälfte aber Asien vor. Der Streif zwischen den ersteren beiden Kontinenten bezeichnet das Mittelmeer, der lange, welcher beide von Asien trennt, in einer Hälfte den Nil, in der anderen den Tanais. Da der äußere

Ozean einem  gleicht, die beiden inneren Wasserstreifen

T, so pflegte man wol die Gestalt der Erde als ein T in einem  darzustellen.

Der Anstoß, daß Asien die anderen Erdtheile so sehr übertreffe, wurde durch die Erklärung beseitigt, daß Sem als Erstgeborener zu einem größeren Erbtheil berechtigt gewesen sei, welches er in Asien erhalten habe, während Ham und Japhet als Nachgeborene sich mit zwei Vierteln hätten begnügen müssen. Die Kreisdarstellung der Erde war auch deswegen die üblichste, weil man Jerusalem in die Mitte desselben als den Nabel der Welt einzeichnen konnte, während die Völker Gog und Magog in den höchsten Norden plazirt wurden.

Derartige Kartenbilder, auch Noachidenkarten genannt, erhielten sich lange Zeit. Das auf vorhergehender Seite befindliche Bild zeigt eine solche Weltkarte aus dem 11. Jahrhundert, die sich auf der Stadtbibliothek in Leipzig befindet.

Erst Fra Mauro wagte das Centrum östlich von Jerusalem zu verlegen, welches dasselbe durch ein Jahrtausend eingenommen hatte, weil die zahlreichen Entdeckungen im Osten nicht mehr Raum genug für Asien gewährten. In den fernsten Orient verlegte man auch das Paradies, ohne zu ahnen, welche Ehre man damit dem Chinesischen Reiche anthat. Es galt als wirklich existirend und man reiste, um es aufzusuchen. Einige, wie Mandeville, beschrieben es nach Hörensagen, Andere behaupteten es wirklich gesehen zu haben, und der heilige Isidorus sagte, es sei bis zum Himmel mit einer feurigen Mauer umgeben. Fügen wir noch hinzu, daß in der späteren Zeit dem Paradiese, also dem Orient, dem Osten, der Ehrenplatz nach oben gegeben wurde, und daher der Westen unten, der Süden rechts, der Norden links gezeichnet wurden, so haben wir die verzerrte Grundgestalt des Weltbildes, wie es sich Jahrhunderte lang forterhielt.

So hatten zelotische Orthodoxie, fanatischer Glaubenseifer alle mühsam errungenen Wahrheiten der geographischen Wissenschaft Jahrhunderte lang unterdrückt und als Ketzerlehre verdammt. Virgilius, Bischof von Salzburg, wurde im 8. Jahrhundert wegen seines Ketzerglaubens an Antipoden vom heiligen Vater seiner Würden und Aemter entsetzt und mit dem Bannfluch der gnadenreichsten Kirche belegt, Giordano Bruno am 17. Februar 1600 in Rom auf dem Scheiterhaufen verbrannt, und noch später hatten die verdienstvollsten Gelehrten, z. B. Galilei, die heftigsten Anfeindungen zu erdulden.

Und in solchem Geiste war auch die im Mittelalter sehr verbreitete märchenhafte Entdeckungsreise des heiligen Brandan. In Kürze war dieselbe wie folgt:

In Irland lebte gegen Ende des 6. Jahrhunderts der heilige Brandanus, dessen Fest die Kirche am 16. Mai feiert. Eines Tages erzählte ihm der Bruder Barintus von seiner wunderbaren Schiffahrt nach dem „Lande der Verheißung“, welches Gott seinen Heiligen aufbewahrt und das sicherlich das Paradies gewesen, denn die Kleider der Schiffer bewahrten noch bis zum vierzigsten Tage nach der Abfahrt einen wunderbaren Wohlgeruch. Von dieser Erzählung

begeistert, bestieg der heilige Abt mit einigen Gefährten ein Fahrzeug und schiffte, wie die Urkunde sich ausdrückt, „gegen die Sommer Sonnenwende“. Eine Windstille überraschte sie im Meer, und die Begleiter sagten. Aber der Heilige befahl, die Ruder einzuziehen, damit es Gott überlassen bleibe, was er über seine Knechte verhängen wolle. So hielt es überhaupt auf der ganzen Fahrt der gottesfürchtige Admiral, und immer wurde auch sein frommes Vertrauen im rechten Augenblick belohnt. Nach 40 Tagen Fahrt, als der letzte Nahrungsrest verzehrt war, erschien ein Eiland in der Ferne gen Norden, umgeben von steilen und hohen Felswänden, über die frische Wasser sich herab ergossen. Drei Tage mußten sie die Insel umschiffen, ehe sie einen Platz zum Landen fanden, dort aber wartete ihrer ein freundlicher Hund, der sie einen Fußsteg aufwärts geleitete. Sie gelangten nun in eine Stadt und in einen Hof, wo sie Bad und Lager gastlich hergerichtet finden. Die Hungernden erquicht ein Tisch, auf reinlichem Tinnen mit köstlichem Weißbrot und Fischen besetzt. Nach dreitägigem Verweilen besteigen sie wieder ihr Fahrzeug und treffen dort auf einen Jüngling, der ihnen einen Korb voll Brot und eine Tonne Wasser zuträgt mit dem Trost, daß ihnen die doppelte Labung bis zum Pfingsttage nicht gebrechen solle.

So ging die Schifffahrt weiter durch verschiedene Gegenden des Ozeans, bis ihnen wieder eine Insel erschien. Diesmal flach und munter von fischreichen Bächen, auf der sie zahlreiche Herden lichter Schafe weiden sahen. Da gerade das Osterfest nahte, blieben sie auf der Insel, wo sich ein einsamer Bewohner zu ihnen gesellte, der ihnen Erquickungen reichte und bei ihrem Abschied versprach, sie würden gegen Pfingsten das Paradies der Singvögel erreichen. Von ihm erfuhren sie auch, daß Niemand jene Schafe melke, kein Frost ihnen weh thue, sondern daß sie immer auf der Weide blieben, weshalb sie auch so groß und größer würden als bei uns die Kinder.

Raum waren sie im Meere, so wartete ihrer ein seltsames Abenteuer. Sie fuhren eine Insel an, wo kein Kraut wuchs, nur spärlich Gesträucher, auch erblickten sie am Ufer keinen schlammigen Rand. Ehe sie dieses erreicht, stand das Fahrzeug schon fest. St. Brandan ließ nun mit Tauen das Schiff ans Land binden. Er selbst blieb in der Nacht am Bord, weil er die Gefahr kannte. Am Morgen, nachdem die Brüder am Lande die Messe celebriert, trugen sie Fleisch und Fische aus dem Fahrzeug und schürten ein Feuer unter ihrem Kochgeschirr an. Kaum begannen die Kohlen zu glühen, so wurde der Boden unter ihnen lebendig wie eine flüssige Welle. St. Brandan half den erschreckten Brüdern rasch in das Schiff steigen, jene Insel aber trieb hinaus ins Meer, und noch bis auf zwei Meilen Entfernung sahen sie ihre Kochfeuer an ihrem Rande glimmen. Der heilige Abt erklärte aber seinen Begleitern, Gott habe ihm in der Nacht das Geheimniß der Insel offenbart, denn was sie für eine Insel gehalten, sei nur ein großer Fisch gewesen, der immer mit dem Kopf nach seinem Schweif hasche, aber ihn nie erreichen könne. Der Fisch aber heiße Jasconius.

Als sie nun bei der Schafinsel wieder vorbeikamen und ihre Höhe erreicht hatten, erblickten sie ganz dicht, nur durch einen schmalen Wasserhals getrennt, eine andere Insel, reich an Wiesen und Bächen und üppig mit Blumen bedeckt. Ein Fluß, der sich ins Meer ergoß, bot bequeme Einfahrt, und als sie ihr Fahrzeug gesichert, stiegen sie aus neben einem labenden Quell. Ueber dem Quell aber erhob sich ein Baum, nicht besonders hoch, aber mächtig durch seine

Krone, die bedeckt war mit glänzenden Vögeln, so daß man kaum vom Land noch etwas sah. Dieser wunderfame Anblick setzte den heiligen Abt in solche Bestürzung, daß er Gott inbrünstig bat, ihm das Geheimniß zu enthüllen. Und auf sein Gebet flog ein Vogel herab nach dem Schiffe, wo Brandanus saß, und seine Flügel klangen wie Glöckchen, als sie gegen das Fahrzeug schlugen. Da forderte der Heilige den Vogel auf, ihm Rede zu stehen, wofern er ein Bote Gottes sei, und er erfuhr dann, daß seine gefiederten Gefährten Reste der Verheerung seien, welche der Böse einst angestiftet, doch hätten sie weder gesündigt, noch Sünde sträflich gebilligt. Ohne Pein, aber auch ohne den Anblick des Allmächtigen strichen sie durch Zeit und Raum wie die anderen Geister, und nur an den Festtagen der Kirche schlüpfen sie in die Gestalt irdischer Creaturen. Auch vernahm der Abt zum ersten Male, daß ihm sieben Jahre Irrfahrt beschieden sei, ehe er das Land der Verheißung erblicken werde. Immer aber werde er in dieser Zeit auf den nämlichen Inseln das Oster- und das Pfingstfest feiern, das Weihnachtsfest aber auf der Insel Milbey. Die Begleiter des Abtes hatten schon die Segel gespannt, da sangen ihnen im Chor die Vögel wie zum Abschied: „Exaudi nos Deus salutaris noster, spes omnium finium terrae et in mari longo.“

Drei Monate Schifffahrt zwischen Luft und Wasser, Angst und Entbehrung mußten die Irrfahrer ertragen, bis sie endlich an eine neue Insel stießen, nur zugänglich einem einzigen schmalen Schiffe. Zwei Quellen, die eine sprudelnd, die andere klar, fielen ihnen beim Landen auf. Ein ehrwürdiger Greis naht sich mit gastlichem Ruffe und führt sie zum Kloster, wo andere elf Brüder mit einem frommen Gesange sie empfangen. Der Abt der Insel und seine Brüder waschen den Ankömmlingen die Füße, und dann setzt man sich wieder zum gemeinsamen Tisch, wo vortreffliches Weißbrot und Wurzeln von wunderbarem Wohlgeschmack aufgetragen werden. Die Brüder empfangen diese Nahrung von einem unsichtbaren Almofengeber, denn sie wissen nicht, wo das Brot bereitet werde oder wer die Nahrung ihnen ins Kloster stelle. Jener frische Quell diene ihnen zur Labung, der heiße Sprudel zum Waschen ihrer Füße; so aber lebten die Einsiedler schon seit St. Patril's und Milbey's Zeiten, nämlich volle 80 Jahre. Noch ein größeres Geheimniß bot die Insel, als sie um die Vesper zur Kirche zogen. Das Haus Gottes war winkelrecht im Quadrat gebaut. Sieben Leuchter zählte man, nämlich drei über dem Altar in der Mitte und zwei an den beiden Seitenaltären. Die Altäre selbst, die Kelche, Schalen, Krüge und alle anderen Gefäße zum Gottesdienste waren von klarem Krystall. Ehe es nun zu dunkeln begann, verrichteten die Brüder Gebet und Gesang und zogen dann ab; nur Brandanus und der Abt blieben zurück. Da erfuhr der heilige Seefahrer, daß die einsamen Brüder seit 80 Jahren, wo sie die Insel erreicht, keine menschliche Stimme gehört, außer wo sie gemeinsam im Lobgesang den Herrn gepriesen, nur durch Blick und Geberde mit einander verkehrend. Wie sie aber sprachen, fuhr ein Pfeil durch das Fenster und entzündete die Leuchter vor den Altären, um wieder auf dem Wege, den er genommen, zurückzukehren; der Abt aber belehrte seinen Gast, daß die Kerzen, ohne sich zu verzehren, ihr Licht spendeten, auch am Morgen nie Asche zurückbleibe wie bei einer körperlichen Flamme.

Auf der Insel Milbey bleibt der fromme Odysseus bis zum Weihnachtsfest. Dann beginnt die Schifffahrt von Neuem, diesmal gen Norden, bis sie

eine Windstille drei Tage und drei Nächte festhält und das Meer wie geronnen erscheint vor Mangel an Bewegung (*quasi coagulatum pro nimia tranquillitate*). Ein glücklicher Wind treibt sie dann wieder einer Insel zu, die sie früher berührt hatten.

Der heilige Seefahrer begegnet noch vielen haarsträubenden Gefahren, es ist aber nicht nöthig, sie alle anzuführen noch sich um ihn zu ängstigen, da er selbstverständlich immer durch himmlische Gnadenwunder gerettet wird.



Verf. nach Pomponius Mela.

Nur ein Begebniß sei hier angeführt. Der irische Abt findet auf seiner Zirkelfahrt an einer Klippe einen elenden Menschen, dem die Meereswogen ab und zu wallend den Scheitel nassen, während ein Tuch, welches vor ihm hing, beständig vom Winde gegen Augen und Gesicht gepeitscht wurde. Der Gepeitschte gab sich als der ewige Jude zu erkennen, der nach seinen Worten zur Erfrischung (*refrigerium*) an jenem Ort, aber nur an Sonntagen und hohen Kirchensesten weilen durfte. Die Lage selbst erschien ihm wie ein Paradies des Genusses, „denn wenn ich in Pein schwebte, glühe ich wie eine Masse flüssiges Blei Tag und Nacht.“

Endlich nach siebenjähriger Zirkelfahrt erreicht der heilige Schiffer das Land der Verheißung. Ein dichter Nebel hatte vorher das Schiff eingehüllt, so daß die Begleiter unter einander sich nicht mehr erkannten. Das Land selbst erschien ihnen als Insel, aber so weit sie wanderten, konnten sie doch kein Ende finden. Ein nie unterbrochener Tag glänzte über den lichten Gefilden, und die

Bäume waren lustig mit Früchten gesegnet, als herrsche ein ewiger Herbst. Am vierzigsten Tage setzte ihren Wanderungen ein breiter Fluß die Grenze, und dort trafen sie auch auf einen Boten in glänzender Jünglingsgestalt, der sie zur Heimkehr und zur Befrachtung ihres Schiffes mit Edelsteinen und Früchten einlud. Sieben Jahre, sagt er, habe Gott den frommen Brandan nach dem Lande suchen lassen, damit er ihm alle Geheimnisse in dem großen Ocean enthülle. „Nach langer Zeit aber“, fügte der Bote prophetisch hinzu, „wird dieses Land euren Nachkommen offenbar werden, wenn wir der Bedrängniß der Christenheit zu Hülfe kommen. Und als Brandanus dieser Weissagung noch einmal nachfragte, wiederholte er: „Wenn der allmächtige Schöpfer alle Menschengeschlechter um sich versammelt, dann wird auch allen seinen Auserwählten jenes Land offenbar werden.“

Diese Sage bestätigt, daß die Phantasie aller Zeiten, der heidnischen wie der christlichen, das Land der Glückseligkeit an die äußersten Enden der Welt verlegt hat, als Paradies und Eden in den äußersten Osten, als *insulae fortunatae*, Inseln der Glückseligkeit, in den äußersten Westen.

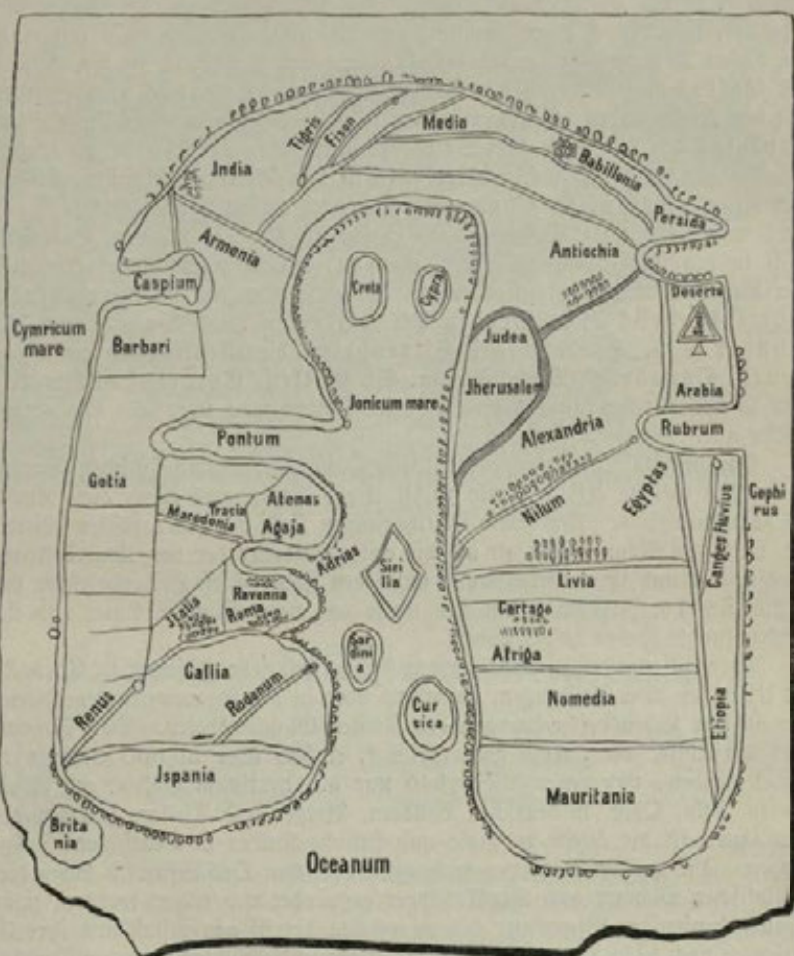
Der Erdglobus Martin Behaim's vom Jahre 1492 zeigt eine Insel 50 Grad westlich vom Meridian der portugiesischen Küste mitten im Weltmeer mit der Beschrift: „Nach christi gepurt 565 Jar kam Sandbrandan mit sein Schiff auf dise Insel, der daselbst vil wonders besah und der über siben Jar darnach wider in sein landt zog.“

Vor Wiederauffindung der Kanarien verstand man also unter dem Archipel des heiligen Brandan die glücklichen Inseln der alten Geographen, während zu Behaim's Zeit schon das Land des Heiligen westwärts in den räthselhaften Ocean entweichen mußte. Nichtsdestoweniger erhielt sich die Sage vom heiligen Brandan und seiner Insel lange Jahrhunderte. Noch im Jahre 1721 schickte der Gouverneur der Kanarien ein Schiff aus auf die Entdeckung der Insel Brandan, welches nach monatlichem Suchen wieder heimkehrte, natürlich ohne Land oder Eiland gefunden zu haben.

Auch die geographischen Karten aus der Zeit des ersten christlichen Jahrtausends sind Zerrbilder der Unwissenheit und krankhafter Phantasie. Außer den bereits angeführten Nadtarten haben sich noch andere in Handschrift zu Pomponius Mela, Priscian, Isidorus, Aethicus u. A. erhalten, von denen die beiden Erdkarten (s. Seite 133 und 135) nach Pomponius Mela und nach Aethicus aus dem 8. Jahrhundert als Probe genügen mögen.

Konfuser noch als die ebengenannten Karten ist die Karte, die im Jahre 787 zu der Geographie des Gothen Guido, gewöhnlich der Geograph von Ravenna genannt, gezeichnet wurde. Sieht schon der Text seiner Kosmographie, die sich in einer Uebersetzung aus dem 10. Jahrhundert erhalten hat, einen Beweis der konfusesten geographischen Unwissenheit, — indem er die Namen von Städten, Ländern, Bergen, Flüssen bunt mit einander verwechselt, den Geographen Ptolemäus für einen ägyptischen König hält, und im Ganzen dem Kosmas ziemlich ähnlich ist, so ist auch die Erdkarte eine Flachugel von drei ungleichen Theilen, die ringsum vom Meere umgeben ist. An den vier Seitenrändern sind die vier Winde durch Engel personifizirt, die, auf Blasebälgen reitend — Wind machen. Im Osten stehen auch Adam und Eva mit ihren Attributen, der Schlange und dem leidigen Baume der Erkenntniß u. s. w.

Diese ergötzliche Manier, geographische Karten zu illustriren, wiederholt sich noch lange in späterer Zeit. Harding's im Anfange des 15. Jahrhunderts geschriebene Reimchronik von England enthält eine Karte, auf der unter Anderm auch die Lage der Hölle und die Residenz des Teufels in dem nördlichen Meere von Schottland angegeben ist, und zwar als gothisches Schloß mit der Ueberschrift: „The palais of Pluto, King of Hell, neighbere to Scottz.“



Erdkarte nach Artikus aus dem 8. Jahrhundert.

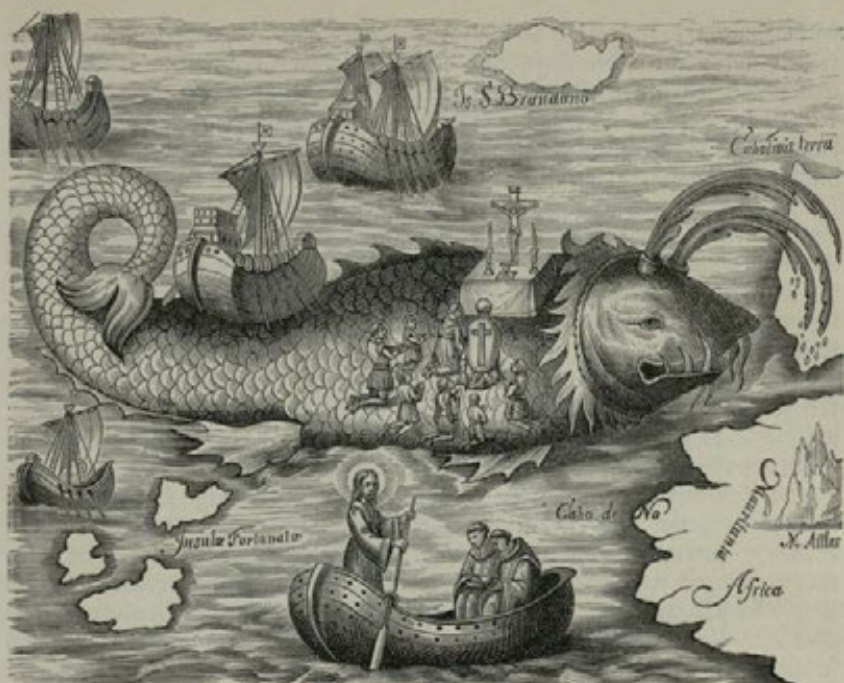
Und doch haben bei allen durch Orthodoxie so sehr verkehrten Ansichten wahrhaft fromme Sendboten zur Verbreitung des Christenthums für die geographischen Entdeckungen das Wichtigste und Dankenswertheste in jenen Jahrhunderten geleistet.

Wie in unseren Tagen Handel und wissenschaftliches Interesse, so hat damals die Ausbreitung des Christenthums durch Missionen das Gebiet der

Erkunde erweitert. Viele Entdeckungen gingen damals von den christlichen Lehrern aus, welche die Heiden bekehrten. Obwohl es nicht ihr Zweck war, geographisches Wissen zu vermehren, so mußten sie doch auf ihren Wanderungen durch fremde Länder geographische Kenntnisse erwerben und Land und Leute, Sitten und Sprachen der Völker kennen lernen. Sie drangen in die Mitte der Wälder, die Heiligthümer der Völker, wanderten von den Quellen der Bäche und Ströme bis zu deren Mündungen und Meeresgestaden, errichteten Einsiedeleien, Kapellen, Kirchen, Schulen und stifteten Gemeinden. Um nur einige von diesen Männern zu nennen: Columban zog schon früh in die Bogenen, St. Gallus um 627 nach der Schweiz, Amandus um 630 nach Flandern und den Niederlanden, Emmeran um 650 in die Gegend von Regensburg, Rupertus um 700 nach dem Salzburgischen, Alto um 750 in die Gegend von Amberg, der Angelsachse Willibald in das Thal der Altmühl, Kilian nach Franken, Bonifacius von Bamberg nach Hessen und Friesland, Adalbert von Prag nach Preußen. Es entstanden Klöster, Abteien, Bisthümer meist in den fruchtbarsten Thälern, oder da, wo besondere Naturverhältnisse oder Begebenheiten dazu aufforderten. So entstanden das Bisthum Minden 780, Osnabrück 783, Verden 786, Bremen 788, Paderborn 795, Münster 805, Halberstadt, Hildesheim, die Klosterschulen zu Lyon, Tours, Osnabrück, Meß, Fulda, St. Gallen, Corbei, Lorch u. v. a. Von solchen Stellen ging dann die neue Kultur weit über alle Länder und Völker aus.

Von unzähligen Orten des mittleren, nördlichen und östlichen Europa, ja von den meisten erfahren wir zuerst etwas Bestimmtes durch diese Apostel des Christenthums. Und diese Mittheilungen sind von allergrößter Wichtigkeit, weil jene Männer sehr oft als die ersten Entdecker der von ihnen bekehrten Landschaften und ihrer Bevölkerung anzusehen sind. Diese Heidenbekehrer vom 5. bis zum 10. Jahrhundert waren weise und vortreffliche Männer und ihre Beobachtungen haben hohen Werth.

Ihre Mittheilungen und Berichte finden sich sehr zerstreut in Chroniken und Urkunden alter Stiftungen, besonders aber in den sogenannten Legendarien, oder in den Lebensbeschreibungen der ältesten Glaubensboten. Das Sammelwerk derselben, die „Acta Sanctorum“, enthält über 30,000 Biographien oder Legenden, von denen allein 540 nur auf deutschem Boden, am Rhein, Donau, Elbe, Oder, in deutschen Wäldern, Bergen und Thälern sich bewegen. Von ihnen ist die älteste religiöse und sittliche Kultur in Deutschland ausgegangen. Die größere Zahl der wichtigsten deutschen Ortschaften ist durch diese apostolischen Männer und ihre Anhänger gegründet und erbaut worden, zumal in allen denjenigen Gegenden, bis zu welchen der Römereinfluß und ihre Civilisation noch nicht vorgeedrungen war. Hier ist die Ausbreitung des Christenthums zum großen Theil geographische Entdeckung.



Die Legende des heiligen Brandanus. (S. S. 131.)

II.

Fahrten und Entdeckungen der Normannen.

Naubüge bis Südfrankreich und in das Innere Rußlands. Gründung des russischen Reichs. Erzer's Reisen an der norwegischen, Wulfstan's an der preussischen Ostseeküste. Erst Raude entdeckt Grönland. Wlode und Werfall desselben. Björn entdeckt Island und die Ostküste Nordamerikas. Leif's wiederholte Fahrten und Kolonisationen. Werfall und Vergehen derselben. — Normannische Dynastien in Europa.

ange bevor die Araber im Süden von Europa Eroberer wurden, brachen Völker aus dem Norden, dem „äußersten Thule“ der Alten, hervor, und wurden den Christen schon im Anfange des 6. Jahrhunderts als Seeräuber weit von ihrer Heimat auf den Küsten Aquitaniens, d. i. des südlichen Frankreichs, furchtbar. Sie gehörten wahrscheinlich zu den sächsischen Freibeutern, gegen welche die Römer ihre belgischen und britischen Küsten kaum vertheidigen konnten.

Irland, das Inselfland der Alten voll wunderbarer Erscheinungen, wurde von den Normannen frühzeitig, vielleicht seit dem 7. Jahrhundert heimgesucht. Sie stifteten auf dieser Insel die drei Königreiche Dublin, Ulster und Connaught, die lange ihre tributpflichtigen Vasallen blieben. Bald lernten sie die Orkaden und die Schetlands-Inseln genauer kennen und besetzten sie; dann saßten sie

festen Fuß in der Provinz Kaitheß, der nördlichsten von Schottland. Die Hebriden der Alten, die Inselreihe, welche sich längs der westlichen Küste von Schottland erstreckt, wurden von ihnen im Jahre 893 erobert und blieben bis 1266 von Norwegen abhängig. Bei den keltischen Eingeborenen von Schottland hießen diese Inseln wegen ihrer Lage die westlichen, die Normannen aber, die von Norden her kamen, nannten sie die Südinselfn, Söderöer.

Die Normannen schwärmten auf ihren Raubzügen nach allen Küsten Europa's. Im Jahre 840 rückte eine ihrer Flotten an die fränkische Küste und drang bis tief ins Innere des Reichs hinein. Ein Geschwader ging selbst bis nach der Küste von Andalusien, 844, und sogar Pisa in Italien ward von ihnen 857 erobert und die damalige Stadt Luna in Asche gelegt. Die östliche Küste der Ostsee war ihren Angriffen seit uralter Zeit ausgesetzt. Schon seit dem 6. Jahrhundert besuchten die Normannen das Land der Slaven bis zu den reichen Handelsstädten Nowgorod, Smolensk. Die Eroberungszüge, die sie, um die Slaven tributpflichtig zu machen, begannen, scheiterten längere Zeit an der Tapferkeit derselben. Der älteste Annalist der Slaven, Nestor (1056 bis 1116), schildert bei den Jahren 859 und 862 die Ereignisse folgendermaßen:

„Im Jahre 859 trieben die Waräger von jenseit des Meeres von den Finnen, Slaven, Meriern, Wessen und Krivitschern Tribut ein; die Kosaren aber empfingen von den Polanen, Sjeweranern und Wjatitschern je ein weißes Eichhornfell vom Hauje. In den Jahren 860, 861 und 862 vertrieben sie die Waräger übers Meer und verweigerten den Tribut. Und sie begannen sich selbst zu regieren; aber es gab keinen Frieden, keine Gerechtigkeit unter ihnen, sondern Geschlecht erhob sich gegen Geschlecht, so daß immer Zwist und sogar Kampf entbrannte. Da überlegten sie und sprachen: Sehen wir nach einem Fürsten, der über uns herrsche und uns Recht spreche. Und sie gingen hinüber zu den Waräger-Russen — so werden diese Waräger genannt, nämlich Russen, sowie andere sich Sweje (Schweden), andere Urmone (Normannen), Angliane (Angeln), andere Gote (Gothen) nennen — und zu den Russen sprachen die Finnen, Slaven, Krivitscher und Wessen: Unser Land ist groß und fruchtbar, aber es ist keine Ordnung darin; nehmt daher die Herrschaft über uns. Und drei Brüder machten sich auf mit ihren Geschlechtern und nahmen mit sich alle Russen. Angekommen, setzte sich der älteste von ihnen, Rurik, in Nowgorod, der andre, Simeus, in Belojesero, der dritte, Truwor, in Isborst fest. Und von diesen erhielt Rußland seinen Namen, und Nowgoroder sind warägischen Stammes, da sie früher Slaven waren. Nach zwei Jahren starb aber Simeus und sein Bruder Truwor. Und es übernahm die Herrschaft Rurik und gab seinen Männern Städte, dem einen Polock, dem andern Kostow, dem dritten Belojesero. In diesen Städten sind die Waräger Einzüglinge; die ersten Ansiedler in Nowgorod waren sicher Slaven, in Polock Krivitscher, in Kostow Merja, in Belojesero Wessen, in Muroma Muromer. Allen gebot Rurik.“

Das ist vor 1000 Jahren der Anfang des Russischen Reichs gewesen.

Von Raub- und Entdeckungsfahrten nennen wir nur drei Reisen, die Othar's, Wulfstan's und Eril's. Von beiden ersteren berichtet König Alfred der Große von England ziemlich ausführlich im Anhang zu seiner angelsächsischen Uebersetzung der Geographie des Drosius — das einzige Beispiel, daß ein großer König Reisebeschreibungen bearbeitet, und zwar gut bearbeitet hat.

Other reiste längs der Küsten Norwegens, Lapplands um das Nordkap herum, bis Viarmien auf der Ostseite des Weißen Meeres. Eine zweite Fahrt führt ihn südwärts die norwegischen und dänischen Küsten herab, durch den Sund nach Skiringeshaal. Die ganze scandinavische Halbinsel nennt er auch wol das von Gothen bewohnte Mannenheim, Heimat der Männer. Er bereist Viarmien, Finnmark, Luenland, Gothland, Schweden, Norwegen und Dänemark. Die Bewohner Lapplands sind äußerst gewandte Stelzenläufer, so daß sie nicht nur selbst Renthiere einholten, sondern auch noch in den Ruf der Zauberei kamen.

Wulfstan, ein Deutscher, dessen Heimat unbekannt ist, machte eine See-reise von Håthum nach Truso. Håthum hält man bald für Schleswig, bald für den damaligen Namen des Hafens von Aarhus in Jütland, und Truso für die Stadt Elbing, die unfern des Drausen-See's liegt und schon damals einen beträchtlichen Handel trieb.

Wichtiger als beide Genannte ist Erik mit dem Beinamen Raude, der Rothkopf, aus vornehmem Geschlechte auf Island. Zur Sühne eines Tod-schlages zu drei Jahren Exil verurtheilt, ging er im Jahre 983 zu Schiffe und nach damaligem Gebrauch in unbekante Fernen auf Entdeckungen aus. Erik folgte einer unbestimmten Sage, daß im Westen ein Land liege, das noch unbekannt sei. Es gelang ihm, westwärts an Eisbergen vorüber eine lange Küste zu erreichen, die er südwärts bis zu einem südlichen Vorgebirge verfolgte. Die Spitze ward umschifft und eine Insel und Bucht gefunden, wo man überwintern konnte. Die Bucht nannte der Verbannte Eriksbucht. Später hat das Vorgebirge den Namen Herjolfsnes von einem Ansiedler erhalten, der sich dort niederließ. Es ist das heutige Kap Farewell der englischen Schiffer, die Südspitze von Grönland, das Erik das „Grüne Land“ nannte, um ihm für spätere Ansiedler einen lockenden Namen zu geben.

Nach zwei Wintern, die er dort mit Erforschung der großen Halbinsel zugebracht hatte, kehrte er aus seinem Exil nach Island zurück und lobte sein grünes Land, seine Gehölze und Fischereien. Bald wurde eine Gesellschaft von Kolonisten bewogen, aus Island dahin überzusiedeln. Aber von 35 Schiffen mit Menschen, Hausgeräth und Vieh beladen, die im Jahre 986 dahin absegelten, kamen doch nur 14 glücklich hinüber, darunter die Schiffe Erik's und seiner Freunde Herjolf und Biarre. Sie wurden die ersten Kolonisten und ihre Nachkommen die angesehensten Geschlechter auf Grönland. So wurde damals diese große nordische Halbinsel oder Inselgruppe an ihrem Südende entdeckt und nach und nach reich bevölkert. Von früheren Bewohnern derselben ist keine Rede, obgleich sie heute ihre eigenthümliche Bevölkerung bis an ihr vermuthliches Nordende hat.

Isländer besetzten nach und nach die Ost- und Westküste und mehrten sich mit den nachfolgenden Kolonisten so sehr, daß im Jahre 1124 ihre Zahl schon so groß geworden war, daß sie ein Drittheil einer gewöhnlichen dänischen Episkopal-diözese ausmachten. Schon um das Jahr 999 war der erste christliche Missionär aus Norwegen zu ihnen gezogen. Es entstanden nun Kirchen, Schulen, Abteien in Grönland, die unter der Diözese des Erzbisthums in Drontheim standen, das in seinem Archive die Verzeichnisse der grönländischen Stiftungen und der ältesten Geographie des Landes aufbewahrt. Im Jahre 1124 erhielt Grönland in Arnold den ersten selbständigen Bischof.

Der Bischof von Grönland hatte schon zu Snorro Sturleson's Zeiten (1215) und die folgenden Jahrhunderte bis gegen das Jahr 1400 seinen Zehnten oder Peterspfennig an den päpstlichen Stuhl in Rom zu zahlen, der im Jahre 1327 in dentibus de Roardo, d. i. in Walroßzähnen, entrichtet wurde, die den Werth von Elfenbein hatten. Die Menge derselben wird im genannten Jahre auf 130 Liespfund angegeben.

Zu einer kurzen Beschreibung Grönlands aus dem 13. Jahrhundert werden dort nicht weniger als 15 Kirchen aufgezählt, von denen die Hauptkirche zu Gardar, südlich vom Erikssjord, lag. Dort hatte der Bischof seinen Sitz. Die Zahl der Höfe und Ansiedelungen betrug 280. Nach einer andern Angabe zählte man 19 große Baien an der Ostküste, die bewohnt waren, 12 Kirchsprengel mit 16 Kirchen, 2 Klöstern. Auf der Westküste Grönlands waren 9 Baien kultivirt, mit 4 Kirchsprengeln und 90 bis 100 Weisern. Zwei Städte, Gardar und Brattahlid, waren auf Grönland erbaut. Weit über die Grenzen des angebauten Landes schiffte man jährlich an den Küsten hin, trieb Fischerei und sammelte Treibholz. Auch ging von Europa, zumal von Drontheim und Island, einiger Handel dahin; doch war Grönland nie von Europa aus so ununterbrochen besucht wie die anderen Kolonien der Normänner. Die Schiffahrt dahin war immer schwierig; zur Hin- und Herreise zwischen Norwegen und Grönland waren immer mehrere Jahre nöthig gewesen.

Plötzlich verschwand zu Anfang des 15. Jahrhunderts Grönland wieder ganz aus der Geschichte.

Im Jahre 1383 kam ein letztes Schiff aus Grönland in Norwegen an mit der Nachricht, daß der dortige Bischof schon seit sechs Jahren todt sei. Die inneren Wirren im skandinavischen Norden hemmten den Verkehr mit Grönland gänzlich. Die fremden (dänischen) Regenten, die in Folge der Kalmarischen Union Norwegen beherrschten, nahmen kein solches Interesse wie ihre Vorgänger an den fernsten Kolonien der Normannen. Im Jahre 1406 wurde zwar zu Drontheim der letzte Bischof für Gardar in Grönland ernannt — es war der siebzehnte in ihrer regelmäßig auf einander folgenden Reihe — auch schiffte er sich 1408 dahin ein; aber er gelangte nicht mehr hin. Große Eismassen, welche die Fahrt hemmten, zwangen sein Schiff zur Umkehr.

Seitdem hörte jede Verbindung mit Grönland auf. Des früher bedeutenden Handels wird gar nicht mehr erwähnt. Nur von großen polaren Eismassen ist seitdem die Rede, welche seit drei Jahrhunderten an dem Ostgestade Grönlands von Nord nach Süd die Küste belagerten und die Ueberfahrt unmöglich machten. Hierzu kam im Jahre 1423 ein furchtbar kalter Winter im Norden, dem Hungersnoth und Pestseuchen folgten. Die normannische Kolonisation auf Grönland, der seitdem jede Hülfe nach außen fehlte, mußte verkümmern und starb durch Hunger und Seuchen wahrscheinlich ganz aus — vielleicht auch, daß Eskimos, die früher nur im Norden Grönlands Spuren ihres Daseins gezeigt hatten, weiter südwärts rückten und durch Ueberfälle der abgeschwächten Fremdlinge das Ihrige zur völligen Vernichtung derselben beitrugen.

Mit Grönland wurde auch eine andere große Entdeckung vergessen.

Winland, der Norden Amerika's, war von den Normannen schon ein halbes Jahrtausend vor Columbus entdeckt, aber zugleich mit Grönland wieder

vergesen worden — so ganz, daß Columbus bei seinem Besuche in Island nur etwa eine dunkle Sage davon vernehmen konnte.

Schon längere Zeit war unter den Kolonisten die Sage verbreitet, weiter im Südwesten liege ein großes, flaches Land, das mit dichten Wäldern bewachsen sei, welche Grönland und Island fehlten. Das erregte die größte Aufmerksamkeit. Der kühne isländische Schiffer Bjarn oder Björn, dessen Vater Herjulf sich an der Südspitze Grönlands angesiedelt hatte, wollte sich bei ihm niederlassen, wurde aber von Stürmen so weit gegen Südwesten getrieben, daß er an eine Küste voll Waldung und ohne Eis- und Schneeberge kam.



Normannische Seefeste.

Bald überzeugte er sich, daß das nicht Grönland sein könne. Nach Björn's Angabe der Tagereisen und der Richtung muß er bis in die Gegend des heutigen New-York (unter 40° n. Br.) verschlagen worden sein, wo damals noch dichte Urwälder die Küste bedeckten.

Er schiffte also von da gegen Norden zurück zu seines Vaters Behausung an der Südspitze Grönlands, wo er auch glücklich ankam, und auf dieser Rückfahrt berührte er verschiedene Küstenstrecken, die er so charakteristisch bezeichnet, daß man in ihnen das heutige Neuschottland, Neufundland und Labrador nicht verkennen kann.

Björn ist also der erste Entdecker, aber Leif, der älteste Sohn Erik's, des Grönland-Entdeckers, rüstete sogleich sein Schiff in Grönland aus, um das

entdeckte Land genauer kennen zu lernen. Er steuerte, da Björn von Süden nach Norden seine Rückfahrt vom äußersten Süden nach Herjolfsnes nahm, umgekehrt von Nord nach Süd an denselben Küsten vorüber. Die erste Küste gegen Westen, die er berührt und betritt, ist ein ebenes, mit großen Steinplatten begabtes Küstenland, ohne Grashalm, im Innern aber liegen Berge mit Schnee und Eis bedeckt. Er nennt es Hekluand (Steinplattenland). Die Küste von Labrador, welche dieser Beschreibung vollkommen entspricht, ist völlig verschieden von Grönland.

Weiter südwärts erreichte er eine andre flache Küste, die aber mit Waldungen bedeckt schon von Björn das Markland, Waldland, genannt war. Ein weißer Saum von Sandküste war das Zeichen, woran er die Küste nach Björn's Beschreibung wiedererkannte. Ganz so das heutige Neuschottland und Neubraunschweig, im Süden der Mündung des Lorenzstromes, wo eine Insel gelegen, die von Leif besucht wurde. Bis in die neueste Zeit waren diese Striche das Land der herrlichsten Waldungen.

Im Süden von Markland wurde die dritte erpächte Küste (südlich vom heutigen Boston, Massachusetts und New-York), wo auch Wälder herrliches Schiffsbauholz lieferten, Winland genannt, weil dort viel wilde Reben wuchsen. Ihre süßen Beeren erklärte der Deutsche Tyrker, der Leif's Gefährte und aus einem Weinlande gebürtig war, für Wein. Win. Nordamerika besitzt an dreißig Arten wilder Reben, und noch heute heißt bei den europäischen Ansiedlern eine dort vorliegende Insel „Martha's Vineyard“, Martha's Weingarten, aus gleichem Grunde. Auch Adam von Bremen nennt dort die Weinrebe, ebenso wachse da Korn wild. Der zur Küste strömende Fluß (ob der Hudson? oder wahrscheinlicher der Taunton in Rhode-Island?) war sehr sischreich, zumal an Lachsen. Das Klima war so mild und grasreich, daß Hornvieh, welches die Schiffer mitgebracht hatten, sich hier außerordentlich vermehrte und verwilderte.

Leif baute sich auf einer Insel des Stroms ein Holzhaus und brachte hier mehrere Winter zu. Schiffe seiner Brüder folgten nach zur Ansiedelung in dieser behaglichen, produktreichen Gegend. Thorstein kam mit seiner ganzen Familie von 25 Personen nach Winland, und Thorfin Karlsefne, ein sehr reicher und angesehenes Isländer von normannischer Abkunft, ließ sich daselbst mit einem zahlreichen Gefolge von 70 Personen (nach Rask 160 Männer, die auf drei Schiffen gekommen waren), mit Hausgeräth und Vieh nieder. Nach Thorstein's Tode heirathete er dessen Wittve Gudrid. Es ist die erste bedeutende Kolonie der Europäer in Nordamerika.

Von drei solchen Reisen nach Winland sind umständliche Nachrichten in der Winland-Saga erhalten.

Leif's Nachricht, die er von seinem Wohnsitz in Winland giebt, daß der kürzeste Tag dort von $\frac{1}{2}$ 8 Uhr Morgens bis $\frac{1}{2}$ 5 Uhr Nachmittags gedauert, ist höchst wichtig für die Ortsbestimmung. Genau genommen, ist dies unter $41^{\circ} 24' 10''$ Br. der Fall, und dies bezeichnet etwa die Breite von $41^{\circ} 26'$ von New-York, Washington, Philadelphia und Connecticut. Und in der That ist ein interessantes Denkmal des Normannendaseins in Massachusetts am Taunton, der im Osten von Rhode-Island gegen Süden fließt, wieder aufgefunden worden, ein Schriftstein (Writing Rock) mit rohen Menschenfiguren und einer Runenschrift, die den Namen Thorfin lesbar erhalten hat. Dieser mit Schrift

bedeckte Felsblock, bezeichnet mit „Nam Thorfin's“, d. i. Grundstück Thorfin's, zeigt genau den Schauplatz jener frühesten, größten, reichsten Kolonisation. Der Stein enthält zu beiden Seiten rohe Menschenfiguren in zwei Abtheilungen, von denen die einen längliche Gesichter, die anderen runde Köpfe haben, wie die Eskimos, und viel kleiner und schwächer gestaltet sind. Mit solchem Volk, das hier den Normannen Pelzwerk lieferte, aber noch keine Kenntniß vom Eisen hatte, kam man in Berührung. So weit gegen Süden wohnte damals dieses Volk, das gegenwärtig erst mehrere hundert Meilen weiter gegen den Norden zurückgedrängt heimisch ist. Sie werden von den Normannen nur verächtlich Skrälinger genannt, d. h. Abschnittsel von Menschen, Zwerge. Rothhäute, kräftige Indianerstämme, welche die späteren Europäer dort als Ansiedler fanden, hatten sich also noch nicht so weit nordwärts ausgebreitet.



Normannen auf dem Wittingersauge.

Dies geschah erst später, als die Centralamerikaner diese rothen Indianerstämme gegen Norden zurückdrängten, und diese wieder die Eskimostämme weiter gegen den polaren Norden fortzurücken nöthigten. Also auch über eine amerikanische Völkerwanderung giebt uns die erste Entdeckung der Normannen einigen Aufschluß.

Der Verkehr mit Winland in Pelzwerk, Bauholz und anderen Waaren scheint Island manchen Gewinn gebracht zu haben. Thorfin ging als sehr reicher Mann aus Winland erst nach Grönland und dann nach Island zurück, wo er sich ein großes Landgut kaufte und bebaut. Nach seinem Tode wallfahrte seine Frau Gudrid nach Rom, lehrte als Nonne nach Island ins Kloster zurück, das ihr in Winland geborener Sohn Snorro Sturleson, der ausgezeichnetste Gelehrte und Richter (Lagman) in Island, ihr erbaut hatte. Der Sohn ihrer Tochter war der berühmte Bischof Thorlak Runolfsson, der die erste christliche Schrift in Island veröffentlichte. Die Entdeckung kam also frühzeitig nach Rom, wo man aber kein Interesse für dieselbe zeigte

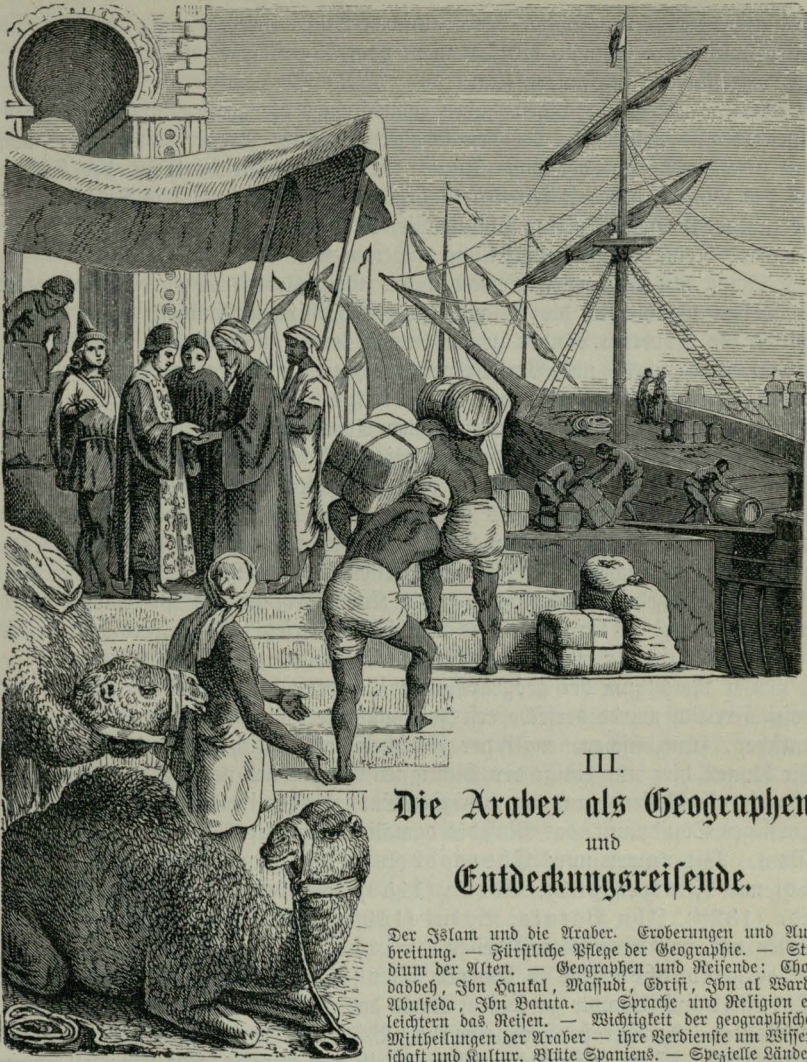
Noch viele Fahrten mögen später nach Winland gegangen sein, aber infolge des Verschwindens von Grönland hören auch die Nachrichten von Winland auf, und das Schicksal jener Kolonie ist lange unbekannt geblieben. Eine bloße Vermuthung der neuern Zeit war es, die im Innern der Insel Neufundland hausenden wilden Stämme der dortigen sogenannten rothen Indianer für Nachkommen der Normannen zu halten, weil sie in beständiger Feindschaft mit den Eskimos lebten.

Das wären also die ältesten Fahrten, welche in den nordischen Sagas erwähnt werden. Seitdem hören wir nur noch vereinzelt Nachrichten von der Neuen Welt in den isländischen und grönländischen Chroniken, und zwar fällt die letzte Kunde in das Jahr 1347. Darf man dem Funde eines Runensteins auf der Insel Ringiktorsoak, 72° 55' nördl. Br., und seiner Erklärung durch die nordischen Alterthumsforscher Glauben schenken, so sind die Normannen auch an der Westküste Grönlands im Jahre 1135 eben so hoch gegen Norden vorgezogen, wie John Davis im Jahre 1587 auf seiner dritten denkwürdigen Polarreise.

So hatten 500 Jahre vor Columbus die Normannen die Erdkunde westwärts bis nach Nordamerika erweitert, aber alle Nachrichten waren wieder vergessen worden, und nur die Studien und Forschungen der neueren Zeit haben die erwähnten Thatsachen geprüft und wieder festgestellt. So sehen wir die wichtigsten Entdeckungen unbenutzt der Vergessenheit verfallen, wenn die Zeit für ihr Verständniß noch nicht reif ist. Das Bedürfniß mußte sich erst noch steigern, ehe die Neue Welt von Neuem wieder aufgesucht wurde. Und so kam auch die Umschiffung Afrika's durch Phöniker stattgefunden haben und wieder vergessen worden sein, weil sie außer allen Beziehungen zu dem Drange ihres Zeitalters stand.

Die Seeunternehmungen oder, wie sie auch genannt wurden, die Wikingerzüge der Normannen gingen indeß auch südwärts in das Mittelländische Meer bis Süditalien. Wie die Normannen wiederholentlich an der britischen, fränkischen und Ostsee Küste gelandet, wie sie in Rußland seit Rurik 860, in Britannien seit Wilhelm dem Eroberer 1066 die herrschende Dynastie geblieben, wie in Frankreich der Name der Normandie noch heute das Andenken an ihre einstige Macht in dieser Provinz erhält, so haben sie auch seit 1016 in Sizilien ihre Macht gegründet und sich als Herrscherdynastie bis 1194 behauptet, wo der Hohenstaufe Heinrich VI. den König Wilhelm III., den letzten normännischen Stammes, absetzte und blinden ließ.

Die Niederlassung der Normannen in Sizilien hat zwar neue geographische Entdeckungen nicht veranlaßt, neue Erdregionen nicht aufgeschlossen, aber der wissenschaftliche Sinn König Roger's I., seine Vorliebe für geographische Kenntnisse, sein Wohlwollen für arabische Gelehrte hat die geographischen Studien vielfach gefördert. Sei es, daß sein silberner Erdglobus auch nur ein Planiglobus gewesen, immerhin zeigt der Umstand, daß er überhaupt etwas Derartiges von so werthvollem Material besaß, und daß der arabische Geograph Edrisi viele Jahre an seinem Hofe in hohen Ehren bei voller Ruhe in geographischen Studien verlebt hat, den Fürsten ruhmestwerth, der in jener Zeit der Förderung geographischer Kenntnisse so viel Theilnahme geschenkt hat.



III. Die Araber als Geographen und Entdeckungsreisende.

Der Islam und die Araber. Eroberungen und Ausbreitung. — Fürsichtige Pflege der Geographie. — Studium der Alten. — Geographen und Reisende: Choradabeh, Ibn Hautal, Massudi, Edrissi, Ibn al Wardi, Abulfeda, Ibn Batuta. — Sprache und Religion erleichtern das Reisen. — Wichtigkeit der geographischen Mittheilungen der Araber — ihre Verdienste um Wissenschaft und Kultur. Hüte Spaniens. — Spezielle Länderkenntniß in Asien, Sog und Magog, — in Afrika, Europa.

Während im Abendlande die Anhänger der Christuslehre alle im Alterthume gewonnene geographische Erkenntniß in Vergessenheit brachten und finstere Nacht über alle wissenschaftliche Forschung verbreiteten, loderten im Morgenlande die Flammen einer neuen Glaubenslehre empor, welche die Länder weithin erleuchteten.

Seit dem Jahre 622 der christlichen Zeitrechnung datirt die neue Lehre Mohammed's, der Islam.

Wie ein Flugfeuer verbreitete sich die Streiterschar für die neue Glaubenslehre nach allen Weltgegenden. Mit dem Allah geweihten Schwert in der Rechten, den Koran in der Linken, mit begeistertem Blick im glühenden Auge verbreiteten

die glaubenstrunkenen Söhne der arabischen Wüste ihre Herrschaft vom Indus und den Grenzen China's bis Spanien, vom Syr Darja und Kaukasus bis zu den Regerlandern in Innerafrika.

Kriege und Eroberungen haben zwar immer die geographischen Kenntnisse erweitert und gefördert, bei den Eroberungen der Araber kamen aber noch ganz besonders hinzu der hohe Sinn, der wissenschaftliche Geist der Fürsten und des Volkes, das mit seltenen Gaben ausgestattet war. Die Araber haben wie in der Poesie, Medizin, Philosophie, Mathematik, Architektur, auch in der Geographie eine rühmliche Stellung eingenommen.

Schon mit dem ersten Erwachen des Geisteslebens unter den Anhängern des Islam wandte sich die Neigung zu geographischen Studien. Die Fürsten wollten die eroberten Länder genau kennen lernen nach Größe, Bevölkerung, Produkten, Handels- und Verkehrsverhältnissen, und der Handelsgeist und die Neiselust der Araber thaten das Ihrige dazu. Die Fürsten errichteten Hochschulen und Sternwarten und veranlaßten Alles, was dazu dienen konnte, der systematischen Bearbeitung der geographischen Nachrichten eine wissenschaftliche Grundlage zu geben. Schon unter den Omejjaden in Damaskus in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts und noch mehr unter den späteren Abbassiden in Bagdad und Basra eigneten sich die Araber an, was von Kulturelementen in dem Byzantinischen Reich und in Persien vorhanden war, und entwickelten Alles nach einzelnen Richtungen. Die Kosmographie des Ptolemäus wurde unter dem Titel „Almagest“ ins Arabische übersetzt und bildete die Grundlage und Richtschnur alles geographischen Wissens.

Der Reichthum der geographischen Literatur der Araber ist überraschend groß. Freilich wurde derselbe erst Jahrhunderte später durch die Bearbeitungen deutscher, französischer, englischer Forscher verständlich und nutzbar gemacht. Wir können hier nur einige der wichtigsten Geographen nennen, von denen freilich nicht alle Reisende und am wenigsten Entdeckungsreisende waren, die aber den damaligen Standpunkt, das Maß des damaligen geographischen Wissens, charakterisiren. Wir nennen nur: Chordadbeh (870), Ibn Haukal (920), Masjudi und Istachri (950), Edrisi (1150), Ibn al Wardi (1230), Abulfeda (1320), Ibn Batuta, Batui (1403). Und auch von diesen wenigen können wir nur Weniges mittheilen.

Chordadbeh lebte in höherem Alter (870—892) am Hofe des Kalifen Motamid und benutzte zu seinem Werke das geheime Staatsarchiv. Er schrieb ein Routen- oder Straßenbuch, eine Art „Bäderer“ der Vorzeit oder „General-Kursbuch“. Dem eigentlichen Haupttheil des Werkes geht eine allgemeine kosmographische Einleitung voraus, in der die Kugelgestalt der Erde und die Inselnatur der alten Welt behauptet wird, von welcher nur der nördliche Quadrant (das bewohnte Viertel) als bewohnbar angenommen, die untere Hälfte der östlichen Hemisphäre aber als Wüste, als „verjengtes“ Land angesehen wurde. Den Aequatorialumfang der Erde giebt der Postmeister auf 9000 Parafangen oder persische Meilen an, von denen er 25 auf einen Grad rechnet, was ziemlich richtig ist.

Der Haupttheil des Werkes selbst giebt den Steuerertrag der einzelnen Provinzen an, die Stationen und deren Entfernungen auf den einzelnen Straßen. Doch verdanken wir ihm auch ein recht interessantes Bild von der weiten

Verzweigung des Handels der jüdischen Kaufleute, welche damals des Persischen, Romanischen (Griechisch und Lateinisch), Arabischen mächtig waren (in späterer Zeit auch des Spanischen, Slavischen und der lingua franca), und ebenso zur See als zu Lande die weitesten Fahrten von Osten nach Westen und umgekehrt ausführten. Aus den westlichen Mittelmeerhäfen brachten sie Sklavinnen, Einnahmen und verschiedene Manufakturen, gingen bei Pelusium über den Isthmus von Sues und setzten durch das Rother Meer ihre Seereisen bis Indien fort. Vom Osten brachten sie Moschus, Aloë, Kampher, Zimmt und andere Produkte. Eine zweite Weltstraße zwischen denselben Endpunkten führte über Antiochien, Bagdad, Basra und von dort zur See; eine dritte führte zu Lande von Tandjer durch ganz Nordafrika nach Aegypten, und zu Lande weiter über Damaskus nach Bagdad und Basra. Endlich benutzten, nach Chordadbeh, die jüdischen Händler einen vierten Straßenzug, dessen Knotenpunkt Kei, am Südennde des Kaspiischen Meeres (das Rhages der Bibel), den Handel des ganzen Westens sammelte und seine Fortführung nach Balkh, Transoxanien, dem Lande der Taghazghaz (im östlichen Tarymboden) und China vermittelte.

Massudi, der um das Jahr 986 in Kairo gestorben ist, nannte sein Werk: „Goldene Wiesen und Edelsteingruben“, wie er selbst sagt, „wegen der großen Wichtigkeit desselben; denn man findet darin alle leuchtenden und merkwürdigen Stellen aus meinen früheren Werken wieder.“ Man sieht, daß der Verfasser sein Licht nicht unter den Scheffel gestellt hat. Auch sagt er von sich: „Begierig, durch eigenes Anschauen das Merkwürdigste bei allen Völkern zu erkennen und die Eigenthümlichkeiten jedes Landes zu erforschen, habe ich mit diesem Vorzuge Sind, Zanguebar (Küste von Ostafrika), Sinf, China und Sabedsch (Java) besucht; ferner habe ich von Ost und West die äußersten Grenzen Chorassans, Adscherbaidshan, Erran (Arriana) und Beilak durchwandert, sowie auch Iral (Mesopotamien) und Syrien erforscht.“ — Und an einer andern Stelle sagt er: „Dieses Werk ist ein Auszug aus meinen früheren Schriften, es bietet Kenntnisse, welche ein Mann von Bildung sich aneignen muß; denn es giebt keinen Zweig des Wissens, Erkennens oder der Uebersetzung, der nicht ausführlich oder abgefürzt, oder andeutungsweise wenigstens, von mir in diese Schrift hereingezogen worden wäre.“

Statt einer Bitte an die Schriftsteller, Mißbrauch und Entstellung seines Werkes zu unterlassen, spricht er in der Vorrede folgenden langathmigen Fluch aus: „Wer den Sinn dieses Buches zu entstellen sich untersteht, oder es wagt, die Grundlagen, auf denen es ruht, zu erschüttern, die Klarheit des Textes zu verdunkeln oder Zweifel über eine Stelle zu verursachen durch Aenderungen, durch Auszüge oder Uebersichten, den möge Gottes Zorn und rasche Strafe ereilen, den mögen Trübsale befallen, die ihn zur Verzweiflung treiben, und deren Vorstellung schon ihm Schauer einjagen soll u. s. w.“ Massudi ist so liebenswürdig, seine Verfluchung noch eine ganze Seite fortzusetzen, und auch der Verfasser dieses Buches hätte sie vielleicht zu fürchten, wenn Verfluchungen, von wem sie auch kommen mögen, überhaupt zu fürchten wären.

Massudi beginnt sein Werk mit der Erschaffung der Welt, die an einem Sonntag und einem Montag vor sich ging. Mit der Welt wurden auch die sieben Himmel geschaffen, von denen der erste aus grünem Smaragd, der zweite aus Silber, der dritte aus rothen Rubinen, der vierte aus Perlen, der fünfte

aus gediegenem Golde, der sechste aus Topas, der siebente aus Feuer gebildet wurde, auf welcher letzteren die Engel stehen und Palmen zum Preise des Herrn singen. Die Erde selbst ist auf dem Rücken eines Fisches befestigt, das Wasser, in welchem dieser Fisch schwimmt, befindet sich auf Felsblöcken, die Felsblöcke wieder auf dem Rücken eines Engels, der Engel auf einem Felsen und der Felsen steht auf dem Winde. Die Welterschöpfung, wie sie Massudi beschreibt, ist in einzelnen Theilen der mosaischen nachgebildet, doch bemerkt er, daß sehr viele Setten ein anderes System der Schöpfung oder vielmehr die Ewigkeit der Körperwelt annehmen. Nach der Ansicht der Juden wäre das Schöpfungswerk am Freitag beendet worden, und deshalb wurde bei ihnen der Sabbath als Ruhetag gefeiert, die Christen hätten den Sonntag geheiligt, weil ihr Messias an diesem Tage auferstanden sei, die Gläubigen dagegen feierten den Freitag, und zwar, weil an einem solchen (6. April) die ersten Menschen, Adam und Hawa (Eva), geschaffen wurden. In jenem Tage um die dritte Stunde (9 Uhr) gingen sie ins Paradies ein, blieben aber in Folge des Sündenfalles nur drei Stunden oder das Viertel eines Welttages oder 225 irdische Jahre darin. Nach dem Sündenfalle wurde Adam nach Serendib (Ceylon), Eva nach Dschebda (Hafenplatz vor Mekka) verbannt. Als Adam aus dem Paradies ging, hatte er sich eine Schürze aus Blättern wohlriechender Pflanzen verfertigt. Letztere raubte ihm der Wind und verbreitete die Stücke über Indien, so daß von ihnen die Aloe, der Nelkenbaum, die Gewürze, der Moschus und alle Wohlgerüche stammen. Adam rettete aus dem Paradies in aller Eile, aber in guter Auswahl, auch noch dreißig Fruchtreiser; die Früchte von zehn derselben haben eine Rinde, nämlich: die Nuß, die Mandel, die Pistazie, der Mohn, die Kastanie, die Granate, die Kolos, die Haselnuß, die Banane und der Gallapfel; zehn davon sind Steinfrüchte: der Pfirsich, die Aprikose, die Pflaume, die Dattel, die Vogelbeere, der Lotos, die Kispel, die Zujube, die Frucht der Dum- oder saßibischen Fächerpalme und die Kirsche; dann zehn Schalenfrüchte: die Orange, die Feige, die Birne, die Traube, der Apfel, die Quitte, die Maulbeere, die Gurke, der Kürbis und die Melone. Der Stammvater des Menschengeschlechtes starb, wie Massudi versichert, an einem Freitag, am 6. April (dem Tage, an welchem er einst erschaffen wurde), und im 930. Jahre seines Alters.

Erst nach der Geschichte der Erzväter u. s. w. bis zur Zeit Christi, erst im 8. Kapitel beginnt seine Erdbeschreibung, deren mathematischer Theil im Wesentlichen die Ansichten des Ptolemäus wiedergiebt.

Uebersaus interessant ist seine gute Kenntniß von Indien und China, die er größtentheils in Bakra von Gelehrten, Reisenden, Kaufleuten erworben. Den Bericht über Indien beginnt er mit der Bemerkung, die Gelehrten seiner Zeit seien einig darüber, daß in diesem Lande die Kultur am frühesten heimisch war. Er spricht dann von der Herrschaft eines Mythentönigs Brahma des Großen, der das schöne Alter von 366 Jahren erreichte, und unter dessen Regierung indische Weise den Stellenwerth der Ziffern erfunden haben, welche das numerische System der Hindu bilden. — Dies ist eine sehr wichtige Bemerkung, weil sie den Irrthum beseitigt, als verdankten wir die sogenannten „arabischen“ Ziffern den Arabern selbst, durch deren Vermittlung nur wir sie aus Indien erhalten haben. Das große Verdienst der Indier aber besteht nicht in der Erfindung der Zahlzeichen, der Ziffern, die ganz gleichgiltig sind,

sondern darin, daß nach ihrem System der Stellenwerth der Zahlen von der Rechten zur Linken bedingt wird, daß sie den Positionswerth erfunden haben.

China, sagt Maffudi, ist ein sehr schönes Land, voll von üppigem Pflanzenwuchs, durchschnitten von unzähligen Kanälen, dennoch findet sich dort die Dattelpalme nicht. Diese Aeußerung ist für den Araber charakteristisch. Als die Araber Spanien eroberten, war das Erste, was sie thaten: Palmen zu pflanzen, denn ein Land ohne Datteln bleibt in ihren Augen immer ein Land der Armuth. — Die Städte in China haben keine Marktplätze, sondern nur breite Straßen von Kanälen durchzogen und von Alleen beschattet. Von den Leistungen der chinesischen Maler erzählt er: Sie stellen ihre Bilder ein ganzes Jahr lang öffentlich aus und erhalten, wenn die Kritik günstig ist, eine Belohnung vom Kaiser. So hatte einer dieser Meister einen Sperling auf einer Kornähre gemalt. Das Publikum war entzückt und fand das Bild der Natur täuschend ähnlich, so daß dem Künstler sein Preis gesichert schien. Da kritisirte aber ein buckeliger Kunstrichter das Bild sehr ungünstig. „Jedermann weiß“, sagte er, „daß, wenn sich ein Sperling auf eine Aehre setzt, der Halm umbiegt, der Maler hat ihn aber naturwidrig ganz gerade aufrecht dargestellt“. Der Kaiser fand diese Kritik richtig, und der Späßenmaler mußte mit seinem Bilde ohne Preis abziehen.

Der Kulturaustausch zwischen China und dem Reiche der Kalifen war damals außerordentlich groß und fruchtbar, wurde aber plötzlich durch einen Prätendentenkrieg unterbrochen.

Von den Ländern im Westen beschreibt Maffudi die persischen, byzantinischen und römischen Kaiserreiche, und giebt einige gute Aufschlüsse über die damaligen Zustände im Kaukasus und im südlichen Rußland. Treffend bemerkt er über das kaukassische Sprachgewirr: „Nur der allmächtige Schöpfer allein könne alle Völkerrämme dieses Gebirgslandes nennen.“ Schon zu Maffudi's Zeit unterschied man nicht weniger als 72 Völkerschaften, die in Unabhängigkeit lebten und verschiedene Sprachen, Dialekte redeten. Sehr wichtig sind seine Nachrichten über das damalige Chasarenreich und die Krim. Die Hauptstadt des ersteren war Semender, acht Tagereisen vom eisernen Thor oder Derbend. — Zwischen den Chasaren und Bulgaren, also zwischen Kaukasus und Wolga, saßen die Barta, ein Jägerstamm, der zu den Chasaren mitgerechnet wurde. — Nördlich von den Chasaren, zwischen Wolga und Kama, saßen die Wolgaren oder Bulgaren, von denen ein Theil schon früher über die Donau gegangen war. Die jetzigen Bulgaren haben aber mit diesem Volke, welches sie einst unterwarf und ihnen seinen Namen gegeben hat, wenig gemein, denn die modernen Bulgaren sind serbische Slaven, während die alten echten Bulgaren ein finnischer Stamm sind. „Die Stadt der Bulgaren“, sagt Maffudi, „liegt an der Küste des Meeres Mayotis“, d. i. des Schwarzen Meeres, und diese Völker bewohnen „das siebente Klima“, d. i. den höchsten bekannten Norden. — Auch die „heiligen Feuer von Baku“ werden von Maffudi erwähnt. Auf dem Gebiete der Naphthaquellen, sagt er, liegt ein Vulkan, der beständig Feuer auswirft und dessen Flammen so hoch steigen, daß man sie auf dem Kaspischen Meere in einer Entfernung von 100 Parasangen, d. i. etwa 70 deutsche Meilen, sehen kann — eine freilich etwas orientalische Uebertreibung.

Den Schluß des Werkes bildet eine Schilderung Aegyptens. „Ein Gelehrter“, sagt Massudi, „beschreibt uns das Land Aegypten folgendermaßen. Während drei Monate ist es eine weiße Perle, während anderer drei Monate schwarzer Moschus, im dritten Quartal ein Smaragd und im letzten ein Goldbarren.“ Das soll heißen, daß vom Juni bis September, während der Nilüberschwemmungen, das Land einer weißen Wasserfläche gleiche, aus welcher, sagt Massudi vortrefflich, die einzelnen hochliegenden Gehöfte wie Inseln auftauchen, so daß sie nur auf Barken mit einander verkehren können. Vom Oktober bis Dezember kommt der schwarze Nilschlamm zum Vorschein, der einen angenehmen Geruch wie Moschus verbreitet. Vom Januar bis März schimmern die Saaten smaragdgrün und verwandeln sich in Goldbarren gegen die Zeit der Ernte hin. Massudi weiß, daß die Pyramiden Begräbnisplätze der Pharaonen gewesen sind.

Die Frage der Nilquellen beantwortet Massudi nach Aussagen eines koptischen Gelehrten. Der Nil fließe aus einem See, dessen Länge und Breite unbekannt seien, und der dort liege, wo die Tage und Nächte das ganze Jahr über gleich seien. Die Araber waren sehr erfinderisch mit ihren Mittheilungen. Bald sollte der Nil sich spalten und einen Arm nach Westafrika bis zum Atlantischen Meer senden (den Niger), bald einen Arm nach Osten. Diesen letzteren kennt auch Massudi. Er fließe, sagt er, nach dem Lande der Zendsch und ergieße sich in das Meer der Zendsch. Die Zendsch-Regen sind die Regen von Zanzibar, denn Zanzibar heißt die Küste der Zendsch. Massudi will also sagen, daß einer der Flüsse Ostafrika's ein Seitenarm des Nil sei.

Ibn Haukal, Massudi's Zeitgenosse, entwarf in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts belehrende und anziehende Schilderungen von allen Ländern, die dem Islam unterworfen waren, behandelte aber die von den Christen bewohnten Gegenden nur obenhin, weil seine „Liebe für die Weisheit und die mohammedanischen Regierungen es ihm nicht gestatte, bei diesen Nationen irgend etwas zu loben, oder auch nur aufzuzeichnen.“ Er nennt unter den vornehmsten Handelsstädten seiner Zeit Straf am Persischen Meerbusen, Hormus in Karamanien, Daibul in der Provinz Sind, woselbst indische und chinesische Waaren in Menge zusammenkamen. Zu seiner Zeit waren die dem Kaspiischen Meere benachbarten Landschaften berühmt wegen ihrer Manufakturen in Seide, Woll- und Goldstoffen; in Armenien verfertigte man Leppiche und Tapeten in Scharlachfarbe; Samarkan lieferte gutes Papier, und Trebisonde stand an der Spitze aller Handelsstädte des Schwarzen Meeres.

Ibn al Wardi's Werk „Wunderperle“, die zu Aleppo im Jahre 1232 geschrieben wurde, ist eine physikalische Erdbeschreibung, in welcher Afrika, Arabien und Syrien sehr ausführlich, desto kürzer aber Europa, Indien und das nördliche Asien beschrieben sind. Der Verfasser hat ihr eine allgemeine Karte beigelegt, mit der die Karte des Italieners Sanudo von 1306 in vielen Stücken übereinstimmt, daher man annehmen darf, daß die ersten christlichen Landkartenzeichner die Araber kopirt haben.

Hundert Jahre später giebt Abulfeda, Fürst von Hamah, in seinem berühmten Werke, das er im Jahre 1321 beendigte, eine Erdbeschreibung in Tafeln nach den Klimaten geordnet, mit den Graden der Länge und Breite, doch so, daß er nicht nach der üblichen Weise der arabischen Geographen die

Länder eines jeden Klima von Westen gegen Osten, sondern in 28 Abschnitten die Hauptländer beschreibt und sich in der Einleitung über die mathematische Geographie, die vornehmsten Meere, Gebirge und Flüsse unseres Erdtheils verbreitet. Was Abulfeda über Syrien, sein Heimatland, über Aegypten und die nördlichen Küstenländer von Afrika sagt, ist auffällig genau; weniger vollständig sind seine Nachrichten über Turkestan, Indien und China, was um so auffallender ist, da die Verbindung der Araber mit diesen Gegenden sehr lebhaft war.



Joh. al Wardi's (Samudr's) Erdkarte.

Europa und die Negerländer in Afrika, soweit sie die Verbreitungsgrenze des Islam überschreiten, sind dem fürstlichen Geographen von Hamah unbekannt.

Edrifi, aus einem nordafrikanischen Königsgeschlechte, auch der nubische Geograph genannt, lebte in der Mitte des 12. Jahrhunderts am Hofe des Königs Roger II. von Sizilien, des damals hervorragenden Beschützers der Wissenschaften, namentlich der geographischen. An diesem von Gelehrten und Reisenden viel besuchten Hofe sammelte Edrifi den Stoff zu seinem Werke „Geographische Gemüthsergötzungen“ (Nushat-ul-mushtak) und zur Erklärung einer

silbernen Erdkugel des Königs, die leider später anderweitig verfilbert wurde. Edrissi hatte nur wenige Theile der seiner Zeit bekannten Erde selbst besucht, dagegen viel gelesen und gesammelt, besonders über Afrika und Innerasien, welche er ausführlicher beschreibt als irgend ein anderer arabischer Geograph. Sein Aufenthalt unter Christen scheint ihm gerade auch über Europa, von dem die Araber nur die Länder am Mittelländischen Meere kannten, selbst in den entferntesten Theilen belehrt zu haben. Denn er nennt Reiche und Städte, die von keinem andern seiner Kunst- und Landesgenossen genannt werden. Er führt von Frankreich viele wichtige Städte an, selbst solche, die in seinem Zeitalter weniger bekannt sein konnten, wie la Rochelle, Anger, Clermont u. a. m. In den Niederlanden kennt er Gent, St. Omer, Tournay, Lüttich; in England die Landschaft Cornwallis, die Städte Salisburj, Winchester, Hastings, Dover. Von Deutschland hatte er Nachrichten von den südlichen und westlichen Gegenden, von den Städten Mainz, Basel, Ulm und Augsburg, vom Rhein, von der Donau und Elbe. Selbst der äußerste Norden blieb ihm nicht unbekannt; er nennt unter mehreren unkennlichen Ortschaften Schwedens die Stadt Kalmar, ferner Island und Fimmarken, auch vom heutigen Rußland eine Menge Städte, die zwischen dem Dnjepr und der Wolga gelegen waren.

Edrissi's zwei Kartenwerke, ein kreisförmiges Erdbild und eine viereckige Weltkarte in 70 Blättern, sind nicht rein arabische Werke, sondern, wie Edrissi's Gesammtwissen, eine Mischung aus den Kenntnissen des Abend- und Morgenlandes. Auf beiden Darstellungen sind die Entstellungen der Festlande und die Mißgriffe in der Vertheilung der Ländermassen weit stärker als auf den Karten nach Ptolemäus. Von einer absichtsvollen Uebertragung der Kugelflächen in die Ebene ist auf den 70 Blättern nichts zu entdecken, und nach der günstigsten Meinung wollte der Kartenzeichner höchstens eine walzenförmige Projektion anwenden. Es ist überhaupt bis jetzt noch kein arabisches Länderbild mit Gradnetz gefunden worden, obgleich Vasco de Gama später, 1498, eine solche Karte in den Händen des arabischen Lootsen sah, der sein Geschwader von Afrika nach Indien hinüberführte. Da der portugiesische Admiral an der Karte ihre cylindrische Projektion bewunderte, so muß ihm diese Art der Uebertragung von Kugelflächen neu gewesen sein.

Ibn Batuta ist der größte Landreisende, den je ein Volk aufzuweisen gehabt hat. In Tanger am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts geboren, geht er zuerst nach Aegypten und hier bis zu den Katarakten des Nils hinauf. Dann besucht er die heiligen Wallfahrtsorte in Syrien, Arabien und wandert südwärts durch Persien bis Ormuz, wo er sich nach Zanzibar, der Ostküste Afrika's, einschiffte, die er bis Quiloa besucht. Nach der Rückkehr reist er durch Kleinasien, durch die Reiche der Osmanen, nach Sinope am Schwarzen Meer und nach der Krim, die damals unter genuessischer Herrschaft in höchster Blüthe stand.

Es war in den dreißiger Jahren des vierzehnten Jahrhunderts, als Ibn Batuta Kleinasien in der Kreuz und der Quere durchstrich. Damals befanden sich jene Länder, wie man in unseren Tagen sagen würde, in einer „orientalischen Krisis“, und gerade dieser Umstand giebt seinen Schilderungen einen großen Reiz für unser Verständniß. Die Kreuzzüge, auch eine Art „orientalischer Frage“, hatten aufgehört, und nach zweihundertjährigen Kämpfen, 1096—1296,

nach dem Untergange von 700,000 christlichen Streitern, war nur ein düsteres Kloster auf der Todesstätte des Erlösers zurückgeblieben. Die Herrschaft der Christen in Syrien war fast gänzlich erloschen. Die Handelskolonien der italienischen Stadtrepubliken waren verloren, der indische Handel ging über Alexandrien nach Europa und feuzte unter den Steuertarifen der ägyptischen Sultane, welche ihr Monopol unbarmherzig ausbeuteten. — Es hatte jene kampffreie Zeit begonnen, wo sich Venedig und Genua um die damalige Herrschaft zur See stritten.



Obeis's Erdansicht um 1150.

Nichteten die Genueser ihr Hauptaugenmerk auf Pera, Trapezunt und Kassa auf der Krim, so legten die Venetianer weit höheren Werth auf ihre Verbindungen mit Alexandrien am Nil. Die Einen nährte der Pontus, die Anderen der Nil. Inzwischen waren beide Seemächte bedacht, sich gegenseitig zu schädigen, und das vierzehnte Jahrhundert ist der Zeitraum, wo sich der Verfall des mächtigen Genua vorbereitete, welches sich zweier Feinde, der Venetianer und der ihnen alliirten Catalanen, nicht zugleich erwehren konnte.

Von der Krim wandert Ibn Batuta durch Südrussland zum Tatarenhane des Kiptschak, nach Astrachan und nach der großen Tatarenstadt Sarai, deren einstige Lage sich nicht mehr mit Sicherheit geographisch bestimmen läßt. Endlich geht er in Begleitung einer griechischen Prinzessin in die Stadt der Ungläubigen, nach Konstantinopel. Ferner besucht er die Bucharei, Indien, die Malediven, Ceylon, Sumatra, China. In sein afrikanisches Heimatland zurückgekehrt, geht er nach dem arabischen Spanien und begleitet die Gesandtschaft eines marokkanischen Königs bis nach Timbaktu, dem westafrikanischen Babylon.

Von der Lebhaftigkeit des damaligen Verkehrs giebt folgende Erzählung einen treffenden Beweis. — Ibn Batuta traf in China einen Jugendfreund aus Ceuta, der am Hofe von Delhi ein hohes Amt bekleidete und in China später ein großes Vermögen erworben hatte. Dem Bruder dieses Freundes begegnet er später im innern Afrika, und staunend über diese Begegnung ruft er aus: „Welche Entfernung trennt nicht diese Brüder!“ — Und Ibn Batuta wußte, was Entfernung war, damals, wo man zu Fuß oder im Sattel, selten zu Schiff, und auf welchen Schiffen, reisen mußte.

Die Summe der Wegeweiten, die Ibn Batuta auf dreißigjährigen Reisen, 1324—1354, zurückgelegt hat, ist von keinem Reisenden jemals übertroffen worden, doch war er dabei, wie arabische Reisende überhaupt, sehr begünstigt. Er reiste als arabischer Gelehrter fast nur in Ländern, wo der Islam sich ausgebreitet hatte; selbst in China findet er noch auf allen Etappen arabische Kolonien, Glaubensgenossen, Gassfreunde und Reisehülfe. Es galt als religiöse Pflicht, Pilger und Reisende mit Zehrgeldern zu unterstützen, und einzelne Koranstellen sagen ausdrücklich: Reisen, geographische Studien sind gottgefällige Werke. So wanderte Ibn Batuta von Hof zu Hof und ward überall beschenkt, da alle mohammedanischen Fürsten die Unterstützung solcher Reisen für ein gutes Werk hielten. Ja er war in dieser Hinsicht so verwöhnt, daß er magere Geschenke als Schädigkeit verspottet. Diese Leichtigkeit des Reisens dient aber zugleich als Illustration für die staunenswerthe Verbreitung der Araber und die damalige Macht des Islam.

Fassen wir schließlich die Verdienste der arabischen Geographen und Reisenden übersichtlich zusammen. Noch jetzt können ihre Schilderungen von den Sitten und Merkwürdigkeiten der Länder und Völker als Muster dienen. Ihrer Aufmerksamkeit entging nicht leicht eine fremde Eigenthümlichkeit. Selbst der trockene Istachri vergißt nicht zu bemerken, daß in Dschurusna am Syr Darja die Rosen bis in den Spätherbst blühen, und daß es in Ferghana Steine gebe, die wie Kohlen brennen. Schon zu den Zeiten Karls des Großen betraten die ersten arabischen Chinafahrer staunend eine Welt überfeinerter Gesittung. Sie gedenken in ihren Schilderungen des himmlischen Reiches der Einrichtung von Reisepässen, der Volkszählungen und Geburtsregister, der polizeilich besteuerten und patentirten Liederlichkeit, des Theetrinkens und der eigenthümlichen, auf Faden gereihten Blechmünzen, die wir Sapelen oder Casch nennen, und welche in den Zeiten der Mongolendynastie durch Papiergeld verdrängt wurden. Sie führten aus China das Papier ein; der Kompaß, das Schießpulver wird in arabischen Schriften bereits im ersten Jahrhundert erwähnt; der Branntwein wurde von ihnen schon als Arzneimittel verwendet; sie machten die Länder des Westens mit dem indischen Rohrzucker bekannt. Wir erfahren durch die Araber, daß

die Hahnenkämpfe und das Kardspiel schon im neunten Jahrhundert auf Ceylon im Schwunge waren, daß fromme Hindu schon in jenen fernen Jahrhunderten das Wasser des heiligen Ganges in Krügen auf dem Kopfe oft bis an das äußerste Ende der Halbinsel zum weihewollen Bade ihrer Götzenbilder trugen.

Durch die arabischen Geographen hätten die Völker des Westens mit einer Anzahl wichtiger Erfindungen frühzeitig bekannt werden können. Die älteste Erwähnung von Windmühlen in dem wasserlosen Sedschistan findet sich bei Massudi. Edrisi macht uns bekannt mit den maurischen Wasserleitungen und Pumpwerken bei Toledo, mit den Zinnobergruben von Almaden, und er hat uns die merkwürdige Nachricht aufbewahrt, daß zu seiner Zeit schon die Quecksilberwäsche zur Ausscheidung des Metalles aus den Golderzen im nordwestlichen Afrika angewendet wurde. Er berichtet, daß früher die Wein- und Dattelgärtner Basra's um schweres Geld den Vogeldünger kauften, der aus dem Persischen Meerbusen von den Guanoklippen bei den Bahreinseln gebracht wurde, daß die Maccaroni Palermo's schon um das Jahr 1150 einen Ruf besaßen. Die arabischen Reisenden versäumen nicht, Gewichte und Goldwährungen verschiedener Länder zu vergleichen, und sie wußten so gut wie wir, daß Indien wegen seines geringen Bedarfs an fremden Gütern die edlen Metalle des Westens an sich zog. Bei Ibn Batuta finden wir interessante Schilderungen der Hofhaltungen in Delhi und der kleinen osmanischen Fürsten.

In solchen Vorzügen liegt eine Entschädigung für den Gang zum Wunderbaren und die ermüdenden Fabeln, welche bei Arabern so wenig fehlen wie bei den christlichen Autoren des Mittelalters. Ihre innige Frömmigkeit verleitet sie gar oft zu sonderbaren Behauptungen, und wir müssen lächeln, wenn Kozwini die Weisheit Gottes auch darin erkennt, daß er den Regen nicht in die unbewohnten Steppen, sondern in die von Geschöpfen belebten Erdräume sende.

Schon mit der Verlegung der Residenz der Khalifen nach Damaskus 753 begann die Zeit der eigentlichen Blüte in Kunst und Wissenschaft. Freilich dauerte diese Aera nicht allzu lange. Aber zu um so größerem Glanze erhoben sich darauf die Araber in Spanien, und man kann sagen, dieses Land hatte unter ihnen seine schönste Blütezeit. Die Araber verstanden sich, wie schon bemerkt, namentlich auf Naturwissenschaften, Mathematik und Medizin. Die Khalifen scheuten keine Kosten, um sich die kostbaren griechischen Quellenwerke nutzbar zu machen, und viele Uebersetzungen aus den ältesten Zeiten würden uns ohne die Araber verloren gegangen sein. Die Araber führten Spanien auf eine hohe Stufe wirthschaftlicher Entwicklung; sie importirten den Seiden- und Zuderbau, bald entstanden auch verschiedene Hochschulen und zahlreiche Bibliotheken. Die Gelehrten aller Länder strömten nach Cordova und anderen spanischen Universitäten. Sevilla wurde besonders bedeutend durch die Pflege der Musik, Granada durch die Pflege der arabischen Kunst und Architektur. Spanien hatte damals mehr als siebzig große Bibliotheken und manche von ihnen mehr als hunderttausend Schriften. Man darf daher mit gutem Rechte sagen, unter der arabischen Herrschaft war Spanien das hauptsächlichste Kulturland Europa's.

Uebersetzen wir nunmehr die Länder, welche die Araber theils unterworfen, theils durch Verkehr und Handel, Reisen und Studien kennen gelernt hatten.

Asien, der Hauptschauplay der Araber und ihrer Thaten, das Heimatland ihrer Religion, war ihnen zu großem Theile bekannt. In ihren geographischen

Schriften treten vor allem Arabien und Syrien aus dem Dunkel hervor, die Küsten des Schwarzen Meeres, die Gebirgslandschaften des Kaukasus, die Küsten des Kaspischen Sees, dessen Gestalt sie richtig angeben, die benachbarten Völkerschaften und die längs der Wolga werden bekannter. Die arabischen Schriften enthalten viele Nachrichten über Persien, ganz besonders ausführliche Beschreibungen von den Ländern im Norden von Indien, Tibet, Baktriana und Transoxanien, den alten Provinzen des Alexanderreichs, und diese Nachrichten waren lange die einzigen. Diese Provinzen bildeten das Mawar al Nahr, das nördlichste Reich. Auch kannten sie Bothan, die nördlichen Provinzen von China, „Kathai oder Kithai“, ein Name, der sich noch bis auf den heutigen Tag bei den Russen erhalten hat. Die südlichen Provinzen nannten sie Tschin oder Sin.

Mit großer Ausführlichkeit beschreiben die arabischen Geographen fast alle Theile von Hindostan, indem sie unter dem Namen „Sind“ die Nachbarländer des Indus, und unter dem Namen „Hind“ die östlicheren Landschaften begreifen, wie Delhi, Agra, Oude, Bengalen u. s. w., oder die Länder am Ganges. Dekan oder die südliche Halbinsel ward mit zu Sind gerechnet. Kaschmir mit seinen volkreichen Städten, seinem milden Klima, den hohen Gebirgsketten, beschreiben die Araber sehr ausführlich. Vorzüglich waren sie in Gudscherat zu Hause. Hier nennen sie die Städte Sumenat, Kambay, Nahrwahra, den Sitz des mächtigsten Fürsten, Benares, die alte Schule indischer Weisheit, und die unüberwindliche Festung Gwalior. Vom innern, eigentlichen Dekan, von der Küste Coromandel blieb ihnen Alles verborgen, und mit dem Vorgebirge Camorin hörte ihre genaue Kenntniß des festen Landes auf.

Was sie von den Erzeugnissen und der Bodenbeschaffenheit der beiden Inseln erzählen, die sie Lameri, auch Sobarma und Al Gamah nennen, bezieht sich offenbar auf die Inseln Sumatra und Java, deren Vulkane sie kennen, aber erst nach Ankunft der Portugiesen in diesen Gewässern ließen sich arabische Ansiedler auf Ternate und den anderen Molukken nieder.

Der größte Theil des nördlichen Asiens blieb den Arabern unbekannt. Das nördlichste Land war das der Gog und Magog, eine fabelhafte Gegend von dicker Finsterniß, hohen Gebirgen, tiefem Schnee und wilden Völkern. Nach Bibel und Koran soll von hier aus der Untergang der Welt kommen.

Die heilige Schrift (Gen. X, 2) zählt Magog unter den Söhnen Japhet's auf. Aus dem Lande der Nachkommen Magog's aber drohe einst das Verderben zu kommen. Der Prophet Ezechiel XXXVIII, 19 ff. verkündet, daß Gog mit seinen Heerscharen zu den Bergen Israels hinaufsteigen, sie überfallen und plündern werde am Ende der Tage. „Und an jenem Tage (am Tage der Ankunft Gog's) wird ein großes Beben über dem Land Israel sein, und es werden erbeben vor meinem Antlitz die Fische des Meeres, und die Vögel in der Luft, und die Thiere des Feldes, und jeder Wurm, der auf dem Boden kriecht, und alle Menschen, die über der Erde sind, und es werden die Gebirge umstürzen und fallen die Wälle, und alles Gemäuer zu Boden.“ -- Wir können uns also denken, welches starke Verlangen die christlichen Völker haben mußten, das Land Magog kennen zu lernen, von wo die Schrecken des Jüngsten Gerichtes herziehen würden.

Auch die Araber hatten Ursache, solche Schrecken des Jüngsten Gerichts zu fürchten. In der XVIII. Sure des Koran, Vers 94—99, welche von den

Thaten Alexander Dulkarnein's handelt, heißt es: „Sie sprechen: O Dulkarnein, Nebeschudsch und Medschudsch thun Böses auf der Erde, setze einen Damm zwischen uns und zwischen sie. Er aber sprach: Bringt mir Eisenstücke, daß ich die beiden Seiten des Berges gleichmache, bläst, bis das Eisen schmilzt im Feuer, daß ich es geschmolzen ausgieße. So konnten sie (Gog und Magog) nicht darüber hinaussteigen und konnten es nicht durchbohren. Dies ist Erbarmung von meinem Herrn, und wenn die Verheißung meines Herrn am Jüngsten Tage kommt, wird er den Damm zerstückeln, und die Verheißung meines Herrn ist Wahrheit.“

Wir finden also im Koran dieselben Elemente der Sage: das Erscheinen eines wilden Volkes am Jüngsten Tage. Es wurden daher schon Mitte des 9. Jahrhunderts Leute auf Erkundigung über die Völker Gog und Magog ausgesandt, welche die wunderlichsten Nachrichten von ihnen heimbrachten. — Diese Sage, ein Memento des Jüngsten Gerichts, rückte mit der zunehmenden Kenntniß von Asien die Gog und Magog immer weiter nach der nordöstlichen Küste, und sie fehlten auf keiner Karte Asiens seit dem 13. Jahrhundert.

In Afrika waren die geographischen Erweiterungen noch größer als in Asien. An der Ostküste erstreckte sich eine lange Kette von arabischen Handelsstädten bei Banzibar, das Goldland Sofala bis Kap Corientes unter 24° s. Br. Also noch weit hinaus über die Länder oder Inseln der Wag-Wag, wo „die Affen goldene Halsbänder tragen und die Hunde an goldenen Ketten liegen“. Auch Madagaskar kennen sie, die Heimat des Vogels Koch, dessen Eier von märchenhafter Größe waren. Madagaskar hieß auch die Mondinsel, weil sie dem Mondgebirge und dem Mondlande gegenüber lag. Auch der Name der Comoreninseln ist arabischen Ursprungs.

Die Negerlande im Süden der Wüste haben die Araber sicher gekannt, doch ist das Verständniß ihrer Nachrichten von denselben wie von Bornu, Darfur, Wadai, Kanem erst durch die neueren Reisenden Barth, Vogel, Nachtigal möglich geworden. Wohlbekannt waren ihnen auch die Negerstaaten zwischen dem Niger und dem Senegal. Die Araber, welche aus Marokko nach dem Sudan zogen, berührten zuerst Sedschelmessa am Südbahang des Atlas, überschritten hierauf die öden Dünen des Areg, rasteten dann in den Oasen von Gurara und Tuat, eilten von dort durch die Salzwüste Waran nach Audaghast oder Taghaza, einer berberischen Ortschaft, und betraten in Walata die erste Stadt der Neger, die auch Ibn Batuta auf seiner Wanderung besucht hat.

Aber schon lange vor seiner Zeit, im 13. Jahrhundert, war die alte Herrschaft Ghanata's dem Reiche der Mellinke oder Mandingo erlegen, deren größter Sultan, Manja Musa, seine Herrschaft oder Timbuktu den Niger abwärts bis nach Gogo und in das Land Zusi ausdehnte. Auf die Märkte der Hauptstadt Melli kam das Gold des Niger.

Der westliche Karawanenpfad, welcher vom Norden durch die Wüste nach dem Lande der Schwarzen führte, hielt sich von dem Orte Nun bei dem Vorgebirge gleichen Namens in der Nähe der atlantischen Küste und durchschnitt das Gebiet der Sanhadjscha. Die eigenthümlichen Sitten jener Wüstenjöhne haben sich unverwischt erhalten, denn noch gegenwärtig pflegen sie, wie zu der Zeit, wo die arabischen Geographen sie schilderten, ihre wunderbar schönen Töchter durch Mästung mit Milch und Butter zu verunstalten, um den Umfang fleischiger

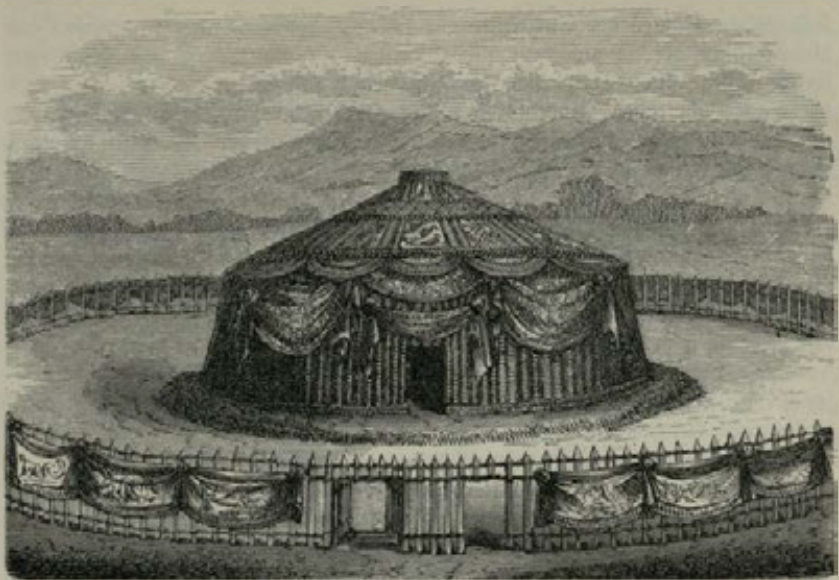
Körpertheile widernatürlich zu steigern. Auf ihrem Gebiete, 20 Märsche von Audaghast, lag die Oase Wül, wichtig durch den Handel mit Steinsalz vom Berge Zdschil, welches nach den salzarmen Negerländern ausgeführt wurde.

Die Schiffahrt der Araber erstreckte sich bis zum Vorgebirge Nun. Gelegentlich wurde wol ein unvorsichtiger Seefahrer südlich geworfen, aber eine dauernde Verbindung mit den dortigen Negerländern hat nie stattgefunden.

Mit den Kanarischen Inseln wurden die Araber erst bekannt, als bereits spanische und portugiesische Sklavenjäger kanarische Eingeborene auf die Märkte nach Marokko brachten. Die älteren arabischen Geographen erwähnen die Inselgruppe unter dem Namen Fortunatoh, also ersichtlich nach lateinischen Beschreibungen. Edrissi aber, der sich am Hofe des Königs Roger II. in Sizilien aufhielt und in England gereist war, hat seltsamerweise nach der Fortunatengruppe die Insel der Vögel, eine Insel der Schafe und die Insel der beiden magischen Brüder verlegt, von denen die beiden ersten, wie bereits S. 131 erzählt, bei den Irrfahrten des heiligen Brandan erwähnt werden.

In Europa kannten die Araber Spanien und Italien durch ihre Eroberungen, Frankreich und England aber nicht bloß aus den Schriften griechischer und römischer oder mittelalterlicher lateinischer Geographen, sondern durch Reisende, wie Edrissi, welcher Faröer als nördlichste Insel der Erde angiebt.

Der Schleier, welcher die baltischen Länder noch halb bedeckte, war zum Theil gefallen. Sehr alte Handelsverbindungen reichten aus Innerasien und Persien die Wolga aufwärts bis zur Ostsee. Den Pfad dieses Verkehrs bezeichnen noch die Fundstätten arabischer Münzen, die sich von dem Gouvernement Kasan bis nach Christianfund in Norwegen erstrecken. Wenn nun auch diese Funde nicht beweisen, daß Araber selbst die Fundstätten jemals betreten haben, weil die Münzen durch Handel und Raubzüge dahin verschleppt sein können, so darf man doch annehmen, daß arabische Kaufleute von den Ländern, wohin ihr Geld zunächst auswanderte, an dritten Orten Nachrichten eingezogen haben. So erklärt sich, daß Jakut die Städte Schleswig und das norwegische Bergen erwähnt, daß Edrissi die Namen Dänemark, Norwegen, Schweden, Finnmarken kennt. Der Baltische Meerbusen heißt bei den Arabern das Meer Warank oder der Waräger, sie hielten ihn für einen Theil des Nordpolarmeeres, weil sie Skandinavien für eine Insel hielten. Im europäischen Rußland bezeichnen sie als das nördlichste Volk die Wisu, von denen im stummen Handel die Bulgaren der Wolga Biber-, Eichhörnchen- und Zobelfelle eintauschten, um sie wieder an die Kaufleute von Buchara abzusetzen. Wisu ist der arabische Ausdruck für die finnischen Wessen, die am Bjeloseero oder am Weißen, richtiger am Wessensee saßen. Doch mag ihr Handel noch weiter gegangen sein. Hat man doch sogar einen Metallspiegel mit arabischer Inschrift aus dem 10. oder 11. Jahrhundert bei Samarow am Zusammenfluß des Irtysch und Ob im Ostjaklande gefunden. Daß mohammedanische Kaufleute selbst bis zu solchen Breiten vorgedrungen sind, läßt sich zwar nicht nachweisen, darf aber auch nicht verneint werden. Ibn Batuta schickte sich bereits an, auf Schlitten mit Hundegespann nach Kamtschadalenart von Wolgar in Begleitung von Pelzhändlern eine Reise nach dem „Lande der Dämmerung“ oder nach den Eismeerküsten zu unternehmen, als seine Absichten durchkreuzt wurden.



Das Purpurzelt des Großkhans zu Kasut.

IV.

Missionsreisen in Asien. Ascelin. Carpini. Rubruquis.

Schrecken der Mongolenzüge. Dießer Johannes und Nestorianer. Befehungsmiffionen: Kocelin zu Fajoth-Kow am Kaspiſchen Meere. — Carpini zu Batu-Khan an der Wolga und zu Kasut bis Karatorum. Die Mongolen in phyſiſcher und ſozialer Eigenart, ihre Sitten, Bräuche und religiöſen Anſichten. Thaten der Söhne Dſchingis-Khans. Kamil in der Wäſte Schamo und deren nachdardige Wunderwäſter. Unterordnung des Volkes, feudale Theilung des Landbeſitzes. Nützung und Kampfweiſe. — Carpini bleibt Miſſionar auch in europäiſchen Ländern. — Rubruquis geht über das Schwarze Meer, den Karatau, nordoſtwärts über den Alatau nach Karatorum. Die Nachbarvölker, die Kataler. Audienzen beim Großkhan. Geleiſsbrief und Heimkehr.

Bereits während der geſchilderten Zeit der arabiſchen Nacht hatten das öſtliche und das mittlere Europa die Gewalt der kriegeriſchen Mongolen in furchtbarer Weiſe gefühlt.

Der Mongole Dſchingis-Khan hatte im Jahre 1211 den Kaiſern von China den Tribut gekündigt, das Land mit Krieg bezogen und bis zum Gelben Fluß erobert. In weniger als zwanzig Jahren erſtreckten ſich ſeine Eroberungen vom äußerſten Oſten bis nach Vorderaſien und bis zum Dnjepr. Seine Söhne und Enkel drangen bis in das innere Rußland und überſchwemmt mit unzählbaren Scharen Ungarn, Polen und Schleſien. Herzog Heinrich von Schleſien ſtellte ſich ihnen bei Liegnitz (9. April 1241) muthig entgegen; ſie warfen ihn aber durch ihre Ueberzahl zurück und behaupteten das Schlachtfeld.

Ein paniſcher Schrecken ergriff ganz Europa. Man fürchtete dieſe wilden und mißgeſtalteten Krieger als höllische Dämonen, als Teufel und böſe Geiſter der Hölle, welche die verdorbene Menſchheit für ihre Laſter beſtrafen ſollten.

Die stolzen Säulen der Christentempel schienen vor Schrecken zu wanken und die dreifache Krone auf dem allerheiligsten Haupte des Gottvertreters auf Erden ihren Glanz zu verlieren. Fasten und öffentliche Gebete sollten diese Züchtigung abwenden. Und als die wilden Horden vollends Ungarn unterworfen und den deutschen Kaiser ausgefordert hatten, dem großen Khan zu huldigen, griff Papst Innocenz IV. zu den geistlichen Mitteln. Politisch-religiöse Missionen sollten zu den Mongolen abgesandt werden, um sie zum Christenthum zu bekehren und von neuen Einfällen abzuhalten. Zudem glaubte man bemerkt zu haben, daß manche Sitten und Bräuche der Mongolen dem Christenthum nicht allzufern stehen, und daß der mächtige Fürst zuweilen eine auffallende Milde gegen Christen geübt hatte; seine Person war sogar, ehe er sich gegen Europa wendete, mit derjenigen des Priesters Johannes in Verbindung gebracht worden.

Mit diesem Priester Johannes, dessen fabelhafte Existenz in der Geschichte der geographischen Entdeckungen den wunderlichsten Spul trieb, hatte es folgende Bewandniß: Bereits im vierten Jahrhundert war das Christenthum nach Parthien und Armenien gedrungen. Hierher wandte sich auch im fünften Jahrhundert der aus Konstantinopel wegen angeblicher Irrlehren flüchtige Bischof Nestorius, und nach ihm hießen seine Anhänger Nestorianer, die sich weit in Mittelasien, in Indien und China ausbreiteten. Selbst die Gemahlin Dschingis-Khans war eine Nestorianerin. Im Jahre 1305 wurde zu Cambalu das Neue Testament ins Mongolische überetzt, und zwanzig Jahre später ließ eine reiche Nestorianerin in Kanton eine christliche Kirche erbauen. Namentlich während der Kreuzzüge hatten sich die wunderlichsten Gerüchte über die Macht eines christlichen Priesters Johannes in Europa verbreitet, und dieser Priester sollte kein anderer sein als der Apostel Johannes, der — noch fortlebe. Und merkwürdig genug, dieselbe Sage findet sich auch in Afrika in dem Hochlande Abessinien wieder.

Wirklich wurde eine Gesandtschaft in das Hauptlager der Tataren oder Mongolen abgeschickt. Die Mission bestand aus Mönchen des Franziskanerordens, welcher damals die besten Glaubensprediger und Heidenbefreher lieferte.

An der Spitze dieser Gesandtschaft, welche in das Tatarenlager an der Ostküste des Kaspiischen Meeres, wo Bajoth-Noy den Oberbefehl führte, abging, stand Pater Nicolaus Ascelin, ein sehr eifriger, aber wenig geschickter Mann. Nach einer beschwerlichen Reise durch Syrien, Mesopotamien und Persien erreichten die Gesandten im Jahre 1247 die Grenze von Khowaresmien, wo das tatarische Heer lagerte. Als Bajoth-Noy Kunde von ihrer Ankunft erhielt, schickte er ihnen seinen ersten Rath nebst Dolmetschern entgegen, um sie zu fragen, woher und warum sie kämen. Ascelin erwiederte, er sei der Gesandte des Papstes, des Oberhauptes der christlichen Welt, und sei gekommen, den Tataren die Lehren des Heils zu verkünden.

Den Tataren schien das Aeußere dieser Mönche keineswegs zu imponiren und einer so hohen Sendung würdig zu entsprechen. Sie fragten weiter, ob denn der Papst, ihr Gebieter, auch wisse, daß der Großkhan der Sohn des Himmels und der Beherrscher der ganzen Erde und Bagoth-Noy einer seiner Prinzen sei. Der Mönch antwortete stolz, der Papst habe weder von dem Großkhane noch von seinen Stellvertretern gehört; er wisse nur, daß ein fremdes, wildes Volk, welches man das tatarische nenne, in die Länder der

Christenheit verheerend eingefallen sei und Niemand verschone; er habe ihm deshalb den Auftrag gegeben, die Führer des tatarischen Heeres aufzusuchen und aufzufordern, ihre grausamen Verwüstungen zu unterlassen.

Die Boten meldeten diese Antwort dem Heerführer; sie kamen wiederholt wieder, jedesmal in anderer Kleidung, und erkundigten sich zuletzt nach den Geschenken, welche der Gesandte für den Großkhan mitgebracht habe. Der Mönch antwortete stolz und ungeschickt, der Papst sei nur gewohnt, Geschenke zu empfangen, aber nicht zu geben, selbst seinen allerbesten Freunden in der Christenheit nicht, also noch viel weniger Fremden und Ungläubigen. Die Geduld der Beamten, welche diese Fremden, die barfuß einhergingen und doch so ungebührlich und stolz redeten, mit Staunen betrachteten, war indeß noch nicht erschöpft. Sie versprachen ihnen sogar Gehör bei dem Feldherrn, wenn sie nach tatarischer Sitte vor demselben dreimal die Kniee beugen würden. Die Mönche erklärten jedoch, eine solche Demüthigung vor einem Heiden sei eine Schmach der Christenheit; wolle aber der Großkhan mit allen seinen Unterthanen die christliche Religion annehmen, so seien sie bereit, sich zur Ehre der Kirche der verlangten Formlichkeit zu unterziehen.

Ueber diesen Antrag ergrimmten die Tataren, schimpften den Papst einen Hund und drohten den Führer der Gesandtschaft lebendig zu schinden, seine Haut auszustopfen und dieselbe dem Papste zu schiden. Diese Erklärung würde auch zur Ausführung gekommen sein, wenn nicht die älteste von Bajoth-Koy's Frauen von dieser Grausamkeit wegen der Folgen, die sie für tatarische Gesandte haben könnte, abgerathen hätte. Die Mönche wurden entlassen, im Lager auf jede Weise verhöhnt und durch verfängliche Fragen bedrängt. Erst nach geraumer Zeit schlug die Stunde der Erlösung der hartbedrängten christlichen Gesandten. Sie waren endlich klüger geworden und gewannen, was sie schon früher hätten thun sollen, einen der Rätthe des Feldherrn durch Geschenke. Sie wurden entlassen und ihnen ein Schreiben an den Papst folgenden Inhalts eingehändigt:

„Wisse, Papst, daß deine Gesandten in unser Lager gekommen sind, uns deine Briefe überbracht und die sonderbarsten Reden, die wir je gehört, geführt haben. Wir wissen nicht, ob du sie beauftragt hast, so zu sprechen, wie sie gesprochen; wir aber senden dir diesen ausdrücklichen und bestimmten Befehl, der von Gott ausgeht: willst du dein Reich und dein Erbe behalten, so erscheine bei uns in eigener Person und beuge dich vor Dem, der seine gerechte Herrschaft über die ganze Erde ausdehnt; gehorchst du nicht diesem ausdrücklichen Befehle Gottes und Dessen, der seine gerechte Herrschaft über die ganze Erde ausdehnt, so weiß Gott allein, welche Folgen dein Ungehorsam haben wird.“

So wenig tröstlich auch dieser Erfolg der Gesandtschaft war, so verließen doch die Mönche mit großer Freude das tatarische Lager, eilten nach dem nächsten syrischen Hafen und schifften sich nach Frankreich ein, wo sie nach einer Abwesenheit von mehr als fünfzehn Monaten glücklich wieder ankamen.

Klüger benahm sich der Führer einer zweiten Mission nach dem nördlichen Mongolenlager, Giovanni de Plano Carpini, ebenfalls ein Franziskaner-mönch. Carpini und sein Gefährte Benedict traten im Jahre 1246 die weite Reise an und gingen durch Böhmen und Schlesien nach Polen, wo sie, wie in allen Ländern des östlichen Europa's, zuvorkommend aufgenommen und unter-

stügt wurden. In Krafau kauften sie, weil man, wie sie hörten, bei den Tataren ohne Geschenke nichts auszurichten vermöge, Biberfelle und anderes Rauchwerk und erhielten einen Führer, der sie nach Kiew, der damaligen Hauptstadt Rußlands, geleitete. Hier gab man ihnen den guten Rath, ihre europäischen Pferde zurückzulassen, weil diese nicht, wie die tatarischen, gewöhnt seien, das Gras unter dem Schnee hervorzufuchen, und da man in diesen Gegenden weder Heu noch anderes Futter finde, sicher bald umkommen müßten. Sie nahmen also einheimische Pferde und erreichten am 4. Februar Canowa (Kanew) am Dnjepr, die erste Stadt auf tatarischem Gebiete.

Hier nach dem Zwecke ihrer Reise gefragt, erwiederten sie, daß sie Gesandte des Papstes seien, welche sich über die Verheerungen der Tataren in den christlichen Ländern beklagen sollten, worauf man sie zu Corrensa, dem Befehlshaber des Heeres, geleitete, welches die westliche Grenze zu bewachen hatte und sechzigtausend Krieger zählte. In der Nähe des Lagers erschienen Boten, welche sich nach den mitgebrachten Geschenken erkundigten. An der Thür des Zeltes Corrensa's mußten sie schon vor der Schwelle dreimal die Kniee beugen, worauf sie ihren Auftrag wiederholten und den Bescheid erhielten, sich mit ihrem Anliegen an Batu-Khan, einen Fürsten von königlichem Geblüte, zu wenden.

Sie brachen sogleich mit drei Führern auf und befanden sich vierundvierzig Tage auf dem Wege, obgleich sie einen guten Trott ritten und oft viermal des Tages die Pferde wechselten. Die Reise ging durch das Land der Romanen bis zur Wolga, an deren Ufer sich Batu-Khan, der Beherrscher dieses Theils des tatarischen Reiches, welcher sich vom Ural bis zum Dnjepr erstreckte, aufhielt. In der Nähe des Lagers mußten die Gesandten ihr Zelt eine Meile von demselben aufschlagen und vernahmen erst jetzt, daß sie unmöglich dem Khan vorgestellt werden könnten, wenn sie nicht zuvor zwischen zwei Feuern durchgingen. Sie weigerten sich Anfangs, bis man ihnen bemerkte, daß keine Gefahr damit verbunden sei und dies nur geschehe, um sie von allem etwa an ihnen haftenden bösen Zauber, der ihrem Gebieter schaden könne, zu reinigen. Nachdem sie endlich die Feuerprobe glücklich überstanden hatten, durften sie vor Batu-Khan erscheinen und überreichten ihm mit den üblichen Kniebeugungen das in die tatarische Sprache übersetzte Schreiben des Papstes. Er las es mit großer Aufmerksamkeit, ohne jedoch darauf zu antworten, und ließ die Gesandten in ihr Zelt zurückbringen, wo man sich nicht weiter um sie kümmerte und ihnen kaum etwas Hirse gab, den Hunger zu stillen.

Batu-Khan entfaltete einen großen Prunk. Er prangte mit einer seiner Frauen auf einer thronähnlichen Erhöhung; seine Brüder und Söhne sowie die Angeesehensten des Landes nahmen in der Mitte des Zeltes auf Bänken Platz, während die übrigen Leute hinter diesen auf dem Boden saßen, und zwar die Männer rechts und die Frauen links. Auf einem Tische nicht weit vom Eingange standen goldene und silberne Trinkgefäße, und so oft der Khan trank, spielte die Musik. Wenn er austritt, wurde ein Schirm über seinem Haupte getragen, welches Vorrecht auch die Prinzen und ihre Frauen genossen.

Nach einiger Zeit wurden die Mönche wieder in das Lager beschieden und erhielten den Befehl, sich zu dem Großkhan Kajuk zu begeben und ihm ihr Anliegen vorzubringen. Die Absicht der Tataren war, die Gesandten durch diese Reise von der Größe und der Macht ihres Reiches zu überzeugen. Kaum

aber blieb diesen noch Kraft und Muth genug, eine so weite Wegstrecke zurückzulegen, denn sie hatten während der ganzen Fastenzeit nichts gegessen als etwas Hirsebrei, und nichts getrunken als Schneewasser. An eine längere Rast, um sich vorher wieder zu erholen, war nicht zu denken, denn kaum war der Befehl zur Abreise gegeben, so mußten sie auch schon mit ihren tatarischen Begleitern aufsitzen und in starkem Trabe ihrem Ziele zueilen. Fünffmal und häufig noch öfter wechselten sie des Tages die Pferde; nur wenn der Weg durch Einöden führte, bestiegen sie stärkere Pferde, welche bis zum nächsten bewohnten Orte aushalten mußten. So ritten sie einen ganzen Monat, ohne längeren Aufenthalt, als die nöthige Nachtruhe erforderte, ehe sie die Grenzen Romaniens erreichten. Dieses große, Batu-Khan unterworfenen Land grenzte gegen Norden an Rußland, an die Nordwinen und Byleven in Großbulgarien, am westlichen Ufer der Wolga, und an das Land der Baschkiren am Ural. Weiter nördlich folgten die Permier, Samojeden und ein anderes Volk mit Hundsgesichtern, welches bis zu den öden Küsten des Ozeans reichte. Südlich stieß Romanien an die Völkerstämme, welche Armenien, Georgien und Tscherkessien bewohnten, dann an das griechische Reich und westlich an Ungarn und Rußland. Als die Tataren Romanien eroberten, hieben sie den größten Theil der Einwohner nieder oder machten sie zu Sklaven. Carpini sah noch Haufen menschlicher Gebeine, und Niemand dachte daran, sie zu verscharren.

Aus Romanien kamen die Reisenden in das Land der Rangitten (zwischen dem Ural und dem Sihon), eine weite, wasserarme Steppe, in der man nur an einzelnen Stellen Bewohner antraf, die eben so wenig wie die Romanen Handwerk trieben, sondern von Viehzucht lebten und als Nomaden umherzogen. Nachdem sie möglichst schnell den Weg durch die Einöde der Rangitten zurückgelegt hatten, erreichten sie das Gebiet der Biserminen an der Mündung des Kaspiischen Meeres, welche die romanische Sprache redeten, aber sich zur Lehre des Koran bekamen; hier fanden sie unzählige in Trümmern liegende Burgen und Städte und hörten, daß der Gebieter dieses früher blühenden Landes mit seiner ganzen Familie von den Tataren ermordet worden sei. Weniger gelitten hatte das Land der schwarzen Kitthai (Karakitthai), wo sie ein tatarischer Häuptling in einem hier befindlichen Palaste des Großkhans bewirthete. Von hier ging es einige Tage lang rechts an einem See hin mit vielen Inseln, durch das Land der heidnischen Kaymanen, wo es so kalt war, daß es am Ende des Juni schneite. Hier begann das eigentliche Reich der Mongolen.

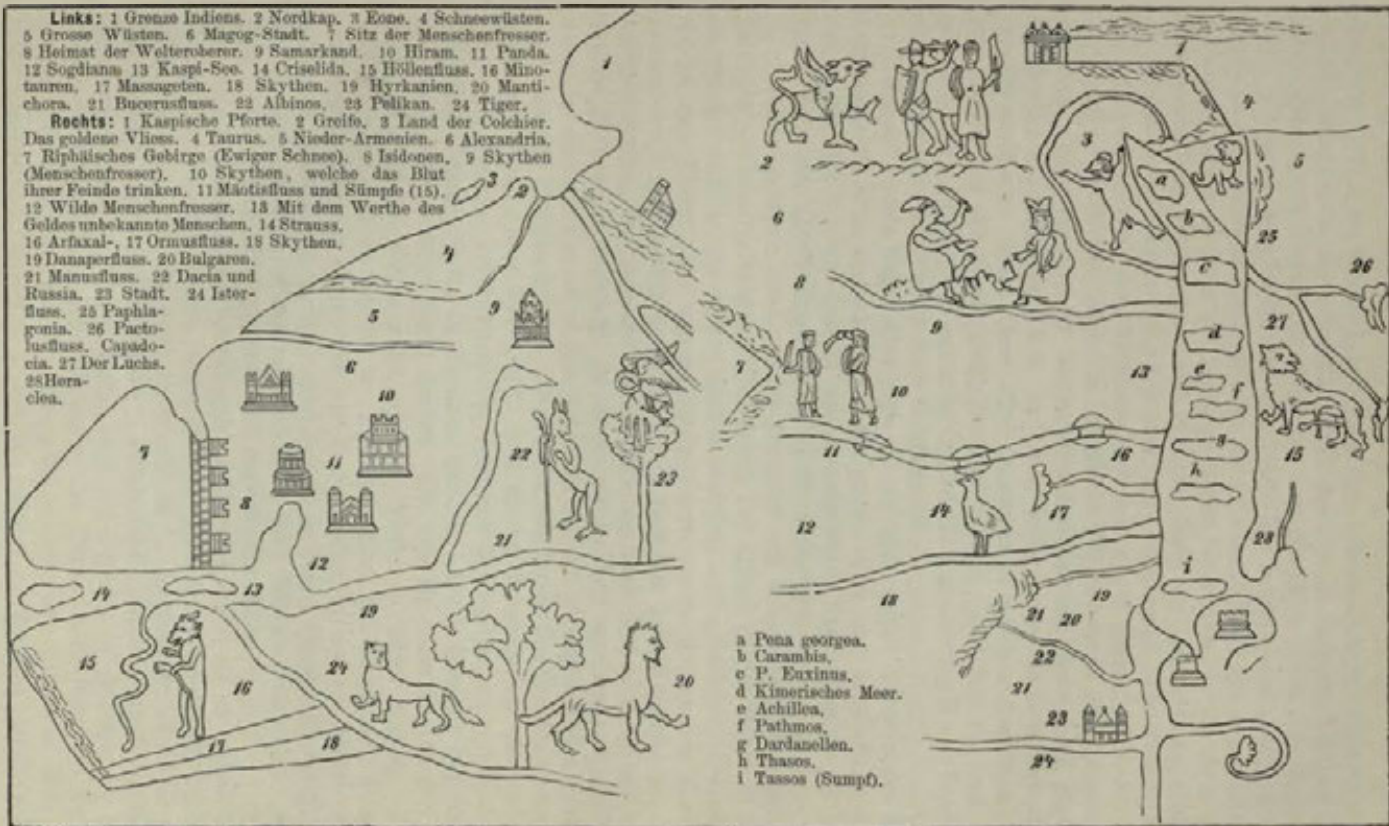
Nachdem unsere Missionäre die Grenze überschritten hatten, wurde die Reise so schnell, als es die Pferde, die man jetzt noch öfter wechselte, auszuhalten vermochten, vom frühen Morgen bis in die Nacht und ohne den ganzen Tag etwas zu essen, drei Wochen lang fortgesetzt, weil den Führern die größte Eile geboten war, um mit den Gesandten noch zur rechten Zeit bei der feierlichen Einsetzung des neuen Großkhans zu erscheinen. Gänzlich erschöpft kamen sie am 22. Juli an dem Orte ihrer Bestimmung an, wo sie ein bequemes Zelt bezogen und mit Allem, was zu ihrer Erholung nöthig war, reichlich versehen wurden. Nach einigen Tagen berief man sie zu der Mutter Kajuk's, welche vor dessen Wahl und Einsetzung die Regentschaft führte, und um welche ein glänzender Hof versammelt war. Sie kamen zu einem prachtvollen, aus weißem Zeuge aufgestellten Zelte, das an zweitausend Personen fassen konnte

und in der Mitte einer Breitereinfassung stand, die mit Gemälden geschmückt war. Geerführer und Häuptlinge, welche sich mit ihren Leuten auf den nahen Ebenen und Hügeln tummelten, erschienen am ersten Tage in weißen, am zweiten, an dem Kajuk in das Zelt einzog, in rothen, am dritten in blauen und am vierten in scharlachfarbenen Gewändern. An der Einfassung befanden sich zwei große Thüren. Die eine war nur für den Großthan bestimmt, ihr wagte sich Niemand zu nähern; die andere der Eingang für Alle, welche das Recht und die Erlaubniß dazu hatten. Ueberschritt Jemand die um das Zelt gezogene Schranke, so wurde er mit Schlägen gezüchtigt; war er aber so unklug, davonzulaufen, so trafen ihn die Pfeile der Wächter. Das Pferdegeschirr der Häuptlinge war reich mit Gold geschmückt.

Am vierten Tage begaben sich die Häuptlinge in das Zelt und berathschlagten über die Wahl des Großthans bis Mittag, sodann begann ein Gelage, bei dem Stutenmilch in erstaunlicher Menge getrunken wurde. Auch den Mönchen wurde wacker zugetrunken; da diesen aber die Stutenmilch nicht mundete, schenkten sie ihnen Bier ein und setzten ihnen damit so arg zu, daß sie um Gnade baten. Außer ihnen waren, wie man ihnen sagte, noch über viertausend Gesandte anwesend, welche aber außerhalb der Schranke bewirthet wurden. Diese Trinkfeste dauerten etwa vier Wochen.

Nach dieser Zeit brach die ganze Versammlung auf und ritt drei bis vier Meilen weit nach einer von Bergen eingeschlossenen schönen Ebene, wo ein anderes, noch prachtvolleres Zelt, das die goldene Horde hieß, errichtet war, und in welchem Kajuk auf den Thron erhoben werden sollte. Es bestand aus scharlachfarbenen und anderen kostbaren Zeugen und ruhte auf vielen mit Goldplatten belegten Säulen. Am 24. August war eine unübersehbare Volksmenge versammelt; alle richteten ihr Antlitz gegen Süden und gingen, nachdem sie sich in zwei Abtheilungen, die ungefähr einen Steinwurf weit von einander entfernt waren, getrennt hatten, unter fortwährenden Gebeten und Kniebeugungen immer weiter gegen Süden. Nachdem sie diese Förmlichkeit ziemlich lange wiederholt hatten, kehrten sie zu dem Zelte zurück, und Kajuk bestieg den Thron. Die Häuptlinge und das gesammte Volk knieten vor ihm nieder und leisteten ihm die Huldigung. Der Großthan, ein Mann von vierzig bis fünfundvierzig Jahren, war von mittlerer Größe und benahm sich sehr ernst. Mit Fremden, so angesehen diese auch sein mochten, sprach er nur durch eine dritte Person. Hatte ein Unterthan eine Angelegenheit vorzutragen, so lag er so lange vor ihm auf den Knien, bis die Entscheidung erfolgte. In seinen Briefen nannte er sich: „Macht Gottes und Beherrscher des ganzen menschlichen Geschlechts“, auf seinem Siegel standen die Worte: „Gott im Himmel und Kajuk, Khan auf Erden, die Macht Gottes. Siegel des Beherrschers aller Menschen.“

Bald nach der Thronbesteigung des Großthans wurden die päpstlichen Gesandten zu ihm beschieden, und als sie vor dem Zelte erschienen, rief ein Hofbeamter laut ihre Namen aus. Nachdem sie ihre Kniee dreimal an der Schwelle gebeugt hatten, traten sie ein und brachten ihre Anliegen vor. Man fragte nach den Geschenken, welche sie dem Großthan im Auftrage ihres Gebieters zu überbringen hätten, worauf sie demüthig erwiderten, daß sie schon alle, die sie mitgenommen, auf der Reise vergeben und über nichts mehr zu verfügen hätten. Desto glänzender waren die Gaben der übrigen Gesandten.



Karte der Tatarei. Nach einem Atlas aus dem XIII. Jahrhundert in der Bibliothek der Kathedrale zu Hereford.

Vor dem Zelte lagen bereits hohe Haufen von kostbaren Zeugen, Seidenwaaren und Rauchwerk, und auf einem nahen Hügel standen über fünfshundert Wagen voll Gold, Silber und seidenen Gewändern. Der Großhan theilte alle Kostbarkeiten mit seinen Häuptlingen und diese beschenkten damit wieder ihre Leute. — Nach einiger Zeit wurden die Mönche, die man nach Schluß der Feierlichkeiten so lang hielt, daß sie kaum ihr Leben zu fristen vermochten, aufgefordert, ihr Gesuch schriftlich einzureichen, und erhielten dann ein mit dem kaiserlichen Siegel versehenes Antwortschreiben und ihre Entlassung. Die Mutter des Großhans beschenkte beim Abschiede jeden mit einem schönen Gewande.

Auf der Heimreise, welche in den Winter fiel, hatten sie viel Ungemach; auf dem ganzen Wege durch die endlosen Steppen kein Baum; des Nachts schliefen sie auf Schnee und Eis, und nicht selten waren sie beim Erwachen gänzlich verschneit. Am 8. Juni 1247 erreichten sie endlich wieder Kiew, wo man sie wie aus dem Grabe Erstandene mit großem Jubel begrüßte und bewirthete. Von hier aus gelangten sie wohlbehalten zu dem Papste und statteten ihm Bericht über den Erfolg ihrer Sendung ab.

Carpini, dessen kluges Benehmen in den schwierigsten Verhältnissen Bewunderung verdient, beobachtete auf der ganzen Reise und am Hoflager das Leben und Treiben der Tataren mit unausgesetzter Aufmerksamkeit und beschrieb die wesentlichsten Ergebnisse seiner Beobachtungen.

Das ausgedehnte Land, welches Mongolei und Tatarci heißt, berichtet er, ist theils gebirgig, theils eben. Der Boden, fast überall grober Sand, ist nur an wenigen Stellen, wo er von Flüssen bewässert wird, fruchtbar, doch ohne Dörfer und Städte, eine einzige ausgenommen, welche Cracurim (Karakorum) heißt und ziemlich gut sein soll; sie liegt eine halbe Tagereise von der goldenen Horde. So unfruchtbar aber sonst das Land ist, so hat es doch vorzügliche Weiden zur Viehzucht, an einigen Stellen sieht man auch etwas Waldung; im Ganzen aber ist es sehr holzarm, und der Großhan, seine Häuptlinge und alle seine Unterthanen wärmen sich und kochen ihre Speisen an einem Feuer von Pferde- oder Rindermist. Das Wetter ist wunderbar abwechselnd. Im hohen Sommer bei fürchterlichen Gewittern gleichzeitig hoher Schneefall. Im Winter regnet es nie, im Sommer häufiger, aber so spärlich, daß kaum der Staub und das Gras feucht werden. Oft sind die kalten Sturmwinde so heftig, daß sich der Reiter nicht auf dem Pferde zu halten vermag. Ein solches Unwetter erhob sich bei der Thronbesteigung des Großhans, Staubwolken verfinsterten die Luft und die Leute streckten sich auf den Boden, um nicht niedergeworfen zu werden; dabei fiel ein so dichter Hagel, daß viele Zelte und Geräthschaften fortschwammen und über 200 Menschen ertranken. Auf diese Weise wechselt drückende Hitze mit empfindlicher Kälte.

Das äußere Aussehen der Mongolen beschreibt Carpini als sehr eigenartig. An beiden Seiten des Kopfes scheren sie das Haar ab, nur auf dem Scheitel lassen sie es wachsen und binden es, in zwei Zöpfe geflochten, hinter die Ohren. Ihr Antlitz ist ungewöhnlich breit und bartlos, die Backenknochen stark, die Nase klein und stumpf, die Augen schmal nach den Schläfen zu geschliffen, an den äußeren Enden nach der Höhe verzogen, der Körper meist klein, die Beine trumm. Die Chinesen sind den Mongolen ähnlich, nur haben sie nicht so breite Gesichter. Auch verdanken wir der scharfen Beobachtung Carpini's die

erste Kunde über die verschiedenen Schriftarten der Völker Hochasiens. — Die Kleidung ist bei Männern und Frauen ziemlich gleich, ein Gewand von Linnen oder Seide und ein Pelzüberwurf mit einem hinten herabhängenden Zipfel. Die Kleidungsstücke werden selten, und während der heißen Jahreszeit, so lange es donnert und blizt, gar nicht gewaschen. Ihre Wohnungen sind runde, aus Stäben und Ruthen geschickt zusammengesetzte Zelte mit einem runden Loche oben, durch welches das Licht hineinfällt und der Rauch herauszieht. Ein Feuerherd befindet sich in der Mitte des Zeltes. Wände und Dach sind mit Filz bekleidet und auch die Thüren bestehen aus Filz. Diese Zelte sind größtentheils so eingerichtet, daß man sie schnell abbrechen und auf Lastthiere packen kann, andere aber können nicht aus einander genommen, sondern müssen auf Wagen fortgebracht werden, zumal die Bewohner an Zugvieh, Rindern und Pferden sowie an Kamelen, Ziegen, Schafen sehr reich sind; Schweine züchten sie aber nicht. In den Speisen sind sie nicht wählerisch und essen Alles, was sich heissen läßt, sogar Läuse. Ihr Getränk ist Milch und besonders Stutenmilch ihre größte Leckerei; arme Leute, die im Winter keine Stutenmilch haben, kochen Hirse mit Wasser zu einem dünnen Brei. Des Morgens trinken sie einen oder zwei Becher davon und essen dann oft den ganzen Tag nichts mehr; am Abend verzehren sie etwas Fleisch und dazu die Brühe, worin es gekocht ist. Im Sommer und so lange es an Stutenmilch nicht fehlt, essen sie selten Fleisch und gewöhnlich nur dann, wenn sie ein Wild oder einen Vogel erhaschen.

Die Sitten der Mongolen sind theils sehr lobens-, theils aber auch verabscheuungswerth. Ihren Herren sind sie gehorsam, treu, ehrlich. Unter sich selbst hadern sie selten; ernstlicher Streit, Verwundung, Todtschlag kommen gar nicht vor, selbst in der Trunkenheit nicht. Räuber und Diebe findet man bei ihnen nicht, daher auch ihre Zelte und Wagen, und sollten sich auch die größten Schätze darin befinden, nie verschlossen sind. Findet Jemand ein verirrtes Stück Vieh, so läßt er es laufen oder bringt es zu den Leuten, deren Geschäft es ist, verlaufene Thiere aufzusuchen; meldet sich der rechtmäßige Besitzer bei diesen, so erhält er ohne weiteres sein Eigenthum zurück. Ueberhaupt beweist einer dem andern die gebührende Ehre und Freundschaft und theilt gern dem Bedürftigen von seinem oft geringen Vorrath mit. Entbehrungen ertragen sie mit bewundernswerther Geduld, und müssen sie auch ein oder zwei Tage hungern, so sind sie doch nicht unmuthig: sie singen und scherzen, als kämen sie von einer wohlbesetzten Tafel. Die Frauen sind sehr keusch, und nie hört man einer unsittliche That von ihnen, obschon sie sich in Gespräche nicht selten unsauberer Worte bedienen. — Gegen Fremde, sie mögen vornehm oder gering sein, benehmen sich die Mongolen überaus stolz und übermüthig, belügen und betrügen sie und erlauben sich die größten Beleidigungen ja selbst Mißhandlungen gegen sie; die Ermordung eines Fremden wird nicht beachtet. Wollen sie von Anderen etwas haben, so sind sie unerschämt zudringlich; sollen sie aber etwas geben, über allen Begriff karg. Im Essen und Trinken und in anderen Dingen sind sie sehr unreinlich, und die Völlerei ist allgemein.

Manche Gesetze sind äußerst streng; treulose Männer und Weiber, gefallene Mädchen und ihr Verführer werden hingerichtet; ebenso steht Todesstrafe auf Raub und Diebstahl. Jüngere Leute, welche ältere beleidigen, werden durchgeprügelt. Die Ehe ist bei allen Graden der Verwandtschaft, Mutter,

Tochter und Müttertschwester ausgenommen, erlaubt; auch ist es Sitte, daß der Sohn die Wittve seines Vaters, sobald sie nicht seine Mutter und seine Schwester, wenn sie es nur von väterlicher Seite ist, heirathet. Ebenso heirathet gewöhnlich der jüngere Bruder die Wittve des älteren Bruders. Außer diesen Fällen verheirathet sich das mongolische Weib selten zum zweiten Male. Der Mongole nimmt so viele Frauen als ihm beliebt, doch hat jede ihr eigenes Zelt, in welchem sie mit ihren Kindern wohnt. Der Mann hält sich bald bei dieser, bald bei jener auf, aber alle leben mit einander in Eintracht. Eine der Frauen hat jedoch den Vorrang, und bei dieser weilt der Mann öfter. Die Kinder haben alle, von welchem Weibe sie auch sein mögen, dieselben Rechte.

Was ihre Religionsansichten betrifft, so halten sie in Folge alter abergläubischer Ueberlieferungen viele gleichgiltige Dinge für Sünde, während sie wirkliche und große Vergehen nicht als solche betrachten. So ist es nicht erlaubt, ein Messer in das Feuer zu stecken oder auch nur das Feuer mit einem Messer zu berühren, mit einem Messer Fleisch aus dem Kessel zu ziehen oder neben dem Feuer mit einem Beile etwas zu zerhauen, weil dadurch dem Feuer die Kraft genommen wird. Ferner gilt es als Sünde, sich auf eine Peitsche zu lehnen, mit der sie die Pferde antreiben; das Pferd mit dem Zügel zu züchtigen, junge Vögel zu fangen oder zu tödten, einen Knochen mit einem andern zu zerschlagen, Speise, Milch oder anderes Getränk auf den Boden zu schütten und vor Allem im Zelte ein natürliches Bedürfnis zu befriedigen. Thut Jemand das Letztere absichtlich, so wird er getödtet; ist sein Vergehen aber unfreiwillig, so muß er dem Beschwörer viel vergüten, um sich von diesem reinigen zu lassen, was dadurch geschieht, daß das Zelt mit Allem, was darin ist, zwischen zwei Feuern durchgetragen wird; vor dieser Reinigung wagt es Niemand, hineinzugehen oder etwas herauszuholen. Diese und viele ähnliche Dinge betrachten sie als Vergehen; aber Menschen zu morden, fremde Länder zu überfallen und gegen Gottes Gebote zu handeln, halten sie nicht für Sünde. Von ewiger Seligkeit und Verdammniß wissen sie nichts, doch glauben sie, daß sie nach dem Tode in einer andern Welt fortleben, dort zahlreiche Herden weiden, essen, trinken und überhaupt Alles thun, was ihnen Vergnügen macht. Alle Unternehmungen beginnen sie mit dem Neumonde oder mit dem Vollmonde; den Mond nennen sie den großen Khan und verehren ihn mit Kniebeugungen.

Eine ihrer ersten Religionsvorschriften ist die Reinigung ihrer Person und alles ihres Besizthums durch das Feuer, was also geschieht: Sie zünden zwei Feuer an und stecken neben dieselben zwei Spieße in den Boden, welche sie an den Spitzen mit einem Seile, an dem Tuchlappen herabhängen, verbinden. Unter diesem Seile müssen die zu reinigenden Menschen, Thiere und Zelte durchgehen, bezüglig durchgetragen werden. Auf jeder Seite steht ein Weib, welches Wasser sprengt und Sprüche her sagt. Wird Jemand vom Blitze erschlagen, so müssen die Uebrigen, welche dasselbe Zeltlager bewohnen, sich auf diese Weise reinigen; die Zelte, Hausgeräthschaften, Wagen, Felle und Kleider werden von Niemand mehr berührt, sondern als unrein weggeworfen.

Der Großkhan, berichtet Carpini, hat über alle seine Unterthanen eine wunderbare Gewalt, und jeder derselben muß sich an der Stelle aufhalten, die ihm angewiesen wird, was also geschieht: Der Großkhan vergiebt die einzelnen Landestheile an die Häuptlinge, diese weisen den Befehlshabern über

tausend, diese den Anführern über hundert und diese den Vorstehern von zehn Leuten ihren Aufenthaltsort an. Befiehlt der Großkhan etwas, wann, wo und was es auch sein mag, so gehorcht der Mongole unweigerlich und ohne Widerrede. Er giebt ihm seine Kinder, Verwandte und alle seine Habe und betrachtet überhaupt seine ganze Habe nicht als sein, sondern als seines Gebieters Eigenthum. — Auf der Eintheilung des Volkes in Tausende, Hunderte und Zehne beruht auch das ganze Kriegswesen, und wie sie beisammen wohnen, so ziehen sie auch mit einander ins Feld. Je zehntausend Mann haben einen Anführer, das ganze Heer aber steht unter zwei oder drei Herzögen, welche ihre Befehle unmittelbar von dem Großkhane selbst oder einem von diesem ernannten Feldherrn empfangen. Weichen in einer Schlacht nicht Alle zurück, so werden die, welche zuerst fliehen, als Feige getödtet; schreiten einer, zwei oder mehrere einer Kotte led zum Angriff vor und die übrigen, welche dazu gehören, folgen nicht, so werden sie ebenfalls mit dem Tode bestraft. Ihre Waffen sind zwei oder wenigstens ein Bogen, drei Köcher mit Pfeilen, ein Beil und Stricke, um die Kriegsmaschinen fortzuziehen, die Reicheren haben auch einschneidige, sehr spitze und etwas gebogene Schwerter. Menschen und Pferde sind mit ledernen oder geschuppten eisernen Panzern bedeckt und tragen starke Helme von Leder und Eisen. Der Schilde bedienen sie sich nur des Nachts auf der Wache, nie aber im Kampfe. Ueber Flüsse setzen sie auf Schläuchen, in die ihre Kleider und andere Habseligkeiten eingeschmürt sind, und die sie an die Schweife der Pferde binden. Durch ihre fortwährenden Feldzüge sind sie sehr erfahren in der Kriegskunst, und die christlichen Fürsten können ihnen nur widerstehen wenn sie ihrer Zwietracht unter einander selbst ein Ende machen, sich zum gemeinsamen Kampfe verbünden und die Kriegskunst besser handhaben, als es bis jetzt bei ihren Söldnern geschieht.

Carpini giebt nach dieser Schilderung der Sitten und Gebräuche der Mongolen auch einige Nachrichten über die verschiedenen Stämme und über die Kriegsthaten dieses Volkes, jedoch nicht klar und zuverlässig. Wir heben aber noch einige, zum Theil märchenhafte Bemerkungen über andere asiatische Volksstämme, mit denen die Mongolen auf ihren Eroberungszügen in Berührung gekommen sein sollen, hervor.

Oktai, der Sohn Dschingis-Khans, erbaute in dem von ihm eroberten Lande der Karakytäer die Stadt Chanyl (Hami) in der kleinen Wüste Schamoi und drang in die südlich von derselben liegende große Wüste Schamo vor, wo er wilde Menschen angetroffen haben soll, an denen man keine menschliche Sprache bemerkte und die keine Gelenke an den Beinen hatten, so daß sie, wenn sie hinsielen, nicht wieder aufstehen konnten. Wenn die Mongolen sie verwundeten, steckten sie Gras in die Wunden und ließen eiligt davon; indessen konnten sie doch Filze aus Kameelhaaren verfertigen, die ihnen als Kleider und Obdach gegen schlechte Witterung dienten.

Ein anderer Sohn Dschingis-Khans zog mit einem großen Heere gegen Indien und eroberte den Theil dieses Landes, der Kleinindien hieß und von schwarzen Sarazenen bewohnt war; als er aber in Großindien, dessen Bevölkerung aus Christen bestand, eindrang, rückte ihm der König dieses Landes, welcher den Namen Priester Johannes führte, entgegen und trieb ihn zurück. Wir begegnen hier zum ersten Male der Sage von einem von Christen

bewohnten Lande in Indien und von dem Priester Johannes, auf den wir ausführlicher zurückkommen werden.

Auf dem Rückzuge aus Großindien kamen die Mongolen in eine von einem sonderbaren Volke bewohnte Gegend. Die Weiber glichen gewöhnlichen Menschen, die Männer aber hatten Hundegestalt. Zuerst entflohen sie, als aber die fremden Krieger zu lange weilten, versammelten sie sich an dem Ufer eines Flusses, stürzten sich ins Wasser und wälzten sich im Staube. Da es zu dieser Zeit sehr kalt war, so gefror augenblicklich das Wasser mit dem Staube zu einer festen Kruste zusammen und sie gingen nun, durch diesen natürlichen Panzer geschützt, mit großer Wuth auf die Mongolen los, welche sich, da ihre Pfeile an den eisüberzogenen Feinden wirkungslos abprallten und diese ihnen durch grimmige Bisse arg zusetzten, mit großem Verluste zurückzogen, weshalb man noch lange bei ihnen das Schlagwort hörte: mein Vater oder mein Bruder ist von Hunden getödtet worden.

Auf dem Heimwege kamen sie auch durch das Land Burithabet, vielleicht Tibet, dessen Bewohner ebenfalls mißgestaltet und Heiden waren, aber leicht besiegt wurden. Sie hatten die abscheuliche Gewohnheit, ihre verstorbenen Väter mit großem Jubel zu verzehren. Ähnliche Fabeln erzählte man den Missionären auch von den Stämmen der Mongolen nach Westen hin, wo sie ganze Völkerschaften, die unter der Erde wohnten, antrafen, und wo sie an den kaspischen Bergen, weil diese aus Magnet bestanden und ihre eisernen Waffen und Pfeile unwiderstehlich an sich zogen, umkehren mußten.

Carpini's Bericht wurde vom Papste mit so großem Wohlgefallen aufgenommen, daß er ihn durch Gunstbezeugung belohnte und zum Oberen seines Ordens in Deutschland beförderte. Das gefährliche, aber verdienstvolle Wirken eines Glaubenspredigers scheint ihn jedoch mehr angezogen zu haben, als ein ruhiges Leben, und wir finden Carpini später in Böhmen, Ungarn, Dänemark und Norwegen, wo er das Evangelium verkündete und diesem Berufe bis zu seinem Tode treu blieb.

Ein Nachfolger des Carpini, Namens Rubruk, Ruysbroek oder Rubruquis war von Ludwig dem Heiligen von Frankreich entsendet und hat uns wichtigere Nachrichten in klarer Darstellung geliefert. Rubruquis fuhr 1253 über das Schwarze Meer, mit dessen Beschreibung sein Bericht beginnt, und trat hierauf die Landreise theils zu Pferde, theils zu Fuß mit vier Begleitern an. Er ging erst nach der Residenz von Batu, zog über die Wolga, nördlich vom Aralsee und kaspischen Meer vorüber, dann über den Karatau nach Talas, setzte zu Boot über den Tsu und kam nach einer Stadt Equius, Asparah des späteren persischen Gesandtschaftsberichtes von Shah Roth, und an das rechte Ufer des Tzu, gegenüber von Tokmak, überstieg einen Ausläufer des Alpengebirges (die Mainafette) und kam nach den Ebenen des Zlibekens, ging nordöstlich nach Cailac (dem Kayalik der mongolischen Schriftsteller, wahrscheinlich nahe von Kopal) und dem Land Organum, d. i. dem Reich der Königin Organah, welche in Amalik residierte. Vom See Wakul ging er weiter, vermuthlich auf dem damals allgemein gebräuchlichen Wege, dem Ujungur und Djabkan entlang bis zur Residenz von Mangu-Khan bei Karakorum. Auf dem Rückwege zog er eine andere Straße, welche ihn nördlich vom Balthaschsee führte, und die nur

während eines fünftägigen Rittes an einem in Gebirgsland gelegenen Flußlauf mit der vorher genommenen Straße zusammenfiel. Rubruk giebt, wenn man das geringe geographische Verständniß damaliger Zeit berücksichtigt, eine musterhafte Reisebeschreibung, indem er neben seinen Erlebnissen und Beobachtungen überall lange Exkurse über Das, was er nur erkundet hat, einschleift. In Organum lernte er zum ersten Mal Heiden kennen, deren es, wie er erzählt, im Osten viele gebe, und zwar zunächst die östlichen Nachbarn von Organum, die Jugures (d. i. Niguren), bei denen man auch Nestorianer und Sarazenen finde, während andererseits sie selbst in den sarazenischen Ländern bis gegen Persien hin zerstreut lebten. Sie wohnen in Städten und grenzen an das Land des Priesters Johannes und seines Bruders Unc. Sie sind die Schreiber der Mongolen, die die Schrift von ihnen übernommen haben, und alle Nestorianer kennen ihre Schrift. Jenseits gegen Osten wohnen die Tangut, ein starkes Volk, und doch von Dschingis-Khan besiegt; noch weiterhin folgen die Leute von Tebet, welche ihre verstorbenen Eltern essen und viel Gold in dem Boden ihres Landes finden. Ueber diese hinaus liegen Longa und Solanga, deren Gesandte auf großen, von Ochsen gezogenen Karren nach Karakorum kamen, ferner das städtebewohnende Volk der Nuc, bei denen die Heerden ohne Eigenthümer frei herumlaufen. Dann folgt das große Katai, welches, wie Rubruk als seine Vermuthung hinzusetzt, in alter Zeit das Land der Serer hieß, denn von dort kämen die besten Seidenstoffe, die sie selbst als serische bezeichneten. Der Name Seres aber sei einer von ihren Städten entnommen. Sie sind kleine Leute, sprechen etwas durch die Nase und haben schmale Augen. Außer in allen Handwerken zeichnen sie sich durch ihre Kenntniß der Heilkräuter aus. In 15 Städten von Katai giebt es Nestorianer, welche einen Bischof in Segin haben. Viele von diesen Kataiern leben in Karakorum, wo sie hohe Steuern entrichten müssen. An einer andern Stelle erzählt Rubruk einige Fabeln über Katai, die ihm ein chinesischer Priester mitgetheilt hatte, bezüglich einer prächtigen Purpurfarbe, welche man aus den durch besondere List abgezapften Blutstropfen von behaarten, in unzugänglichen Felshöhlen wohnenden Zwergen bereite, über ein Land jenseit Katai's, wo man nicht altere, und über zwei jenseit des Meeres liegende Inseln Caula und Manse, nach denen die Tataren im Winter auf dem Eise gingen. Aus eigener Anschauung kennt er das Papiergeld und die Schreibweise der Chinesen. Von Karakorum selbst, obgleich es schon so lange Zeit zur Residenz der mächtigsten Fürsten der Welt diente und Handwerker aus China sich in großer Zahl daselbst angesiedelt hatten, spricht Rubruk ohne viele Achtung. Wenn man den Palast des Khan ausschließe, so sei die Stadt nicht größer als St. Denys; das Kloster des heiligen Dionys aber sei zehnmal mehr werth als jener Palast.

Bei einem eindringlichen Versuche, den Großkhan für das Christenthum zu gewinnen, äußerte dieser in ruhiger Weise: „Die Mongolen glauben nur an einen einzigen Gott und verehren ihn mit aufrichtigem Herzen. So wie Gott die Hand mit mehreren Fingern versehen, so hat er auch in den Geist des Menschen verschiedene Ansichten gelegt. Den Christen hat er die Schrift gegeben, sie zu befolgen, aber sie leben nicht nach den Lehren derselben, denn darin steht nicht, daß man einander verleumben und für Geld von dem Wege der Gerechtigkeit abweichen solle. Uns hat Gott die Wahrsager gegeben, wir

befolgen ihre Vorschriften.“ — Bei einer ähnlichen Audienz, erzählt Rubruquis, sprang der Großkhan plötzlich auf und sprach in feierlichem Tone: „Ich habe zwei Augen in meinem Kopfe, beide aber sehen nach Einem Punkt, wohin sich das eine wendet, dahin folgt auch das andere. — Ich habe euch an meinem Hofe einen längern Aufenthalt gestattet. Jetzt will ich, daß ihr heimgeht. Ihr seid über Batu's Hoflager gekommen, und über dasselbe nehmet eure Heimkehr!“ —

Bald darauf erhielt Rubruquis Kleider, Reisegeld und einen wenig erbaulichen Brief an König Ludwig den Heiligen von Frankreich. Derselbe begann mit den Worten: „Dies ist der Befehl des ewigen Gottes. So wie nur Ein ewiger Gott im Himmel ist, so soll auch nur Ein Herr auf Erden sein, und dieser ist der Großkhan der Mongolen!“ — —

Rubruquis verließ den Hof, und nach höchst beschwerlicher Reise von zwei vollen Monaten erreichte er im September 1254 das Lager Batu's an der Wolga und kam im August 1255 über Georgien, Armenien wieder heim, wo er seinen Reisebericht niederschrieb.

Zu den Berichten über diplomatische Reisen an den Hof in Karakorum gehören auch diejenigen des christlichen Königs Hayton I. von Kleinarmenien und seiner jüngeren Verwandten. Veranlassung zu denselben gab die Besorgniß vor der drohend sich nähernden Macht des Mongolenkhans Mangu. König Hayton erklärte sich freiwillig als dessen Vasall und bat um freundschaftliche Beziehungen. Im Ganzen waren es drei Missionen, in den Jahren 1246, 1254 und 1307. Letztere führte Hayton von Gorigos, der den armenischen Königsmantel mit der Mönchskutte, Schwert und Scepter mit Kreuzifix und Rosenkranz vertauschte. Wie Kaiser Karl V. ging er aus seinem Thronsaale in die Klosterzelle und schrieb als Prämonstratenser-Abt in Poitiers seinen Bericht in französischer Sprache, in welcher er das, was er selbst erlebte, und von seinen Verwandten gehört hatte, mit anderen Erkundigungen in ein Ganzes verarbeitete. Von den 60 Kapiteln des Berichts sind fünfzehn der Geographie der einzelnen Reiche von Asien gewidmet, und wenn sie auch den Berichten mancher Reisenden hinsichtlich der Originalität und der Menge der Nachrichten nachstehen, sind sie doch eine bemerkenswerthe Leistung als der erste Versuch jener Zeit zur Abfassung einer systematischen Geographie von Asien.

Da Hayton die Erzählung von Marco Polo noch nicht kannte, so beweist sein Buch, daß seit Rubruquis viele Nachrichten über Katalai nach dem Westen gekommen waren und ein gegenseitiger Verkehr sich entwickelt hatte. Schon er legt den Katalaiern den auch später oft wiederholten Ausspruch in den Mund, daß sie allein mit beiden Augen, die Lateiner aber nur mit einem sähen und alle anderen Nationen blind seien. Läßt sich schon hiernach voraussetzen, daß die Chinesen die Kaufleute des Westens vielfach persönlich kennen gelernt hatten, so kann man die Lebhaftigkeit des Handels auch aus der Stelle entnehmen, in welcher Hayton sagt: „Und fürwahr, man bringt von dort eine so große Menge von Gegenständen von wunderbarer und unbeschreiblicher Feinheit und Vollendung der Arbeit, daß sich in der That kein anderes Volk in solchen Dingen mit ihnen, den Katalaiern, vergleichen kann.“ Er schreibt diesen Menschen viel Schärfe des Verstandes in materiellen Dingen zu, erklärt

sie aber als schreckliche Götzenanbeter, die nichts von geistlichen Dingen wüßten. Sehr richtig sagt Hayton: „Die Bewohner dieses Landes haben keinen Muth und fürchten den Tod mehr, als es sich für Leute schickt, welche Waffen tragen. Da sie aber voll Vorsicht und Geschicklichkeit sind, so sind sie fast immer zu Lande und zu Wasser siegreich über ihre Feinde gewesen.“ Der Herrscher des Landes ist Tamor-Can (Timur-Khan, welcher nach Kublai regierte); er wohnt in der Stadt Jons, die sein Vater gebaut hat. Jenseit Katal's giebt es keine Menschen, denn Katal ist das äußerste Ende der Welt. Im Süden liegen so viele Inseln, daß Niemand sie alle zu besuchen vermag. Im Westen ist das Reich Tarja, dessen Bewohner Heiden, zum kleinen Theil aber auch Christen sind und sich Jogour (d. i. Uigur) nennen. Im Norden von Tarja ist Wüste, im Süden das Land Sym (Sining?), „das zwischen Indien und Katal liegt, und noch weiter im Westen das Reich Turquestan, wo es viel Weideland, aber wenig Städte giebt und die Bewohner in tragbaren Häusern leben; sie bedienen sich der arabischen Schrift, sind fast alle Mohammedaner, trinken Wein, Bier, Milch und andere Getränke, und haben zu westlichen Nachbarn das Reich Corasmina oder Khowaresmien.“ Nach einer Beschreibung der verschiedenen Länder von Asien, unter denen das Sarazenenreich am meisten Berücksichtigung findet, giebt Hayton eine Geschichte aller Tatarenreiche von Dschingis-Khan an.

Hatten auch alle bisherigen Missionen die Hoffnungen der Päpste auf christliche Bekehrung und die der europäischen Fürsten auf Stützung ihrer Macht nur in geringem Grade erfüllt, so erreichte man doch eine Erleichterung der Handelsbeziehungen. Venedig, Genua, Pisa zogen davon den ersten Gewinn, und hierin lag auch die Veranlassung zu der wichtigsten aller Landreisen des Mittelalters, zu der Marco Polo's.





Marco Polo.



Der Großkhan Kublai.

V.

Reisen Marco Polo's.

Familie und Anfang der Reisen.

Marco und Nicolo Polo gehen über Vohara, Karatorum nach Cambalu oder Peking zu Kublai-Khan. — Rückkehr mit Auftrag an den Papst. — Zweite Reise mit Marco Polo. Seine hohe Stellung und reiche Erfahrung. Heimkehr nach fünfundsiebenzigjähriger Abwesenheit. Zweifel an der Identität ihrer Person und der Glaubwürdigkeit ihrer Erzählung. Das Reiselied und die zahlreichen Ausgaben. — Armenien. Gewerbe in Turkestan, Mejai, Bagdad. „Der Alte vom Berge“ und die Affasinen. Volk und die Salz- wüste, Badakshan und sein Vöpendienst. Kaschmir und seine Haubere. Pamirette. Kaschgar, Tartand. Die Gobi und ihre bösen Geister. Tangut mit So-scheu und Hami. Tschin-tschitalas. Kampion. Ueber Sining, Ningbia durch die Provinz Tenduch nach Kandu (Schang-tu-fu), dem Hoflager Kublai's. Marco Polo wird Gästling und Ehrenbegleiter des Großkhans Kublai.



ie bisherigen Missionen hatten von den Aengsten vor den Mongolen erlöst und für den inzwischen emporgeblühten Handel der italienischen Handelsrepubliken neue Bahnen eröffnet zu erweiterten Verbindungen mit Inner- und Ostasien. Die Ersten, welche dieselben betraten, waren zwei Brüder, Kaufherren und Patrizier des mächtigen Venedig, Maffeo und Nicolo Polo. Beide waren im Jahre 1260 in Handelsgeschäften in Konstantinopel, von hier nach der Krim und über die Wolga nach Vohara gegangen, wo sie drei Jahre blieben. Hier wurden sie durch eine Gesandtschaft, welche von dem Khan von Persien zum Großkhan Kublai geschickt wurde, veranlaßt, dieselbe zu begleiten.

Kublai hatte bereits die Herrschaft angetreten, seine Residenz von Karatorum nach Cambalu oder Peking in China verlegt und den Titel eines Kaisers von China angenommen. Als die ersten Fremden des Westens, welche die weite Reise gemacht hatten, wurden sie ehrenvoll und gastlich empfangen. Bei ihrer Rückreise reich beschenkt, mußten sie versprechen wiederzukommen und erhielten sogar einen Brief an den Papst mit, in welchem der Kaiser denselben bat, ihm hundert fromme, erfahrene Männer zu schicken, die das Christenthum in seinem Reiche einführen könnten. Die Erfüllung dieser Bitte war etwas

bedenklich. In unseren Tagen freilich sind tausend grundgelehrte Gottesgelehrte kaum der Rede werth, aber für die Zeit des Jahres 1269 war selbst jene viel geringere Zahl nicht so leicht zusammenzubringen, um sie nach China zu schicken. Der respektabelste Paß, eine Goldplatte mit eingepprägtem kaiserlichen Siegel, erleichterte indeß unseren Reisenden die Beschwerden der Heimkehr, die nach neunjähriger Abwesenheit 1269 glücklich erfolgte. Inzwischen war kurz vor der Heimkehr der Paoli der Papst gestorben und sein Nachfolger Gregor X. erst nach zwei Jahren gewählt worden. Die Paoli traten 1271 ihre zweite Reise nach China an, um ihr dem Kaiser gegebenes Versprechen zu erfüllen.

Bei dieser zweiten Reise nahmen sie Nicolo's Sohn Marco mit sich, welcher damals 17 Jahre alt war, hatten aber vom Papst Gregor X. statt der gewünschten hundert gelehrten Männer nur zwei Mönche als Begleiter erhalten, und selbst diese verloren bald den Muth wegen der in Armenien drohenden Gefahren. Sie übergaben ihre Veglaubigungsschreiben den Paoli, welche nun allein die Reise fortsetzten. Drei und ein halbes Jahr waren sie unterwegs, bis sie 1275 ihr Ziel, den mongolischen Hof in Cambalu oder Peking, erreichten.

Der junge Marco Polo erwarb sich alsbald durch Geschick und Klugheit die Gunst des Kaisers in dem Maße, daß derselbe ihn zu seinem Ehrenbegleiter, d. i. etwa zu seinem Generaladjutanten, ernannte, ihn in Geschäfts- und Staatsangelegenheiten zu Rathe zog und sogar mit der mehrjährigen obersten Verwaltung der großen Provinz Manji betraute.

In so hohen Aemtern und auf so vielfachen amtlichen Reisen hatte Marco Polo die allerbeste Gelegenheit, Land und Leute, Natur und Geschichte, Kunst und Wissenschaft China's und der Grenzländer kennen zu lernen.

Endlich nach mehr als zwanzigjährigem Aufenthalt erhielten die Paoli die erbetene Erlaubniß zur Heimkehr nach Europa. Auch auf der Rückreise wurde Marco mit der Ausführung einer hohen Mission betraut: er bekam den ehrenvollen Auftrag, als Gesandter des Kaisers eine kaiserliche Prinzessin dem Khan von Persien als Braut zuzuführen. — Mit Schätzen fabelhaften Werthes beschenkt, mit breiten, langen Goldbarren als Passe-partout im ganzen Reiche, wurde die Reise auf einer Flotte von vierzehn Schiffen angetreten.

Die Reise war nicht eben glücklich, Java wurde erst nach einer schweren Seefahrt von drei Monaten erreicht, wo stürmisches Wetter sie fünf Monate aufhielt, und 18 Monate gebrauchten sie, um von dort über Ceylon nach Ormus im Persischen Meerbusen zu gelangen, von wo aus sie die Prinzessin-Braut durch Persien an das Hoflager des Khans begleiteten. In Tebris blieben die Venetianer neun Monate und kehrten von da, als sie Nachricht erhielten von dem Tode ihres großmüthigen Beschützers Kublai-Khan, über Trebisonde (Trapezunt), Konstantinopel und Negroponte 1295 nach Venedig zurück.

Bei ihrer Heimkehr erging es ihnen wie Ulysses, als er nach Ithaka zurückkehrte. Sie waren von ihren nächsten Verwandten als Verschollene und Todte schon beerbt, denn das Gerücht von ihrem Tode hatte schon vor Jahren allgemeinen Glauben gefunden; kurz, sie wurden nicht anerkannt. Während der langen Abwesenheit hatten die Beschwerden und Sorgen, die sie erduldet, ihr Aussehen verändert. In ihrem Wesen erschien Vieles tatarisch und ihre Müttertsprache redeten sie mit fremdartiger Betonung und barbarischen Ausdrücken. Auch in ihrer Kleidung, die von grobem Zeug und abgetragen war,

war nichts, das der von Italienern glich. Von ihrem Hause in der Straße S. Giovanni Chrisostomo, das später la corte del Milione, der Hof, der Palast des Millionärs, genannt wurde, hatten Verwandte schon Besitz genommen; der Zutritt wurde ihnen verweigert, und sie hatten viele Mühe, sich zu legitimiren. Zu diesem Zwecke gaben sie unter Anderem ein Festmahl, zu dem alle Verwandte und Honoratioren der Stadt eingeladen waren. Während des Mahles, das in aller nur erdenklicher Pracht ausgestattet war, wechselten sie viermal die verschiedenfarbigsten kostbarsten Gewänder in Seide, Sammt und Goldbrokaten und warfen die abgelegten den Dienern als Geschenke zu.



Marco Polo's Haus in Venedig.

Bewunderung und Staunen über den Aufwand und die Geringschätzung solchen Reichthums ergriff die Gesellschaft, die aber wie von einem Zauber in noch größere Verwunderung gesetzt wurde. Zuletzt nämlich erschienen die Poli in den abgetragenen unansehnlichen Anzügen, in denen sie von der Reise heimgekehrt waren. Die Nähte und das Futter derselben wurden auf- und abgetrennt, und da zeigte sich alsbald ein unschätzbarer Reichthum von Edelsteinen, Diamanten und Juwelen, Rubinen und Smaragden, Saphiren und Opalen, die sehr geschickt in den Kleidern verborgen eingenäht waren. Dieser ungeheure Reichthum gab schliesslich allen Anwesenden den Beweis und die Ueberzeugung, daß die Gastgeber wirklich die ehrenwerthen Herren aus der Familie der Poli seien.

Die Glaubwürdigkeit dieser Anekdote, die ein Gemisch von Eitelkeit und Narrheit ist, wurde mit Recht vielfach bezweifelt und bestritten. Nichtsdestoweniger aber zählten die Poli seitdem zu den vornehmsten und geachtetsten Männern der Stadt, denen wegen ihres Reichthums, ihrer Kenntnisse und Erfahrungen, die sie in Erzählungen mittheilten, von nah und fern der Hof gemacht wurde. So kam es denn auch, daß Marco Polo, als wenige Monate nach seiner

Heimkehr zwischen Genua und Venedig ein Krieg ausbrach, mit dem Kommando einer Galeere betraut ward. Andreas Dandolo selbst befehligte die venetianische, Lampa Doria die genuesische Flotte. Es kam zur Schlacht, die Venetianer wurden geschlagen und Dandolo selbst und Marco Polo gefangen. Polo kam nach Genua ins Gefängniß, wo indeß sein Ruhm ihm die Strenge der Gefangenschaft milderte. Hier, im Gefängniß zu Genua, diktierte er seine Reisenotizen, seine Fahrten und Beobachtungen einem genuesischen Freunde Rustighello oder Rusta Pisan in französischer Sprache, und diese Handschrift wurde sodann ins Lateinische und Italienische übersezt. Später, im Jahre 1307, schrieb Marco eine zweite, gleichfalls französische Bearbeitung, reiner stilisirt als die erstere, mit Verbesserungen und Zusäzen, und lebte bis zu seinem Tode 1323 in hohen Ehren.

Die Buchdruckerkunst bemächtigte sich bald nach ihrer Erfindung des Manuskripts, und in den verschiedenen Sammlungen, mittelalterlichen Berichten, welche im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert herausgegeben wurden, spielten die Berichte Marco Polo's eine der ersten Rollen. Gegenwärtig zählen wir nicht weniger als 58 Ausgaben derselben: 23 italienische, 16 englische, 8 lateinische, 7 deutsche, 5 französische, 3 spanische, 1 portugiesische und 1 holländische, ohne die zahlreichen erklärenden Werke. — Wurden doch alle Reisenden, die vor Marco Polo über das östliche Asien berichtet hatten, von ihm in tiefen Schatten gestellt, und kein Buch hat vielleicht auf die Entwicklung der Kultur einen höheren Einfluß ausgeübt, als seine Schilderungen des fernen Morgenlandes. — Seine epochemachende Bedeutung ist aber erst mit der fortschreitenden Kenntniß der Geschichte der Geographie klar gelegt worden.

Ungelöst aber ist noch bis heute die Schwierigkeit, die Wegeroute zu verfolgen, die Marco Polo zurückgelegt, weil seine Beschreibung nicht in örtlichem Zusammenhange steht, oft aus dem Gedächtniß nach verschiedenen Interessen, bald nach eigener Erfahrung, bald nach Nachrichten von Anderen aneinander gereiht ist; weil ferner sehr viele Namen, die er anführt, nicht wiederzufinden und die gefundenen mit den neueren Namen nicht identifizirt werden konnten, und weil endlich die Chronologie oft verwirrt ist, da er bald nach Christlichem, bald nach Chinesischem Kalender datirt.

So können wir nur kurze Auszüge aus Einzelheiten seines Reiseberichts geben, die zwar nicht in fortschreitendem örtlichen Zusammenhang stehen, aber vollauf genügen, das Interessante seiner Details, den hohen Geist seiner Beobachtungsgabe, den weiten Horizont seiner geographischen Anschauung und den Gewinn kennen zu lernen, den die Geographie aus seinen Reisen gezogen hat.

Das eigentliche Reisetwerk beginnt mit der Beschreibung von Kleinarmenien, der Hauptstadt Sebastos und des Hafens Giazza, dessen Einwohner früher tapfere Kriegerleute gewesen, zu Polo's Zeit aber üppig und träge geworden waren. Er beschreibt dann die Sitten der kriegerischen, rohen und jeder Bildung abgeneigten Turkmänen und rühmt deren treffliche Pferde und Maulthiere. Griechen und Armenier waren in allen festen Städten und Plätzen in lebhaftem Handel. Prachtvolle Teppiche und Seidenzeuge erzeugten die Länder, welche er durchreiste; sie waren, gleich Großarmenien, Provinzen des Tatarenreiches. Von der Stadt Arzingan wird berichtet, daß sie die schönste

und reichste des Landes sei, eine Menge Fabriken besitze, vorzügliches Baumwollentuch, Bombasin webe und weit und breit bekannt sei wegen ihrer warmen und heilsamen Quellen. Im Sommer zieht wegen der guten Weiden ein Tatarenheer ins Land mit allem Vieh und wendet sich beim Herannahen des Winters, der hohen Schnee bringt, wieder nach den südlicheren Gegenden. In der Mitte Armeniens erhebt sich der Ararat, dessen schmelzender Schnee auf den tiefer liegenden Fluren das üppigste Pflanzenleben entwickelt.

An Armenien grenzt Turkestan (die jetzigen Gjaletsch Karaman und Merasch), welches den Tataren unterworfen ist. Die Städte und festen Plätze werden von Griechen und Armeniern bewohnt, welche Handel und Gewerbe treiben und wegen ihrer Kunst im Teppichwirken und im Färben prachtvoller Seidenzeuge sehr berühmt sind. Die Turkmanen, ein überaus rohes Volk, halten sich in den Bergen und in schwer zugänglichen Gegenden auf, wo sie Weide für ihr zahlreiches Vieh finden; die von ihnen gezogenen Pferde und Maulesel werden sehr gesucht und mit hohen Preisen bezahlt.

Die hierauf folgende Beschreibung der Länder und Städte läßt nach der Zeit der Reise und der Folge der einzelnen beschriebenen Verlichkeiten Vieles im Dunkeln, doch gingen die Reisenden wol, nachdem sie die gewerthätigen und reichen Städte Mosul und Bagdad besucht hatten, durch Fars (das eigentliche Persien) nach Kierman, wo die köstlichen Steine, die man Türkise nennt, in den Bergen gefunden werden. Die Männer verfertigen alle Dinge, die zur kriegerischen Rüstung gehören, in vorzüglicher Güte, und die Frauen und Mädchen arbeiten mit der Nadel kostbare Stickereien von Seide und Gold in verschiedenen Farben und Mustern, die allerlei Thiere und andere anmuthige Verzierungen darstellen. Von Kierman aus wandert man fünfzehn Tage lang durch eine dürre Wüste, in der man außer der Stadt Kobinam keinen Wohnort findet, und wo man das nöthige Trinkwasser mit sich führen muß, denn das wenige Wasser, welches hier und da hervorquillt, ist grün, übel-schmeckend und belästigt den Magen. Kobinam (Khubis) ist eine große, mitten in der Wüste auf einer fruchtbaren Dase liegende Stadt, wo außerordentlich große und schöne Spiegel von polirtem Stahle verfertigt werden, und wo man aus Tutie (Zintafche) eine sehr wirksame Augenjalbe bereitet. Jenseit der Wüste folgt das Land Timochain (ein Theil der jetzigen Provinz Irak) mit vielen Städten und festen Plätzen; die Luft ist hier sehr gemäßiget und gesund und der Boden so ergiebig, daß er alle Bedürfnisse der Einwohner, welche sich durch ihre Schönheit auszeichnen, hinlänglich befriedigt.

In der Gegend, um das heutige Kaswin, kamen die Reisenden zu der Landschaft Muhelet, wo die Residenz des Fürsten Ala-eddin lag, welcher unter dem Namen „der Alte vom Berge“ bekannt und gefürchtet war. In einem anmuthigen, von hohen Bergen eingeschlossenen Thale hatte er einen prachtvollen Garten anlegen lassen, in welchem die köstlichsten Früchte an schattigen Bäumen prangten und die duftigsten Blumen die Sinne ergöhten. An den einladendsten Stellen erhoben sich großartige, mit Gold, Seidenstoffen und Gemälden reich geschmückte Paläste; frische Wasser und Springbrunnen verbreiteten angenehme Kühlung und reizende Mädchen berauschten singend und tanzend die Sinne. An mehreren Orten flossen kleine Bäche mit Wein, Milch und Honig, und der Garten glich dem Paradiese, das Mohammed den Gläubigen versprochen,

welches er auch vorstellen sollte, denn Ala-eddin gab sich das Ansehen eines Propheten, der nicht geringe Macht habe, seine Anhänger in das Paradies zu versehen. Ala-eddin selbst wohnte in einem uncinnehmbaren Schlosse, aus dem man nur auf geheimen Wegen in den Garten gelangen konnte. Hier versammelte er eine Schar fühner Jünglinge von zwölf bis zwanzig Jahren aus den benachbarten Gebirgsgegenden um sich, unterhielt sie täglich von den Freuden des Paradieses und von seiner eigenen Macht, sie in dasselbe zu versehen, wenn sie ihm unbedingten Gehorsam leisteten. Von Zeit zu Zeit ließ er mehreren dieser Jünglinge einschläfernde Tränke geben und sie, wenn sie in einen todähnlichen Schlaf verfallen waren, in die Paläste des Gartens bringen. Beim Erwachen wurden sie berauscht von den sie umgebenden lieblichen Wesen und den entzückenden Gegenständen, auf welche sie bei jedem Schritte stießen. Hatten sie das Uebermaß des Vergnügens vier bis fünf Tage genossen, so wurden sie wieder in Schlaf versetzt und nach dem Schlosse zurückgebracht, wo sie unerschöpflich waren in der Erzählung der Wunder, die sie gesehen, und die Zuhörer mit Staunen und Lust nach gleichen Erlebnissen erfüllten. „Wer seinen Herrn vertheidigt“, bemerkte alsdann jedesmal der Fürst, „kommt nach der Versicherung des Propheten in das Paradies; befolgt ihr treu meine Gebote und seid ihr meinen Befehlen blindlings gehorsam, so wartet eurer dieses glückliche Los.“ — Durch diese Versprechungen begeistert, kannten die Jünglinge kein größeres Glück, als die Vollziehung der Befehle ihres Herrn, und zögerten keinen Augenblick, sich seinem Dienste aufzuopfern. Diese Ergebenheit gefährdete das Leben Aller, selbst der Fürsten, die Ala-eddin mißfällig wurden, und er war lange weit und breit furchtbar. Als aber endlich der Khan Ulau (Hulagu) nachdem er Persien erobert und dem großen Mongolenreiche einverleibt hatte, von diesen abscheulichen Thaten hörte, schickte er ein Heer ab, das nach dreijähriger Belagerung die wohlvertheidigte Burg eroberte, den Paradiesgarten zerstörte und den Fürsten gefangen nahm.

Man hat die Erzählung Marco Polo's lange als eine gut erfundene Fabel betrachtet; die neueren Forschungen in der orientalischen Geschichte haben aber die Wahrheit derselben vollkommen bestätigt und in dem „Alten vom Berge“ das Haupt einer fanatischen Sekte des Islam gefunden, welche unter dem Namen der Affassinen am bekanntesten ist und auch die Kreuzfahrer durch die Ermordung des Grafen Raimund von Tripoli, des Markgrafen Konrad von Montserrat und anderer Ritter, welche durch einen auf dem Libanon hausenden Nebenzweig dieses Mörderordens erdolcht wurden, in Schrecken setzte. Roccu-eddin, der Sohn Ala-eddin's und letzter Fürst der Affassinen, wurde von dem Mongolenkhan Hulagu im Jahre 1256 besiegt und auf Befehl des Großkhans Mangu mit vielen Tausenden seiner Unterthanen hingerichtet, wodurch die mörderische Sekte allmählich verschwand. Noch jetzt sieht man nördlich von Kaswin im Gebirge die Ruinen vieler Affassinenschlösser, von denen Alamut, der Sitz des Alten vom Berge, das festeste und berühmteste war.

Von Robinam ging's in nordöstlicher Richtung durch ein wohlbevölkertes Land, dann aber durch eine bis fünfzig Meilen breite wasserlose Wüste über Balkh zu einer langen Hügelreihe, wo man viel und gutes Salz findet. Fünf Tagereisen weiter erreicht man Badakhshan, ein ausgedehntes Königreich, dessen Beherrscher von Alexander dem Großen abstammen wollen und eine Rasse

seltener Pferde besaßen, die echte Abkömmlinge des *Bucephalus* waren und mit einem Male an der Stirn zur Welt kamen. Das Land ist überaus reich an kostbaren Rubinen; die vorzüglichsten Weiden finden sich an den Abhängen eines hohen Gebirges, auf dem die Luft so rein und so heilsam ist, daß es eine wahre klimatische Kurlandschaft bildet. Das hat auch Marco Polo während längerer Krankheit an sich selbst erfahren. Von dem nahen Kaschmir hörte er, daß die Einwohner desselben eine besondere Sprache haben und in der Kunst der Magie so sehr erfahren seien, daß sie ihre leblosen Götzenbilder zum Sprechen bringen, den Tag zu Nacht machen und andere Wunder verrichten können. Ihr Götzendienst ist der ausgebildetste, den man irgendwo findet, und von ihnen gehen die meisten Götzenbilder aus, die in anderen Ländern verehrt werden.

Nach Badakhshan stießen sie in nordöstlicher Richtung auf die große Hochebene Pamir, die höchste der Welt. Hier ist die Kälte so groß, daß das Kochen der Speisen bei weitem schwieriger sein soll als in niedrigeren Strichen. Diese Verhinderung der Eingeborenen, gegen welche Marco Polo einigen Zweifel zu hegen scheint, ist durch die Grundsätze der Physik und durch die Beobachtung neuerer Reisenden hinlänglich bestätigt.

Nach vierzig Tagereisen weiter, über ein ausgedehntes und unbewohntes Alpenland, welches *Beloro* (*Velur*) heißt, kam man nach der großen Stadt *Kaschghar*, deren Bewohner einen bedeutenden Handel und einträgliche Gewerbe treiben und in der Verfertigung von Baumwollenzegen eine nicht gewöhnliche Geschicklichkeit zeigen. Von *Kaschghar* aus ging's durch die fruchtbaren und gewerthätigen, von den Tataren häufig verwüsteten Provinzen *Karkan* (*Jarkand*), deren Bewohner fast alle durch das schlechte Trinkwasser geschwollene Beine und Kröpfe haben, durch *Kotan* (jetzt *Blitji*), *Pejn* und *Tschartschan*, und hierauf erreichte man die (jetzt nicht mehr vorhandene) Stadt *Kop* am Rande der großen Wüste, welche denselben Namen führt.

Um die Wüste *Kop*, d. i. *Gobi*, in ihrer kürzesten Breite zu durchziehen, braucht man einen Monat und muß deshalb viel Lebensmittel auf Eseln oder Kameelen mit sich führen. Sie aber in ihrer Länge zu durchziehen, würde man fast ein Jahr brauchen. Auf dem ganzen Wege quer durch die Einöde sieht man kein einziges Thier, nicht einmal einen Vogel, dagegen soll man häufig von bösen Geistern, die hier in großer Anzahl hausen sollen, belästigt werden. Dieselben verderben die Reisenden durch Täuschungen und allerlei Blendwerk. Wenn am Tage Leute von der Karawane zurückbleiben, so hören sie sich ganz unerwartet bei ihrem Namen rufen, und zwar mit einer Stimme, die ihnen bekannt erscheint. Da sie nun glauben, der Ruf komme von ihren Gefährten, so werden sie von dem rechten Wege abgeloct, müssen, da sie die rechte Richtung nicht wiederfinden, zurückbleiben und elend umkommen. In der Nacht glauben sie oft das Geräusch eines großen Reitertrupps oder einer Karawane am Wege zu hören, werden dadurch irreführt und ins Verderben gezogen. Zuweilen nehmen auch am Tage diese Geister die Gestalt ihrer Reisegefährten an, die sie beim Namen nennen und versuchen, sie vom richtigen Wege abzuleiten. Auch wird erzählt, daß einige Personen bei ihrem Zuge durch die Wüste etwas gesehen haben, das ihnen wie ein Trupp bewaffneter Leute erschienen sei, der auf sie losbrückte, und aus Furcht, angegriffen und geplündert zu werden, hätten sie die Flucht ergriffen. Da sie nun auf diese Weise den rechten Pfad verloren

und nicht gewußt, in welcher Richtung ihn wieder zu gewinnen, wären sie vor Hunger umgekommen. Wunderbar in der That und allen Glauben übersteigend sind die Geschichten, die von diesen Geistern der Wüste berichtet werden; sie sollen auch zuweilen die Luft mit den Klängen von Musik, Trommeln und Waffengeklirr erfüllen. Allein ähnliche Wunderberichte, wie Marco Polo von den Wanderungen durch große Wüsten erzählt, finden sich auch bei anderen Reisenden sowol durch asiatische als auch durch afrikanische Wüsten, und es mögen daher jene Erscheinungen auf einer Täuschung der Sinne beruhen.

Nach der Wüste Gobi kommt man zunächst in die Stadt Sachiu (Satscheu) im Lande Tangut, dessen Bewohner zumeist Götzendiener sind. Ihre zahlreichen Klöster und Tempel sind voll von Gözenbildern, denen sie bei den verschiedensten Veranlassungen Opfer darbringen. Bei der Geburt eines Sohnes opfert der Vater desselben seinem Haus- und Leibgötzen einen Widder. Das Fleisch desselben kocht so lange, bis der Vater sein Gebet um Erhaltung und Gesundheit des Kindes vollendet hat, und sie glauben, daß der Göze während des Kochens und Betens sich an dem Dampf des Opfers erlabt. Das gekochte Fleisch wird dann zu Hause von Verwandten und Freunden in festlichem Mahle verzehrt; auch die Priester bekommen ihr gut Theil davon, und die Knochen werden in Urnen aufbewahrt. — Stirbt Jemand, der dem Hinterbliebenen besonders werth war, so werden zunächst die Sterndeuter gerufen, ihnen Jahr und Tag der Geburt des Verstorbenen gesagt, um von ihnen bestimmen zu lassen, an welchem Tage die Bestattung stattfinden soll. Ist, wenn der Stand des Planeten hierzu nicht günstig scheint, muß die Leiche wochen-, ja monatelang aufbewahrt werden. Um sie gegen Verwesung zu schützen, wird sie mit den besten Spezerieen in einen Sarg gelegt, der mit Kalk und Pech verschlossen und mit Seidenstoffen geschmückt wird. Während dieser Zeit werden vor den Sarg Speise und Trank hingestellt, daß der Geist des Verstorbenen nicht verhungere.

Es bestehen noch zahllose ähnliche Gebräuche und Einrichtungen, welche insgesammt den abergläubischen Charakter des Volkes und die Macht der eigensüchtigen Priesterschaft über dasselbe beweisen.

In Tangut liegt auch die Landschaft Namul, jetzt Hami, dessen Bewohner ebenfalls Götzendiener sind und wunderliche Gastfreundschaft üben. Sie überlassen nämlich den Wünschen ihrer fremden Gäste alle ihre weiblichen Verwandten, Weiber, Töchter, Schwestern, während sie selbst sich aus dem Hause entfernen und alle Bedürfnisse gegen bestimmte Preise hinsenden und, so lange der Fremde weilt, nicht zurückkehren. Sie glauben, daß solche Gastfreundschaft den Göttern angenehm und ihrem Hause segensreich sei.

Nach Hami folgt das Land Tschin-tschitalas (Scheu-scheu). Man findet hier Stahl, Zink, Antimonium und einen unverbrennlichen Stoff, der zu Zeugen verarbeitet und zu Kleidern verwendet wird. Es ist dies der uns jetzt wohlbekannte Asbest, dessen Erwähnung aber dem Marco Polo als Lüge angerechnet wurde.

In Kampion (Kanscheu-su), wo die Reisenden ein ganzes Jahr blieben, sind die Einwohner theils Mohammedaner, theils nestorianische Christen, theils Götzendiener, deren Tempel sehr viele vergoldete Gözenbilder aus Holz, Stein und Thon haben. Die Priester führen ein strenges Leben und beobachten genau die Tage, an denen sie kein Blut vergießen und kein Fleisch essen dürfen.

Von Kampion wurden die Poli auf Befehl des Großthans Kublai sehr ehrenvoll über die chinesische Grenzstadt Singui (Si-ning) in seine Residenz geführt. Das Land um Si-ning ist reich an Städten und festen Burgen. Man findet hier viele wilde Thiere von außerordentlicher Größe und sehr schöner weißer oder schwarzer Farbe, deren Haar zarter ist als Seide. Auch Moschus-, Bisamthiere und Pfauenvögel sind hier zu Hause. Die Bewohner zeichnen sich durch eigenthümliche Körperbildung aus. Sie haben kleine Nasen, schwarzes Haar, wenig oder gar keinen Bart, weiße Haut und große Neigung zum Dickwerden.

Ueber Egrigai (Kingham), eine gewerthätige Stadt, in welcher die prächtigsten Tücher aus Kameelhaar verfertigt werden, zogen sie durch das Land Tenduch und über Schyanor (Tschan-nor) und erreichten endlich nach einer Wanderung von drei und einem halben Jahre die Stadt Kandu (Schang-tu-so), auch Clemenfu (Kai-ying-su) genannt, welche jetzt Tschao-haiman-jume heißt, wo der Großthans Kublai damals Hof hielt. Sie wurden von diesem in feierlicher Audienz ehrenvoll und gnädig empfangen, namentlich wurde der junge Marco, der während der Reise große Sprachfertigkeit erworben, huldvoll in hohen Schutz genommen und zum Ehrenbegleiter, d. i. zum Generaladjutanten, des Großthans erhoben. In dieser Eigenschaft blieb er zunächst bei Hofe, folgte dem Großthans überall, wurde zu den wichtigsten Staatsgeschäften verwendet und selbst Verwalter, d. i. Oberpräsident, einer der größten Provinzen des Reiches. Vorzüglich in dieser Stellung erwarb er sich die geographischen und ethnographischen Kenntnisse von China und von fast ganz Asien, die sein Reifewerk so werthvoll und so berühmt gemacht haben.

Marco Polo in China und Ostindien.

Sitten und Bräuche der Tataren. Kublai's Persönlichkeit und Hofstaat. Jagden, Geburtstage, Neujahr's und Weifest, Elefantparade und Festmah. Sommerpalast in Kandu. Milchfest. Winterfest. Kamdalu oder Beking. Handel und Verkehr, Landstrafen und Kosten, Papiergeld. Die Chinesen. Steinsofen. Polo Statthalter von Manji. Quinal und kein Verkehr. Der Hafen Kaitum. Tängui und seine Porzellane. Der Camanfluß, die Schiffe und ihre Einrichtungen. Der Süden von Manji.

Kein Volk, sagt Marco Polo, ist geeigneter zur Eroberung und Unterjochung der Welt, als die Tataren. Von Natur grausam, sind sie zugleich in der Schlacht tapfer bis zur Raserei, setzen keinen Werth auf ihr Leben und gehen jeder Gefahr ohne Zögern entgegen. Dabei ertragen sie jede Art Entbehrung mit der größten Geduld und Leben, wenn es die Noth erfordert, einen ganzen Monat von der Milch ihrer Stuten und von solchen Thieren, die ihnen der Zufall zuführt. Die Männer sind gewöhnt, auf ihrem Pferde, das nur mit Gras gefüttert wird und nach Gerste oder Hafer nicht verlangt, zwei Tage und zwei Nächte zuzubringen, ohne abzustiegen, und schlafen auf ihm sitzend, während es graßt. Auf das erste Aufgebot ihrer Häuptlinge und Anführer erscheinen sie augenblicklich und ein Heer von vielen tausend Mann ist in kurzer Zeit versammelt. Seht es sich in Bewegung, so werden Truppenabtheilungen nach allen Seiten bis zu einer Entfernung von zwei Tagemärschen entsendet, um die Hauptmasse vor Ueberfall zu sichern. Geht der Zug weit, so nehmen sie nur das zum Lageraufschlagen und Kochen nöthige Geräth mit; dagegen ist jeder Mann verpflichtet, achtzehn Stuten und Rosse, die ersteren zu seinem Unterhalt, die letzteren, um, wenn das eine müde ist, ein anderes besteigen zu können,

mitzubringen. Verlangen es die Umstände und soll ein Unternehmen schnell ausgeführt werden, so können sie wol zehn Tage lang fortreiten, ohne gekochte Speise zu genießen. Treten sie einen weiten Marsch an, so muß jeder Mann mit zehn Pfund getrockneter Milch versehen sein. Davon wirft er jeden Morgen ein halbes Pfund mit dem dazu nöthigen Wasser in einen an seinem Pferde hängenden Beutel und verzehrt den durch das Reiten fortwährend geschüttelten und zu einem dünnen Brei genommenen Inhalt. Fehlt ihm auch dieses Nahrungsmittel, so öffnet er einem seiner Pferde eine Ader und trinkt das Blut.

Die Waffen der Tataren sind Bogen und Pfeile, eiserne Kolben und zuweilen auch Speere; doch zeigen sie im Pfeilschießen die meiste Geschicklichkeit und tragen auch dadurch gewöhnlich in den Schlachten den Sieg davon. Ihre Pferde sind zum Kampfe vortrefflich abgerichtet und wenden sich auf ein gegebenes Zeichen augenblicklich nach jeder Seite.

In der Beschreibung der Wohnungen, häuslichen Einrichtung und Rechtspflege der Tataren stimmt Marco Polo genau mit den früheren Reisenden überein, erwähnt aber noch einer von den Letzteren nicht berührten sonderbaren Sitte, Verstorbene mit einander zu vermählen. Hat nämlich ein Mann einen Sohn gehabt und ein anderer eine Tochter, die aber gestorben sind, so schließen die Väter zwischen ihnen eine Ehe, indem sie Diener mit Pferden und anderen Thieren, Kleider jeder Art, Geld und Hausgeräthe auf Papierstücke malen und diese nebst dem Heirathskontrakte verbrennen. Durch den Rauch steigen, wie sie fest glauben, alle diese Gegenstände als Ausstattung zu ihren Kindern in die andere Welt auf, und diese werden dadurch in gesellschaftlicher Form Mann und Frau. Väter und Mütter halten sich nach dieser Feierlichkeit nicht weniger für Verwandte, als wenn eine wirkliche Verbindung zwischen ihren lebenden Kindern abgeschlossen worden wäre.

Die Tataren erkennen einen großen, erhabenen, himmlischen Gott an und beten täglich vor einer in ihrer Wohnung hängenden Tafel, auf welcher dessen Name geschrieben ist, mit emporgehobenen Händen und indem sie das Gesicht dreimal auf den Boden beugen, zu ihm um Einsicht und Gesundheit des Körpers, um weiter aber nichts, denn für die übrigen irdischen Angelegenheiten haben sie einen andern Gott, dessen Bild, mit Filz oder Tuch bedeckt, unter der erwähnten Tafel auf dem Boden steht und von anderen Bildern, die sein Weib und seine Kinder vorstellen, umgeben ist. Vor diesem verbrennen sie Weihrauch und stehen ihn an um gute Witterung, reiche Ernte und Zuwachs ihrer Familie und ihrer Herden. Nie versäumen sie es, bei jeder Mahlzeit den Mund des Götzen, seines Weibes und seiner Kinder mit einem fetten Stück Fleisch zu schmieren. — Die Seele betrachten sie insofern als unsterblich, als sie unmittelbar nach dem Tode eines Menschen in einen andern Körper übergehe, und zwar ist, wie sie glauben, dieser Uebergang je nach den Verdiensten des Verstorbenen eine Verbesserung oder Verschlechterung des früheren Zustandes. Die Seele eines armen, aber tugendhaften Menschen gehe in den Körper eines reichen und edlen über und steige bei jeder Wiedergeburt zu einem höheren Range, während sie, wenn sie einem reichen und edlen, aber schlechten Menschen angehörte, in einem Bauernkörper wieder zur Welt kommen und so von Stufe zu Stufe falle, bis sie zuletzt in einen Hund fahre. — Die Todten bestatten sie mit großer Trauer und Frömmigkeit, und die Leichname ihrer Großhane und

aller Fürsten aus dem Geschlechte Dschingis-Khans führen sie nach einer alten, unabänderlichen Gewohnheit nach einem hohen Berge, dem Altai, und sollte die Entfernung des Sterbeortes auch mehr als hundert Tagereisen betragen. Wehe aber Jedem, der dem Leichenzuge begegnet, denn die Führer desselben meßeln ihn ohne Erbarmen nieder, indem sie ihm zurufen: „Gehe in die andere Welt und diene dort deinem verstorbenen Herrn!“ Sie haben nämlich den Glauben, daß alle auf diese Weise Getödteten sogleich in den Dienst des Hingeschiedenen treten. Damit es diesem jenseits auch nicht an Reitpferden fehle, schlachten sie die vorzüglichsten aus allen Ställen des Großhans. Als Manju nach dem Altai gebracht wurde, kamen durch diesen entseßlichen Wahn über zehntausend Leute und unzählbare Pferde um.

Der Großhan Kublai war nach Polo's Beschreibung ein wohlgebildeter Mann von mittlerer Größe, lichter, frischer Gesichtsfarbe, mit hervortretender, schöngestalteter Nase und schönen dunklen Augen, was seinem ganzen Benehmen viel Anmuth verlieh. Er hatte vier Frauen ersten Ranges, und der erstgeborene Sohn einer jeden derselben war fähig, seinem Vater in der Regierung nachzufolgen; jede hatte den Titel Kaiserin und führte ihre besondere Hofhaltung mit großem Aufwande, denn nicht weniger als dreihundert auserlesene Jungfrauen nebst einer großen Menge von Edelknaben und Kammerfrauen dienten ihr, und der Hofstaat einer Kaiserin zählte zehntausend Personen. Die ersten Hofdamen und die Dienerinnen in den inneren Gemächern des Großhans wurden unter den Töchtern der tatarischen Provinz Angut, deren Bewohner sich durch schöne Gesichtsbildung und lichte Hautfarbe auszeichneten, durch besonders damit beauftragte Beamte gewählt. Nach ihrer Ankunft bei Hofe fand durch eine Prüfungscommission sachkundiger Männer eine neue Sichtung statt; etwa zwanzig oder dreißig der schönsten wurden für den unmittelbaren Dienst des Großhans bestimmt, ehe sie diesen aber antreten durften, noch der Sorge angesehener Hofdamen übergeben, deren Pflicht es war, sie Tag und Nacht zu beobachten und sich zu überzeugen, daß sie keine Mängel verkehrten, daß sie ruhig schliefen, nicht schnarchten, einen reinen Athem hatten und nicht schwitzten. Hatten sie diese strenge Prüfung überstanden, so wurden sie immer zu je fünf zugleich in das innere Gemach des Großhans gebracht, wo sie drei Tage und drei Nächte Dienst hatten, während andere fünf in dem Vorzimmer auf die Befehle der ersteren warteten. Die anderen Mädchen, welche man nicht geeignet fand, dem Großhane selbst zu dienen, wurden verschiedenen Herren des Hofes zugetheilt und erhielten Unterricht in verschiedenen nützlichen Dingen. Wünschte ein Hofherr sich zu vermählen, so gab ihm der Khan eine dieser Damen mit einer anständigen Aussteuer. Die Eltern aller dieser Mädchen rechneten es sich zur hohen Ehre an, wenn eine ihrer Töchter dieser Gnade würdig gefunden ward. Der Großhan hatte von seinen rechtmäßigen Frauen zwanzig Söhne, die alle ruhmvolle Krieger waren und von denen sieben einzelne Theile des ausgedehnten Reiches mit großer Weisheit und Klugheit beherrschten.

Kublai's liebste Beschäftigung war die Jagd, und in seinem ganzen Reiche mußte das Wild mit Sorgfalt gehegt werden. Zwei Jägermeister, von denen jeder über eine Schar von zehntausend Jägern und über unzählige zum Fange abgerichtete Tiger, Leoparden, Luchse, Hunde und Falken die Aufsicht führte, begleiteten ihn auf seinen Jagdzügen und hatten die Verpflichtung, während des

Winters den Hof täglich mit Wild und Fischen zu versehen. Kaum überschaubar, fährt Marco fort, ist die Masse von Menschen, welche am 28. September, dem Geburtstag Kublai's, der im ganzen Reiche festlich begangen wird, am Hofe erscheinen und werthvolle Geschenke im Namen der Bewohner der einzelnen Provinzen überbringen. An diesem Tage prangt der Großkhan in einem überaus prächtigen golddurchwirkten Gewande und beschenkt zwanzigtausend Fürsten, Freiherren und Häuptlinge mit seidenen, dem feinigsten an Farbe und Schnitt ähnlichen Kleidern, einem künstlich mit Gold und Silber gestickten Gürtel von gelbem Leder und einem Paar Stiefeln. — Eben so festlich wird der erste Tag des Jahres, welches bei den Tataren mit dem Februar beginnt, begangen, und der Großkhan sowie alle seine Unterthanen tragen an diesem Tage weiße Gewänder, weil diese Farbe als glückbringend betrachtet wird. Auch an diesem Feste, welches deshalb das Weißfest genannt wird, erhält der Großkhan aus allen ihm unterworfenen Ländern reiche Geschenke, welchen stets viele Stücke weißen Tuchs als glückliche Vorbedeutung für das ganze Jahr beigelegt sein müssen. Jedes Geschenk muß in neunmal neun Exemplaren überreicht werden; sendet zum Beispiel eine Provinz ihre Gabe an Pferden, so müssen es deren einundachtzig sein. Auf diese Weise erhält er nicht weniger als hunderttausend meist weiße Pferde; die übrigen Geschenke sind unzählbar.

Bei dieser Gelegenheit werden auch die Elefanten, deren Zahl sich auf fünftausend beläuft, in großer Parade vorgeführt. Alle sind in kostbare, mit künstlichen, allerlei Thiere und Vögel vorstellenden Stickereien verzierte Decken gepuzt, und jeder trägt auf dem Rücken zwei Schreine, in denen die goldenen und silbernen Gefäße, welche am Hofe gebraucht werden, stehen. Zahlreiche Kameele sind mit den übrigen, weniger kostbaren Geräthschaften beladen. Am Morgen des Festtages versammeln sich alle Fürsten, Häuptlinge, Würdenträger und Beamte in dem Palaste vor dem Kaiser, und nachdem Alle nach dem Range ihre Sitze eingenommen haben, erhebt sich der Oberhofmarschall und ruft mit lauter Stimme: „Neigt euch und betet an!“ worauf sich Alle niederwerfen und ihr Antlitz auf den Boden schlagen. Der Oberhofmarschall spricht weiter: „Gott segne unsern Kaiser und erhalte ihn lange in der Freude des Glücks!“ — „Gott erhalte den Kaiser!“ ruft das ganze versammelte Volk; und wieder nimmt der Oberhofmarschall das Wort und betet: „Röge Gott die Größe und das Glück des Reiches mehren, möge er alle Unterthanen des Kaisers mit den Segnungen des Friedens und der Zufriedenheit beglücken und Ueberfluß im ganzen Lande verbreiten!“ — „Das walte Gott!“ stimmt die Menge ein. Darauf tritt der Oberhofmarschall zu einem reichgeschmückten Altare und bräuchert ehrfurchtsvoll eine darauf stehende rothe Tafel, auf welche der Name des Großkhans geschrieben ist, mit kostbaren Spezereien. Ist diese Feierlichkeit vorüber, so beginnt die Darbringung der Geschenke; nach der Besichtigung und Aufstellung derselben setzt man sich zum Festmahl.

In der Mitte der Halle, wo der Großkhan sitzt, steht ein großer, kunstreich verzierter Schrein, welcher ein krugähnliches Gefäß mit Wein, das ungefähr eine Tonne faßt, nebst vier kleineren Gefäßen mit Stutenmilch und den übrigen bei den Tataren gebräuchlichen Getränken enthält. Vor je zwei Personen steht auf der Tafel ein goldenes oder silbernes Trinkgeschirr nebst einem beherähnlichen goldenen Löffel, mit welchem das Getränk herausgeschöpft wird.

So oft der Großkhan trinkt, werfen sich alle Anwesenden zu Boden, während die Musik so lange aufspielt, bis er den Becher dem vor ihm knieenden Edelknaben zurückgibt. Die Hofleute, Truchsesse und Mundschente, welche am Kredenztiſche stehen und den Großkhan mit Speise und Trank bedienen, müssen Nase und Mund mit schönen Schleiern oder seidnen Tüchern bedecken, damit die Speisen und Getränke nicht von ihrem Athem berührt werden. Andere Hofleute sehen zu, daß die Gäste recht bedient sind. An jeder Thür der Halle stehen zwei riesige Männer, eine Art Arongardisten. Ist das Mahl vorüber, so werden die Tische entfernt, und Musikanten, Sänger, Schauspieler und Gaukler belustigen die Gesellschaft.

Die beiden schönsten Paläste des Großkhans sind der Sommerpalast in Kandu und der Winterpalast in Kambalu. Den Palast zu Kandu ließ Kublai aus Marmor und anderen schönen Steinen kunstreich aufführen und mit verschwenderischer Pracht ausschmücken. Daran stößt ein ummauerter Park von sechzehn (italienischen) Meilen im Umfang, in welchen man nur durch den Palast kommen kann. Zu dieſem Gehege lebt schönſtes Edelmild und in der Mitte erhebt sich ein auf vergoldeten und bemalten Säulen ruhendes Lusthaus. Um jede Säule windet sich ein vergoldeter Drache, deſſen Kopf den Vorſprung des Daches stützt, während ſeine Krallen ſich rechts und links am Gefäſel ausſtrecken. Das Dach beſteht aus vergoldetem Bambusrohr und iſt mit einem feſten glänzenden, wasserdichten Firniß überzogen. Die drei Spannen dicken und zehn Klafter langen Bambusrohre ſind in der Mitte der Länge nach geſpalten, ſo daß ſie Rinnen bilden zum Ablauf des Regens. Das ganze Gebäude wird wie ein Zelt auf jeder Seite von zweihundert ſtarken ſeidnen Seilen gehalten, weil es ſonſt ſeiner Leichtigkeit wegen jedem etwas heftig wehenden Winde weichen müßte. Seine Zuſammensetzung iſt ſo kunſtvoll, daß es leicht in kleine Theile zerlegt, fortgebracht und nach Belieben wieder aufgeſchlagen werden kann.

Der Großkhan verläßt dieſen Palast, wo er im Juni, Juli und August verweilt, am 21. des letzten Monats, um noch, ehe er ſeinen Winterpalast bezieht, an einem beſonders dazu beſtimmten Orte das große Milchopfer darzubringen, welches darin beſteht, daß er die Milch vieler tauſend in ſeinen Marſtällen befindlichen ſchneeweißen Stuten, welche am 21. August gemolken wird, in den Wind ſprengt und ſo allen von den Tataren verehrten Götzen und Geiſtern darbringt, um ſie gnädig zu ſtimmen und ihren Schutz für das ganze Volk und all ſein Eigenthum anzuflehen. Von der Milch dieſer weißen Stuten darf Niemand trinken, der nicht von Tſchingis Khans Geſchlecht abſtammt oder der Familie Boriat angehört, die ſich durch große Kriegsthaten auszeichnete. Dieſe Pferde genießen einen wahren Kultus, ebenſo die Prieſter und Wahrſager, die Gewitter und Regen beſchwören und Dinge verrichten, welche nur mit Beihülfe des Teufels möglich ſind. Die in den magiſchen Künſten am tieſten erfahrenen Göpdiener, welche Tebeth und Keſmir heißen, geben jedoch vor, daß ſie dieſe Wunder durch die Heiligkeit ihres Lebens und inſolge ihrer Bußübungen wirken.

Nach dem Milchfeſt geht der Großkhan nach Kambalu (Peking), ſeiner Winterreſidenz, die hoch im Nordoſten der Provinz Katai an einem großen Fluſſe liegt und in früherer Zeit außerordentlich prächtig und volkreich war. Kublai, dem die Sterndeuter ſagten, daß Kambalu einſt gegen ſeinen Herrn aufſtehen würde, erbaute an dem andern Ufer des Fluſſes eine neue Stadt,

nannte sie Tai-du und befahl allen Kataiern, sich hier anzusiedeln. Diese Trennung der Bevölkerung dauerte lange Zeit fort, und noch jetzt besteht Peking bekanntlich aus zwei durch den Fluß getrennten Hälften, von denen die eine die Chinesenstadt und die andere die Mandſcheustadt heißt. — Tai-du bildet ein vollkommenes, durch die geraden, sich in rechten Winkeln durchschneidenden Straßen schachbrettartig gestaltetes Viereck, welches vierundzwanzig Meilen im Umfang hat und von einer weiß angetünchten Mauer von Erde, die am Fuß zehn Schritte mißt und nach oben bis zu einer Breite von drei Schritten zuläuft, eingeschlossen ist. An beiden Seiten der Straßen sieht man Buden und Kaufläden jeder Art. Die Stadt hat zwölf Thore und an jedem Thore erhebt sich eine Kaserne für eine Wache von tausend Mann. Im Mittelpunkte der Stadt hängt auf einem hohen Thurme eine große Glocke, welche beim Anbruche der Nacht dreimal angeschlagen wird; nach dem dritten Schläge darf sich Niemand mehr auf der Straße sehen lassen, es müßte denn in einer dringenden Angelegenheit sein, wo es sich um Leben und Tod handelt, und selbst in solchen Fällen muß der Ausgehende eine leuchtende Laterne bei sich führen. — Außerhalb eines jeden Thores liegt eine Vorstadt, so ausgedehnt, daß sie auf beiden Seiten bis zu den Vorstädten der nächsten Thore reicht, daher die Bevölkerung dieser Vorstädte größer ist als die der innern Stadt. Hier liegen auch eine Meile von der eigentlichen Stadt die Gasthöfe und Herbergen für die Handelsleute in Revieren nach der Nationalität. Die Masse von Waaren, welche in Tai-du eingeführt werden, übersteigt jeden Begriff; mehr als tausend Wagen und Packpferde, die nur mit roher Seide beladen sind, ziehen täglich durch die Thore. Besonders lebhaft ist der Handel mit Indien, woher die meisten Edelsteine, Perlen, Spezereien und Gewürze kommen.

Zur Erleichterung des großartigen Verkehrs dienen wohl eingerichtete Landstraßen von der Hauptstadt nach allen Richtungen und Enden des Reiches. Ihre Erhaltung ist besonderen Beamten übertragen. Zu beiden Seiten der Straßen sind dide, nur zwei Schritte von einander stehende Bäume gepflanzt, die im Sommer dem Reisenden Schatten gewähren und im Winter, wenn hoher Schnee den Boden bedeckt, als Wegweiser dienen. In Sandwüsten oder auf felsigen Gebirgen, wo keine Bäume gedeihen, vertreten Steine und Säulen die Stelle derselben. Auf jeder Heerstraße findet man je nach der größeren oder geringeren Entfernung der Städte von einander in Zwischenräumen von fünf und zwanzig bis dreißig Meilen Stationen, Posthäuser, geräumige Gebäude mit wohl ausgestatteten Zimmern, Lebensmitteln und allen übrigen Bedürfnissen des Reisenden. Aufseher und Diener, auch vierhundert tüchtige Pferde stehen auf jeder Station bereit, und man zählt im tatarischen Reiche nicht weniger als zehntausend solcher Postgebäude mit zweihunderttausend Pferden. Durch diese Anordnung eilen die kaiserlichen Boten und Gesandten mit der größten Leichtigkeit und Bequemlichkeit durch das ganze Land und überbringen die Nachrichten aus den entferntesten Theilen desselben in sehr kurzer Zeit. Bei sehr dringenden Meldungen tragen die Boten das Zeichen eines Geiersfaltes und reiten mit möglichst großer Schnelligkeit. Nähern sie sich einem Posthause, so stoßen sie in ein weithin schallendes Horn, damit die Pferde, wenn sie ankommen, schon in Bereitschaft stehen und sie nur aufzuspringen brauchen. In höchst wichtigen Fällen setzen sie ihren Ritt auch bei Nacht fort, und scheint der Mond

nicht, so müssen Leute mit Fackeln bis zu der nächsten Station vor ihnen herlaufen. Zwischen den Posthäusern sind auf je drei Meilen kleine Dörfer angelegt, in welchen Botenläufer wohnen, welche die gewöhnlichen Briefschaften und Päckchen, wozu man keine Reiter braucht, von einer Station zur andern tragen. Kleine, an dem Gürtel hängende Schellen geben schon in der Ferne Nachricht von der Ankunft des Botenläufers, damit bei seinem Eintreffen ein anderer sogleich mit dem ihm übergebenen Päckchen weiter eilen kann. Diese Boten sind ganz vortreffliche Läufer. Alle Kuriere sind nicht nur steuerfrei, sondern bekommen überdies noch eine sehr gute Vöhnung. In jedem Posthause und auf jeder Station sitzt ein Schreiber, um Tag und Stunde, wenn ein Kurier ankommt oder abgeht, zu vermerken. Außerdem sind noch Aufsichtsbeamte angestellt. Die Unterhaltung der Straßen und des Postwesens wird durch einen Theil der Abgaben, welche alle Unterthanen zu leisten haben, bestritten.

Die Bezahlung leistet der Staat den Beamten in Papiergeld, Banfnoten oder Kassenscheinen. Das ist die erste Erwähnung dieses finanziellen Auskunftsmittels, wenn das edle Metall zur Ausprägung des Geldes fehlt, oder wenn man den Verkehr mit größeren Summen erleichtern will. Marco Polo beschreibt auch die Herstellung des Papiergeldes sehr ausführlich. Das Papier wird aus der Rindensfaser des Maulbeerbaumes zubereitet und die einzelnen Stücke desselben erhalten nach Form, Größe, Farbe amtliche Bezeichnung, Auf- und Unterschriften, Signet, ihre Gültigkeit für den Verkehr. Für verdorbene Stücke werden gegen Vergütung von 3 Prozent neue Stücke von der Münze ausgegeben. Nachahmung oder Fälschung von solchem Papiergelde werden als Staatsverbrechen sehr hart bestraft.

Durch diese und ähnliche Einrichtungen wurde der Wohlstand des ganzen Landes in der Hauptstadt Tai-du vereinigt, und die Pracht derselben, wie sie Marco Polo beschreibt, übersteigt so sehr allen Begriff, daß man den Reisenden häufig arger Uebertreibung beschuldigte, bis neuere Mittheilungen über Peking, welches doch bei weitem nicht allen früheren Glanz bewahrt hat, die Wahrheit seines Berichts über alle Zweifel erhoben.

Die Katalier (Chinesen) welche die ursprüngliche Bevölkerung der Hauptstadt bilden, sind im Umgange überaus zierlich und höflich und grüßen einander mit großer Artigkeit und mit Ausdrücken des höchsten Vergnügens. Ueberhaupt



Chinesisches Papiergeld.

zeigen sie in allen ihren Handlungen und Verrichtungen eine gute Erziehung, viel Anstand und die größte Keuschheit. Ihren Eltern beweisen sie die höchste Verehrung und haben sogar einen besonderen Gerichtshof, welcher die Vergehen der Kinder gegen ihre Eltern mit unerbittlicher Strenge bestraft. Sämmtliche zur Einsperrung Verurtheilten müssen alle drei Jahre losgelassen werden, doch drückt man ihnen zuvor ein Brandmal auf die Wangen, damit sie für immer kenntlich bleiben. Dem Glücksspiel und Betrug sind die Kataier sehr ergeben, und Kublai erließ deshalb dagegen die strengsten Verbote. Obschon im Lande kein Mangel an Holz ist, so werden doch Steine, Steinkohlen, die man aus den Bergen gräbt, als Brennmaterial gebraucht. Diese Steine brennen wie Kohlen, strömen aber bei weitem größere Hitze aus und halten das Feuer weit besser als Holz, so daß es die ganze Nacht hindurch nicht erlischt. Dieser Brennstoff ist eines der ersten Bedürfnisse der Kataier, da sie alle Speisen und Getränke nur warm genießen und sich bei rauher Bitterung nur in einem durchwärmten Zimmer behaglich fühlen. Bequemlichkeit, Sauberkeit, Ordnung, Ruhe geht den Chinesen über Alles. Bevor sie die Halle betreten, legen sie die Stiefeln, in denen sie gekommen sind, ab und ziehen andere von weißem Leder an, um die schönen Teppiche nicht zu beschmutzen. Auch führt jeder einen zierlichen Spucknapf bei sich, in welchen er spuckt, denn Niemand wagt es, den Boden zu verunreinigen; und hat er in das Gefäß gespuckt, so legt er den Deckel wieder darauf und macht eine Verbeugung.

Man sieht leicht aus allen diesen Bemerkungen, wie Marco Polo während seines Aufenthaltes an dem kaiserlichen Hofe sorgfältig auf Alles, was um ihn vorging, achtete und die Zustände des mongolischen Reiches richtig zu würdigen verstand. Der Großthan, welchem der Scharfblick und die Kenntnisse desselben nicht entgehen konnten, schenkte ihm mit jedem Tage mehr seine Gunst und gewann zu ihm so großes Vertrauen, daß er ihn nicht nur in Geschäftsangelegenheiten zu Rathe zog, sondern auch öfter in wichtigen Staatsfachen nach weit entfernten Orten sendete. Marco bewies stets so großes Geschick und Klugheit, daß er zuletzt sogar die höchst wichtige Stelle eines Statthalters im Lande Manji (Südchina), welches um diese Zeit von den Tataren erobert wurde, erhielt. Auf der Reise nach Jan-gui (Jan-tschu-fu), seinem Amtssitze, durch das Alpengebirgsland von Westchina, und während seines dreijährigen Aufenthaltes daselbst schrieb er Bemerkungen nieder, die noch jetzt, weil sie fast die einzigen von einem europäischen Augenzeugen über diese Gegenden gemachten sind, einen entschiedenen Werth behaupten.

Manji, das prächtigste und reichste Land in dem östlichen Theile der Welt, wurde vor seiner Eroberung durch die Tataren von einem friedfertigen, milden, gerechten und allgeliebten Fürsten beherrscht, der alle seine Vorgänger an Macht und Reichthum weit übertraf. Kublai eroberte und annectirte Manji. Der König wurde flüchtig, die Königin gefangen und an Kublai's Hof gebracht, aber ehrenvoll nach ihrem Range behandelt. Nach dem Falle der Hauptstadt Quin-sai (jetzt Hang-tschou-fu) unterwarfen sich alle übrigen Städte bald, nur die durch ihre Lage sehr feste Stadt Sajan-ju (Siang-gang-fu) hielt eine Belagerung von drei Jahren aus und ergab sich erst, als man durch große Wurfmaschinen, deren Bau Nicolo und Maffeo Polo leiteten, dreihundertpfündige Steine auf Mauern und Gebäude warf und sie zertrümmerte.



Der Strom der neun Windungen. Nach dem alten chinesischen Bilde.

Quin-fai, die Hauptstadt, sagt Marco Polo, verdient ihren Namen „Himmelsstadt“ vor allen Städten der Welt wegen ihrer Größe, Schönheit, ihres Reichthums und Wohllebens. Sie ist das Paradies auf Erden. Sie

hat nach gewöhnlicher Schätzung etwa sechs deutsche Meilen im Umfange und stößt auf der einen Seite an einen mit dem Meere in Verbindung stehenden See und auf der andern Seite an einen großen Fluß, dessen Wasser in vielen Kanälen überall durch die Stadt in den See strömt und allen Schmutz fortführt, daher hier die größte Reinlichkeit und beste Luft ist. Polo bewundert die breiten Straßen dieser vielgerühmten Stadt, ihre Kanäle und Marktplätze, deren zehn von außerordentlicher Größe waren. Neben den Kanälen laufen die Straßen, so daß Barken und Wagen neben einander hinfahren. Die Zahl der großen und kleinen Brücken soll sich auf 12,000 belaufen; diejenigen, welche über die Hauptkanäle geschlagen sind und die vornehmsten Straßen verbinden, haben so hohe und kunstreiche Bogen, daß unter ihnen die Schiffe mit ihren Masten durchfahren. Die Hauptmarktplätze sind alle viereckig, an jeder Seite $\frac{1}{2}$ Meile lang, auf der einen Seite von der Hauptstraße, die 40 Schritte breit die Stadt von einem Ende bis zum andern durchschneidet, auf der andern vom Hauptkanal, dessen Marktseite mit steinernen Waarenhäusern bebaut ist, begrenzt. Jeder Marktplatz ist vier Meilen von dem nächsten entfernt und mit hohen Wohngebäuden umgeben, die in den unteren Theilen Kaufläden enthalten. Von allen Richtungen münden hierher die Straßen aus, in denen es nirgends an kalten und warmen Bädern mit stets bereiteter Dienerschaft fehlt; denn Männer und Frauen sind von Kindheit gewohnt, täglich, besonders vor der Mahlzeit, in kaltem Wasser zu baden. In vielen Straßen sowie an den Märkten wohnen Aerzte und Astrologen, die auch im Schreiben, Lesen und in anderen Künsten Unterricht erteilen. Auf zwei entgegenstehenden Seiten der Plätze stehen die großen Gebäude der Beamten, die jeden Streit sogleich schlichten und über die Wachen auf den Brücken und Plätzen die Aufsicht führen. An den Hauptstraßen rechts und links erheben sich Paläste und Häuser mit Gärten, daneben die Wohnungen und Buden der Handwerker, und stündlich drängt sich hier die Menge der Menschen, die ihrem Berufe nachgehen. Dieser enge Verkehr läßt natürlich Straßen, Märkte und Kanäle den ganzen Tag mit Karren und Barken bedeckt erscheinen.

Auf zehn großen Plätzen ist wöchentlich dreimal Markt, und auf jedem Platze verkehren an 50,000 Menschen zum Einkauf der Bedürfnisse für Küche und Haus. Da findet man Wild und Geflügel jeder Art im Ueberflusse und für zehn Pfennige kauft man ein Paar Gänse und zwei Paar Enten. An diesen Plätzen stehen auch die Schlächtereien, wo Ochsen, Kälber, Böcke und Lämmer feil geboten werden, um die Fische der Reichen zu versorgen; denn das geringere Volk macht sich kein Bedenken daraus, jede andere Art von Fleisch ohne Unterschied und wie widrig es auch sein mag, zu verzehren. Zu allen Jahreszeiten sieht man auf den Märkten eine Menge von Kräutern und Früchten und vorzüglich Birnen von solcher Größe, daß ein Stück zehn Pfund wiegt; sie sind im Innern weiß, zart wie Teig und von angenehmem Geruch. Von dem nahen Meere werden täglich eine ungeheure Menge Fische nach der Stadt gebracht; wer sie sieht, hält es für unmöglich, daß sie alle verkauft werden können, und doch sind sie in wenigen Stunden verschwunden. Man kann sich von dem Verbrauch von Lebensmitteln in Quin-sai ungefähr einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß sich der tägliche Bedarf an Pfeffer, welches Gewürz die Chinesen allerdings mehr als wir zu lieben scheinen, auf dreiundvierzig Lasten, die Last zu zweihundert und dreiundvierzig Pfund, beläuft.

Die Einwohner sind von weißer Gesichtsfarbe und ein hübsches Volk; die meisten kleiden sich stets in Seide, denn diese wird in der Umgegend in großer Menge erzeugt. Von den verschiedenen Handwerken werden zwölf für vornehmer gehalten, weil sie von allgemeinerem Nutzen sind. Die reichen Meister arbeiten selbst nicht, sondern lassen ihre Gesellen arbeiten, während sie müßig umhergehen. Doch erlernt der Sohn das Handwerk des Vaters. Die Frauen, die in gar zärtlichen und schwachtenden Gewohnheiten erzogen werden, stolziren unthätig in prächtigen seidnen Gewändern und Juwelen Schmuck einher oder liegen träg in ihren lüppig eingerichteten Gemächern. Alle, Männer und Weiber, lieben vor Allem Ruhe und Frieden, und von Hank und Streit weiß man hier nichts. Auch in ihren Geschäften benehmen sie sich aufrichtig und ehrlich, selbst gegen Fremde, die sie in ihre Häuser einladen und ihnen in ihren Handelsangelegenheiten gern Rath und Beistand gewähren. Die Frauen werden mit der größten Achtung und ohne absperrende Eifersucht behandelt, und jeder Mann würde als ehrlos betrachtet werden, der sich erlauben wollte, auch nur unanständige Ausdrücke gegen ein Weib zu brauchen.

Die Häuser sind schön gebaut, außen mit Schnitzwerk, innen mit kostbaren Gemälden und phantastischem Ornament geschmückt. Die Einwohner sind verweichlicht und gänzlich unbekannt mit der Führung der Waffen; Tumult und Kauferei gehört zu den unerhörten Vorkommnissen. Gegen Fremde sind die Leute herzlich und gastfrei, stets zu Rath und Beistand auch in Handelsangelegenheiten bereit. — Lustfahne und Gondeln, die 10—20 Personen fassen, mit breitem Boden und 15—20 Schritte lang, ausgestattet mit sauberen Tischen und Bänken und einer für die bessere Gesellschaft bestimmten Kajüte, von deren flachem Dache die Schiffer mit langen Stangen die Barke leiten, bedecken in Menge den See. Alles ist mit bunten Farben und Figuren bemalt, auf beiden Seiten der Fahrzeuge ist eine Reihe von Luken und Fenstern angebracht, während in den Kajüten vorzüglich Gesellschaften beim Mahle sitzen und sich an dem Wechsel der Bilder, die an ihnen vorübergleiten, ergötzen. Dieser Genuß auf dem Wasser übertrifft jeden andern, denn die Stadt mit ihren zahllosen Palästen, die Ufer mit ihren Tempeln, Villen, Gärten und mächtigen Bäumen, die Menge der beständig vorüberschwebenden Gondeln bieten dem trunkenen Auge einen ewigen Wechsel. Nach dem vollendeten Tagewerk denken die Einwohner an nichts als an Lustpartien mit ihren Frauen und Geliebten, entweder auf Barken oder Wagen. Alle Straßen sind mit Kiesel und Badsteinen gepflastert, ebenso auch alle Hochstraßen der Provinz. Die Hauptstraße hat auf jeder Seite ein zehn Schritte breites Pflaster, in der Mitte aber Sand, durch welchen gewölbte Ninnen das Regenwasser in die Kanäle ableiten. In der Mitte fahren Wagen für sechs Personen mit seidnen Vorhängen und Polstern. In langen Reihen sieht man sie zu jeder Stunde durch die Stadt fahren, um Gesellschaften und Familien für den Rest des Tages noch in schattige Gärten zu bringen. — In allen Straßen erheben sich thurmartige steinerne Gebäude, wohin die Einwohner ihre Habe flüchten, wenn Feuersbrunst entsteht, denn die Häuser sind meistens von Holz. Auf den Hauptbrücken steht ein Wachtthaus mit zehn Mann, die ein lautschallendes hölzernes Instrument und ein anderes von Metall sowie eine Wasseruhr haben, um die Stunden anzuschlagen, welche diese zeigt. Des Nachts durchziehen Wächter die Straßen,

denn zu einer bestimmten Stunde muß alles Feuer und alles Licht ausgelöscht sein und Niemand darf sich mehr auf den Straßen sehen lassen. Stößen sie auf einen Arbeitsunfähigen, einen Kranken, so schaffen sie ihn in ein Hospital, deren mehrere in jedem Stadttheile auf das Freigebigste ausgestattet sind. Bricht Feuer aus, so schlagen sie Lärm, worauf alle Wächter herbeieilen und löschen; das Mobiliar der Betroffenen transportiren sie in die steinernen Rettungshäuser oder auf Barken, und Niemand als der Eigenthümer der Güter darf dabei verweilen. In gewissen Zwischenräumen sind auf den Straßen kleine Hügel errichtet, mit hölzernen Häuschen und Schallbecken darin, durch welche man bei Aufruhr alle Truppen in und bei der Stadt sogleich zusammenruft.

Die wichtige Provinz Manji ist in neun Theile getheilt, deren Statthalter wie alle übrigen Beamten alle drei Jahre im Amte wechseln. Einer von ihnen residirt in Quinsai und hat unter sich mehr als 140 Städte; im Ganzen aber hat Manji gegen 1200 gewerb- und volkreiche Orte. In jedem liegt, je nach der Größe der Stadt, eine Besatzung, die meistens aus Eingeborenen anderer Provinzen besteht, denn die Tataren sind nur berittene Kriegskente. Der größte Theil der städtischen Einkünfte wird auf die Besatzung verwendet. Quinsai allein hat 30,000 Mann, und die geringste Besatzung besteht aus 1000 Mann.

Der Palast des früheren Königs Jansur umfaßt einen Raum von zehn Meilen und ist in drei Theile getheilt. Zu dem mittelsten führt ein hohes Portal; prächtige Kolonnaden mit breiten Terrassen, die auf Pfeilerreihen ruhen, glänzend von Azur und Gold, laufen ringsum. Dem Eingang gegenüber steht eine Säulenhalle mit vergoldeten Pfeilern und Dach, im Innern mit Gemälden aus der Geschichte der früheren Könige. Hinter dieser Halle leitet ein Durchgang in der Mauer zum innersten Hof, der einem großen Kloster mit Zellen und Säulenportikus gleicht und die Gemächer des Königs und der Königin enthält. Ein bedeckter Korridor, mit Eingängen zu Zellenhöfen an den Seiten, führt von hier bis zum See, und jeder Hof hat 50 Räumlichkeiten, Wohnungen der tausend jungen Frauen, welche dem König aufwarten. Ueberall erblickte man liebliche Anlagen, Gärten und Haine mit Wild aller Art, wo sich der König mit seinen Frauen an der Jagd erlustigte, doch durfte keine andere männliche Person dabei sein. Nach dem Jagen badeten die Frauen im See und schwammen lustig umher, während der König ihnen zusah. Jetzt residirt der Statthalter in diesem Palast, doch die Zellenhöfe sind verfallen, Park und Garten verödet.

Die Stadt zählt etwa 1,600,000 Familien und hat vortreffliche Polizeimaßregeln. Jeder Hauswirth hängt einen Zettel an die Thür seines Hauses, eine Art stummen Portiers, mit den Namen aller Familienglieder und Diener und der Zahl seiner Pferde; stirbt ein Hauseinwohner, so wird der Name ausgestrichen, ebenso auch jedes neugeborene Kind sogleich eingetragen. Diese Ordnung gilt durch ganz Kataia und Manji. Auch die Gastwirthe tragen die Namen der Fremden in ein Buch ein, sowie die Stunde der Ankunft und Abfahrt, und senden der Behörde täglich eine An- und Abmeldung.

Die Einkünfte des Großhans aus Quinsai und den dazu gehörenden Städten sind sehr bedeutend. Vom Salz allein, dem ergiebigsten Artikel, befragen sie 6,400,000 Dukaten. Zucker, Gewürze, Wein und das aus Reis

bereitete Getränk zahlen drei Prozent, eben so viel die zwölf vornehmsten Handwerke und die Kaufleute von allen Gütern; zehn Prozent dagegen von dem, was sie über See einführen. Drei Prozent zahlen ferner alle übrigen Erzeugnisse des Landes ohne Unterschied, so daß die Einkünfte ohne die des Salzes 16,800,000 Dukaten betragen. Viele Tagereisen rings um Quinsai gleicht auch das Land einer immer weiter sich ausdehnenden einzigen Stadt, so reich bevölkert und bebaut ist Alles.

Die Sitten und Gebräuche der Bewohner Quinsai's waren wol von denen der ganzen Bevölkerung Südchina's im Allgemeinen nicht verschieden; Marco Polo knüpfte aber seine Schilderung an die Beschreibung der prachtvollen Hauptstadt, um bei der Aufzählung der übrigen von ihm besuchten Städte nur die einer jeden eigenthümlichen Zweige des Gewerbleißes und des Handels zu berühren; wir können ihm hier, da geographische Einzelheiten unserem Zwecke fern liegen, nicht folgen, sondern nur noch einige seiner Bemerkungen hervorheben, welche das Bild des chinesischen Lebens und Treibens vervollständigen.

Der bedeutendste und von den meisten fremden Schiffen besuchte Seehafen in Manji ist Zaitun (Tsiuen-tschu-su), und man kann sich unmöglich, ohne Augenzeuge gewesen zu sein, von dem Zusammenflusse der Kaufleute und der Aufhäufung der Güter einen Begriff machen. Der Großhan zieht einen ungeheuren Zoll von diesem Platze, da von allen Waaren zehn Prozent Abgaben bezahlt werden müssen; der Gewinn der Kaufleute bleibt indessen immer noch so beträchtlich, daß sie ihre Güter am liebsten auf diesen Markt führen. Die Menge Pfeffer, welche hierher gebracht wird, ist so groß, daß der Bedarf der ganzen westlichen Welt, welcher über Alexandria kommt, kaum den hundertsten Theil derselben ausmacht. Weiter aufwärts an dem Flusse, der an Zaitun vorüberströmt, liegt die Stadt Tingui (Tching-tschu-su), wo Gefäße, Schüsseln und Becher aus Porzellan verfertigt werden. Das Porzellan ist eine Erde, welche wie Erz aus Bergwerken gegraben und vorerst in großen Haufen aufgeschüttet wird, welche dreißig bis vierzig Jahre unberührt dem Winde, dem Regen und der Sonne ausgesetzt bleiben. Ist die Erde auf diese Weise geläutert und gereinigt, so wird sie mit einer beliebigen Farbe getränkt und zu Gefäßen geformt, welche man in einem Ofen bakt. Diese Waare wird in ungeheurer Menge erzeugt und abgesetzt; sie steht nicht in hohem Preise, und für zehn Pfennige kauft man acht Porzellanbecher. — Eine andere, durch ihre Lage am Luian (Kiang) sehr wichtig gewordene Handelsstadt ist Singui, welche viele tausend Fahrzeuge besitzt.

Der Luian oder Gelbe Fluß ist der größte Fluß der Welt; er hat einen Lauf von mehr als hundert Tagereisen und es strömen ihm so viele Nebenwasser zu, daß seine Breite an vielen Stellen sechs bis zehn Meilen beträgt. Eine Menge von großen und kleinen Städten liegt an seinen Ufern und mehr als zweihundert Provinzen benutzen ihn zum Transporte ihrer Waaren; die wichtigste derselben ist das Salz, welches von seinen Ufern nach allen Plätzen nach dem Innern des Landes verführt wird. Alle Schiffe, welche diesen Fluß befahren, haben eine Art Deck und einen Mast mit einem Segel und laden 4—12000 Centner. Nur an Mast und Segel befindet sich hanfenes Tauwerk, die Anker- und Schlepptaue bestehen aus Bambusrohr; man spaltet dasselbe der Länge nach in dünne Stücke und slicht diese so geschickt zusammen,

daß sie an Stärke den hansenen Tauen nichts nachgeben. In jedem Schiffe ziehen sowol den Strom aufwärts als abwärts zehn bis zwölf Pferde. Die Bewohner der Flußufer sind friedliche, höfliche Leute, mit denen der Fremde gern umgeht.

Weniger kultivirt war das Land in den südlichen Gegenden von Manji, das aber an Gewürzen und namentlich an Ingwer ganz unglaublich reich ist. Die Bewohner sind Menschenfresser und trinken das Blut ihrer erschlagenen Feinde. Sie sind kriegerischer als die Bewohner in allen übrigen Theilen von Manji. In die Schlacht gehen sie mit langem fliegenden Haar und bemalen ihr Gesicht zu abschreckendem Ausdruck.

Marco Polo in Tibet, Beylan und Ostindien. Heimkehr.

Tibet. Saindu, Karajan, Ratur, Sitten und Bräuche. Männerfindheit, Kriegselefanten. Pangaia, Groß- und Klein-Indien. Sibirien, Jipangu oder Japan. Das Meer Sin und seine gewürzreichen Inseln. Jamba. Groß-Java oder Borneo. Klein-Java oder Sumatra. Beylan mit wunderbarem Reichthum. Malabar und die Perlenfischereien. Das diamantenreiche Murchit, Sak, Koulam, Delhi, Guzerat und seine Kunsterzeugnisse. Kanam und Ghematoran. Die Männer- und die Fraueninsel. Socotora, Madagaskar, Gabelsch. Eden. Handel auf dem Arabischen Meere nach Sairo, Ormus. Brautfahrt und Heimkehr. Geographische Resultate.

Von den noch südlicheren Ländern China's giebt Marco Polo nur dürftige Nachrichten, während seine Mittheilungen von den westlicheren, namentlich über Tibet, Bengalen und Pegu, manche geographische Aufschlüsse gewähren.

Tibet, erzählt Marco, wurde von dem Großkhan Manju im Jahre 1254 erobert und so schonungslos verheert, daß man auf einer Strecke von zwanzig Tagereisen, die noch kurz vorher mit blühenden Städten und festen Schöffern bedeckt war, nur Trümmer und statt der Menschen nur wilde Thiere antrifft. Nur mit großen Entbehrungen und Gefahren zieht jetzt der Kaufmann durch diese Gegend, denn er muß sich für längere Zeit mit Lebensmitteln versehen und Tag und Nacht auf seiner Hut sein, um nicht sammt seinen Pferden und Lastthieren von den Tigern aufgefressen zu werden. Die Tibetaner sind treulos und grausam und, da es bei ihnen weder ein Verbrechen noch eine Schande ist, zu stehlen, die ärgsten Diebe in der Welt. Sie bedienen sich weder gemünzter Geldstücke, noch des tatarischen Papiergeldes, sondern gebrauchen Korallen als Münze. In den vielen und großen Flüssen, welche das Land durchschneiden, wird Goldsand in reicher Menge gefunden; auch wächst hier viel Spezerei und Arznei, welche man in den mehr westlichen Reichen nicht kennt. In der Nähe der Flüsse findet man ein Rohr (Bambus), welches zehn Ellen lang und drei Spannen dick ist; die Reisenden machen daraus, wenn sie durch die verwüsteten Bezirke ziehen, Bündel und sichten diese in geringer Entfernung von der Stelle, wo sie ihre Nachtlager zu nehmen gedenken, auf. Sobald es dunkel wird, stecken sie das Rohr in Brand, welches, sobald es das Feuer ergreift, mit solchem Getraße pläht, daß die wilden Thiere dadurch erschreckt werden und entfliehen. Zur Jagd des Wildes, besonders der wilden Ochsen, hat man hier Hunde, die so groß sind wie Esel und den Angriff auf jedes Thier, wenn es auch noch so grimmig ist, wagen. Die Tibetaner sind auch als gefährliche Schwarzkünstler berüchtigt, und durch ihre höllische Kunst verrichten sie die unglaublichsten Verzauberungen, lassen Gewitter aufsteigen mit zuckenden Blitzen und Donnererschlägen und bringen noch andere nicht weniger wunderbare Erscheinungen hervor.

Am Tübet grenzt die früher von eigenen Fürsten beherrschte, jetzt aber von den Tataren unterjochte Landschaft Kaindu (wahrscheinlich das nördliche Birmanenland), wo ein großer Salzsee liegt, in welchem man eine große Menge weißer, aber nicht völlig runder Perlen findet. Doch darf man danach nur mit besonderer Erlaubniß des Großthans fischen, um ihren Werth nicht allzu sehr zu vermindern. Dasselbe Verbot ist auch auf die Türkise ausgebehnt, welche man hier ebenfalls in großer Anzahl in den Bergwerken gewinnt. Als größeres Geld gelten in dieser Gegend abgewogene Goldstangen, die kleinere Scheidemünze aber besteht aus Salzstückchen, auf welche man den kaiserlichen Stempel drückt. In Kaindu sowol als in Tübet ist das Moschusthier so häufig, daß die Luft allenthalben von seinem Geruche geschwängert ist.

Am Tübet stoßen die fruchtbaren, gut bevölkerten Bezirke Karaian, Karazan und Bardandam (Theile der chinesischen Grenzprovinz Nünman), deren Bewohner eine eigenthümliche, schwer zu erlernende Sprache reden. Karaian bringt viel Weizen und Reis hervor, die Leute essen aber kein Weizenbrot, weil sie es für ungesund halten, sondern leben von Reis und bereiten aus Weizen mit einem Zusatz von Gewürzen einen klaren, wohlschmeckenden Wein. Als Geld dienen ihnen die weißen Porzellanmuscheln (Kauries), die im Meere gefunden werden. In Karazan giebt es ungeheuer große Schlangen (Woos), die zehn Schritte lang und zehn Spannen dick sind. Born neben dem Kopf haben sie zwei kurze Beine mit drei Klauen, wie die Tiger; ihre Klagen, die größer sind als ein Bierkreuzerbrod, sprühen Feuer, und ihr mit scharfen Zähnen besetzter Rachen ist weit genug, einen Mann zu verschlingen. Am Tage liegen sie der drückenden Hitze wegen zusammengerollt in Höhlen, des Nachts kriechen sie hervor, um ihren Fraß zu suchen, und verschlingen alle Thiere, die sie fassen können; sind sie gesättigt, so schleppen sie sich, um ihren Durst zu stillen, nach einem See oder Fluß und machen auf dem Wege durch ihr Gewicht so tiefe Eindrückte in den Boden, als wäre ein schwerer Balken darüber hingezogen worden. Die Jäger merken sich diese Spuren, schlagen da, wo sie am häufigsten sind, viele mit eisernen Spitzen versehene Pfähle in den Boden und bedecken diese sorgfältig mit Sand. Kriechen nun die Schlangen über ihren gewohnten Weg, so werden sie von den Spitzen schwer verwundet und verenden schnell. Sobald die über ihnen fliegenden Krähen wahrnehmen, daß sie todt sind, erheben sie ein lautes Geschrei; die Jäger eilen auf dieses Zeichen herbei, ziehen den Schlangen die Haut ab und nehmen sogleich vorsichtig die Galle heraus, welche in Wein aufgelöst ein sehr wirksames Heilmittel gegen den Biß toller Hunde und gegen Geschwüre ist und theuer bezahlt wird. Auch das Fleisch wird zu hohem Preise verkauft, denn es soll das Fleisch aller übrigen Thiere an Wohlgeschmack weit übertreffen. Die Karazaner sind gute Krieger und werden sehr gefürchtet, weil sie ihre Pfeile vergiften. Auch sollen sie, wie man versichert, besonders wenn sie Böses im Sinne haben, immer Gift bei sich führen, um es, wenn sie eines Verbrechens wegen ergriffen werden, zu verschlucken und so lieber eines freiwilligen Todes zu sterben, als sich der Marter auf der Folter aussetzen. Die Häscher, welche dies wissen, sind deshalb immer mit Hundekoth versehen, welchen sie den Eingefangenen als wirksames Gegengift eingeben, um sie dann gefesselt zu richten. Bei diesem Volke herrschte auch, ehe es von dem Großthane unterjocht wurde, die schändliche Gewohnheit, Fremde, die sich durch

Verstand, Schönheit und Muth auszeichneten, in dem Hause, wo sie ihre Herberge nahmen, während der Nacht zu ermorden, um so die vorzüglichen Eigenschaften derselben auf die Familie des Mörders zu übertragen.

Noch roher sind die Bewohner von Zardandam; die Männer haben nur Sinn für Krieg, Jagen und Reiten, die Leitung der häuslichen Angelegenheiten, welche meist von Sklaven verrichtet werden, überlassen sie den Weibern. Vom Schreiben haben sie keinen Begriff; soll bei irgend einem Handel ein Schuldschein ausgestellt werden, so nimmt ihr Oberhaupt ein Stück Holz, theilt es in zwei Hälften und macht auf jede derselben bestimmte Zeichen, welche die fragliche Summe und die Zahlungstermine andeuten. Jede Partei erhält eine Hälfte, und hat der Schuldner seine Verbindlichkeit gelöst, so giebt der Gläubiger seine Hälfte zurück. Fremde besuchen dieses gebirgige und walddreiche Land nur im Winter, im Sommer ist die Luft so schwül und ungesund, daß sie Jedem, der nicht von Kindheit an daran gewöhnt ist, schnellen Tod bringt. Die Männer tätowiren sich schwarz und überziehen wie die Weiber die Zähne mit dünnen Goldplättchen, welche künstlich der Form derselben angepaßt sind und fest daran haften. Bei diesem Volke herrscht noch der Gebrauch, daß, wenn die Frau von einem Kinde entbunden wird, sich der Mann statt seines Weibes zu Bett legt, das Kind zu sich nimmt und es vierzig Tage lang füttert. Dieses Männerkindebett, Couvade, war einst auch bei den Korjen, Keltiberern, Basken und einzelnen Stämmen Südamerika's und Südafrika's Sitte. Während dieser Zeit machen ihm Verwandte und Freunde die Wochenvisite und bringen ihm ihre Glückwünsche dar, die Frau aber besorgt die Geschäfte und bringt dem Manne Speise und Trank ans Bett.

An der Grenze vor Zardandam lernten die Tataren in einer Schlacht mit den Jüdern 1272 zum ersten Male die indischen Kriegselefanten kennen und verwendeten sie seitdem in ihren Kriegen auch im eigenen Heere. Das Land Mien fanden sie schlecht bevölkert und mit Wäldern bedeckt, in denen zahlreiche Elefanten, Rhinocerosse und andere wilde Thiere hausten. Die Einwohner redeten eine besondere Sprache und waren Götzendiener.

Während Marco Polo's Anwesenheit an Kublai's Hofe wurde auch ein Heer gegen das an Mien stoßende Land Bangala (Bengalen) geschickt, fand aber so kräftigen Widerstand, daß die Eroberung zur Zeit seiner Abreise noch nicht gelungen war. Man schilderte Bangala als eine sehr fruchtbare Gegend, wo Baumwolle, Zucker und Gewürze vortrefflich gedeihen und ein bedeutender Handel, besonders mit Eunuchen, die man in Indien zur Bewachung der Frauen suchte und theuer bezahlte, betrieben wurde. Die Eingeborenen, welche ebenfalls eine eigene Sprache redeten, waren Götzendiener, und es gab bei ihnen Lehrer, die an der Spitze der Schulen standen und Unterricht in den Grundsätzen ihrer Religion und in der Schwarzkunst, welcher das ganze Volk ergeben war, erteilten.

Die Dürftigkeit dieser Nachrichten läßt vermuthen, daß Marco Polo Awa und Bengalen nicht besuchte und daß er seine Bemerkungen über diese Gegenden nur nach Erkundigungen niederschrieb, die er am Hofe und auf seinen Reisen in China eingezogen. Auf dieselbe Weise entstand auch sein Bericht über Nordasien (Sibirien) und über Japan, der jedoch, weil er zu den ältesten Mittheilungen über diese Länder gehört, hohe Beachtung verdient.

Auch in den nördlichen Theilen der Welt, sagt Polo, wohnen viele Tataren, welche als der eigentliche, ursprüngliche Kern dieses Volks zu betrachten sind. Sie schließen sich nicht in Städte und Festungen ein, sondern lagern zu jeder Jahreszeit auf freien Ebenen, in Thälern oder Wäldern, an denen diese Gegend reich ist; sie haben kein Getreide, sondern leben von dem Fleische und der Milch ihrer zahlreichen Herden von Rindvieh, Pferden und Schafen. Man findet hier viele weiße Bären, welche an zwanzig Spannen in der Länge messen, Füchse mit durchaus schwarzem Felle, wilde Esel, Zobel, welche die zartesten Felle haben, Pharaonsmäuse (Murmelthiere), Marder und Biesel. Die Schwärme der Pharaonsmäuse sind unzählbar, die Tataren wissen aber mit dem Fange derselben so gut umzugehen, daß selten eine ihren Händen entschlüpft.

Um in dieses Land zu gelangen, muß man durch eine unbewohnte, vierzig Tagereisen breite Einöde (zwischen dem Jenisei und dem Obi) wandern, welche durch den Zusammenfluß unzähliger Gewässer und Quellen einen ununterbrochenen Marschgrund bildet. Während des langen Winters friert die ganze Fläche fest, und zu dieser Zeit macht man die Reise mit weit geringerer Mühe und Schwierigkeit als im Sommer, der freilich nur von kurzer Dauer ist, in dem aber die Sonne das Eis schmilzt und den Boden zu einem Sumpfe macht. Damit nun der Verkehr mit Fellen und Pelzen, worin der Hauptreichtum der Eingeborenen besteht, nicht unterbrochen werde, haben diese die jumpfige Wiese den Kaufleuten durch Errichtung hölzerner Häuser zugänglich gemacht. In jedem dieser auf Pfählen stehenden und über den feuchten Boden erhabenen Gebäude wohnen Leute, welche die Reisenden beherbergen und weiter führen. So lange der Boden gefroren ist, bedienen sie sich eines unten glatten, vorn in halbbogenförmiger Krümmung aufsteigenden Fuhrwerks ohne Räder, welches Schlitten genannt wird und, von großen Hunden gezogen, sehr leicht über das Eis hingeleitet. Ein solches Fuhrwerk faßt nur den Kaufmann mit seinem Gepäc und den Führer, welcher die paarweise davorgespannten Hunde lenkt. Schlitten, Führer und Vorspann werden jeden Tag gewechselt, bis der Reisende sein Ziel erreicht hat. Hier tauscht er seine Waaren gegen Pelze um und kehrt auf dieselbe Weise zurück. —

Jenseit dieses von Tataren bewohnten Landes folgt eine andere Gegend, welche bis zur äußersten Nordgrenze der Erde reicht und das Land der Finsterniß heißt, weil dort während des größten Theiles der Wintermonate keine Sonne scheint, sondern nur eine beständige Dämmerung herrscht. Die Eingeborenen, große, schöne Leute, aber von bleicher Gesichtsfarbe und geringem Verstande, leben ohne Oberhaupt, ohne Gesetz und ohne Sitte, wie das Vieh. Zur Zeit der Dämmerung fallen die Tataren oft in ihr Gebiet ein und rauben ihnen ihre Habe; um aber aus diesem finstern Lande wieder glücklich den Weg nach der Heimat zu finden, reiten sie auf diesen Raubzügen nur Stuten, welche gerade Füllen haben, und lassen diese letzteren an der Grenze zurück. Haben sie nun hinreichende Beute gemacht, so lassen sie ihre Pferde frei laufen, und diese eilen ohne Aufenthalt der Stelle zu, wo ihre Füllen zurückblieben. Die Bewohner des Landes der Finsterniß benutzen den kurzen Sommer, während dessen sie sich eines beständigen Tageslichtes erfreuen, um Füchse, Hermeline, Marder und Biesel einzufangen, deren Pelze sie mit großem Gewinne nach den angrenzenden Ländern und besonders nach Russia absetzen, einem großen Reiche,

welches den westlichen Tataren zinsbar ist. Die Bewohner desselben sind ebenfalls große, schöne, sehr weiße Leute mit blondem Haare, welches die Frauen lang herabhängen lassen. Russia ist eine sehr kalte Gegend, aber reich an Pelzthieren und an Bergwerken, aus denen man viel Silber zieht.

Nach der Schilderung des eigentlichen festländischen China und seiner Nachbarländer behandelt Marco Polo die maritimen Nachbarländer und Inseln im äußersten unbekanntem Osten. Er beschreibt zunächst Indien, das er in Groß-, Klein- und Mittelindien theilt und im Dienste des Großkhans bei verschiedenen Gelegenheiten besuchte. Die großen indischen Kauffahrteischiffe, erzählt er, sind aus Tannenholz gebaut, haben ein einziges Deck, unter demselben aber bis zu 60 Kajüten für die Reisenden, zwei bis vier Masten und eben so viel Segel, die man aufrichten und niederlassen kann. Unter den Kajüten im Kielraum haben sie bis zu 30 Verschlagen aus dicken Planken, damit, wenn das Schiff in Folge der hier zahlreichen Felsen einen Leck bekommt, das eindringende Wasser innerhalb der einzelnen Kammer bleibt. Die Seiten der Schiffe sind nochmals mit Brettern verschlagen und innen wie außen mit Berg kalfatert, der Boden mit einer Mischung von Del, ungelöschtem Kalk und kleingeschnittenem Berg, die fester wird als Pech, eingeschmiert. Solche Schiffe erfordern 150—200 Mann Besatzung, führen 5—6000 Körbe Pfeffer und haben zwei bis drei größere und mehrere kleinere Barken zur Aushülfe in Nothfällen.

Im östlichen Ozean liegt das Eiland Zipangu oder Ripon, das „Land des Sonnenaufgangs“, wie Marco glaubt, 1500 Meilen von Manji entfernt.

Die Einwohner Zipangu's, von heller Gesichtsfarbe, sind wohlgebildet und von guten Sitten, unabhängig und von eigenen Königen regiert. Sie haben Gold in Ueberfluß, doch ist die Ausfuhr desselben verboten, und nur wenige Kaufleute besuchen das Land. Des Königs Palast ist bis zum Dach innen und außen mit goldenen Platten belegt und einzelne Möbel von gediegenem Golde. Das Südmeer C in umgiebt diese Inseln so groß und weit, daß in demselben, nach Marco Polo's Versicherung, 7440 Inseln liegen sollen. Fast alle galten für bewohnt und mit den duftendsten Gewürzen und Bäumen bewachsen, reich an Moß, weißem und schwarzem Pfeffer, Gold und vielen anderen Kostbarkeiten. Doch ist die Schifffahrt dorthin zu schwierig, um großen Vortheil zu bieten. Alle diese Inseln waren der Herrschaft des Großkhans nicht unterworfen, weshalb Marco sie auch nicht selbst besuchte. 1500 Meilen von Zaitun, dem südlichen Hafen von Manji, gegen Westen dehnt sich der Meerbusen Cheimon (Hainan) so weit aus, daß die Schiffe zwei Monate brauchen, um von der Provinz Manji bis zur nördlichen Küste zu segeln.

Jenseit des Meerbusens liegt das Land Ziamba (ein Theil von Cochinchina), das ebenfalls von eigenen Königen regiert wird, doch einen jährlichen Tribut von Moßholz und Elefanten an den Großkhan zu entrichten hat. Als Marco im Jahre 1280 hierher kam, hatte der König, der jedes ihm wohlgefällige Mädchen seines Reiches vor ihrer späteren Verheirathung zu sich zu nehmen das Vorrecht genießt, nicht weniger als 325 Kinder.

Südöstlich von Ziamba kommt man, vorüber an dem zinnreichen Bintang, nach Groß-Java (Java oder Borneo), einem Inselreiche, das von einem unabhängigen Könige regiert wird. Auch hier giebt es Gold, Pfeffer, Muskatnüsse, Galgant, Kubeben, Gewürze aller Art in Menge. Das Land wird von

vielen Schiffen besucht, besonders von Kaufleuten aus Manji, die von hier eine ungläubliche Masse Goldes holen. 700 Meilen weiter zwischen Süden und Südwest, vorbei an den unbewohnten Inseln Sondur und Kondur (Kandorn), erreicht man auf dem Festlande die reiche unabhängige Provinz Lochak. Weiter gen Mittag kommt man nach dem hundert Jahre früher auf der Halbinsel Malakka gegründeten Königreich Malaiur mit einer großen, wohlgebauten Hauptstadt, mit beträchtlichem Gewürz- und Spezereihandel. 100 Meilen südlich liegt die Insel Klein-Java (Sumatra) mit acht Königreichen, jedes verschieden an Sprache und Sitte, von denen Marco selbst sechs besuchte, nämlich Tselch, Basma, das dem Großkhan als Zeichen der Abhängigkeit Geschenke sandte, Samara (wol Sama-langa), wo Marco mit seinen 2000 Begleitern wegen widriger Winde fünf Monate, durch Gräben und Blochhäuser geschützt, zubringen mußte, Dragojan am Andragiri, dessen wilde Einwohner die eigenen Verwandten ersticken und verzehren, wenn sie unheilbar erkrankt sind, Lambri und Jansur, beide berühmt durch ihre Spezereien, durch vorzüglichen Kampher, der mit Gold aufgewogen wird, und durch den Sagobaum, aus dessen Mark die Einwohner Kuchen und Brot backen. Seine drei Zoll dicke Rinde, die so schwer und hart ist wie Eisen, benutzen sie zu kurzen Lanzen. —

Die Insel Zeylan (Ceylon) schildert Marco als eine der schönsten Inseln der Welt, und er schätzt ihren Umfang auf 2400 Meilen; sie hat jedoch nur einen Küstenumfang von 160 deutschen Meilen. Sie ward von einem unabhängigen Könige Sandernaz beherrscht, trieb lebhaften Handel mit dem besten Farbeholz und kostbaren Rubinen, Saphiren, Topasen, Amethysten, Granaten und anderen Edelsteinen. Der König besaß angeblich einen Rubin, der eine Spanne lang, armesdicke und ohne Flecken war.

Sechzig Meilen weiter westlich liegt die Provinz Maabar (Malabar), ein Theil des Festlandes von Ostindien, von vier Königen regiert. Zwischen Maabar und Zeylan, wo das Meer nur zwei bis höchstens zwölf Faden Tiefe hat, findet Perlenfischerei statt. Eine Anzahl Kaufleute bilden dazu eine Compagnie, legen sich mit vielen Booten und Schiffen sicher vor Anker und lassen dann die in Sold genommenen Perlenfischer hinuntertauchen und in Säcken von Netzwerk, die um den Leib befestigt sind, die Perlen heraufholen. So sammeln sie tagelang und häufen Massen von runden, schimmernden Muscheln auf. Diese Fischerei breitet sich 60 Meilen weit an der Küste nach Süden hin aus, bis dorthin, wo den Tauchern die großen Fische gefährlich werden, und sie dauert vom April bis Mitte Mai. Im September und Oktober wird dann wieder auf 300 Meilen Ausdehnung gefischt. — Alle Bewohner, selbst der König, gehen hier nackt, nur trägt dieser ein Halsband von den kostlichsten Steinen und eine Schnur mit 104 großen Perlen und Rubinen über der Brust, denn so viele Gebete muß er nach den Regeln seiner Religion täglich sprechen. Auch um Arme und Beine trägt er goldene Bänder mit Perlen und Rubinen, an Fußgehcn und Fingern Ringe von unschätzbarem Werth. Um sich hat er viele Bornehme, die sich seine Treuen in dieser und jener Welt nennen und, wenn er gestorben ist, sich mit seinem Leichnam verbrennen. Auch religiöse Selbstmorde sind hier häufig, und Wittwen besteigen nach dem Tode des Gatten freiwillig den Scheiterhaufen. Trifft hier ein Gläubiger irgendwo seinen Schuldner, der nicht zahlen will, so zieht er um ihn einen Kreis, und bei Gefahr seines

Lebens darf jener den Kreis nicht verlassen, bevor er bezahlt hat. Auch der König wurde, wie Marco selbst erlebte, auf diese Weise von einem Kaufmann zur Zahlung gezwungen. Die jungen Mädchen werden einzelnen Götzen geweiht und bilden bei Festen singende und spielende Banden, die vor den Opfertischen aufregende Tänze aufführen und dann über die Speisen herfallen, welche auf den Tischen liegen, im Glauben, der Götze habe sich unterdeß am Dufte der Speisen gesättigt. Alle hier mit dunkler Haut Geborenen färben sich nach und nach ganz schwarz, indem schon die Kinder dreimal des Tages mit Sesamöl eingerieben werden. Auch ihre Gottheit stellen sie schwarz dar, die böse Gottheit aber weiß.

Weitere 500 Meilen gegen Mitternacht liegt das Königreich Murfili, wo in den ausgetrochneten Gießbächen Diamanten gefunden werden, die der Regen aus tiefen Schründen und Abgründen herausgewaschen hat. Weiter gegen Westen liegt das Land Lat, woher die Brahmanen ihren Ursprung herleiten. Sie gelten als die besten und ehrenwertheften Kaufleute, die man finden kann, voll Abscheu gegen jeden Raub und Diebstahl erfüllt und der Vielweiberei abgeneigt. Als Erkennungszeichen tragen sie eine dicke wollene Schnur um Schulter und Brust. Alle Einwohner kauen Betel, um die Zähne und die Gesundheit zu erhalten, nähren sich nur von Pflanzentrost, und so leben Manche bis zu 150 Jahren, obwohl sie stets nackt gehen und meist auch auf der bloßen Erde schlafen. Sie stellen ihre Gottheiten im Bilde eines Stieres oder einer Kuh dar und tragen eine kleine goldene Stierfigur an der Stirn.

Im Königreich Koulam, das 500 Meilen weiter gegen Südwesten liegt, wird außer Farbehholz und Pfeffer viel Indigo erzeugt. Die Einwohner rupfen das Kraut mit den Wurzeln aus, lassen es im Wasser faulen, pressen den Saft aus und trocknen ihn an der Sonne zu einem Teig, den sie in kleine Stücke zer schneiden. Viele Kaufleute, besonders aus Manji und Arabien, kommen dieses werthvollen Farbstoffes wegen hierher. Von da gelangt man über Kumari (Kap Comorin) in das unabhängige Königreich Dely (Delhi), das einen viel besuchten Hafen besitzt, dann in das bereits erwähnte Königreich Malabar. — Hier machen zahlreiche Seeräuber mit mehr als hundert Schiffen das Meer unsicher. Sie legen ihre Fahrzeuge in Zwischenräumen von je fünf Meilen vor Anker, und wer zuerst einen Kauffahrer erblickt, giebt ein Feuerzeichen, worauf sich alle in einen Kreis zusammenziehen und das Schiff kapern. Pfeffer, Rubeben, indische Rüsse, die feinsten Baumwollenzuge u. giebt es hier im Ueberfluß und die fremden Kaufleute tauschen diese gegen Kupfer, Gold und Silber, Goldbrokat, Seidenzeuge, Gaze und Spezereien um, die man auf Malabar nicht vorfindet. Jene Waaren werden von hier über Aden nach Alexandrien geschafft und gelangen so in den europäischen Verkehr.

Gleich schlimme Piraten stechen vom Königreich Guzerat (arab. Gujrát) aus, das auf der westlichen Seite vom Indischen Meere begrenzt wird, in die See, und es fehlt ihnen nicht an Beute; denn von dort aus gehen reiche Schiffs-ladungen gegerbter Thierfelle, Bettdecken und Kissen von weichem rothen und blauen Leder, mit allerlei Figuren aus Gold- und Silberfäden gestickt, auf welchen die Sarazenen gern ruhen. Ueberhaupt wird hier mit einer Kunst und Bartheit gestickt, wie sonst nirgends in der Welt. Gegen Westen liegen die Königreiche Kanam (Tanah), woher viele Schiffe kommen, um schwarzen

Weihrauch zu holen, Kambaiia am Meerbusen gleichen Namens, und Seme-nath (Sumenät), alle von Kaufleuten stark besucht. Die letzte Provinz von Groß-Indien, nach Nordwesten zu, ist das Königreich Chesmakoran (wahrscheinlich Kidg-makran), womit Marco die Beschreibung der Reiche und Städte an den Küsten endigt.

Zum Schluß beschreibt Marco noch einige Inseln, zuerst zwei, von denen die eine nur von Männern, die andere nur von Weibern bewohnt gewesen sein soll. Sie gehören jedoch einer und derselben Rasse an und sind getaufte Christen, dem Bischof auf der Insel Socotora untergeben. Im März, April und Mai weilen die Männer bei ihren Weibern, dann kehren sie mit ihren erwachsenen Söhnen auf ihre Insel zurück, um hier zu fischen, während die Frauen die Haus- und Feldwirthschaft besorgen. Die Kaufleute holen von hier und Socotora viele frische und gesalzene Fische, Ambra und Balsat. Jenes wird aus den Eingeweiden, dieses aus dem Kopfe des Walfisches gewonnen.

Tausend Meilen südwestlich von diesen Inseln liegt Magastar (Madagastar), eine der größten und fruchtbarsten Inseln der Welt, wo Kaufleute aus allen Weltgegenden gegen Brodat und Seidenstoffe, Elefantenzähne, rothes Sandelholz, Ambra, das die Flut reichlich ans Ufer wirft, eintauschen. Wegen der heftigen Meeresströmung fahren die Schiffe über Magastar und Sansibar nicht hinaus, denn während sie die Reise hierher in 20 bis 25 Tagen vollenden, brauchen sie zur Rückfahrt drei Monate.

Während Groß-Indien sich von Raabar bis Chesmakoran erstreckt und 14 Königreiche umfaßt, reicht Klein-Indien (Hinterindien) von Bamba bis Murfili und umschließt acht Königreiche; in Mittelindien oder Abascia (Habesch) herrschen sieben Könige, darunter vier christliche. Die Einwohner von Habesch (Abyssinien) sind die besten Krieger in diesem Theile der Welt, doch in steter Feindschaft mit den Nachbarn. Ihr Land hat Ueberfluß an Elefanten, Affen, Thieren und Vögeln aller Art, besonders auch an Gold, und es ist deshalb von Kaufleuten viel besucht. Die Provinz Aden (Aden), von einem Sultan beherrscht, hat viele Städte und Burgen und in dem trefflichen Hafen von Aden den bedeutendsten Marktplatz dieser Länder, wohin die Schiffe aus Indien Gewürze und Spezereien bringen. Von da werden die Waaren in kleineren Schiffen, den Arabischen Meerbusen hinauf, nach einem Hafen an der afrikanischen Küste gebracht. Hier werden die Waaren auf Kameele geladen und 30 Tagereisen weit bis zum Nil getragen, auf dem sie dann nach Kairo und von hier auf einem Kanal nach Alexandrien geschafft werden. 40 Meilen nordöstlich liegt die Stadt Escier (Schähr oder Sahar) mit viel besuchtem Hafen. Hier wie in Aden werden viele arabische Pferde ausgeführt, auch weißer Weihrauch, der Tropfen für Tropfen aus einem kleinen tannenähnlichen Baume quellen und dann erhärten soll, sowie Datteln, aus welchen die Einwohner mit Reis und Zuder ein treffliches Getränk bereiten. Die Einwohner sind gute Fischer, fangen besonders viel Thunfische und füttern ihr Vieh damit, denn Pflanzen wachsen hier wegen der Hitze wenig. Sie haben diesen Fisch klein, bereiten mit Mehl einen Teig daraus, lassen diesen in der Sonnenhitze erhärten und leben das ganze Jahr von solchem Zwieback. 20 Meilen weiter liegt Dulfar (Dafur) mit schiffreichem Hafen, wohin die arabischen Pferde zur Verschiffung aus den inneren Gegenden gebracht werden;

dann folgt Kalajati (Kalhat im Lande Oman), dessen Hafeneingang mit einer Festung so geschlossen ist, daß kein Schiff ohne Erlaubniß hineinkommt, während jedes Schiff zu sehen ist, das vorbeisegeln will. 300 Meilen nach Nordosten liegt die Insel Ormus mit ihrer schönen, großen Stadt, von welcher Marco schon früher berichtete. Damit endigt des Weltreisenden Beschreibung von Indien und den asiatischen Inseln.

Wir haben nunmehr nur noch eine kleine Episode einzuschalten.

Bereits siebenzehn Jahre standen Marco Polo, sein Vater Nicolo und sein Oheim Matteo im Dienste des Großkhans oder Kaisers. Alle Drei sehnten sich danach, endlich wieder heimzukehren, aber Kublai konnte es nicht über sich gewinnen, sie zu entbehren und ziehen zu lassen und bot ihnen sabelhafte Schätze, wenn sie noch länger bei ihm bleiben wollten. Ein unerwarteter Zwischenfall änderte indeß seinen Willen.

Ein mongolischer Fürst, der in Persien regierte, hatte in einer Gesandtschaft um die Hand einer kaiserlichen Prinzessin für sich gebeten. Kublai bestimmte seine eigene Tochter zur Gemahlin des persischen Fürsten und traf Anstalten, sie ihm mit großem Aufwande zuführen zu lassen. Die Gegenden aber, durch welche der Weg nach Persien führte, waren damals sehr unsicher, so daß der ganze Brautzug nach monatelangen Beschwerden in die Residenz Kublai's zurückkehren mußte. Nunmehr aber rieth Marco Polo, der den Indischen Ozean durch persönliche Erfahrungen und durch fremde Nachrichten kennen gelernt haben mochte, den Brautzug nach Persien auf dem Meere anzutreten, und erbot sich, die hohe Braut auf diesem Wege dem persischen Prinzen zuzuführen. Kublai-Khan ließ eine Flotte von vierzehn viermastigen Schiffen ausrüsten und auf zwei Jahre verproviantiren. Einzelne dieser Schiffe sollen eine Besatzung von 250 Personen gehabt haben — sicher die großartigste Brautfahrt, die bekannt geworden.

Die drei Poli traten also um das Jahr 1292 in dem Hafen von Zaitun mit der Prinzessin und den Gesandten die Meerfahrt an. Marco Polo hat auf dieser Seereise, die anderthalb Jahre dauerte, die Inseln Indiens, des Sunda-Archipels, Ceylon, Madagaskar und die Ostküsten Afrika's besucht. Die Erfahrungen, die er auf dieser Seereise gemacht, bilden den Inhalt seiner vorstehenden Beschreibungen.

Nach einer Seefahrt von mehr als anderthalb Jahren betrat die Prinzessin-Braut die Küste Persiens, leider aber erst nach dem Tode des persischen Prinzen, der im Kriege gefallen war. Die Prinzessin wurde indessen des Prinzen Nachfolger zugeführt.

Während seines Aufenthaltes in Persien sammelte Marco Polo mancherlei geschichtliche Nachrichten über dieses Reich und die nächsten Landschaften. Und so traten die Poli endlich, auch von dem Fürsten in Persien reich beschenkt, den Weg zur Heimat an. Die Reise ging über Trapezunt, Konstantinopel nach Regroponte; sie schifften sich hier nach Venedig ein, wo sie nach vierundzwanzigjähriger Abwesenheit im Jahre 1295 glücklich wieder eintrafen.

Uebersetzen wir noch einmal die geographischen Resultate von Marco Polo's Beschreibung seiner ausgedehnten Reisen. Er war der erste Reisende, welcher einen Weg durch die ganze Länge von Asien angab und hierbei die Reiche, wie er sie mit eigenen Augen gesehen hatte, bei Namen nannte und



Die Namen Marco Polo's sind durch rothen Druck ausgezeichnet.

ÜBERSICHTSKARTE DER REISEN MARCO POLO'S.

beschrieb: die Wüsten von Persien, die blühenden Hochländer und wilden Schluchten von Badakshan, die den kostbaren Ju-Stein führenden Flüsse von Khotan, die Steppen der Mongolei, die Wiege jener Macht, welche vor so kurzer Zeit die ganze Christenheit zu verschlingen gedroht hatte, den neuen und glänzenden Hof, der seinen Sitz in Cambaluc genommen hatte. — Er war der erste Reisende, welcher den Schleier von China zog und dieses Reich schilderte mit all seinem Reichthum und seiner Größe, seinen mächtigen Strömen, seinen ungeheuren Städten, seinen reichen Manufakturen, seiner wimmelnden Bevölkerung, den über alle Vorstellung großen Flotten, welche seine Meere und Binnengewässer belebten. Er erzählte zuerst von den Völkern an China's Grenzen mit allen ihren Wunderlichkeiten in sozialen Sitten und religiösen Gebräuchen, von Tibet mit seiner Bigotterie, von Birma mit seinen Pagoden und deren glitzernden Kronen, von Laos, Siam, Cochinchina und Japan, jenem östlichen Tule, mit seinen rosigen Perlen und goldgedeckten Palästen. Er sprach zuerst von der Schönheit und den Wundern des weit zerstreuten Indischen Archipels, dem Heimatlande jener aromatischen Gewürze, welche damals so hochgeschätzt wurden und deren Ursprung man so wenig kannte; von Java, der Perle unter den Inseln; von Sumatra mit seinen zahlreichen Königen, seinen fremdartigen kostbaren Erzeugnissen und seinen kannibalischen Bewohnern; von den nackten Wilden der Nikobaren und Andamanen; von Ceylon, der Insel der Edelsteine, mit seinem heiligen Berg und Adam's Grab. Er berichtete von dem großen Indien, nicht wie von einem Traumland Alexandrinischer Fabeln, sondern als von einem gesehenen und zum Theil erforschten Lande mit seinen tugendhaften Brahmanen, seiner obscönen Asketik, seinen Diamanten, den wunderfamen Erzählungen und wie man zu ihnen gekommen sei; von den im Meere verborgenen Lagern mit Perlen, und von seiner mächtig brennenden Sonne. Er war der Erste im Mittelalter, welcher einen deutlichen Bericht von dem abgelegenen christlichen Reich Abessinien und der halbchristlichen Insel Socotora gab; welcher, wenn auch in Umrissen, von Sansibar mit seinen Negern und mit seinem Elfenbein und von dem großen und fernen Madagaskar sprach, das an den dunklen Ozean des Südens grenze, mit seinem Vogel Ruc und anderen Ungeheuerlichkeiten; und der Erste, welcher von dem fern in entgegengesetzter Richtung liegenden Lande Sibirien und dem Arktischen Ozean, von Hundeschlitten, weißen Bären und den mit Reuthieren fahrenden Tungusen erzählte.

In China selbst beschreibt Marco Polo das Land, indem er uns bald auf seinen Reisetweg führt, bald mehr systematisch die einzelnen Städte behandelt; und überall knüpft er eine Fülle von Beobachtungen und erkundeten Mittheilungen an. Besonders ergeht er sich über die Größe und Macht seines Herrn, die Pracht seiner Paläste in Shang-tu und Cambalu, seine Geschichte und seine Thaten, seinen Hausstand, die großen Jagden und die Verwaltung des Reiches. Er schildert die Einrichtungen an den großen Hauptstraßen, wie sie uns zum Theil bereits in früherer Zeit mit Bewunderung erzählt wurden. Jetzt gingen die Kaiserstraßen, wie man sie nennen kam, von Peking nach allen Theilen des Reiches strahlenförmig aus. Auf das Großartigste war für das Unterkommen der Reisenden wie für die eilige Beförderung der kaiserlichen Kuriere und Posten gesorgt. Was aber Marco Polo am meisten begeisterte,

das war die Größe der Stadt Hang-tshou-fu, welche er Quinsai nennt und noch immer als die Hauptstadt des ganzen Reiches Manji, d. i. jenes südlichen China, in welchem die Sung-Kaiser bis 1280 geherrscht hatten, bezeichnet. Mit glühenden Farben malt er die Größe und Pracht der Stadt, der keine andere auf Erden gleiche, und besonders des kaiserlichen Palastes; ferner die zwölftausend Brücken, welche über die Kanäle führten, den See Sihu, an dessen Ufer sich damals die Paläste und Landhäuser der Großen ausbreiteten; den lebhaften Handel und die ungeheuren Einkünfte, welche der Khan davon beziehe. Ebenso entwarf er ein Bild von dem Schiffsverkehrs in Zaitun, dem damals ganz besonders für den Fremdhandel dienenden Hafen.

Und Polo beschreibt nicht bloß, was er selbst gesehen, sondern auch, was er als durch Erkundigungen von Anderen erfahren.

So hörte er in Sha-tshou, wo die Straßen nach Norden abgehen, von dem Reiche Hami und Tshin-tschin-taläs, worin vielleicht das Land von Kobdo zu suchen ist. Bei der Beschreibung von Kan-tshou-fu, wo er sich einmal ein ganzes Jahr aufhielt, macht er eine Digression, um von dem Wege über China nach Karakorum, von dem Ursprung der Tataren, den Kriegen von Ung-Can oder dem Priester Johannes mit Dschingis-Khan, der Geschichte, den Sitten, der Religion, den Kriegsgebräuchen und der Gerechtigkeitspflege der Tataren, dem Lande Bargon im Osten des Baikalsees und den Gegenden von dort bis zum nördlichen Ocean, welche so weit gegen Norden lägen, daß man den Polarstern hinter sich im Süden habe, zu erzählen. Bei Erguiul, welches fünf Tage östlich von Kan-tshou-fu liegt, erwähnt er Alles, was er von Sinju, den Jal-Dachsen und dem Ursprung des Moschus erfahren.

Endlich berichtet er von Zipangu, d. i. dem japanischen Inselreich, wo es Gold im Ueberfluß gebe, dem alten Chryse, dem Ende des geographischen Wissens. Mehr als je hatte es seit seiner Beschreibung durch Polo Bedeutung und Einfluß auf die Entdeckungsreisen und auf die Geschichte des Menschengeschlechtes ausgeübt; denn Zipangu war es, welches Columbus entdecken wollte, als er nach dem Westen segelte.



Tataren auf der Reise. Nach dem „Livro dos Maravillosos“.

VI.

Die Nachfolger Marco Polo's.

Beziehungen zwischen Erdkunde, Handels- und Missionsverbreitung. — *Monstercorsino* baut die erste Kirche in China, überlebt das Neue Testament und die Palmen im Mongolische und wird Bischof von Cambalu.

— *Odreich* geht über Konstantinopel, Trapezunt, Persien, Ceylon nach Indien und China. — *Marianela* geht über Land, über Konstantinopel, Sarai, Hami nach Peking, und von Jaitum über See zurück. — *Conti* kommt über Tamarcar, Bagdad, Bassora, Ormus über Indien hinaus zu den Sunda- und Moluffen-Inseln.

Erdkunde, Handels- und Religionsverbreitung haben, seltsam genug, eine gemeinsame Geschichte. Der Entdecker ist der Vorbote des Missionärs, der Missionär oft selbst wieder Entdecker. Wo Handelsverbindungen angeknüpft werden, da siedelt sich der Missionär an, wo man Missionen begründet, da entwickeln sich Handelsverbindungen. Wir wissen, daß das Christenthum sehr früh nach der indischen Halbinsel an die Malabar- und Coromandellüste gelangte. Die Uebersieferung läßt den Apostel Thomas bis nach Meliapur gelangen, eine Stadt, welche die Araber Bet umah, d. h. das Haus des Thomas, nannten, denn dort sollte der Apostel begraben worden sein. Bestreiten läßt sich diese Thatsache eben so wenig als historisch erhärten; was wir aber genau wissen, besteht darin, daß in dem vierten Jahrhundert bereits das Christenthum nach Malabar, an die Coromandellüste, auf Socotora und nach Ceylon gelangt war. Wir wissen ferner, daß es bis nach China ausgebreitet wurde und zahlreiche Gemeinden bis zu den Christenverfolgungen im achten Jahrhundert dort bestanden. In diesem Fall war es der Handel, welcher die Ausbreitung der Lehre beförderte, denn ehe der Apostel Thomas nach Indien reisen konnte, bestand bereits die regelmäßige Mousson-(Sippalus-) Schiffahrt zwischen den Küstenplätzen des

Rothen Meeres und der indischen Pfefferküste. Die christlichen Gemeinden befanden sich auf den großen Etappen dieser Schifffahrtslinie, aber auch nur dort. Mit Handelsschiffen ging das Christenthum von Indien nach China. Dort erlischt es im achten Jahrhundert, und gleichzeitig hört auch für einen langen Zeitraum der unvermittelte Handelsverkehr zwischen China, Indien und den arabischen Handelsplätzen im Persischen Meerbusen auf. Hier war die Ausbreitung der Religion ein Ergebniß des Handels.

Umgekehrt waren es Missionszwecke, welche zur ersten Entdeckung China's führten. Die Franziskaner-Missionäre Innocenz' IV. waren es, die im Jahre 1246 bis zum gelben Kaiserzelt der Mongolen vordrangen. Die Sendungen an den Hof der Dschingis-Khaniden dauerten dann fort. Mochten nun die ersten oder die späteren Missionäre, welche Ludwig der Heilige schickte, neben ihren religiösen Aufträgen auch geheime politische haben; mochten sie sogar als militärische Spione dienen — gewiß bleibt immer, daß Ordensbrüder zuerst auf dem Landwege China erreichten, daß sie die erste Beschreibung der ostasiatischen Civilisation ins Abendland brachten und daß das Mittelalter ihnen die Lösung einer großen geographischen Streitfrage dankte: daß nämlich der Kaspiische See ein Binnenmeer sei und nicht, wie man lange geglaubt hatte, in das Eismeer sich öffne. Auf den Spuren dieser Missionäre gingen dann die ersten Handelsagenten, die Poli aus Venedig, nach China, und am Anfang des neuen (14.) Jahrhunderts gab es bereits eine geregelte Karawanenverbindung vom Don bis nach Peking. Die geographischen Wissenschaften sind den Missionsanstalten tief verschuldet. Was wüßten wir vom Innern des Himmlischen Reiches, wenn es Missionäre beinahe in allen Richtungen nicht durchzogen hätten? Der große Entdecker des Innern von Südafrika, Livingstone, ist der Schwiegersohn eines Missionärs und selbst Missionär, und seine Reisen waren ihm nur das Mittel zum Zweck einer größern Ausbreitung der christlichen Lehre.

Die Geschichte der Entdecker ist aber wieder eine Geschichte der Missionen. Der Ausbreitung des Christenthums in der Neuen Welt mußte zuerst die columbische Entdeckung vorausgehen, denn die frühere normännische Entdeckung, welche ohne größere Erfolge blieb, fand zu einer Zeit statt, wo das nordische Volk noch mit einem Fuß im Heidenthum stand. Deshalb erfahen fromme Spanier gleichsam ein Wortspiel der Vorsehung dahin, daß Columbus Christophorus, der Christträger, hieß, und ein Bildchen auf der ältesten Karte Amerika's von Juan de la Cosa stellt auch den heiligen Christoph mit dem Christkinde auf den Schultern dar, wie er durch Schilf an das Gestade der Neuen Welt steigt.

Aus diesen Bemerkungen ergibt es sich von selbst, welchen Nutzen die Geschichte der Geographie aus der Geschichte des Handels und der Missionen gewinnt. Es bedarf daher keiner besondern Rechtfertigung, wenn wir auch hier noch einige Berichte der wichtigsten Missionsreisenden folgen lassen.

Die Erfolge von Uscekin's, Carpin's, Rubruquis' Reisen ermunterten zu dem Versuche, auch zur See nach China zu gelangen. Johannes von Montecorvino war im Jahre 1289 von einem längeren Aufenthalt im Orient an den päpstlichen Hof zurückgekehrt und hatte von der Toleranz der mongolischen Fürsten, ja selbst ihrer Zuneigung zur christlichen Religion erzählt. Der Papst entließ ihn mit Briefen an Arghun-Khan in Persien und Kublai-Khan in

Peking. Nach einigem Aufenthalt in Täbriz und Indien segelte Montecorvino nach China, wo er kurz nach dem im Jahre 1294 erfolgten Tode Kublai's und vor der Rückkehr der Poli in die Heimat angekommen zu sein scheint. Zwei noch erhaltene Briefe von ihm aus den Jahren 1305 und 1306 geben Nachricht von der großen Thätigkeit, welche er mit dem Priester Arnold aus Köln entfaltete, von seinen außerordentlichen Erfolgen und seiner günstigen Aufnahme bei Hofe. Er hatte in Peking selbst eine Kirche erbaut, das Neue Testament und die Psalmen ins Mongolische übersetzt, und besaß, trotz der Feindschaft der Nestorianer, eine zahlreiche Gemeinde. Zur Belohnung wurde er im Jahre 1307 zum Bischof von Kambalu ernannt und erhielt sieben Suffraganbischöfe als Gehülften, von denen jedoch nur zwei nach China gelangten. Einige Jahre später, 1312, wurden drei andere Bischöfe nachgeschickt, und dies ist das Letzte, was wir aus dem Leben von Montecorvino erfahren. Er starb 1328 im Alter von 81 Jahren, hochgeehrt und von Heiden und Christen zu Grabe geleitet.

Von einem der beiden Bischöfe, welche ihm im Jahre 1308 folgten, von dem Minoriten Andreas von Perugia, Bischof von Jaitun in Manji, besitzen wir einen Brief aus dem Jahre 1326, welcher ebenfalls von den Erfolgen der Mission erzählt. „In diesem großen Reich“, sagt er, „giebt es Menschen von allen Nationen unter dem Himmel und von allen Religionen, und man gestattet Jedermann vollkommene Freiheit in seiner Ueberzeugung, denn sie haben die Ansicht, oder vielmehr die irrthümliche Meinung (!), daß Jeder in seiner eigenen Religion selig werden könne. So haben auch wir vollständige Freiheit und können ohne Schwierigkeit und Hinderniß predigen. Unter den Juden und Sarazenen haben wir keinen Konvertiten, aber von den Heiden werden Viele getauft; doch wandeln Viele von den Getauften nicht recht in den Pfaden des Christenthums.“

Ungleich wichtiger ist die Reise, welche der Mönch Oderich von Portenone oder Portenau in Friaul ausgeführt hat. Frommer Eifer zur Bekehrung der Heiden zog ihn nach Asien; er machte dort in den Jahren 1317 bis 1330 sehr ausgedehnte Reisen und brachte fünf Jahre in China selbst zu. Oderich schiffte sich um 1318 in einem italienischen Hafen ein und kam über Konstantinopel nach Trapezunt, wo sich eine größere Reisegesellschaft sammelte, um sicherer durch Armenien und Persien nach Ormus zu gelangen, von wo die nach Indien segelnden Schiffe gewöhnlich abgingen. Bei Trapezunt wurde er durch ein sonderbares Schauspiel überrascht. Er sah nämlich einen Mann auf der Straße mit einer Schar von mehr als viertausend Rebhühnern, die über seinem Haupte flogen und so zahm waren, daß sie, so oft er ausruhte, sich um ihn her niederlegten, und sobald er sich erhob, ihn weiter begleiteten. So führte er sie bis zu dem kaiserlichen Palaste und, nachdem hier der für den Hof nöthige Bedarf ausgewählt war, wieder heimwärts. Die einst berühmte und reiche Stadt Erzerum fand Oderich durch die Tataren zerstört, doch war Ueberfluß an Lebensmitteln. Zu Täbriz bewunderte er die hier aus der ganzen Welt zusammenströmenden Reichthümer und hörte von den daselbst wohnenden Christen, daß der König von Persien aus dieser einzigen Stadt mehr Abgaben ziehe, als der König von Frankreich aus seinem ganzen Lande, und doch war das Salz, welches ein naher Berg in reicher Fülle lieferte, unbesteuert; Jeder durfte sich ohne Bezahlung so viel nehmen als ihm beliebte. Um Babylon schildert er die

Chaldäer. Sie reden eine eigenthümliche Sprache, die Männer sind schön, verwenden große Sorgfalt auf ihren Anzug und den Schmuck ihres Haars, das sie mit golddurchwirkten und mit Edelsteinen und Perlen besetzten Tüchern umwinden, während die häßlichen Frauen mit aufgelöstem Haare, barfuß und in einem bis an die Kniee reichenden schlechten Hemde mit weiten, bis zum Boden herabhängenden Ärmeln einhergehen.

Zu Ormus sah Oederich zu seinem großen Erstaunen eine Art Schiffe, Jase genannt, deren Planken nicht mit Nägeln zusammengesügt, sondern mit dicken Fäden genäht waren; er bestieg ein solches und erreichte nach einer Fahrt von achtundzwanzig Tagen glücklich Tanna in Indien.

In Tanna, wo die Einwohner schändlichem Götzendienste huldigten und kurz vor seiner Ankunft vier Franziskanermönche getödtet hatten, verschaffte er sich die Gebeine dieser Märtyrer und rettete dadurch auf der Fahrt nach Malabar der ganzen Reisegesellschaft das Leben, indem er bei einem Sturme, der das Schiff zu zertrümmern drohte, das Meer durch einen dieser in die Wogen geworfenen heiligen Knochen besänftigte. Durch Malabar, bemerkt er, zieht sich ein achtzehn Tagereisen langer Wald, in welchem der Pfeffer in großer Menge wächst. Der Strauch, welcher dieses Gewürz liefert, wird nahe an dicken Bäumen gepflanzt, an welchen er emporkriecht. Der Strauch bringt eine Frucht hervor, die der Weintraube gleicht und, wenn sie reif ist, getrocknet wird. Den Wald durchschneiden mehrere Flüsse, in denen sich viele Krokodile und Schlangen aufhalten, welche man durch große Strohfeuer vertreiben und vertilgen muß, um die Pfefferernte ohne Lebensgefahr beginnen zu können. Die Eingeborenen beten einen Ochsen als Gott an. An jedem Morgen fangen sie mit goldenen oder silbernen Schüsseln den Koth und den Harn dieses Ochsen auf; mit dem Harn waschen sie Gesicht, Augen und Ohren, mit dem Koth aber bestreichen sie die Wangen und die Brust und glauben sich so für den ganzen Tag geheiligt. Auch verehren sie ein Gözenbild, das oben Mensch und unten Ochse ist und auf ihre Fragen Antwort ertheilt. Von Zeit zu Zeit verlangt es das Blut von vierzig Mädchen und Jünglingen, die ihm auch bereitwillig geopfert werden.

Zehn Tagereisen weiter liegt das Land Mobar, Bejapur, mit wunderbarem Gözenbild, das so groß ist wie der heilige Christoph und von allen Indern verehrt wird. Es besteht ganz aus dem reinsten, glänzendsten Gold. Um den Hals hat dasselbe eine Schnur mit kostbaren Edelsteinen, von denen ein einziger mehr werth ist als ein Königreich. Der Tempel dieses Gözen ist überaus prächtig und vom Dache bis zum Fußboden, von innen und von außen mit Goldplatten belegt. Hierher pilgern die Indier, wie die Christen nach Rom, mit auf den Rücken gebundenen Händen, manche sogar mit einem Messer im Körper. Fault nach der Wallfahrt infolge der Verwundung Arm oder Fuß ab, so glauben sie ein ihrem Gott sehr wohlgefälliges Opfer gebracht zu haben. Neben dem Tempel ist ein künstlicher See, in welchen die Pilger ihre Opfer an Gold, Silber, Edelsteinen zur Ehre des Gözen hineinwerfen, und aus dem dann die Priester, so viel sie brauchen, herausfischen. Einmal jährlich an dem großen Feste des Gözen erscheinen der König und die Königin nebst dem ganzen Volke und allen Pilgern, nehmen den Gözen aus dem Tempel und fahren ihn auf einem kostbaren Wagen, vor dem zahlreiche Mädchen paarweise einhergehen, mit Gesang und Musik umher. Auf dem Wege werfen sich fromme Pilger unter die

Wagenräder und lassen sich zermalmen, wodurch sie die Gnade des Högen zu erlangen glauben. Man verbrennt ihre Leichname, und die Asche ist heilige Reliquie. Noch Andere schneiden sich Stücke Fleisch von dem Körper und werfen es mit dem Ausrufe: „für meinen Gott schneide ich mir von meinem Fleische ab“, dem Högen ins Gesicht, und tödten sich mit den Worten: „für meinen Gott will ich sterben.“ Auch diese Wahnsinnigen werden als Heilige verehrt.

Von Mobar kam Oderich nach einer Fahrt von fünfzig Tagen nach der Insel Lammori (Sumatra) wo es unerträglich heiß war, wo man nach ging und den in seiner Kutte schwitzenden Mönch verlachte. Für die Bewohner ist Menschenfleisch eine Delikatesse, und die Kaufleute, welche dieses an Getreide, Vieh, Gold, Silber, Mochoholz und Kampher reiche Land besuchen, bringen als die beliebteste Tauschwaare gemästete Menschen mit, welche wie Mastvieh geschlachtet und verzehrt werden. — Von Lammori kam Oderich nach Java, welches er für eine der größten Inseln der Welt hält. Sie ist nach seiner Beschreibung sehr reich an Gewürznelken, Kubeben, Muskatnüssen und anderen Spezereien, sowie auch an allen Lebensmitteln. Der König dieses Landes besitzt einen prachtvollen, sehr hoch gelegenen Palast, zu welchem breite Stiegen mit goldenen und silbernen Stufen führen; der Fußboden ist schachbretartig mit goldenen und silbernen Tafeln parkettirt, das Dach aus Gold und die inneren Wände sind mit goldenen Platten belegt, auf denen man goldene Reiter mit goldenen und von kostbaren Edelsteinen schimmernden Ringen um die Köpfe abgebildet sieht.

Der Großhan von Katai hat mit diesem Könige häufig Krieg geführt, wurde aber jedesmal geschlagen. Wahrscheinlich hatte der Mönch von dem Feldzuge Kublai's nach Japan, von welchem auch Marco Polo spricht, gehört und beide Inseln verwechselt. Ueberhaupt sind seine Bemerkungen über das östliche Inselmeer so ungenau, daß man nicht immer errathen kann, an welche Verthlichkeit er seine Nachrichten knüpft. Er kennt übrigens die Sagopalme und die Bereitung des Sagomehles und erwähnt noch die ungeheuren Rohre, welche mehr als sechzig Schritte lang und so groß wie Bäume sind. Andere Rohre, Cassan genannt, kriechen meilenweit am Boden hin, und man findet in ihnen wunderbare Steine, welche die Kraft haben, den Menschen, der einen solchen bei sich trägt, gegen alle Waffen von Eisen hieb- und stichfest zu machen. Die Eingeborenen schneiden deshalb ihren Kindern einen Riß in den Körper, legen einen Stein hinein und lassen die Wunde vernarben. Sie gewannen in diesem Glauben lange Zeit alle Schlachten gegen ihre Feinde, bis diese sie mit hölzernen Knütteln und spitzen Stangen angriffen und besiegten. — Dem Botaniker ist es nicht unbekannt, daß man häufig in den Knoten der Rohre Kiesel antrifft, und da die Unwissenheit mit jeder ungewöhnlichen Erscheinung übernatürliche Kräfte in Verbindung bringt, so ist der auch von Marco Polo berührte Aberglaube der Bewohner des östlichen Archipels leicht erklärbar. — In diesen Gegenden, fährt Oderich fort, und besonders an der Küste von Campa, Tsiampa, giebt es eine so erstaunliche Menge von Fischen, daß man oft auf einer Meeresstraße nichts als die Rücken derselben erblickt. Sie werfen sich auch jedes Jahr einmal auf den Strand und bleiben daselbst drei Tage, bis die Küstenbewohner sich mit dem nöthigen Vorrathe versehen haben. Auf die Frage, auf welche Weise dies wol geschehen möge, erwiederten die Eingeborenen, die Fische erschienen aus einem natürlichen Triebe, um dem Kaiser ihre Huldigung darzubringen.

Von Campa segelte Oderich nach Manji, Südhina, einem großen Lande, in welchem nach der einstimmigen Versicherung der Eingeborenen und hier wohnenden Fremden mehr als zweitausend große, mit allen Lebensbedürfnissen reich versehene Städte liegen. Alle Leute, sagt der Reisende, sind hier Künstler und Kaufleute, und Niemand, so arm er auch sein mag, fordert, so lange er seine Hände zur Arbeit gebrauchen kann, ein Almosen. Die Männer, welche Haupthaar und Bart abscheren, sind schön, aber bleich, die Frauen die schönsten, welche man in der Welt sehen kann. Er berichtet von den langen Fingernägeln der Männer und den kleinen Füßen der Frauen, von dem Fischfang mit dem Vogel Komoran. — In Zaitun fand Oderich zwei Klöster seines Ordens und übergab diesen die Gebeine der Märtyrer, welche er bis jetzt mit sich geführt hatte. In dieser reichen Stadt befanden sich auch viele heidnische Klöster; er besuchte eines derselben, in welchem dreitausend Priester lebten und elftausend Götzen aufgestellt waren, von denen ihm der kleinste größer als der heilige Christoph vorkam. Er wohnte auch einer Speisung dieser Götzen bei und sah, wie diesen dampfende Gerichte vorgefetzt wurden, um sich an dem Geruche derselben zu sättigen, und wie dann die Priester die Schüsseln leerten und auf diese Weise mit ihren Götzen das Mahl theilten. —

Oderich lebte drei Jahre zu Kambalu und hatte häufig Gelegenheit, die Macht und den Reichthum des Großkhans zu bewundern. Seine Bemerkungen über die Stadt und über den prachtvollen kaiserlichen Palast stimmen jedoch mit der weit ausführlicheren und glänzenderen Beschreibung Marco Polo's so genau überein, daß man sie fast für einen trockenen Auszug aus dieser halten möchte. Er wohnte öfter den Gastereien im Palaste bei, denn bei solchen Gelegenheiten waren die christlichen Priester eben so gut wie die heidnischen verpflichtet, nach den Gebräuchen ihrer Religion für den Großkhan zu beten und den Segen über ihn auszusprechen. Der fromme Mönch trieb auch durch die Wirkung des Weihwassers nicht selten die höllischen Geister aus den Götzenbildern, in welchen sie hausten, besuchte ein mit Todten angefülltes bezaubertes Thal, wo zahlreiche Lauten, ohne von einer Hand berührt zu werden, ergreifende Melodien spielten, und erlebte noch viele andere wunderbare Dinge, die wir mit Stillschweigen übergehen wollen, da sie doch, wie er selbst bemerkt, Niemand glauben wird, der sie nicht mit Augen gesehen hat, obschon er wiederholt bei Gott schwört, daß er nur die lautere Wahrheit sage.

Die Heimreise machte Oderich über Land. Sie ging über das unbestimmbare Land des Priesters Johannes und dessen Hauptstadt Kosan, durch Kaschggar, wo der Rhabarber so üppig wuchs, daß ganze Pferdelaadungen nur sehr wenig kosteten. Weiter ging's durch Tibet, ein an allen Lebensbedürfnissen reiches Land, dessen Bewohner meist in schwarzen Filzzelten leben. In der Hauptstadt Abassi residirt der Dalai-Lama, der oberste Priester der Götzendiener, der wie der Papst schon bei lebendigem Leibe als Heiliger verehrt wird. Die Frauen tragen über hundert Zöpfe und haben zwei lange Zähne, wie die Eber. Stirbt ein Familienvater, so ruft der Sohn Priester und Gaukler zusammen und läßt ihn von diesen unter dem Geleite aller Verwandten nach einem Orte führen, wo man ihm mit großer Feierlichkeit den Kopf abschneidet und diesen dem Sohne übergiebt, den übrigen Körper aber in Stücke zerschneidet, welche von den sich dort aufhaltenden Geiern verzehrt werden. Den Kopf kocht und verpeist der

Sohn und macht aus dem Schädel eine Trinkschale für die Familie zum Gebrauch bei festlichen Gelegenheiten, zur Ehre des Verstorbenen.

Oderich's Reisebericht entsprach dem Geiste seiner Zeit und befriedigte den nüchternen Geographen und den wunderlüchtigen Leser und Kaufmann.

Endlich gehört noch der Minoritenprieſter Marignola hierher, welchen der Papst mit mehreren anderen Mönchen in Erwiderung einer im Jahre 1332 vom Khan erhaltenen Gesandtschaft ausschickte. Marignola brach von Avignon auf, ging über Konstantinopel, Sarai, Almalik nach Hami, wo er sich längere Zeit aufhielt, und kam in der Mitte des Jahres 1342 nach Peking. Erst im Dezember 1346 verließ er China und trat von Zaitun den Seeweg an. Sein Reisebericht ist sehr wunderbar. Kaiser Karl IV. hatte ihn nämlich 1354 zu seinem Hauskaplan gemacht und in Prag beauftragt, eine Chronik von Böhmen zu schreiben. Dies war eine schwierige Aufgabe für den Italiener, und er entledigte sich ihrer, indem er mit Adam anfang und seine Reiseerinnerungen in die Erzählungen und Betrachtungen verwebte. Von der Reise selbst erfahren wir nicht viel; denn er beschreibt sie nur kurzweilig bei Gelegenheit des Paradieses, um anzugeben, wie er in die Nähe desselben gelangte. Um so eingehender schildert er das Paradies selbst, die Bäume, die Fußspur, welche Adam hinterließ, als ein Engel ihn nach dem Sündenfall am Arm aus dem Paradiese hob und ihn 40 italienische Meilen davon entfernt auf dem höchsten Berge von Ceylon niederlegte, während Eva auf einen andern Berg postirt wurde und Beide vierzig Tage getrennt bleiben mußten. Auch die Flüsse des Paradieses werden beschrieben. Für einen einzigen derselben müssen der Phison, der Ganges, die Wolga, der Hwang-ho und der Yang-tzu-kiang alle zusammen herhalten.

Diese und viele ähnliche ergötzliche Dinge werden sprunghaft vorgeführt und mit großer Sicherheit behandelt. Dazwischen hinein fallen dann hin und wieder einige Tropfen chinesischer Reminiszenzen. Auch Marignola ist in Ekstase, wenn er auf Kambalu zu sprechen kommt. Er nennt es „die schönste, größte, reichste, bevölkertste und wunderbarste Stadt, die es je gegeben hat, den Sitz des größten Wohllebens und Luxus“, und hält die Angabe von 10,000 Brücken für keine Uebertreibung. Doch entkräftet er seine Glaubwürdigkeit sogleich durch die Angabe, daß Manji (Südchina) 30,000 große Städte enthalte. So abenteuerliche Ideen der Mönch auch in seine Chronik setzt, hat er doch aus seinen Wanderungen durch den größten Theil der damals bekannten Welt das eine aner kennenswerthe Resultat gezogen, daß jene von Augustinus als möglicherweise existirend betrachteten ungeheuerlichen Menschen, wie die Einäugigen, die mit den nach hinten gelehrten Füßen, die Kopflosen, die, welche ein Loch in der Brust haben u. s. w., zwar einzeln vorkommen mögen, aber als Völker nicht vorhanden seien; nur an die Riesen glaubt er.

Wie Marignola der erste römischkatholische Missionar ist, von dem wir wissen, daß es ihm gelang, auf dem Landwege nach China zu kommen, so ist seine Rückreise von Zaitun das Letzte, was wir von dem Christenthum in China aus jener Zeit erfahren. Da die Reise von Plan Carpin im Jahre 1246 begann, so hat der Missionsverkehr nach Ostasien genau ein Jahrhundert gedauert. Wurden auch vom Papst noch nachher Bischöfe von Kambalu ernannt, so erfahren wir doch nicht, daß einer von ihnen oder irgend ein Missionar die Reise nach China auch nur angetreten hätte.

Wir knüpfen hieran noch die einzige Reise aus dem fünfzehnten Jahrhundert, die nach und über Indien hinaus ging. Es ist die des jungen Venetianers Nicolo Conti. Des Arabischen und Persischen kundig und zum Islam übergetreten, ging er von Damascus über Bagdad, Bassora nach Ormus. Von hier schiffte er zunächst nach der Küste Coromandel, die er Mahabar nennt, besuchte das Land der Tamulen und ging über Cael zur See nach Taprobane (Ceylon), das von den Eingeborenen Sumatra genannt wurde. Auf Sumatra verweilte er ein ganzes Jahr, dann ging er über Tenasserim zum Ganges, fuhr denselben 15 Tagesfahrten aufwärts über die Stadt Cernove hinaus, wahrscheinlich bis Radschmahal hinaus. Nach Madras zurückgekehrt, geht er abermals unter Segel nach dem Flusse und der Stadt Arakan und von hier landeinwärts über die Gebirge nach Awa. Ob er von hier nach China und sogar bis Peking gewandert sei, ist bestritten worden; jedenfalls hat er weder die Himmelsstadt Tainsay, noch den chinesischen Hafenplatz Zaitun berührt. Nach der richtigen Auslegung seines Berichtes ging er vielmehr von Awa den Frawaddi abwärts in den Golf von Pegu über Sitang nach Bangkok.

Von Bangkok besuchte Conti zwei große Inseln mit Namen Java. Bei Marco Polo ist Klein-Java Sumatra, Groß-Java Borneo; bei Conti ist Groß-Java jedenfalls Borneo, Klein-Java wahrscheinlich unser heutiges Java. Conti ist der erste Europäer, der Borneo besucht und beschrieben hat, wenigstens besitzen wir keine andere Quelle. Er drang aber noch weiter gegen Osten, nach zwei Inseln vor, wovon er die eine Sandai, die andere Banda nennt und als Heimat der Gewürze bezeichnet. Sandai war wahrscheinlich eine der fünf Molukken, denn auf diesen kleinen Inselvulkanen war damals allein die Nelkenmyrte anzutreffen. Die Molukken dagegen sind nie zu den Banda-Inseln gerechnet worden. Wahrscheinlich befand sich aber in der Bandasee damals der Zwischenhandelsplatz der Molukkungewürze, und Conti verwechselte den Markt mit dem Ursprungsland. Von den Java-Inseln (Borneo) gegen Westen segelnd, gelangte der unermüdlige Rauffahrer nach Ciampa oder Tschiampa, wie unsrerer Karten noch heutigen Tages einen Theil der Küsten Kambodscha's nennen.

Von dort aus trat Conti seine Heimreise an. Er ist der einzige Reisende des Mittelalters, welcher auf seiner Heimkehr die Insel Socotora, Aden und Tschidda am Rothen Meere besuchte, denn alle Franken, die nach Indien oder China gingen, zogen entweder im Norden durch die asiatischen Steppen, oder begaben sich über Persien nach Ormus, um den Seeweg zu benutzen. Auf dem kürzeren Wege über Alexandrien und durch das Rothe Meer ließen nämlich die Mamelukensultane in Aegypten keinen Christen nach Indien ziehen.

Besonders wichtig ist die Nachricht Conti's, daß auf den Indienfahrern der damaligen Zeit der Kompaß nicht in Gebrauch war, sondern die Seefahrer ihre Lage nach der Polhöhe bestimmten. Er bestätigt auch wieder, daß die Schiffe in den indischen Gewässern, die chinesischen Dschunken, aus wasserdichten Zellen bestanden, so daß, wenn das Schiff einen Leck bekam, das Wasser nur in eine dieser Zellen steigen konnte. In Bisnagur wohnte er einem jener religiösen Feste bei, wo die Riesengötzenbilder auf großen Wagen umhergezogen werden; auch die brahmanischen Gottesgerichte, durch Belegen von glühendem Eisen oder durch Eintauchen des Fingers in siedendes Schmalz, lernte er kennen.



Kanarische Insel. Nach Bethencourt. (Nachmilde aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts.)

VII.

Drei Abenteurer.

Mandeville geht nach Konstantinopel, Syrien, Aegypten, Persien, Indien, dem Hllischen Archipel und Sldchina. Fabeln von Pygmalion, leuchtenden Karfunkeln in Kamballu. Heimkehr durch das Land des Priesters Johannes. — *Schiltberger* im Kriegszuge gegen Bojassid, Gefangenenschaft, Fluchtveruch und weitere Dienste bei Zamerlan. Kriegszug gegen Indien. Dienst bei Kubekr und Zug nach dem Kiprschat, Sibirien, bis zu den Kurilen. Heimkehr über Konstantinopel nach Wrnzgen. — *Bethencourt* erobert die Kanarischen Inseln und taufte die Bewohner.



Was später als Oderich trieb die Begierde, fremde Lnder zu sehen und Abenteuer zu suchen, den englischen Ritter John Mandeville in die weite Welt. Er zog fast durch dieselben Lnder wie Oderich, diente allen Herren, puhte aber seine Reisebeschreibung mit den wunderlichsten Ungeheuerlichkeiten aus, um, wie er sagte, seinem Werke größere Vollkommenheit zu geben. Man findet in demselben, neben den naturhistorischen Fabeln des alten Plinius, Bruchstcke aus der Geschichte von der schönen Melusine und anderen Ritterbchern des Mittelalters, Mrgen aus den Heiligenlegenden und phantastische arabische Sagen von Riesen und Teufeln.

Er verließ die Heimat um das Jahr 1327, zog zunchst durch Frankreich, segelte nach Konstantinopel und dem heiligen Lande, wo er aber statt gegen die Ungläubigen zu kmpfen, in den Sold des Sultans von Aegypten trat. Nachdem er einige Zeit in dessen Heeren gedient und Aegypten und Syrien durchzogen hatte, nahm er seinen Abschied, wanderte durch Persien und

schiffte sich zu Ormus nach Indien ein. Hier beobachtete er alle Merkwürdigkeiten, die wir schon aus Oderich's Bericht kennen, den Pfefferwald, die ungeheuren Höhen und die Pilger, welche sich zur Ehre derselben opfern, fand aber überdies in Folge seiner Nachforschungen, daß dieses ganze Land zur Zeit Karl's des Großen von dem berühmten dänischen Ritter Eger erobert worden sei, sowie auch die Insel Java, wo er an den Wänden des königlichen Palastes die Thaten dieses Ritters abgebildet sah. Hier versuchte er eines jener großen Rohre, von denen Oderich spricht, zu heben, war aber nebst seinen zwanzig Gefährten nicht im Stande, es nur zu bewegen. Diese und viele andere Dinge, die ihm auf der Insel des östlichen Archipels jeden Tag begegneten, machten ihm endlich den Aufenthalt auf derselben so unheimlich, daß er sich nach dem Festlande einschiffte und nach einer Reise von vielen Tagen Manji erreichte.

Da er an den Hof des Großkhans gehen und diesem seine Dienste anbieten wollte, so setzte er seinen Weg ohne Aufenthalt nach Katali fort und kam durch das Land der Pygmäen, die schöne, unmuthige Leute, aber nur drei Spannen groß waren. Selten, so berichtet er, erreicht einer von ihnen ein Alter von acht Jahren, sie werden aber schon ein halbes Jahr nach der Geburt mannbar; auch zeigten sie einen nicht geringen Verstand und bedeutende Geschicklichkeit in der Verfertigung seidener und baumvollener Zeuge. Nichts fiel Mandeville mehr auf, als daß die Kinder hier ansässiger Fremden, wenn diese auch noch so groß waren, als Pygmäen zur Welt kamen.

Die Pracht und die Hofhaltung zu Kambalu beschreibt Mandeville nach Ruisbroeck und Oderich von Portenau, mischt aber dem Berichte, wo er nur eine Gelegenheit findet, kaum begreiflichen Unsinn bei. So will er in dem Schlafgemache des Großkhans auf einer goldenen Säule einen fußgroßen Karfunkelstein gesehen haben, der Nachts wie ein Licht den ganzen Raum erleuchtete. So erzählt er auch, daß man in dem östlich von Katali gelegenen Lande Cadilla eine Frucht von dem Umfange eines großen Kürbisses finde, in welcher ein lammähnliches Thier mit Fleisch und Blut, aber ohne Wolle wache und welches mit der Frucht gegessen werde. Die hier einheimischen Traubenbeeren seien von solcher Größe, daß ein starker Mann kaum eine tragen kann, auch gebe es hier Seemuscheln, in denen mehrere Leute bequem wohnen, und dergleichen Merkwürdigkeiten mehr.

Nach einem fünfzehnonatlichen Aufenthalte am Hoflager verließ er Kambalu, um auf dem Landwege durch Mittelasien nach Europa zurückzukehren. Er kam zuerst in das reiche und ausgedehnte Land Pentogyria, über welches ein Kaiser, der den Namen Priester Johannes führte, herrschte. Wenn frühere Reisende von diesem räthselhaften Fürsten nur nach Hörensagen berichtet hatten, so erzählt dagegen Mandeville, daß er ihn leibhaftig gesehen auf prachtvollem Throne, und umgeben von zwölf Erzbischöfen und von zweihundertundzwanzig Bischöfen. Die Pracht, welche er am Hofe des Großkhans fand, war kaum der Rede werth gegen den Glanz und die unermesslichen Reichthümer des Priesters Johannes. Der Thron und fast alle Geräthschaften im Palaste desselben bestanden aus Edelsteinen und Elfenbein; auf dem Hauptthurme, welcher das großartige Gebäude schmückte, lagen zwei Kugeln von dem reinsten Golde und in diesen zwei dicke Karfunkel, welche bei Nacht die ganze Gegend erleuchteten. In diesem Reiche kam Mandeville in ein Sandmeer, dessen Wogen sich hoben und fielen

wie die Bogen des Ozeans; in dieses mündete ein Steinfluß, und obschon nirgends ein Tropfen Wasser wahrzunehmen war, so fehlte es doch weder dem Meere noch dem Flusse an wohlschmeckenden Fischen.

Hier hörte er auch von Inseln, die mit zwanzig Fuß hohen Männern und bössartigen, schon durch ihren Blick tödtenden Weibern bevölkert waren; er fühlte aber keine Lust, so gefährliche Orte zu besuchen, und wanderte durch Persien und Syrien zu dem Mittelländischen Meere, wo er sich einschiffte und nach einer glücklichen Fahrt im Jahre 1355 an der Küste Frankreichs landete, in sein Vaterland England zurückkehrte und seinen schriftlichen Reisebericht dem Könige Eduard III. widmete.

Dieser Bericht ist ganz im Geschmack seiner Zeit, des vierzehnten Jahrhunderts. Die Phantasie der Menschen war mit allerlei Wundergeschichten angefüllt und konnte nur durch solche Dinge befriedigt werden. Wandeville nahm daher zu den Modebüchern seine Zuflucht. Dieselben stropften von den abenteuerlichsten Wundern und Geschichten, und so erzählt er auch von der schönen Melusine, den goldsuchenden Ameisen, den feuerspeienden Teufelsköpfen und den 15 $\frac{1}{2}$ m hohen Riesen, dem vegetabilischen tatarischen Lamm u. dergl. mehr. Sein Buch war kurzweilig, hat aber für die Erdkunde keinen Werth.

Mehr auf thatsächliche Reisen begründet, aber von nicht viel größerem Werthe ist die Reisebeschreibung Schiltberger's von 1394—1427.

Von den Türken unter Bajasid hart bedrängt, hatte König Sigismund von Ungarn nach christlicher Hülfe gerufen. Unter den deutschen Rittern, die sich ihm angeschlossen, befanden sich außer einem Ahnherrn des jetzigen preussischen Königshauses, des damaligen Burggrafen von Nürnberg, auch bayerische Bannerherren. Mit einem von diesen zog ein Münchener Kind, Johannes Schiltberger, als Knappe. Am 30. September 1396 kam es zu der unglücklichen Schlacht bei Nikopolis, aus der Sigismund wenig mehr das Leben rettete. Unter den Gefangenen aber, die zu drei und fünf verkoppelt dem Sieger Bajasid vorgeführt wurden, befand sich Schiltberger.

Der Sultan, erzählt Schiltberger, befohl, ihnen Allen die Köpfe abzuschlagen. „Da nam man min gesellen vnd schlug in och die köpff ab. Und do es an mich gieng, da ersah mich den kungs (Königs) sun vnd schuff, das man mich leben ließ. Da firtt man mich zu den andern knaben; wann (weil) man nyemant töttet vnder XX. jaren. Da was ich kom sechzehen jar alt.“ Nun darf man nicht erwarten, daß Schiltberger unter die Janitscharen gesteckt wurde, denn dazu war er schon zu alt. Zu Janitscharen wurden zwar nur Christenöhne genommen, allein diese in zartem Alter, um sie zuerst in den Gärten des Sultans aufzuziehen. Schiltberger wurde vielmehr dem Hofgesinde einverleibt und diente zuerst als Vorläufer, später als Vorreiter des Sultans.

Nachdem Schiltberger die nunmehr folgenden Kriegsthaten des Bajasid in Kleinasien beschrieb, erzählt er von seinem Fluchtversuche aus Brussa mit 60 anderen Christen. Die armen Schelme erreichten nur ein benachbartes Gebirge, wo sie von einer Schwadron Türken bei einem Engpasse eingeholt wurden. Beide Parteien saßen ab und beschossen sich eine Zeit lang. Endlich ließ der türkische Anführer eine Verständigung anbieten. Er versprach den Flüchtlingen, wenn sie sich ergeben würden, die Gnade des Sultans. Die Christen trauten

nicht recht, als aber der türkische Anführer versprach: „und ob der kung als zornig war, das er vns töten wölt, So wolt er sich am ersten töten lassen (lassen)“, so gaben sie sich gefangen. Bajasid hatte den besten Willen, die Unglücklichen zu verurtheilen, aber der türkische Rittmeister erklärte ihm, daß er den Gefangenen das Leben zugesichert habe, und so begnügte sich der Sultan, die Flüchtigen eine Zeit lang einsperren zu lassen, um sie dann völlig wieder in ihren früheren Stand einzusetzen — „und meret vns den sold“, setzt Schiltberger hinzu. Dieser Zug Bajasid's und des türkischen Schwadronchefs erinnert an die goldenen Zeiten der Osmanen, wo diesem tapfern Stamm, roh zwar, aber noch unverdorben und hochherzig, die Welt zu gehören schien.

Schiltberger begleitete seinen Herrn in die Völkerschlacht bei Angora, wo der rasch aufgewachsenen Türkenmacht ein völliges Erlöschen drohte. Bajasid wurde bekanntlich geschlagen und von Timurlenk, oder Tamerlan, wie Schiltberger ihn schreibt, gefangen genommen (20. Juli 1402). Die Sage, daß Timur den Bajasid in einem Käfig mit sich herumgeführt habe, ist später entstanden. Schiltberger bemerkt nur: „Und zoch (Timur) in des wegasids (Bajasid's) Hoytstadt und fürt in mit . . . Und er wolt in mit im in sin Land geführt haben. Da starb er (Bajasid) am 8. März 1403) vff dem weg.“

Der Münchener Knappe wurde nun Timur's Sklave und begleitete diesen Würgengel in den Feldzügen gegen Aegypten, nach Damaskus und an den Indus. Im Februar 1405 starb auch dieser Gebieter unseres Reitersmannes, der an den Hof von Timur's gelehrtem Sohne Schahroch nach Herat gelangte und in das Besigthum des Timuriden Miranschah überging. Dieser aber fiel bald darauf im Feldzug gegen Kara Zuffus, von der turkmenischen Dynastie des schwarzen Hammels, und der deutsche Reitersmann vererbte auf Abubekr, Miranschah's Sohn. An dem Hofe desselben hielt sich ein Prinz aus der Goldenen Horde auf, den Abubekr nach seiner Heimat, der „Großen Tatarei“, das will sagen in das Reich Kiptschak oder nach dem südlichen Rußland zwischen Wolga und Dnjestr, entließ. Ihn begleitete Schiltberger. Die Reise ging durch Georgien, Schirwan, das eiserne Thor, nach Astrachan am Edil (Wolga).

Die Mongolenfürsten des Kiptschak unternahmten damals einen Zug nach Zbissibur, welchem Schiltberger beivohnte. Daß in Zbissibur der Name Sibirien enthalten ist, ergiebt sich beim ersten Nachdenken. Die Tataren zogen zwei Monate bis nach Zbissibur, allein natürlich mit ihren Herden, also langsam. Nun heißt es: „Zu dem land ist ein pürg, das ist zwo und drissig tagweid lang. Es maingen och die Lüt da selbs, das an dem end des pürgs ein wüßt angee; die selbe wüßt sy ein ende des extrichs.“ Dieses Gebirge bewohnen „wild lüt, die sind überall ruch (behaart) an irem lib, vßgenommen an den henden noch vnder dem antlüt.“ Unter dem Gebirge ist der Altai, unter den behaarten Leuten sind die kurlischen Ainos zu verstehen. Wie die kurlischen Stämme von dem Ostrande Asiens mitten nach Centralasien kommen sollen, ist ein Räthsel, worüber wir jeden Aufschluß vermiffen. Das Beste aber ist, daß die behaarte Menschenrasse selbst in das geographische Fabelbuch geschrieben ist. Neuere Reisende berichten, daß die Ainos zwar reich an Haarwuchs, sonst aber am Körper nicht behaarter sind als andere Menschenrassen, ja daß mancher Matrose in diesem Sinne kurlischer erscheint als die Kurlen. Allerdings aber ist bei den Ainos der Badenbart stark entwickelt, der große Theile des

Gesichts bedeckt. Wahrscheinlich aber ist unter dem „lange“ Gebirge Ural zu verstehen, zumal die Bewohner „ugine“, Ugrier, genannt werden, und ausdrücklich erwähnt ist, daß der christliche Glaube unter ihnen verbreitet sei.

Seine Rückkehr beschreibt Schiltberger in einem Kapitel mit der Ueberschrift, „durch welche land ich heruß kommen bin.“ Im Gefolge eines tatarischen Häuptlings unternahm er einen Zug nach Magrill (Mingrelien), und bei dieser Gelegenheit verabredeten sich fünf der christlichen Sklaven, „aus der Heidenenschaft“ zu entfliehen. Sie „schieden sich“ also von ihrem Herrn und erreichten Bothan (Poti an der tscherkessischen Küste). Dort suchten sie vergebens nach einer Schiffsgelegenheit und mußten sich entschließen, am (Schwarzen) Meere die Küste entlang zu reiten. Am vierten Tage sahen sie von einem Vorgebirge ein fränkisches Schiff und gaben ihm Zeichen durch Feuer. Der Kapitän schickte auf dieses Signal ein Boot ab und erkundigte sich nach den Leuten am Ufer. Man traute ihnen nicht eher, daß sie Christen seien, als bis sie das Credo und das Ave Maria hergesagt hatten. Der Kauffahrer nahm die Flüchtlinge auf und setzte seinen Weg nach Konstantinopel fort. Am dritten Tage zeigten sich drei türkische Piraten, welche auf das fränkische Segel Jagd machten. Sie vermochten es aber nicht zu ernen, sondern es erreichte glücklich vor ihnen den Hafen von Masticia (Amastria), wo es blieb, bis die Piraten sich entfernt hatten. Bei Fortsetzung der Reise überfiel ein Sturm das Fahrzeug und „schlug es hinder sich wohl acht hundert wälsch milen, zu einer statt ist genant sünopp“ (Sinope). Nachdem es dort gerastet, ging es wieder anderthalb Monat zur See, so daß zuletzt die Lebensmittel mangelten und die Seefahrer an einem „vels in dem mer“ anlegten, wo sie Schalthiere und „Meerspinnen“ sammelten. Endlich wurde Konstantinopel erreicht, und der griechische Kaiser nahm sich der fünf Verretteten an. Er ließ sie auf einem griechischen Schiff nach Gily (Kilia an der Donaumündung) bringen, von wo Schiltberger mit Kaufleuten über die Weiße Stadt (Alserman, Bielogrod im Slavischen, Weissenburg), Sedschoff (Sudschaw, ehemalige Hauptstadt der Moldau) nach Limburgh (Lemberg) kam und von dort über Krakau und Breslau seine Heimat erreichte, wo ihn Herzog Albrecht III. von Bayern zu seinem Kämmerling erhob.

Zweiunddreißig Jahre hatte sich Schiltberger in der „Heidenenschaft“ in Kleinasien, Aegypten, Persien, im indischen Fünffstromland, in den kaspischen Gebieten und in Südrußland umhergetrieben und hat uns eine kleine Beschreibung der von ihm besuchten Länder hinterlassen. Darin finden sich manche schätzenswerthe Notizen für morgenländische Geschichtschreiber. Er kannte manche morgenländische Sprache und brachte sogar zur Probe ein armenisches Vaterunser mit heim, ein hohes Verdienst für die Sprachforschung. Unter den Armeniern selbst fühlte er sich besonders heimisch und versichert, daß die Deutschen damals bei diesem Volke in großer Verehrung gestanden hätten. Die Beschreibung der Länder, Völker und Städte ist indessen sehr mager, und wo er bei der Größe der Länder und Städte Zahlen angiebt, geräth er mit den Nullen ins Unerlaubte. Verglichen mit den Nachrichten, die uns Italiener und namentlich venetianische Botschafter des fünfzehnten Jahrhunderts über die vorderasiatischen Gebiete hinterlassen, ist Schiltberger als Reisender höchst mangelhaft. Interessant ist jedoch, was er von den wichtigsten Pflanzstädten der Italiener im Schwarzen Meere erwähnt. Die Hauptstadt der Tataren des Kiptschal war das völlig verschwundene Sarai in

der Nähe der Wolgamündung. Dorthin gingen die Karawanen der Lateiner von ihrem großen Stapelplatz am Don, von Asach (Assaf, Assow). Von dort werden Schiffsladungen Fische „gen venedig, gein genaw“ (Genua) und nach dem Griechischen Archipel gebracht. Als Hauptstadt der Tataren in der Krim nennt er Bulchat (Soldaia, Sudak) und Kassa, damals noch das „Istanbul der Krim“, Genua's mächtige Tochter. Die Stadt besaß eine doppelte, eine innere und eine äußere Mauer und zählte 6000 Häuser in der innern Stadt, bewohnt von Italienern, Griechen und Armeniern, und 11,000 Häuser in der äußern Stadt, wo auch Juden und Mohammedaner wohnten und Synagogen und Moscheen besaßen. Dort begegneten sich nicht weniger als vier christliche Kirchen: die römische, die griechische, die armenische und die syrische, von welchen die drei ersten besondere Bischöfe in Kassa hatten. So war der Welthandelsplatz beschaffen, den ein halbes Jahrhundert später Mohammed II., der Eroberer von Konstantinopel, völlig verheerte und der jetzt zu einem namenlosen und erloschenen Orte von sehr niedrigem merkantilen Rang herabgesunken ist.

Zur ergöplichen Charakteristik des deutschen Kriegsknechts und seiner Erzählungsweise mögen hier einige wörtliche Auszüge folgen aus den „Reisen von Johannes Schiltberger aus München in Europa, Asien und Afrika“ und zum ersten Mal herausgegeben von K. Fr. Neumann“, München 1859.

Von der
Sperwer burg,
wie die
bewacht wird.

Es ligt in einem birg ein burg, die haist die sperwer burg. Dorinne ist eine schöne jungkfrow vnd ein sperwer vff einer stangen. Vnd wer da hin kompt vnd dry tag vnd dry nächt nüz slafft vnd also wachet, Wes er dann an die jungfrowen begert, das erlich sachen sint, des würt er gewert. Vnd wann er das wachen vollbring, so gat er in die burg vnd kompt in einen schönen Balast. So sicht er dann einen sperwer vff einer stangen ston. Und wenn dann der sperwer den man sicht, So schrit er. So kompt dann die jungkfrow vff einer kamer gegangen vnd empfacht in Vnd spricht: nun du hast mir dry tag vnd dry nächt gedienet vnd gewachet, vnd wes du nu nun begereft welcher vnd erber sach das ist, des solt du gewert sin von mir. Vnd das beschicht. Begert er aber sach die zu hochuart, zu vnklüsheit oder zu gittigkeit gehörent, so verflucht sie in vnd sin geschlecht, daz sie nit mer zu eren komen mögen.

Wie in
j u d i a
der
pfeffer wachst.

In der grossen india bin ich nit gewesen, da der pfeffer inne wachst. Aber ich hon es wol vernomen von den hadischer land varer, die gesehen hond, wa er wachst, oder wie er wachst. Von erst hon ich vernomen von in vnd gehört, er wachst by einer Stat lambe, in einem wald, den heissent sie lambor (wahrscheinlich Malabar). Der selb wald ist wol XIII tagweid lang. In dem selben wald sind II stett vnd vil dörffer, dorinnen sint cristen vnd grosse hiß, da der pfeffer wachst. Der pfeffer wachst vff bomen, die sind wilden winreben glich vnd er ist schlehen gelich, die wil er grün ist; vnd sie bindent in an stecken als die winreben, vnd die bom tragent gar vil. Vnd wann sie grünent werden, so sint sie zittig, denn bricht man ab vnd leits als die winber, vnd derren in an

der summen, so lang bis er dürr wirt. Es wachst dryerley pfeffer, langer vnd schwarzer, der wachst mit den pletern. Dornach wachst wasser, der ist der best, den behalten sie in iren landen. Aber sin wachst nit so vil als des andern. Es sind och vil schlangen da, das macht die hitz. Sprechent etliche, wann man den pfeffer ablösen wil, so machen sie für in den wald vnd vertreiben die schlangen; dorumb würt der pfeffer schwarz. Das ist nicht, wann machet man für dor in, so würden die bom durren vnd tragen nit mehr frucht. Aber wist, das sie ir hend weichen von eppelen, die haissent liuon Oder mit anderen krut, was sie habent. So fliehen die schlangen von dem geschmack, denn so lesen sie den pfeffer on sorg. In dem selben land wachsent och gut ymber vnd vil spehery von würtz.

Alexandria ist wol by süben wältschen milen lang vnd by drein breit vnd ist ein schöne hüpsche statt. Vnd das wasser nilus rint by der Stat in daz mer; vnd die statt hat anders kein wasser ze trincken, Sie habens dam in zwistern in die Stat geleit. Als kompt och grosse koffmanschafft dahin vff dem mer vß welschen landen von uenedig vnd von genaw. Es habent och die von genaw zu Alexandria ir besunder koffhus vnd die von uenedig des gleichen. Zu Alexandria ist gewohnheit, wenn es vesper zit würt, so müßent die wahlen (Walchen, Italiener) all in ir koffhus gan Vnd türren nit lenger hinsür in der statt gesin, wann es in verpotten ist by lib vnd gut. Vnd dann so kompt ain haiden vnd sperrt die koffhus zu vnd tragent den schlüssel mit in bis des morgens, so kompt er vnd tut wider vff. Wann sie besorgen, die walchen gewinnen in die Stat an, Wann sie ist einest gewonnen worden von dem künig von zypern. An der porten zu Alexandria, da ist ein schöner hocher turn vnd nit lang vff dem selben turen ist ein spiegel gewesen, dorinn hat man gesehen von Alexandria gen eipern vff dem mer faren. Vnd was sie tetten, das sach man alles in disem spiegel zu alexandria. Wann der künig zu zypern der ziten mit alexandria kriegt vnd kund in doch nütz angewinnen. Do kam ein priester zu dem künig zu zipern vnd sprach, was er im geben wölt, das er den spiegel zerbräch. Im verhieß der künig, wär sach, das er den spiegel zerbräch, So wolt er im in sinem land ein Bistum geben, welches er wölt. Also gieng der priester gen rom zu den bayst Vnd sprach; er wölt den spiegel zu alexandria brechen, das er im das erloupt, wann er sich cristenliches gelobens verlogen muß. Er erloubet im das, doch das er daz tette mit worten vnd nit mit wercken noch mit dem herzen. Nun tett er das von cristenliches gelouben wegen, Wann die cristen von den heiden durch den spiegel vff dem mer grossen schaden empfiengent. Der priester hub sich von rom gein alexandria vnd kert sich in den heidenschen geloben vnd lernet ir geschriff vnd ward ein heidenscher priester vnd ir prediger vnd leret sie heidenschen glouben wider cristenlichen gelouben. Vnd sie hetten in in grossen eren vnd wunderten dorumb, das er

Von
alexandria.

ain cristen priester was gewesen, vnd truweten vnd gelubten im gar wol. Vnd sprachen zu im, welchen tempel in der statt er wölt, den wöllten sie im sin leptag geben. Es was och ein tempel mitten in dem turen, da der spiegel off was. Des selben tempels begert er von in sin leptag. Den gabent sie im vnd mit sampt den schlüssel zu dem spiegel. Da war nün iar vff. Vnd dornach vff ein zit embot er dem künig von zypperen, daz er kām mit galleyen, so wolt er den spiegel zerbrechen, Wann er in in seiner gewalt hett, vnd das er gedächt wann er den spiegel zerbräch, das dann galleyen da wern, das er doruff kām. Also kament eins morgens vil galleyen. Er schlug in den spiegel dry schleg mit einem hamer, ee das er in zerschlug. Vnd von dem clang erschrack das volk in der stat vnd waren all vff vnd liefen zu dem turen vnd umb vielen in, daz er nit dauon mocht. Da sprang er durch ein dienster vß dem turen in das mer vnd vil sich ze tod. Vnd nit lang dornach kam der künig von zyperen mit grosser macht vff dem mer vnd gewan alexandria, vnd hett sie dry tag inn. Da kam künig soldan vnd zoch vff in vnd do mocht er nit beliben vnd brennet die statt vß vnd vieng das volk vnd fürt wib vnd kint mit lib vnd mit gut mit im hin.

Dorumb der
machmet
den heiden
den
min verhoff.

Es ist och ze mercken das machmet den heiden verboten hat win, dorumb als die heiden sprechent. Wann er eins tags mit sinen dienern für ein lewt hus gieng, dorim gros volk was vnd och grosse freß dorim hetten. Er fragt worumb das volk als fröwlich wär? Siner diener einer sprach, es wär von win. Der machmet sprach ist es ein sollich tranck, das die lüt so fröwlich dauon werdent! Vnd nun an dem aubent, gienge der machmet wider für. Da was ein gros geschrey vnd es schlugen wib vnd man an ein ander, vnd dorunter waren zwen erschlagen. Er fragt aber vnd sprach, was das wär? Einer seiner diener sprach, das volk das vor fröwlich was das ist nun von sinen sinen komen, wann sie des wins zu vil zu in genomen hetten, vnd sie westen nit was sie täten. Da verbot machmet allen den die in dem win gelouben schwären han. Es wärent geistlich, weltlich, keiser, künig, herzogen, fryen, grauffen, ritter vnd knecht, schergen vnd allen den, die in minem glouben sind, das sie keinen win mer trinckent, sie sigent gesund oder siech. Vnd umb das hat er in den win verboten, als mir die heiden gesagt haben. Er hat in och gebotten das sie die cristen vnd allen den, die wider sin globen sind tag vnd nacht ächten sollen, Vngenomen die armeny, die füllen vnder in fry sin. Vnd wa dann die armeny vnder in sind, da sollent sie ein monat nit mer zins von in nemen, dann zwein pfenning. Als dann machmet dem armenischen priester verheissen hett, als vorberürt ist. Och hat er in gebotten, wann sie den cristen obligen, so sollent sis nit tötten. Aber sie sollent sie verkeren vnd sollen iren gelouben damit meren vnd bestercken.

Constantinoppel ist gar ein schöne grosse stat vnd wol gepuwen, vnd ist wol zehen wälſche mil umb fangen in Der rinckmur, vnd hat fünfftzehen hundert turen dorinn. Vnd die Stat ist dryecket, vnd das mer hat die zwen teil umb fangen. Constantinoppel heist die kriechen istimboli. Aber die türcken heiffents stampol. Vnd gegen der Stat über ligt ain statt haist pera, vnd die kriechen haiffents kalathan (Galata), vnd die heiden nements och also. zwischen der zweyer stett ist ein arm von dem mer, wol vff dry wälſche mil lang vnd vff ain halb oder mer breit. Vnd vff dem arm varends zu einander, wenn es vff dem land verr umb ist. Die selb stat gehört gen genaw (Genua). Es hat och der grosse Alexander fünfftzehen wälſch milen lant graben durch gros hoch vels vnd gepirg vnd hat zwai mer in einander fließent gemacht. Vnd das da flust daz haist vnd ist das gros mer vnd man heist es och das schwarz mer. Vnd da flüst die Tunow ju vnd vil andre grosse wasser. Vne vff dem selben mer vert man gein Gassa (Cassa), gen Mathena (Mla Thana), gen Trabessanda vnd gein Samjon vnd in vil ander stett vnd land, so dorumb ligent. Den arm von dem mer constantinoppel heiffent die kriechen helleſpant, vnd die heiden haiffents in poges (Boghas türkiſch, d. i. Kehl. f.) Och habent die türcken ain vrfar vff dem mer gen constantinoppel über, das haiffens skuter (Scutari). Da waren die türcken über mer. Och nit verr von constantinoppel by dem mer ist troya gewesen, vff einer schönen wit. Vnd man ſicht noch wol da die stat gewesen ist. Der keiser von constantinoppel hat zwen balast in der statt. Der ain ist gar schöne vnd jnne wol geziert mit gold, laſur vnd marmelstein. Vnd vor dem palast ist gar ein schöner hoff ze ſtechen vnd zu aller kirchwil, die man vor dem palast haben will. Vor dem palast ist keiser justians pild vff einem rofs. Vnd ist vff einen hohen marmelstein geſetzt vnd ist ein ſewlen. Da fragt ich einen purger der vff der stat was, von wem das pild gemacht wär. Der ſagt mir es wär von glockenspis vnd wär also ganz gegossen roß vnd man aneinander. Es ſagent etlich hie zu land es ſy von leder Vnd es ſy doch wol tuſent iar da geſtanden. Wer es leder ſo möcht es als lang da nit geſtanden ſin, es wär erfult. Das pild hat vor zyten einen guldin apffel in der hand gehapt Vnd hat bedüt, daz er ein gewaltiger kaiſer ist gewesen über criſten vnd über heiden. Aber nun hat er des gewalts nit mer, ſo ist och der apffel füder.

Von
 konstantinoppel.

Vnd als der zegra vnder lag als vor menglich geſchriben ist, da kam ich zu einem herren gehaiſſen manſchuſch. Der was des zegras rants herr gewesen. Der muſt wichen vnd zoch in ein statt, geheiffen kassa. Dorinnen ſind criſten. Vnd ist ein mächtige statt, vnd ſint ſechſerley gelouben dorinn. Da lag er fünf monat. Vnd für dornach über ein arm des ſchwarzen mers vnd kam in ein land, genant zerckhas (Tſcherkeß, Circasien). Da was er ein

Durch
 welche land
 ich heruß
 komen bin.

halbs iar. Des ward der tartersche künig gewar, vnd schickt zu dem herren in das land vnd embot im das er den herren manhuch nit in sin land ließ, doran tätt er im ein gros geuallen. Der manhuch zoch in ein anders land geheissen magrill (Mingrelie), vnd als wir nu in das land magrill kamen, Da wurden vnser der cristen fünff über ein, wie wir vß der heidenschafft wider zu land komen woltent, dauon wir dann bürtig wärent, wenn wir nun nit mer dann dry tagweid zu dem schwarzen mer hettent. Vnd nun als vns dunckt gelegen vnd recht da von ze komen wär, wir schiden vns all fünff von dem benanten herren vnd kamen in des landes hoptstat, genant bothan (Poti), gelegen by dem schwarzen mer vnd baten vns herwerth über füren, wir wurdent sin aber nit gewert. Wir huben vns vß der stat vnd ritten by dem mer hin vnd kamen in ein gepirg, dorinne ritten wir vntz an den vierden tag, vnd kamen an einen berg, da sahen wir einen locken (ein kleines Schiff), in dem mer ston, by acht welschen milen von dem gestad. Wir beliben vff dem perg bis zenacht vnd machtent ein für. Vnd da der schiffman das für sach, da schickten sie lüt vff einer züllen (Zülle, Nachen oder fischerkahn), das sie vns beschowten, wer da wär vff dem perg vnd by dem für, vnd als sie nun gegen vns her furent, da mält wir vns. Sie fragten, was lüt wir wärent? Wir sprachen, wir sind cristen vnd sint gefangen worden, da der künig von vngern vor nicopoli nider gelegen ist, vnd sint mit der hilf gottes bis her komen. Möcht wir nun firbas über mer komen, So hetten wir einen gedingen vnd hoffnung zu got, wir käment noch heim zu vnsern wesen vnd zu cristenlichem glauben. Sie woltent vns nit gelouben vnd sprachent, ob wir den pater noster das aue maria vnd den glauben kündent? Wir sprachen ia, vnd sprachen in den. Doruach sprachent sie wie vil vnser wär? Wir sprachent fünff. Sie hießent vns warten vff dem berg vnd furen hin zu iren herren vnd sagten in, wie wir mit in geredt hetten; er schuff das man vns prächt. Sie kamen mit züllen vnd furten vns vff die locken. Vnd an dem driten tag als wir vff der locken wärent, da käment rouber mit dryen galien, vnd hetten vns gern beschädiget, Wann sie wärent dürcken. Die jagten vns dry tag vnd zwo nächt, sie mochtent vns aber nütz angewinnen. Wir käment zu der statt sant masticia (Mastris), da blieben wir bis an den vierden tag, damit furen die türcken wider iren weg vnd dornach fur wir hin in das mer. Vnd wolten gefaren sin gein constantinoppoli, vnd als wir nun vff das mer käment das wir nütz den himel vnd wasser sauchent, Da kam ein wind vnd schlug die locken hinder sich, wol acht hundert wälsch milen, zu ainer statt ist genant synopp (Sinope). Da lagent wir achttag vnd furent dornach wider fürder vnd furent, vff anderhalben monat vff dem mer, das wir nit ze land mochten komen. Vnd vns gieng an spis ab, das wir nit mer ze essen noch ze trincken hetten. Wir käment zu einem vels in dem mer. Da funden wir schnecken vnd merspinnen, die clubten wir vff vnd spisten

vns wol vier tag dauon, vnd furent ain monat vff dem mer, Ee
 das wir gein constantinoppoli kamen. Vnd als wir nun dahin
 kamen, da beliben ich vnd min gesellen. Vnd die kock fur hindurch
 das tor in wälisch land. Vnd als wir zu constantinopel hinin durch
 das tor giengent, da fragt man vns von wannen wir wärent?
 Wir sprachent, wir sint in der heidenschafft gefangen gewesen, vnd
 sint daruon komen vnd woltent wider zu cristenlichem gelouben.
 Da furten sie vns zu dem kriechischen keiser (Johann II. Paläologus).
 Der fragt vns, wie wir in die heidenschafft komen wärent? Wir
 sagten im den anfang bis an daz end. Vnd als er das vernam,
 da sprach er wir solten nit sorgen, er wölt vns wol zeland bringen.
 Vnd schickt vns zu dem patriarchen, die och in der stat sitzent vnd
 hieß vns da warten vff sinen bruder, der by der künigin zu unger
 wär, dem wolt er ein galien schicken, doruff wolt er vns heruß
 helfen in die walachy. Also warent wir dry monat zu constantinoppel,
 achtzehen wälischer milen mit der rindmur umb fangen ist, vnd die
 rindmur hat fünfftzehen hundert turn. So hat die stat tusent vnd
 ain kirchen. Vnd die hoptkirch heist sant sophia vnd ist gepuwt mit
 vß geporten marmelstein vnd ist och damit gepflastert. Vnd wenn
 einer in den tempel gat, der vor nit dorinn gewesen ist, do dunckt
 im es sy die kirch wol wassers. Also schint der marmel. Sie ist
 gantz gewelbt vnd mit ply bedeckt. Sie hat drühundert vnd sechzig
 turn, vnd vnder den sint hundert gantz messli. Vnd nun nach den
 dryen monaten schickt vns der kriechen keiser vff einer galien zu
 einem schloß, haist gily (Kilia). Da flust die tunow in das schwarz
 mer. By dem schloß schied ich von minen gesellen vnd kam dor-
 nach zu koufflütten. Da zoch ich mit in in ein stat heist in tütscher
 sprach die weiße statt (Aßjerman Bielogorod, Weissenburg an der
 Mündung des Dnjeßrs in das Schwarze Meer), vnd ligt in der
 walachy. Dornach kam ich in ein statt haist asparferi (Scheripeni).
 Dornach in ein statt haist sedschoff (Sudschawa), die ist hoptstatt in
 der kleinen walachy (Moldau). Dornach in eine heist deutsch lim-
 burgch (Krow, Lemberg), vnd ist hoptstatt in weissen reissen, des
 kleiner. Da lag ich dry monat krank. Dornach kam ich gein
 frackow, die ist hoptstatt in polan. Dornach gen sachsen gein neichen,
 vnd in die statt bressla, die hoptstatt ist in der slesy. Dornach kam
 ich in ein statt heist eger. Von eger gen regenspurg, von regen-
 spurg gen lanßhut, von lanßhut gen frisingen, daby ich nachen ge-
 porn bin. Vnd mit der hilff gots wider heim bin ich komen vnd
 zu cristenlichem gelouben komen bin. Gedantct sy got dem almächtigen
 vnd allen den, die mir des geholffen habent. Vnd wenn ich mich
 schier verwegen hett, das ich von den heidenschen lütten, vnd von
 irem bösen gelouben, daby ich XXXII iar hon wonung haben
 müssen, nymer komen, noch och nit fürbas mer gemeinschafft der
 hailligen cristenheit hon gelögnert, vnd mich der hon also ellentlich
 verwegen, Vnd dauon gescheiden müst hon. Dann das got der
 almächtigt angesehen hot min gros belangen vnd verdrissen, so ich

nach cristenlichem gelouben vnd nach seiner himelscher frödd gehapt hon, vnd hat mich von den sorgen, verderbens an lib vnd an sel gnädiglich empunden. Dorumb bit ich alle, die die das buch habent lesent oder hörent lesen, das sie min gegen got gütlich gedencfent, damit sie sollicher schwärer vnd oncristenlicher vancnus hie, dort vnd swiglich vertragen werden. amen.

Den beiden Abenteurern Mandeville und Schiltberger schließt sich in gewissem Sinne der französische Ritter Jean de Bethencourt an.

Die Kanarischen Inseln waren während des Mittelalters fast ganz vergessen worden. Da beschloß Chevalier de Bethencourt, sie zu erobern. Ausgerüstet mit einer kleinen Flottille und begleitet von einer Schar von 53 Abenteurern, unter denen auch sein Neffe Mosiot v. Bethencourt und der ehrsame Ritter Gadifer de la Salle, verließ er 1404 den Hafen Rochelle und landete im Juli bei Lanzerote, wo zum Schutze das Kastell Rubicon erbaut wurde.

Sehr bald wurde aber erkannt, wie unzureichend die Kräfte waren, die Eroberungen zu behaupten, da die schwache Besatzung des Kastells von den Guanachen erschlagen worden war. Bethencourt nahm daher seine bisherigen und künftigen Eroberungen von Spanien als Lehen an und erhielt dafür die gewünschte Unterstützung zu weiteren kräftigen Maßnahmen. Er unterwarf zunächst die durch innere Kämpfe entkräftete Insel mit seinen getauften Lanzerotanern, welche mit Leidenschaft in die Fehde gegen das verwandte Blut zogen. Besiegt wurde die leichte Eroberung durch die Taufe der feindseligen Könige der Insel. Damit endigte vorläufig die Eroberung des Archipels, denn die anderen Inseln hatte der normännische Ritter zu Schiffe zwar umkreist und gelegentlich eine Landung ausgeführt, um von den Bewohnern der großen Kanarie kostbares Drachenblut einzutauschen, oder bei der Gomera eine Guanachenfamilie von ihrem nächtlichen Feuer hinwegzurauben; es fehlte aber an Leuten, um schon gegen die bevölkerten Inseln etwas zu wagen. Bethencourt kehrte daher 1405 nach der Normandie zurück, wo ein Zudrang von Auswanderern sich zur Uebersiedelung aus der überfüllten Heimat nach den fernen Inseln meldete. Von diesen wählte der Ritter 28 Männer mit ihren Frauen, um sie nach der beinahe gänzlich verödeten Insel Ferro zu führen. Als er mit diesen Ankömmlingen bei Lanzerote landete, erklangen Trompeten an Bord, worüber die musikalisch empfänglichen Guanachen „unbändige“ Freude empfanden.

Am 15. Dezember 1405 übergab Bethencourt auf immer die Kolonie der Obhut seines Neffen Mosiot de Bethencourt. Persönlich erbat er in Rom vom Papste die Erhebung der Ortschaft Rubicon auf Lanzerote zum Bisthum, und nachher wurde ein Spanier, Las Casas, zum ersten Bischof der Kanarien geweiht. Ohne je wieder nach den Kanarien zurückzukehren, starb Bethencourt kinderlos auf seinem Schlosse Grainville im Jahre 1425.



Abfahrt eines Kaufahrers im Mittelalter.

VIII.

Die Italiener, die Vorläufer der portugiesischen Entdecker.

Die italienischen Handelsrepubliken. Verkehr über das Rother Meer und über den Pontus. Konstantinopel und Alexandrien. Genuesen und Venetianer. Venetianische Land- und Seefahrten. Kompass und Kompasskarten. Venetianische Entdecker in portugiesischen Diensten.

Von allen bisherigen Reisen und Entdeckungen hatte die Handelswelt früheren und größeren Vortheil gezogen, als die Wissenschaft der Geographie. Vor Allem waren es die italienischen Handelsrepubliken, namentlich die Genuesen und Venetianer, welche durch ihren Scharfblick in die entfernten Länder des Ostens während und nach den Kreuzzügen noch einige Jahrhunderte einen sehr gewinnreichen Handel über das Schwarze Meer und über den Don bis tief nach Innerasien, nach Indien und China, betrieben haben.

Innerasien und namentlich Indien hatten Europa zu allen Zeiten mit all den kostbarsten Artikeln der Bedürfnisse und des Luxus, mit Edelsteinen und duftigen

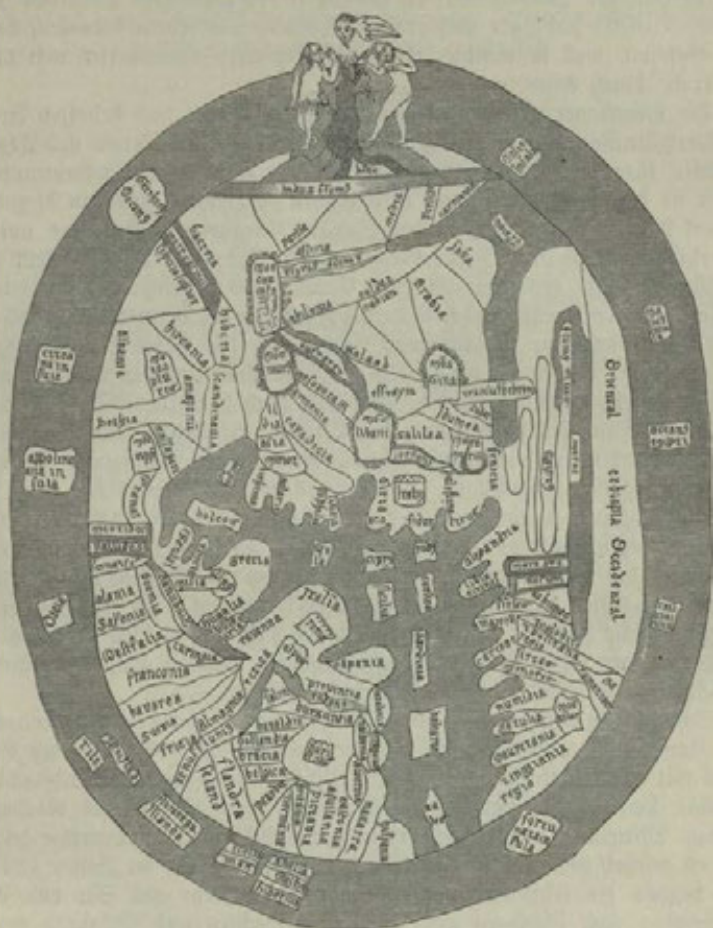
Gewürzen versehen. Vor der Araberherrschaft war dieser indische Verkehr über das Rote Meer, Aegypten und Alexandria gegangen und dieser Ort der Weltmarkt zwischen Indien und Europa gewesen. Seit der Eroberung Aegyptens durch die Khalifen wurde von da jeder Verkehr mit den Christenvölkern des Occidents durch den Religionshaß zurückgedrängt. Der Nil verödete mit Alexandria. Die italienischen Handelsleute auf dem Mittelländischen Meere, durch die Ueberschiffungen und Transporte der vielen Tausende von Kreuzfahrern und ihrer Bedürfnisse in die Levante in den östlichen Gewässern des Mittelländischen Meeres reich und mächtig geworden, wußten sich neue Wege des Verkehrs zu bahnen. Pisaner, Genuesen, Florentiner siedelten sich in Konstantinopel und den Umgebungen an; schifften von da auf dem Schwarzen Meere zum Don an den Fuß der kaukasischen Länder und wurden hier die Handelsherren und Gebieter. Tana wurde damals das nördliche Alexandria, der große Handelsort für das Morgenland. Florentiner und Genuesen gingen weiter zu Lande, zur Wolga nach Winterkan (Astrochan), um den Kaspischen See und von da durch die Länder der Mongolen mit Landkarawanen bis China. Zu einem solchen Karawanenzuge von Asow durch die Mitte von Asien bis China, Kambalu (Peking), brauchte man 11 bis 12 Monate.

Es ist uns eine Beschreibung dieser Handelsstraße aus dem Jahre 1335 von dem Florentiner Balducci Pegoletti erhalten, der selbst diesen Weg zurücklegte. Er giebt alle Zollstädte und Stationen genau an, ein Zeichen, wie besucht diese Route war. Von Asow nach Winterkan, von da nach Organa (Urgenz in Chiwa), von da nach Otrar (Taschlent am Sir), weiter nach Armalet (kaiserliches Hoflager der Mongolen am obern Irtysch), nach Karamuran (am Gelben Fluß Hoangho), nach Kaffai (Aninjai, Grenzstadt) und nach Kambalu.

Die Waaren der Chinesen: Gold, Edelsteine, Lazur (Lapis Lazuli), Türkise, Rubine, die schönen chinesischen Farben, Firnisse, Lack, Porzellan, Thee, Aharbarber, seidene Stoffe, Baumwollenzeuge, auch Pelzwerk, Kunstarbeiten aller Art — selbst die Gewürze Indiens wurden auf diesem Wege über den Pontus eingeführt. So bereicherten sich Genua, Pisa, Florenz, die nun diese Waaren als ihr Monopol an die nordische Hanse wie an alle Höfe Süd- und Westeuropas absetzten, zumal an die blühenden Küstenstädte des Mittelländischen Meeres von Tana und Konstantinopel über Rom bis Barcelona und Cadix. Den Genuesen brachte dieser Handel große Reichthümer und Macht auf dem ganzen Mittelländischen Meere. Konstantinopel, das noch lange Zeit christlich blieb, während Alexandria verschlossen war, wurde der Hauptstapelplatz aller Waaren des Orients und der Luxus erreichte dort seine größte Höhe. Die Vorstädte Konstantinopels, Pera und Galata, wurden seit 1260 Genuesenstädte: noch heute steht der Thurm der Genuesen dort, beide Städte und ganz Byzanz dominirend, ein bedeutendes Denkmal ihrer damaligen Größe.

Das Handelsmonopol der Genuesen verdrängte seitdem ihre Nebenbuhler, die venetianischen Kaufleute, vom Bosporus. Die Genuesen waren die Herren aller Häfen am Schwarzen Meere geworden, wie früher die Phöniker und die Milesier. Sie traten mit allen Fürsten und Herren jener Gestade um des Handels willen in Freundschaftsbündnisse. Mit den Königen von Armenien und den Kaisern von Trapezunt im engern christlichen Verkehr, wurden sie auch

in deren Gebieten heimisch; und auch mit den Tataren und Mongolen befreundeten sie sich. An der Stelle miltärischer Emporien an den Karawanenstrassen über Erzerum bis tief nach Persien hinein wuchsen nun überall genuesische Handelsstädte empor, geschützt von Burgen, Festen und Schlössern. Noch heute klingen hier Sagen von den Castelli Genovesi.



Karte von Kamulphus.

Selbst die italienischen Namen der Städte, wie Theodosia, Caffa, la Tana u. a. in der Krim und am Kosowischen Meere, wo die Genuesen ihre große Münzstätte anlegten, sind denkwürdige Ueberreste jener Periode. Von hier aus versahen sie selbst die große und volkreiche Kaiserstadt Konstantinopel mit Getreide, Salz und Fischen, mit allen Luxuswaaren des Orients.

Die Herrschaft der Genuesen dauerte bis gegen das Jahr 1406, wo der Weltstürmer Timur oder Tamerlan die Gestade des Schwarzen Meeres eroberte,

das Khanat der Krim errichtete und diese Länder für den europäischen Verkehr schloß. Vorderasien blieb seitdem unzugänglich.

Die Handelsgeschichte der Venetianer zeigt ähnlichen Verlauf.

Seitdem der Handelsneid der Genuesen die Nachbarrepublik von den Gestaden des Schwarzen Meeres verdrängte, suchte sich Venedig einen andern Weg zur indischen Handelswelt, die Herrschaft der maritimen Südstraße zu gewinnen. Dieselbe bot sogar noch größere Vortheile und brachte bedeutend dauernderen Gewinn, weil sie weniger mächtigen Gebietern unterworfen war als die Nordstraße durch Asien.

Die Venetianer mißachteten den Verruf als Ketzer und knüpften Freundschaftsverhältnisse mit den Sarazenen, den Sultanen von Syrien und Aegypten an. Wie ihre Neider, die Genuesen, bei den Kaisern in Konstantinopel, so wurden sie bald bei den Sultanen in Aegypten die Herren, zumal in Alexandria. Seitdem standen wieder alle Häfen Syriens, Aegyptens, Arabiens und Indiens ihren Flotten offen. Ihr Großhandel in der Levante ging 1229 schon bis Aleppo. Sie eroberten Cypern, Candia und Negroponte, stifteten drei maritime Königreiche und wurden seitdem die Gebieter des Mitteländischen Meeres.

Nun strömten die Reichthümer Indiens in die Häfen der Königin des Adria-Meeres. Es stiegen die Paläste der Venetianer aus den Lagunen empor. Venedig, so sehr es auch gesunken, zeigt doch noch heute vom St. Marcusplatz aus, daß hier die Schätze Indiens, der Levante, Aegyptens und Südeuropas Jahrhunderte hindurch aufgehäuft waren. Noch immer wehen dort, wenn auch nur in symbolischer Erinnerung alter Herrlichkeit, die Wimpel der drei Inselkönigreiche Cypern, Candia und Negroponte auf hohen Mastbäumen vor dem stattlichen Dogenpalaste und dem Marcusdome. Der St. Marcuslöwe auf den Hafensäulen des alten Alexandria und die beiden Kolosse der Marmorlöwen, die einst den Hafen des Piräus der Athener bewachten, sind einzige Denkmale der Größe jener Zeiten. Und die Venetianer hatten nicht bloß ihre Märkte in der Levante, der Krim, in Indien und Aegypten, sondern auch in Deutschland, zu Augsburg, Nürnberg, in Flandern und Holland.

Schon 1318 brachten fünf venetianische Galeeren Gewürze nach Antwerpen. Diese Umschiffung Europa's, die unmittelbare Handelsverbindung des Mittelmeeres mit den atlantischen Gestaden bezeichnet einen großen Wendepunkt der nautischen Leistungen. Freilich waren schon früher Schiffe aus Nordeuropa nach dem Mittelmeer und umgekehrt mittelländische nach Nordeuropa gelaufen, allein es geschah dies nur in einzelnen besonderen Fällen; im Jahre 1318 dagegen begann ein jährlicher und regelmäßiger Verkehr zur See von Genua und Venedig nach Flandern und England; Frachten und Gefahren zur See waren geringer geworden als die Ueberlandfrachten in Europa, und mit der Größe des Handelswuchs auch der Gewinn der geographischen Disziplin.

Venedig war indeß nicht bloß der Markt des Welthandels, es war auch die Pflegestätte der wieder auflebenden historischen und geographischen Wissenschaften geworden. Auch die Künste, Bildhauerei, Malerei, Holzschnitt, entwickelten ihre Blüten. Venedig hatte in den Camaldulenser Mönchen die berühmtesten kalligraphen, Manuskriptensreiber und Miniaturisten. Dieselben zeichneten und malten die besseren Land- und Seefarten, die noch in der St. Marcusbibliothek als gelehrteste Kunstwerke aufbewahrt werden. In keinem andern Orte finden

seinen Reichen und Völkern bekannt, aber die drei nordischen Reiche hingen an einer schmalen Landenge, auf welcher die ungläubigen Karulen wohnen, mit Rußland zusammen. Afrika war zwar im Süden zu umschiffen, aber wegen der Hitze unbewohnbar, und die Spitze ging nicht südwärts, sondern ostwärts, so daß der Indische Ocean als ein Mittelmeer erscheint, eine Verunstaltung, die sich auch noch auf den späteren Karten wiederholt. Auch zeichnet Sanuto nach der rechtgläubigen Weltanschauung des christlichen Mittelalters Jerusalem noch als Mittelpunkt der Erdscheibe. Die Gestalt des südlichen Asiens war ihm völlig unbekannt und noch mehr die Inselwelt des Indischen Ozeans. Doch nennt seine Karte im äußersten Südosten die Namen Sera, Katali, d. i. China, im Nordosten die auf mittelalterlichen Karten niemals fehlenden Völker Gog und Magog und im äußersten Norden die Tataren.

Von den Karten des nächsten Jahrhunderts ist die des Andrea Bianco, 1486, bemerkenswerth. Sie besteht aus zehn Blättern. Das Schwarze Meer mit den umliegenden Gegenden nimmt ein ganzes Blatt ein, das Mitteländische Meer drei Blätter, die Ostsee nebst den nordischen Reichen ein Blatt und eben so viel Westafrika, die Azoren, Spanien und ein großer Theil des Atlantischen Meeres. Von seiner Vorstellung der Erde giebt ein eigenes Blatt die beste Uebersicht. Die drei Theile der Alten Welt sind ein großer zusammenhängender Kontinent, welcher vom Mitteländischen Meer und dem Indischen Ocean, der von Osten gegen Westen strömt und eine Menge Inseln enthält, in zwei ungleiche Hälften getheilt ist. Die vornehmsten Länder und Städte sind nicht blos dem Namen nach, sondern auch durch mancherlei Figuren und Bildchen von Palästen, Städten und Menschengruppen bezeichnet. Afrika dehnt sich von Westen gegen Osten parallel mit Europa und Asien aus, daher das östliche Aethiopien und das Reich des Priesters Johannes, das hier früher nach Afrika verlegt wird, als man bisher geglaubt hat, bis ans südliche Ende dieses Welttheils reichen. Afrika war gegen Süden zu umschiffen, aber dessen äußerste Küste, die sich in einem großen Meerbusen verliert, nie bekannt. In denselben seht Bianco zwei Drachen mit der Beschriftung *nidus abimalion*. Die Lage von Asien ist eben so entstellt, die südliche Küste läuft gerade von Osten gegen Westen, daher keine Spur von beiden indischen Halbinseln und dem Meerbusen von Bengalen. Das östliche Asien besteht dagegen aus zwei großen Halbinseln, die ein weiter Meerbusen von einander trennt. Auf der nördlichen liegt Gog und Magog und auf der südlichen das Paradies, aus welchem vier große Flüsse strömen, von denen zwei ins Kaspiische Meer fallen. Hierauf folgen die Reiche Katali, Cambalich (Cocobalich), die Stadt Samarkand, das obere und mittlere Indien mit einigen unerklärlichen Städten, wie Udefi, Omindan, Lagade, und hierauf Persien und Syrien. Von Europa sind die meisten Reiche genannt, nur Polen und Ungarn nicht. In ihrer Nachbarschaft erscheint die Tatarei und Großrußland, das den ganzen europäischen Norden einnimmt. Ein großes Gebirge trennt Norwegen und Schweden von Rußland. Schweden am östlichen Ende des Baltischen Meeres grenzt mit Deutschland und Dänemark.

Unter den Kartenkünstlern Venedigs war Fra Mauro — er starb 1459 — nicht nur der geschickteste, sondern auch der gelehrteste Kenner geographischer Entdeckungen. Seine berühmtesten Arbeiten unternahm er für die Republik Venedig und für den König Alfons V. von Portugal, unter welchem die großen

Entdeckungen der Portugiesen ihren Anfang nahmen. Fra Mauro verfertigte zwei große Weltkarten (Mappe Mondo), von denen die eine noch als ein ausgezeichnetes Kunstwerk im Dogenpalaste zu Venedig aufbewahrt wird, das merkwürdigste kartographische Werk des Mittelalters. Die andere ging nach Portugal und wurde dort der Wegweiser für die Entdeckung beider Indien, um Afrika nach Ostindien, durch den Atlantischen Ozean nach Westindien und Amerika.



Weltkarte Fra Mauro's (1457—1459).

Für Vasco da Gama's und Christoph Columbus' ozeanische Entdeckungen gab es auf diesen Karten schon manche Fingerzeige. Fra Mauro bearbeitete diese Karten in seinen letzten Lebensjahren (1457—1459).

Die Karte des Dogenpalastes gehört noch jetzt zu den Hauptzierden desselben. Sie hat in einem goldenen Rahmen 2 m Höhe und 2 1/2 m Breite. Die Weltkarte selbst ist in den schönsten Farben gemalt, mit Goldschrift geschrieben. Sie ist nicht kreisrund, sondern elliptisch, länger gestreckt von Westen nach Osten als von Norden nach Süden. Fra Mauro kannte das Ptolemäische System, aber er sah ein, daß es für den Fortschritt der Entdeckungen nicht mehr

ausreiche; er verließ die Grabeintheilungen, konnte aber kein neues Netz entwerfen. Diese sehr unzureichende Darstellung führte er aber mit Takt und Genauigkeit, zumal mit einer bewundernswürdigen Vollständigkeit des Materials aus. Er stellt die antiken und modernen Namen zusammen und weist so auf vergleichende Geographie hin. Zu den modernen Namen werden fast überall im vulgären venetianischen Dialekt Anmerkungen beigelegt. Seine Karte ist die vollständigste und damals mit Kritik bearbeitete Planisphäre vor der Entdeckung der Neuen Welt im Westen. Sie enthält die drei Erdtheile der Alten Welt und umher eine große Menge von kleineren Inseln, die aus Mangel an Raum und Kenntniß der Distanzen am Rande zusammengedrängt wurden. Viele von ihnen sind allerdings problematisch geblieben. Die Entdeckungen Marco Polo's in Asien zeigen sich bis Katakai im fernen Osten an der äußersten Peripherie der Weltkarte. Im Norden Permia (Samojedenland), im Nordosten Scandinavia und Trilandia (Nordkap und Island), im Westen Spanien und Berzil (die Azoren), im Südwesten das Kap Verde und der Senegal, im Süden das Südkap von Afrika mit Sofala, im Südosten Ceylon, Sumatra, Java. Jenseits überall ein weiter Ocean, nicht die alte Fabel von einem südlichen Polarlande, oder von einem wie bei Ptolemäus durch die Aurea Chersonesus geschlossenes Maro Indicum.

Selbstverständlich legten Genuesen und Venetianer einen ganz besondern Werth auf See- oder Schiffskarten, die wegen ihrer Eigenthümlichkeit auch Kompaßkarten heißen. — Mit dem Kompaß und seiner Anwendung hatte es folgende Bewandniß.

Die Nordweisung der Magnethadel war zweifellos den Chinesen schon in sehr hohem Alterthum bekannt, aber wahrscheinlich zum zweiten Male selbständig in Europa gefunden worden. Schon im 12. Jahrhundert wurde sie am Bord der Fahrzeuge im Mittelländischen Meere gebraucht, lange vor Flavio Gioja von Amalfi, der 1302 als Erfinder des Schiffskompasses genannt wird. In neuester Zeit hat jedoch Herr Breusing, Lehrer an der Seemannsschule in Bremen, es glaubwürdig dargethan, daß dem Gioja das Verdienst gebühre, die bereits auf einem Stift schwebende Magnethadel mit einer Windrose zuerst verbunden, mit anderen Worten, den ersten brauchbaren Schiffskompaß gefertigt zu haben.

Die Kompaßkarten des Mittelalters sind nämlich bedeckt mit Wind- oder Kompaßrosen, aus denen strahlenförmig bunte Striche nach den Haupthimmelsrichtungen auslaufen, um sich auf anderen Punkten der Karte zu anderen Windrosen zu vereinigen. Der Horizont wurde demnach eingetheilt in acht volle Winde: Nord, Nordost, Ost, Südost, Süd, Südwest, West und Nordwest, zwischen welche die halben Winde, wie Nordnordost, Ostnordost, Ostsüdost u. s. w., fielen. Auch diese wurden wieder in Viertel und Achtel getheilt. In dieses einem Spinnewebe ähnliche Netz, dessen Fäden in Kompaßsternen zusammenliefen, zeichnete der Seemann seine Küstenumrisse, nicht wie wir in ein Netz von Meridianen und Parallelen, welches eine annähernde Uebersetzung von Kugelstächen auf die Ebene erlaubt. Auf einen dieser Sterne setzte dann der Steuermann seine Boussole, um zu ermitteln, welche Richtung er innehalten müsse, um von einem Hafen nach dem andern zu gelangen. Tief er dann auf das hohe Meer, so schätzte er den zurückgelegten Weg aus der Segelkraft des Windes mit einer Schärfe und Sicherheit, die uns ein halbes Wunder erscheint.

Die ältesten Kompaßkarten waren Hafens-, Küstenkarten, sogenannte Portulane, welche ursprünglich nur Italiener oder Katalanen von den Balearen zu Verfässlern hatten. Von ihnen empfingen erst später die Portugiesen und die Kastilianer Unterricht in ihrer Anfertigung. Mit Hülfe der magnetischen Nordweisung waren die Küsten des Mittelmeeres, die Ufer des Pontus und die westlichen Gestade des Kaspiischen Sees vollständig aufgenommen worden. Außerhalb der Meerenge von Gibraltar erstreckten sich an den afrikanischen Küsten die Aufnahmen bis zum Vorgebirge Bojador und am atlantischen Rande Europa's etwa bis Flandern und über Großbritannien mit Irland. Auf diesen Karten sehen wir zum ersten Male unsern Erdtheil, seine asiatischen und afrikanischen Vorlande bis auf geringfügige Gliederungen so scharf und wahr und vor allen Dingen in so richtigen gegenseitigen Verhältnissen ausgedrückt, daß unter Anderm Korffka auf den alten Kompaßkarten genauer verzeichnet ist als in den späteren Atlanten in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

Selbstverständlich sind von den Italienern neben ihren künstlerischen und wissenschaftlichen Leistungen auch größere Entdeckungsreisen unternommen worden, die indeß hier nur kurz angeführt werden mögen. So waren die Brüder Bivaldi von Genua ausgelaufen, um jenseit der Säulen des Hercules längs der Gestade Afrika's einen Weg nach Indien zu finden. Am das Jahr 1341 segelten Italiener von Lissabon nach den Kanarischen oder den „wiedergefundenen“ Inseln, wie sie damals hießen, und erneuten die Kenntniß dieser Inselgruppe, die ganz vergessen worden war. Die katalanische Karte von 1351 läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß Italiener wahrscheinlich schon ein Jahrhundert vor den Portugiesen die Gruppe der Azoreninseln gesehen haben. Die Azoren liegen aber auf zwei Dritttheil der nächsten Entfernung zwischen Europa und Amerika.

In den Jahren 1380—1400 machten die Brüder Nicolo und Antonio Zeni, aus einem der edelsten Geschlechter Venedigs, mehrere Reisen in den nördlichen Theilen des Atlantischen Meeres. Nicolo Zeni erreichte die Faröer oder Schetlandsinseln, entdeckte einzelne Inseln im hohen Norden und gewann auch seinen Bruder Antonio zur Theilnahme an seinen Seefahrten. Beide Brüder Zeni kommen auf ihren Fahrten nach Friesland, Island, Grönland, selbst nach der Küste Nordamerika's, die sie Drogea benannt, und die, ihrer Beschreibung nach, das heutige Neuschottland sein muß. Von Estotiland, wahrscheinlich dem heutigen Neufundland, sprachen sie nur nach den Berichten eines ostfriesländischen Schiffers und erwähnen auch nur kurz der Entdeckung der vielgedeuteten Insel Zearia.

Die bestimmte geographische Nachweisung von Zearia ist um so schwieriger, weil sie schon im Namen ziemlich fabelhaft klingt und mit der Mythe von Dädalus in Verbindung gebracht wurde.

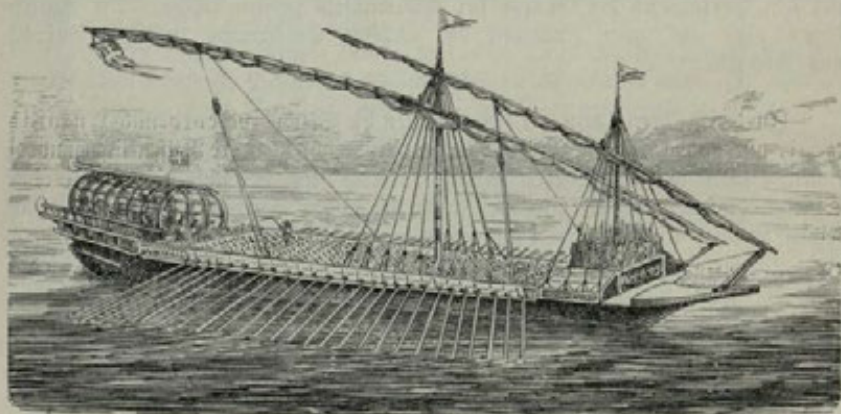
Nach dem Tode Nicolo's wurde Antonio von dem Könige Zichmnis auf Friesland lange zurückgehalten, erhielt aber endlich auf seine dringenden Witten die Erlaubniß, in seine Heimat zurückzukehren. Erst um das Jahr 1405 traf er daselbst glücklich ein, er freute sich aber nicht mehr der Früchte seiner weiten Reisen, denn seine Gesundheit war durch die fortwährenden Anstrengungen unter

einem rauhen Himmelsstriche zerrüttet, so daß er noch in demselben Jahre der Heimkehr seinen Leiden erlag. Sein früher Tod hatte die Vernachlässigung, den theilweisen Verlust der von ihm verfaßten Briefe und Berichte über seine Reisen zur Folge. Sie lagen über ein Jahrhundert unter den Familienpapieren verborgen, und als man sie endlich gefunden, wurde ihr Werth nicht erkannt, und erst noch lange Zeit nachher sah die Familie ein, welchen Schaden sie selbst ihrem Ruhme zugefügt hatte. Um das Andenken an die merkwürdigen Reisen des Mannes zu erhalten, wurden erst 1558 die vorhandenen Bruchstücke gesammelt und gedruckt. Die grenzenlose Verwirrung aber, welche in dem Werke herrschte, hat in Verbindung mit den entstellten und schwer zu erklärenden Namen große Zweifel an der Wahrheit der ganzen Erzählung erregt.

So standen die Italiener im 13., 14., 15. und zum Theil auch noch im 16. Jahrhundert in der geographischen Kenntniß unserer Erde im hellsten Glanze. Kein Volk besaß im Anfange des 15. Jahrhunderts einen so unterrichteten Geographen und Kosmographen, wie den Sänger der göttlichen Komödie. Dante hatte sich nicht nur die besten Anschauungen seiner Zeit angeeignet, sondern er huldigte bereits Hypothesen, die erst nach zwei Jahrhunderten als Wahrheit fest begründet werden sollten.

So hatten die nautischen und wissenschaftlichen Leistungen der Italiener Alles vorbereitet für das Zeitalter der großen überseeischen Entdeckungen.

Christoph und Bartholomäus Columbus waren Genueser — Amerigo Vespucci ein Florentiner — Sebastian Cabot ein Venetianer.



Venetianische Galeere.

Viertes Buch.



Das Zeitalter der Entdeckungen.



Das Ende der Welt



Prinz Heinrich, der Seefahrer.

I. Entdeckungen der Portugiesen bis zum Kap der guten Hoffnung.

Prinz Heinrich der Seefahrer. Was war, wo lag Indien? Kap Bojador, die Grenze der Schifffahrt. Weiteres Vordringen an der afrikanischen Küste. Cabanoto's Reisen. Cam und Behaim in Congo. Diaz am Kap der guten Hoffnung.



hatten die Reisenden bisher unsere geographischen Kenntnisse meistens zu Lande und fast stets in der Richtung von Westen nach Osten erweitert, so sollten sie nunmehr im Meere, in dem atlantischen Süden und Westen erweitert werden. Hierzu war kein Volk durch seine Heimat begünstigter, man möchte sagen mehr prädestinirt, als die Bewohner der Iberischen Halbinsel, die Spanier und Portugiesen.

Die Spanier und die Portugiesen hatten in ihrer Halbinsel glücklich gegen die Mauren gekämpft, und König Alfons I. von Portugal hatte nach

dem glänzenden Siege bei Ourique (1139) die fremden Eindringlinge nach Afrika getrieben. Nachdem König Johann I. durch den Sieg bei Aljubarotta 1385 Portugal auch von dem bedrückenden Einfluß Spaniens befreit, verlegte er seine Residenz von Coimbra nach Lissabon und setzte den Kampf gegen die Mauren auch in Afrika fort, in dem bei der Eroberung Ceuta's, 1415, sich der dritte seiner Söhne, Prinz Heinrich, genannt der Seefahrer, besonders rühmlichst auszeichnete.

Schon frühzeitig dem Studium der Erdkunde ergeben, hatte der Fürstsohn sein Auge auf entfernte Gestade gerichtet und schien im Geiste den Zug der Helden zu ahnen, welche dereinst aus der Mündung des Tojo nach den fernsten Himmelsstrichen der Welt hinaussegeln sollten. Sein älterer Bruder, Don Pedro, hatte verschiedene Reisen in Afrika und Asien gemacht und bereicherte den jüngeren mit seinen Erfahrungen. Durch diese Fingerzeige um so lebhafter für seine Pläne begeistert, gründete Prinz Heinrich 1438 in einer Bucht beim Vorgebirge St. Vincent das Städtchen Sagres und erbaute sich ein Schloß, um hier in der Einsamkeit ungestört über seine Unternehmungen nachdenken und seine Pläne zur Reise bringen zu können. Die kleine Bucht wurde von seemannischem Blicke gewählt; denn sie bot einen trefflichen Hafen und gewährte den Schiffen vor den sogenannten Kreuzwinden völligen Schutz, so daß sie zu jeder Zeit auslaufen konnten. Auf dieses Schloß Sagres bezieht sich auch Freiligrath's schöne Romanze:

Bei dem Vorgebirg Vincent
Steht ein Thurm mit Marmorischwellen,
Eine helle Fackel brennt
Dort, den Erdkreis zu erhellen.

In den Hallen Belems tönt
Lied und Klütern holder Damen;
Doch der Sohn des Königs lehnt
Ernst am hohen Fensterrahmen.

Karten, Nollen mancherlei,
Sammt Boussolen und Quadranten
In der stillen Bücherei
Liegen dort um den Infanten.

Ueber das bewegte Meer
Schweifen läßt er seine Blicke,
Und nach Ländern, die nur Er
Schaut, den Völkern eine Brücke

Schlagen will er. Seine Hand
Streckt er aus nach Negerkronen;
Schiffe hat er ausgesandt,
Zu entdecken fremde Zonen.

Prinz Heinrich wollte einen Seeweg nach „Indien“ eröffnen. Wir denken dabei an eine Umseglung des Kaps der guten Hoffnung, um das heutige brittische Indien zu erreichen. Allein in der damaligen Sprache dachte man sich unter Indien sehr verschiedene Länder. Man sprach von Groß- und Kleinindien, von Ober-, Mittel- und Unterindien, vom ersten, zweiten und dritten Indien, und wenn Columbus einen Seeweg nach Indien suchte, so meinte er nur den Weg nach Japan und China. Ja, man suchte Indien nicht in Asien allein, sondern auch — in Afrika; und fragen wir, welches Indien das Indien des Prinzen Heinrich gewesen sei, so ist es geradeweg das afrikanische Indien, denn selbst Vasco da Gama wollte zur Zeit, als er auslief, nicht unser Britisch-Indien, sondern jenes afrikanische Indien, das heutige Abessinien, entdecken. Dieser Name Abessinien war damals noch nicht geläufig, sondern man sagte dafür das Reich des Erzpriesters Johannes. Man wußte nämlich,

daß in Arabien und in Aethiopien Christen wohnten, und dachte sich ihre Könige als außerordentlich mächtige Herrscher und als starke Feinde der Mamelukensultane. Da nun damals Aegypten die Vormacht des Islam war und da man genau in Rom und in der lateinischen Christenheit wußte, daß die Erzpriester Johannes in beständiger Fehde mit den Beherrschern in Kairo lebten, so suchte man ihre Bundesgenossenschaft, um sich gleichzeitig auch die Spezereien des Morgenlandes viel wohlfeiler zu verschaffen.

Zum Erzpriester Johannes zu gelangen, schien aber keine ganz leichte Aufgabe, denn die mittelalterlichen Karten und Geographen, Araber wie Lateiner, wurden von einem eigenthümlichen hydrographischen Irrthum beherrscht. Man glaubte, daß sich in Arabien der Nil in zwei Arme theile. Der eine, welcher gegen Norden floß, war der wirkliche, richtige Nil, der Strom der Pharaonen, der Nil Aegyptens. Der andere Nil schlug nach der Trennung einen Weg nach Westen ein, durchströmte ganz Afrika, mündete im Atlantischen Meer und hieß der Nil der Schwarzen, d. i. unser Niger. Auf diesem (Niger) Strom wollten die portugiesischen Seefahrer hinauffahren, um nach Arabien zum Erzpriester Johannes in das afrikanische Indien zu gelangen! — So standen die Aussichten für Prinz Heinrich vor dem Beginn der Entdeckungen, und erst die späteren Ergebnisse zerstörten dieses lockende Traumbild.

Der räthselhafte afrikanische Fluß, den man als westlichen, atlantischen Nil bezeichnen kann, wurde aber zugleich ein Goldfluß genannt, und dieser Name hat sich noch in der heutigen Erdkunde in portugiesischer Uebersetzung als Rio do Ouro erhalten. Südlich vom Kap Bojador liegt nämlich, gebildet durch eine Landzunge, eine kleine Bucht, welche von den frühesten portugiesischen Entdeckern Goldfluß genannt wurde, weil sie irrig darin eine Strommündung erblickten und von den Anwohnern ein wenig Gold eintauschen konnten, so daß sich schon der Entdecker am Ziele ihrer Sehnsucht glaubte. Ob die Benennung Goldfluß ursprünglich den Senegal oder den Niger bezeichnen sollte, läßt sich schwer entscheiden, denn Gold wird sowol am Oberlaufe des Senegal wie des Niger (Scholiba) gewonnen. Wahrscheinlich galt die Bezeichnung jedoch dem Niger, während die Portugiesen, als sie den Senegal erreichten, ihn als den gesuchten Goldfluß ansahen.

Was war es nun, was den Portugiesen die Erreichung des Goldflusses so schwer machte? Nichts Anderes als das Kap Bojador.

Erinnern wir uns zunächst an Das, was man zur Zeit der ersten Versuche des Prinzen von Afrika und von den atlantischen Räumen gegen Westen wußte. Es ist erstens die Umschiffung Afrika's durch phönizische Seefahrer, auf Befehl des Pharao Nechu, von Ost nach West; zweitens die berühmte Fahrt des karthaginesischen Admirals Hanno.

Im Mittelalter oder, genauer gesagt, gegen Ende des 13. Jahrhunderts treten, wie man wußte, die Italiener als Entdecker auf. Sie kommen nach den Kanarien, die eine Zeit lang die wiedergefundenen Inseln genannt werden. Sie entdeckten Madeira und Porto Santo und gaben ihnen ihre Namen, denn das portugiesische Wort Madeira ist nur die Uebersetzung von Isola do Legname oder die Holzinsel. „Die Ueppigkeit und Mannichfaltigkeit des Baumwuchses setzte sie in Staunen, die eigenthümliche unheimliche Gestalt des Drachenbaums mit seinen langen schilfartigen Blättern zeichnete sich vor allen

anderen aus; riesige Tälbäume, deren dunkle Wipfel weit über alle emporragten, weitesterten an Umfang und Höhe mit den Vinhaticos und deren hellerem Laubschmucke, und die hohen glatten Stämme des Adorno strebten ihnen nach. Die Luft war von Wohlgeruch erfüllt, zur Seite der mit Blüten überdeckten hohen Myrtengesträucher erhob sich der Fohhado, dessen weiße Traubenblüten ihren süßen Duft weithin sandten, und neben ihnen hob Madeira's schlanke balsamische Ceder ihre herrliche Krone hoch in die blauen Lüfte."

Wichtiger noch als die Entdeckung dieser Inseln ist es, daß die Italiener bereits um die Mitte des 14. Jahrhunderts die Azoren gefunden hatten, merkwürdig deswegen, weil die östliche Insel vom nächsten Küstenpunkte Europa's 185 deutsche Meilen entfernt liegt, von der äußersten Azoreinsel der nächste Küstenpunkt Amerika's auf Neufundland aber nur 258 deutsche Meilen absteht. Seefahrer also, die sich 185 deutsche Meilen von Europa entfernten, hätten sich auch 258 deutsche Meilen von den Azoren gegen Westen zu verirren und Amerika zu berühren vermocht. Die Italiener drangen aber nicht bloß westwärts in das Atlantische Meer vor, sondern sie suchten auch südwärts längs der afrikanischen Westküste den Weg nach Indien. Schon 1291 waren von Genua Tedisio Doria und die Brüder Bivaldi zu einer Umschiffung Afrika's ausgelaufen, freilich kehrten sie nie wieder, und der letzte Küstenpunkt, wo ihr Schiff gesehen wurde, soll Gozora gewesen sein. Dieses Gozora deutet auf die italienische Form für den alten Namen Gaetulien, so daß also an der marokkanischen Küste die frühen genuesischen Seefahrer verloren wurden. Ueberhaupt endigten alle nautischen Fahrten der Europäer, bevor Prinz Heinrich seine Thätigkeit entsaltete, an der Westküste vor Kap Bojador oder auf der Höhe der Kanarischen Inseln. Außerdem erheben noch die Franzosen wegen der abenteuerlichen Fahrten Bethencourt's den Anspruch, 1405 über das Kap Bojador vorgedrungen zu sein.

Es ist also nicht ganz scharf, aber doch der Wahrheit zur Genüge entsprechend, wenn man beim Auftreten des Prinzen Heinrich Kap Bojador als die äußerste Grenze der Schiffahrt und der bekannten Welt an der Westküste Afrika's bezeichnet.

Aber die Kunde vom Innern Afrika's erstreckte sich viel weiter. Man irrt nämlich vollständig, wenn man glaubt, der Infant hätte auf gut Glück seine Seefahrer ausgeschickt. Vielmehr betrieb er die Erforschung methodisch. Seine Entdecker griffen Eingeborene an der atlantischen Küste auf, die im Portugiesischen unterrichtet und über ihre Heimat ausgeforscht wurden, andererseits begaben sich einzelne Portugiesen unter die Verbernomaden der Sahara, erlernten die Sprache der Eingeborenen und ließen sich dann von den rückkehrenden Seefahrern wieder aufnehmen. Dies geschah allerdings erst, nachdem die Entdeckungen im Gange waren; aber schon nach der Einnahme von Ceuta wurden durch arabische Kaufleute über das afrikanische Sudan Erkundigungen eingezogen. Auch besaß Prinz Heinrich gute Karten, und aus den gleichzeitigen geographischen Quellen können wir auch ein Bild uns entwerfen von der Aufgabe, wie sie der Infant vor sich zu haben glaubte, nicht wie sie wirklich ihm und seinen Nachfolgern bevorstand.

Die Erreichung, die Umschiffung des Kap Bojador hatte zur Zeit des Prinzen seine besonderen Schwierigkeiten. Nach neueren englischen und französischen Angaben erscheint das Vorgebirge von Norden gesehen nur als eine

Junge von rothem Sand, die flach ins Meer hinabsinkt, doch ist gleichzeitig die Brandung längs der Küste außerordentlich stark und das Kap obendrein mit einem Riff umgürtet, welches eine alte Seemeile (20 = 1°) in das Meer vortritt. Die portugiesischen Quellen dagegen behaupten, daß sich ein Riff mit brandender See 6 Legoa's weit ins Meer erstreckt. Das Alles sind jedoch Dinge, die nur Küstenfahrer erschrecken konnten, welche sich nur Angesichts des Landes dem Ufer entlang fortasteten wollten, nicht aber Seeleute, welche sich auch nur 5 deutsche Meilen weit aufs hohe Meer wagten. Die Portugiesen waren aber damals noch ungeübte, scheue Küstenfahrer. Von 1415 bis 1432 sendete der Infant fast jährlich Fahrzeuge gegen das Kap Bojador aus, und sie kehrten alle verzagt um, bis 1432 Gil Eannes, Gilianes, der erste beherrzte Seemann, das Wagstück glücklich bestand. Mit dieser That hatte auf immer das Kap seine Schrecken verloren. Die Schranke war gebrochen, und aus den verzagtesten Seeleuten wurden nun rasch die verwegensten Entdecker, denn etwas mehr als 80 Jahre später fuhr Magelhães durch die nach ihm benannte Straße und über die Südsee, das größte nautische Bravourstück der damaligen Zeit. Aber schon zu des Infanten Zeiten war die Seetüchtigkeit des portugiesischen Volkes fast mit der zunehmenden Geschwindigkeit fallender Körper gewachsen. Im Jahre 1432 hatten sie sich zuerst 5 Meilen weit von der Küste zu entfernen gewagt. Zwölf Jahre später, als sie längst über Kap Bojador, den Senegal, Gambia bis zum Rio Grande und dem Weißen Vorgebirge vorgezogen waren, tödteten die dortigen Neger mit vergifteten Pfeilen den Anführer einer portugiesischen Caravelle, Nuno Tristão sammt 18 Gefährten, so daß nur noch der Schiffschreiber und vier Jungen an Bord zurückblieben. Ein alter Steuermann rieth ihnen sterbend, nur immer nach Norden zu halten, wenn sie Europa wieder erreichen wollten. Sie folgten seinem Rath und kamen wirklich in die Heimat, nachdem sie volle zwei Monate nichts gesehen hatten als Himmel und Wasser.

Die Flügel waren den Portugiesen gewachsen, seitdem auch Privatleuten die Erlaubniß, die Aufmunterung zu Entdeckungsreisen zutheil wurde. Prinz Heinrich



Prinz Heinrich
am Portal des Klosters von Belem.

ermunterte und förderte eifrigst jedes Unternehmen zu Seefahrten, und eben daher rührt auch sein Name, nicht weil er selbst Seereisen gemacht hätte. Wer Kenntniß auf Reisen gesammelt und fremde Länder gesehen hatte, wer in nautischen, mathematischen Wissenschaften erfahren war, der war im Meerschloß zu Sagres ein willkommenener Gast des Prinzen. Ein solcher hochwillkommener Gast war Cadamosto.

Der venetianische Patrizier Moïso da Cadamosto wurde für das westliche Küstenland Afrika's, was Marco Polo für das östliche und südliche Asien geworden war. Auf einer Seereise von Venedig nach Glandern fand er in dem Schlosse des Prinzen Heinrich gastliche, ehrenvolle Aufnahme. Auf Veranlassung des Prinzen ging er 1445 auf Entdeckungen in See. Gleich in den ersten Tagen schiffte er an den kurz zuvor entdeckten Inseln Madeira und den Kanaren vorüber nach dem Kap Vango. Bei diesem Vorgebirge fangen seine eigenen Entdeckungen an. Er entdeckte die Kapverdischen Inseln, umschiffte das Kap Verde und entdeckte den Senegal, den berühmten Strom der Schwarzen. Im nächsten Jahre kehrte er nach Bissabon zurück und schickte die erste Nachricht seiner Entdeckungen nach seiner Vaterstadt Venedig. Noch in demselben Jahre 1456 ging er auf Wunsch des Prinzen Heinrich zum zweiten Male in See, entdeckte den Gambia, den Rio Grande und alles Land bis zur Goldküste. Er verdient den Ruhm, der erste Venetianer gewesen zu sein, der die Westküste Afrika's bis zum Aequator entdeckt hatte. — Cadamosto blieb zwar seitdem in Portugal, kehrte aber zu wiederholten Malen nach seiner Vaterstadt zurück, um hier von seinen Entdeckungen Kenntniß zu geben. Er hat das große Verdienst unter allen Seefahrern, welche im portugiesischen Dienste die Westküste Afrika's beschifft haben, der erste gewesen zu sein, der von seiner Reise einen ausführlichen Bericht bekannt gemacht hat. Sein Schiffstagebuch ist das einzige vorhandene Original der ersten afrikanischen Entdeckungsreise. Und er erzählt in demselben nicht nur seine eigenen Reisen, sondern auch die seiner portugiesischen Vorgänger.

Was die Portugiesen damals und in der nächsten Zeit in geographischen Entdeckungen geleistet haben, das verdanken sie der Ausdauer des Prinzen Heinrich. Mit dem besten Rechte führte er den Wahlspruch in seinem Wappenschild: *Patent de bien faire*.

Prinz Heinrich starb im November 1460. Er hatte die Liebe für Entdeckungen angeregt, und sie wahrte noch lange nach seinem Tode fort. Die wichtigste Entdeckungsreise war zunächst die des Diego Cano oder Cão und Martin Behaim's nach dem Königreiche Congo unter der Regierung des Königs Johann II. Der spanische Bericht dieser Reise lautet:

„Zur Zeit, da der König dieses Fort, S. Jorge da Mina, bauen ließ, beabsichtigte er schon, dadurch von jenem ganzen Lande, welches die Neger bewohnten, Besitz zu nehmen; eine Bestätigung, durch die er seiner Krone einen neuen Staats Titel zu erwerben hoffte, auf daß er des Segens seiner Ahnen, welche ihre Titel stets den Händen der Ungläubigen mit Gewalt entrißen, theilhaftig würde und desgleichen die Schenkungen in Wirksamkeit träten, wodurch die Päpste dem Infanten Don Henrique, seinem Onkel, dem König Don Alfonso, seinem Vater, und ihm Alles zugesprochen hatten, was sie vom Capo Bojador bis Indien einschließlicly entdeckten. Doch wollte er diesen Titel eines Herrn von Guinea erst drei Jahre, nachdem dieses Fort S. Jorge angelegt worden,

nämlich als Diogo d'Azumbuja in dies Reich zurückgekehrt war, in seinen Briefen und Schenkungen geltend machen. Und von da an gestattete er auch nicht mehr, daß die Kapitäne, die er zur Entdeckung jener Küste ausfandte, an den augenfälligsten Orten hölzerne Kreuze aufrichteten, wie zur Zeit des Fernão Gomez geschah, als er gemäß dem Kontrakte, den er mit dem König Don Alfonso abgeschlossen, die fünfhundert Meilen Küstenlands entdeckte; sondern er befahl, sie sollten eine steinerne Säule von der Höhe von zwei Mannslängen mit dem königlichen Wappenschild dieses Reiches und an den Seiten mit einer lateinischen und portugiesischen Inschrift aufstellen, welche besagten, welcher König jenes Land entdeckten lassen und zu welcher Zeit und von welchem Kapitan jene Säule aufgerichtet worden sei.

„Und der erste Entdecker, welcher eine solche Säule aufrichtete, war Diogo Cão, ein Ritter seines Hauses, im Jahre 1484, der bereits in Mina, als an einem Orte, wo er sich mit einigen Bedürfnissen versehen konnte, anlegte, und von da nach dem Capo de Lopo Gonsalvez segelte, das unter dem 1. Grade südlicher Breite liegt. Nachdem er dieses Vorgebirge und desgleichen das Capo de Catherine, das letzte Land, das zu den Zeiten des Königs Don Alfonso entdeckt worden, umschifft, gelangte er an einen ansehnlichen Fluß, an dessen Mündung er auf der Südseite diese Säule aufrichtete, als wodurch er von der ganzen Küste, die er hinter sich gelassen, im Namen des Königs Besitz nahm. Wegen dieser Säule, die vom heiligen Georg genannt wurde, weil der König diesen Heiligen in besonderer Verehrung hielt, wurde dieser Fluß lange Zeit do Padrão genannt; aber jetzt heißt man ihn Congo, weil er ein Königreich, welches diesen Namen führt, und welches Diogo Cão auf dieser Reise entdeckte, durchströmt, obwol der Fluß bei den Eingeborenen eigentlich Zaira heißt. Derselbe ist durch seine Wassermasse bemerklicher und ansehnlicher als durch seinen Namen; denn zur Zeit, wo in jenen Landen Winter ist, fällt er mit solcher Macht in das Meer, daß man noch 20 Meilen von der Küste seine süßen Wasser findet. Als Diogo Cão die Säule gesetzt, und er die Macht, welche der Fluß an seiner Mündung und in seiner Wassermasse darlegte, sah, leuchtete ihm wol ein, daß an einem so großen Flusse viele Ortschaften liegen müßten; und da er ihn eine kleine Strecke hinauffuhr, sah er, daß sich an seinen Ufern viele Leute zeigten, wie er sie auf der Küste oberhalb durchgehends getroffen, alle sehr schwarz mit krauem Haar. Und obwol er einige Dolmetscher von dem Volke, das er entdeckt, bei sich hatte, so konnten sie sich doch mit diesen über nichts verständigen, so daß er seine Lust zu den Zeichen nahm, wodurch er erfuhr, daß sie einen sehr mächtigen König hätten, welcher so und so viele Tagereisen im Innern des Landes wohnte. Da er nun die Art der Leute sah und die Zuversicht, mit der sie ihn herankommen ließen, beschloß er, Einige von den Anfern in Begleitung Eulicher von ihnen mit einem Geschenk an den König zu schicken, wofür er diesen, sowie Denen, die ihnen den Weg zeigen sollten, eine Kleinigkeit gab und das Versprechen empfing, daß sie in so und so viel Tagen zurück sein sollten. Die Zeitfrist aber, die sie sich gesetzt, verstrich doppelt, ohne daß Diogo Cão irgend eine Kunde erhielt; und dennoch gingen Diejenigen, welche dort blieben, und viele Andere, welche wegen der Bücher und anderer Sachen, die er ihnen schenken ließ, herbeikamen, so vertrauensvoll auf dem Schiffe ab und zu, als ob sie seit Langem mit einander vertraut wären.

„Als nun Diogo Cão sah, daß die Andern so lange ausblieben, beschloß er, einige dieser Neger, welche auf das Schiff kamen, aufzugreifen und mit ihnen nach diesem Reiche zurückzukehren, und zwar aus dem Grunde, weil unterdeß die Unseren da, wo sie wären, die Sprache des Landes lernen und seine Beschaffenheit erkunden, und die Neger, die er mitnahm, desgleichen unsere Sprache lernen könnten, so daß der König erfahren könnte, wie es bei ihnen stände. Und weil er, wenn er ohne eine Erklärung zu hinterlassen, absegelte, den Unseren, die zurückblieben, Schaden konnte, so gab er, während er vier Männer aus ihrer Mitte in dem Schiffe zurückhielt, den Andern durch Zeichen zu verstehen, daß er abreise, um jene vier Männer seinem Könige, der sie zu sehen wünsche, vorzustellen; daß er sie binnen fünfzehn Monaten zurückbringen würde und daß er zu größerer Sicherheit, die vier Männer, die er an ihren König gesandt, unter ihnen zurücklasse.

„Als Diogo Cão in diesem Reiche ankam, freute sich der König sehr, Leute von so gewecktem Geiste zu sehen; denn da sie edle Männer waren, lernten sie, was ihnen Diogo Cão auf der Reise beibrachte, so gut, daß sie bei ihrer Ankunft in diesem Reiche bereits über die Dinge, die man sie fragte, Auskunft gaben. Der König befahl Diogo Cão, in Betracht der Zeit, auf die er seine Rückkehr festgesetzt, damit die Unseren keinen Schaden litten, sogleich zurückzukehren, und gab ihm viele Geschenke für den König von Congo mit, wobei er ihm empfahl, sich zum Glauben Christi zu bekehren. Als Diogo Cão an der Mündung des Rio do Padrão ankam, wurde er von denen am Lande mit Freuden empfangen, weil sie ihre Landsleute, die er mitgenommen, lebend und so gut gehalten, wie dies der Fall war, sahen. Und gemäß der Instruktion, die er von dem König Don João erhalten, schickte er einen der vier Neger, nebst einigen vom Lande, die ihm bekannt waren, mit einer Botschaft an den König von Congo und that ihm zu wissen, daß er gekommen sei und, wie ihm jener sagen würde, seine Vasallen, die er von da mitgenommen, zurückbringe. Zugleich bat er ihn, er wolle, weil ihm der König, sein Herr, befohlen, an jener Küste weiter vorwärts zu segeln, um einige Dinge in seinem Dienst zu vollbringen, ihm die Portugiesen, die er in seiner Gewalt habe, mit einem seiner Hauptleute zuschicken, dem er die anderen drei Vasallen, die er bei sich habe, ausliefern werde; und nach seiner Rückkehr, die zur guten Stunde geschehen möchte, werde er zu ihm kommen und ihm einige Dinge sagen, über die er auf Befehl seines Königs mit ihm unterhandeln solle, und ihm einige andere Dinge überreichen, die ihm der König schide. Als die Unseren im Geleite eines Hauptmanns, den der König von Congo schickte und der dem Diogo Cão die Seinen nebst einigen Geschenken für den König auslieferte, gekommen waren, verließ er sie, um seine Entdeckungsreise die Küste hinauf anzutreten. Auf dieser Fahrt, auf der Diogo Cão mehr als zweihundert Meilen über dies Reich Congo hinausfuhr, richtete er zwei Säulen auf, die eine vom heiligen Augustin genannt, der seinen Namen demselben Orte gab, der unter dem 13. Grade südlicher Breite liegt, und die andere, um deren willen der Ort Capô do Padrão heißt, unter dem 22. Breitengrade, nahe bei der Manga das Areas. Auf dieser Fahrt aber machte er Streifzüge auf dem Lande, bei denen er einige Personen als Dolmetscher für die weitere Entdeckung gefangen nahm, wie ihm seine Instruktion anempfahl; diese brachten sie jedoch später unterrichtet dahin zurück.

„Nachdem nun Diogo Cão von dieser Entdeckung an den Rio do Padrão im Königreich Congo zurückgekehrt war, hatte er eine Zusammenkunft mit dem Könige, der infolge der Erkundigungen, welche er bereits bei den Seinen eingezogen und welche mit den Angaben der Unseren über die Verhältnisse dieses Reiches übereinstimmen, sowie wegen Dessen, was er ihm im Namen des Königs Don João sagte und gab, gar nicht wußte, welche Ehre er dem Diogo Cão erzeigen sollte, als er ihn bei sich sah; und er war so eifersüchtig auf ihn, daß er ihn Niemand anders anvertraute. Und da der heilige Geist bereits zur Zeit, da Diogo Cão bei ihm war, seine Mysterien in der Seele dieses heidnischen Königs zu wirken begann, so wurde er für Das, was ihm Diogo Cão von unserem Glauben sagte, so eingenommen, daß er ihn gar nie verließ und ihn über Manches schon mit erleuchtetem Geiste befragte. Diesen ermangete er auch nicht, sogleich zu offenbaren, indem er einen der Edelleute, der schon dagewesen war, Namens Gazuta, und desgleichen einige Jünglinge, gleichsam wie eine Gesandtschaft mit Diogo Cão in dieses Reich schickte, und den König bat, es möchte ihm gefallen, ihm Priester zu schicken, um ihn und sein ganzes Reich zu taufen und sie in ihrem Geite zu unterweisen. Jene Jünglinge, welche Söhne der Vornehmen seines Reiches seien, bitte er ihn, taufen und in dem Glauben unterrichten zu lassen, damit er durch sie, wenn sie zur guten Stunde zurückkehrten, unter seinen Unterthanen verbreitet werden könne, und mit dieser Bitte schickte er dem Könige ein Geschenk an Elfenbein und Palmzeugen, da es in seinem Lande keine anderen Kostbarkeiten gab.

„Als aber Diogo Cão mit dieser Bitte um Bekehrung von Seiten eines Fürsten, des Beherrschers eines so großen Volkes, kam und da dies der Hauptzweck war, den der König Don João bei diesen Entdeckungen vor Augen hatte, so hielt dieser, welcher gerade zu Beja verweilte, um seine Freude über dies Werk zu zeigen und Gott dafür zu danken, den Gesandten Gazuta und auch die Jünglinge, die mit ihm gekommen waren, selbst über den Taufstein; die Königin aber war die Pathin und sie und der König hatten, diese Handlung recht feierlich zu begehen, ihre Festkleider angelegt. Und dieser Gazuta erhielt dem Könige zu lieb den Namen Don Jão und von dem andern Pathen, Aires da Silva, Oberkämmerer des Königs, den Zunamen da Silva; auch die Jünglinge nahmen sämmtlich die Namen und Zunamen der Pathen an, die sie zur Taufe führten.

„Aber wie viel auch das Christenthum dieser Männer von Congo durch die Bekehrung ihres Königs zur Ehre Gottes fruchtete, so wenig nützte, was der König auf Verlangen des Königs von Benin that, dessen Reich zwischen dem Königreiche Congo und dem Fort São Jorge da Mina liegt. Denn zu der Zeit, als Diogo Cão das erste Mal aus Congo zurückkam, nämlich im Jahre 1486, ließ auch dieser König von Benin den König bitten, Priester hinzuschicken, um ihn im Glauben zu unterweisen, nachdem schon im vorhergehenden Jahre ein gewisser Hernão do Po, der zugleich mit dieser Küste die Insel, welche jetzt noch nach seinem Namen heißt, entdeckt, hingekommen war. Diese Insel, die nahe am Festland liegt, hatte er wegen ihrer Größe Formosa (die schöne) genannt; sie verlor jedoch diesen Namen und es blieb ihr der ihres Entdeckers.

„Jenen Gesandten des Königs von Benin brachte João Affonso d'Alveiro mit, der auf Befehl des Königs auf die Entdeckung dieser Küste ausgesegelt

war; zugleich brachte er auch den ersten Pfeffer, der aus jenen Landen von Guinea in dies Reich kam und den wir jetzt Schwanzpfeffer heißen, weil er sich von dem andern indischen Pfeffer dadurch unterscheidet, daß der Stiel, auf dem er wächst, noch an ihm hängt; der König schickte ihn nach Flandern, aber er wurde nicht so hoch geschätzt wie der indische. Und weil dies Reich Benin nahe bei dem Fort São Jorge da Mina lag und die Neger, welche Gold zum Tausche hinbrachten, gern Sklaven kauften, um ihre Waare zu tragen, ließ der König in einem Hafen von Benin, Namens Gato, eine Faktorei errichten, wo man eine große Menge derselben eintauschte, an denen man hinwiederum in Mina viel gewann, weil sie die Goldhändler zu dem doppelten Preise kauften, den sie hier im Reiche hatten. Aber da der König von Benin seinen Abgöttereien sehr zugethan war und die Priester mehr verlangte, um mit unserm Schutz gegen seine Nachbarn mächtiger zu werden, als aus Sehnsucht nach der Taufe, so stifteten die Spender derselben, welche ihm der König sandte, sehr wenig Nutzen. Daher kam es auch, daß er sie wieder zurückberief und dergleichen die Faktoreibeamten, da der Ort sehr ungesund ist; und unter den Personen von Namen, welche auf derselben starben, war auch der nämliche João Affonso d'Alveiro, der sie zuerst gegründet. Doch hatte seitdem der Sklavenhandel von Benin nach Mina lange Zeit hindurch, sowohl bei Lebzeiten des Königs Don João als des Königs Don Manuel, seinen Fortgang; denn die Schiffe, welche aus diesem Reiche absegelten, tauschten die Sklaven gewöhnlich dort ein und brachten sie sodann nach Mina, bis dieser Handel wegen großer Uebelstände, die dabei stattfanden, verlegt und eine starke Caravelle nach der Insel S. Thome geschickt wurde, wo eben so wol die Sklaven von der Küste von Benin als die aus dem Königreich Congo zu Markt gebracht wurden, weil alle Schiffe, die nach jenen Breiten ausgerüstet wurden, daselbst anlegten, und von dieser Insel schaffte sie diese Caravelle nach Mina.

„Aber da der König Don João III., unser Herr, der jetzt regiert, sah, wie jenes heidnische Volk, das schon in unserer Gewalt gewesen, wiederum in die Hände der Ungläubigen gerieth, wodurch sie des Verdienstes der Taufe verlustig wurden und ihre Seelen auf ewig verloren waren, so befahl er, obgleich ihm gesagt wurde, daß er dabei viel verliere, als ein sehr christlicher Fürst, der mehr auf das Heil der Seelen als den Nutzen seiner Kasse bedacht war, diesen Handel mit ihnen einzustellen. Und dadurch wurden mehr als tausend Seelen unter die Zahl der Getreuen der Kirche ausgenommen, welche vor diesem heiligen Befehl jedes Jahr in die ewige Knechtschaft des Teufels geriethen, indem sie Heiden blieben, die sie waren, oder Mauren wurden, wenn dieselben sie auf dem Wege des Handels, den sie mit den Regern der Provinz Madinga trieben, in ihre Gewalt bekamen: eine That, für die Gott, zu dessen Ehre sie geschah, den König sogleich belohnte. Denn da er das Seelenheil dieser Heiden höher anschlug als das viele Gold, das er, wie man ihm sagte, mit diesem Sklavenhandel verlor, so öffnete ihm Gott eine andere Mine unterhalb der Stadt São Jorge, von wo sogleich bis auf den heutigen Tag eine große Masse Gold einging, dessen Werth mehr beträgt, als man durch den Verkauf der Sklaven löste.“

Martin Behaim, in Nürnberg geboren, von altadeligem böhmischen Geschlecht, ward Anfangs dem Handelsstande bestimmt, aber die kaufmännischen Rechnungen erweiterten sich ihm zu mathematischen, und er beschäftigte sich um

so mehr mit dieser Wissenschaft, da in Nürnberg mathematische und physikalische Instrumente von kunstfertigen Händen am besten gefertigt wurden. 1457 reiste er in kaufmännischen Geschäften nach Venedig, wo sich ihm eine neue wunderbare Welt eröffnete. Er sah zum ersten Male das Meer, die Flaggen fremder Nationen, die Schiffe der kühnen Seefahrer ankommen und wieder hinaussteuern. Dieser großartige Anblick weckte in dem jungen Edelmann die Reiselust, und in seinem Herzen regte sich die Sehnsucht, auch das Meer zu befahren, nach fremden Ländern und südlicheren Zonen zu steuern.

Schon vor Behaim's Zeiten fanden sich Deutsche als Kaufleute, Buchdrucker und Artilleristen in Portugal. Schon 1429 kam ein Deutscher, Lambert von Horgen, mit seiner Familie nach Portugal und erhielt vom König Johann I. einen Landstrich zum Geschenk, unter der Bedingung, deutsche Kolonisten nachzuziehen und denselben anzubauen. Seit den Entdeckungen des Prinzen Heinrich, des Schiffers zogen sich viele Deutsche nach Portugal. Die Könige Alphons V., Johann II. und Manuel hatten deutsche Büchschützen im Solde, die ansehnliche Privilegien besaßen und in Lissabon ein eigenes Spital gründeten, und deutsches Pulver, das von Nürnberg zugeführt wurde, war ein sehr gesuchter Artikel. Die deutsche Hanse war bei den portugiesischen Entdeckungsreisen nicht unthätig, sie stellte Schiffe und lieferte Lebensmittel. Als die Entdeckungen Gewinn brachten, siedelten sich neben italienischen auch deutsche Kaufleute in Portugal an. Die ersten Buchdrucker in Portugal waren Deutsche. Das erste in Portugal in abendländischer Sprache gedruckte Buch (*Breviarium Bracharense* 1494) ist von einem Deutschen, der sich am Ende des Werkes Magister Johann Gherlinc nennt. Johann Kampen (um 1500) war deutscher Bombardier und Buchdrucker in portugiesischen Diensten; der deutsche Buchdrucker Valentin Ferdinand wurde 1503 zum Schildträger der portugiesischen Königin Leonore, Gemahlin Johann's II., ernannt. Er übersetzte die Reisen des Marco Polo in das Portugiesische. König Manuel schätzte die Buchdruckerkunst so hoch, daß er den deutschen Drucker Jacob Cromberger nach Portugal kommen ließ, ihn in den Adelsstand erhob und durch Dekret vom 20. Februar 1508 allen Denen, welche diese segensreiche Kunst in Portugal üben würden, die Rechte der Edelleute des königlichen Hauses verlieh.

Nach Behaim's Heimkehr nach Nürnberg beschäftigte er sich fast ausschließlich mit Mathematik und Herstellung nautischer Instrumente, wobei es ihm zu statten kam, daß der berühmte Mathematiker Johannes Müller, genannt Regiomontan, Mathematik und Astronomie in Nürnberg lehrte. — Wir werden später näher auf ihn zurückkommen, hier genüge es, nur seine Reise mit Cano nach Congo zu erzählen.

Nach mehreren Reisen ging Behaim 1480 nach Lissabon, und wenn es auch zunächst Handelsgeschäfte waren, die ihn dorthin führten, so fühlte er sich doch in Lissabon doppelt gefesselt durch das große Weltleben und die Pläne zu neuen Schifffahrts- und Handelswegen. Andererseits wurde auch seine nautische Bildung anerkannt und hochgeschätzt und er selbst zur Theilnahme an der Expedition Cano's aufgefordert.

Behaim giebt selbst in Legenden auf seinem Globus über diese Reise folgende Notizen:

Unter den Inseln Principe und St. Thomas:

„Diese Inseln wurden gefunden mit den Schiffen, die der König aus Portugal ausgeschickt zu diesen Porten des Mohrenlandes A. 1484, da war eitel Wildnuß und kein Menschen funden wir dar dann Waldt und Vögel, da schickt der König aus Portugal nun jährlich sein volk dahin, das sonst den Todt verschuldet hat, man und frauen, und giebt ihnen damit sie das felt bauen und sich nehren, damit diß Landt von den Portugalesen bewohnt würde. Item in dieser gegent ist Sommer als wir in Europa wintter haben und alle vogel und thier sind anders gestalt dann die unsern. Hie wechset viel Pisens, den man in Portogal nennet algallia“.

Am Kap der guten Hoffnung:

„Hie wurden gesetzt die Säulen des Königs von Portugal A. Domini 1485 den 18. Jan. Als man zehlt nach Christi unsers Herrn Geburt 1484 Jar liese zurüsten der Durchlechtig König Johann II. in Portugal zwey Schiff Caraveli genant, genant, genicualhirt, und gewapnet, versehen auf 3 Jar, dem Volk und Schiffen war in Nahmens und Befehl gegeben auszufahren über die Saeculen di Hercules in Afrika gesetzt hat, immer gegen Mittag und gegen den Aufgang der Sonnen, so fern Ihnen möglich were, auch so verfahe der vorgenante König die Schiffe mit allerley wahr und Kauffmanschafft, die zum kauff und zu verstechen auch 18 Rosse mit allen Zeug köstlich gerustet, wurden in den Schiffen mitgefuhret, den Mohren Königen je einem eins zu schenken wo uns gut gedeucht. Und man gebe uns allerley muster Specerey die zu zeigen den mohren, wobey sie verstehen mögten, was wir in ihrem Land suchen wolten und also gerust seyndt fuhren wir aus der Porthen der Stadt Alisipona von Portugal und segelten zu der Insel de Madera, da des Portugals Zucker wächst und durch die Inseln fortunatas und die Inseln der wilden Canarien, funden Mohren Könige denen wir Schenkung thäten, die uns auch wider. Nahmen in das Land, in die Königreich Gambia geloff, da die Paradiskörner wachsen, ist von Portugal 800 teutsche Meiln, darnach in König Furfursland, ist 1200 leuge oder Meilen. Daselbst Pfeffer wächst, den man nent Portogals Pfeffer, auch fern von dannen ist ein Land, da wir Zimmet-Rinden funden wachsen, as wir nun bey 2200 Meilen oder Leugen gefegelt waren von Portugal, kehrten wir wider und am 19. Monath kamen wir wider zu unsern König.“

Die Reise war folgenreich und bedeutsam. Die Segler kamen bis über das Kap Frio hinaus, bis zum 22. Grad südlicher Breite, und errichteten steinerne Pfeiler mit dem portugiesischen Wappen. Das Christenthum ward Hofreligion in Congo, freilich, wie Vieles an Höfen, nur eitel Ceremonie in fragenhaftem, echt afrikanischem Stil. Die Könige erhielten christliche Namen und wurden wie die unsrigen numerirt. Die Geschichte nennt an 10—15 Alvaro's, einige Diego's und mehrere Peter. Noch am Ende des siebzehnten Jahrhunderts gab es in Congo an 100 christliche Kirchen, aber alle insgesammt sind untergegangen und das Licht des Christenthums völlig erloschen. Welcher Art die Erleuchtung gewesen, läßt sich auch daraus entnehmen, daß ein einziger Priester an einem einzigen Tage nicht weniger als 5000 dieser schwarzen Heiden

getauft hat, und daß die würdigen Seelsorger auch Menschenhandel trieben —
— in majorem dei gloriam!

Nach der Heimkehr wurde Behaim zum Ritter des Christusordens geschlagen; der König Johann II. selbst gürtete ihm höchst eigenhändig das Schwert um und der Kronprinz Emanuel schnallte ihm die Sporen an.

Nur ein Jahr nach der Rückkehr Cano's und Behaim's schickte König Johann II. 1486 Bartholomäus Diaz mit zwei Schiffen zur Fortsetzung der Entdeckung aus. Auf den Schiffen wurden die Neger und Negerinnen zurückgeführt, welche Cano nach Portugal gebracht hatte und die daselbst in der portugiesischen Sprache unterrichtet worden waren. Sie wurden alle mit bunten Kleidern und allerlei glänzendem und farbenreichem Tand geschmückt, damit sie bei ihren Landsleuten von der Macht und dem Reichthume des Königs von Portugal außerordentliche Vorstellungen erwecken sollten. Dieselben hatten auch versprochen, so tief als möglich nach dem Innern des Landes zu gehen und überall zu erzählen, mit welchem Eifer die portugiesischen Schiffer an den Küsten freundschaftliche Beziehungen des Handels anknüpften und auch das Land des Priesters Johannes aufsuchten.

Diaz steuerte ohne Aufenthalt auf hoher See bis zum Congo, wo er seine Aufträge erledigte, ging dann aber längs der Küste weiter südwärts. Nachdem er bereits die Bai unter dem 29.° s. Br., die Lavirbai, erreicht hatte, erhob sich ein entsetzlicher Sturm, der die kleinen Schiffe vierzehn Tage auf dem Meere umherherschleuderte und die Mannschaft, welche auch durch die mit dem Unwetter eingetretene empfindliche Kälte litt, so sehr angestrengt und abgemattet hatte, daß sie kaum das Takelwerk in Ordnung zu bringen und die Segel aufzuhissen vermochte.

Diaz richtete nun seinen Lauf nach Osten, um die aus dem Gesichte verlorene Küste, welche sich, wie er fest glaubte, immer noch von Norden nach Süden hinziehen müsse, wieder zu gewinnen. Da er aber nach mehreren Tagen nirgends Land sah, segelte er nordwärts und erreichte bald eine Bai, die er, weil die Eingeborenen am Strande ihre weidenden Kühe hüteten, Angra dos Baqueiros (Kuhhirtenbai) nannte. Die Leute waren sehr furchtsam, trieben gleich bei dem Erscheinen der Schiffe ihr Vieh weiter nach dem Innern, und da man keine Erkundigungen über ihr Land einziehen konnte, so steuerte Diaz an der Küste, die zu seiner nicht geringen Freude ihre nordöstliche Richtung, die ihn sogleich überrascht hatte, behielt, weiter bis zu einer kleinen Insel und setzte auf derselben einen Pfeiler, den er Padrao da Cruz nannte, und von welchem später die Insel, welche etwa eine halbe Meile von dem festen Lande liegt, den Namen Ilheo da Cruz erhielt.

Die Mannschaft fing indessen an zu murren und weigerte sich, weiter zu gehen. Man habe, meinte sie, auf dieser Fahrt eine hinlänglich große Küstenstrecke entdeckt und auch genug Müheligkeiten und Gefahren ausgehalten; überdies sei das Proviantschiff während des Sturmes verloren gegangen und man müsse, wenn man noch weiter vordringe, ernstlich befürchten, Hungers zu sterben. Vergebens suchte Diaz den gesunkenen Muth seiner Leute, die durch die lange Dauer des Sturmes muthlos geworden, wieder zu beleben; er mußte versprechen, nur noch einige Tage an der Küste weiter zu segeln, nach dieser Frist jedoch

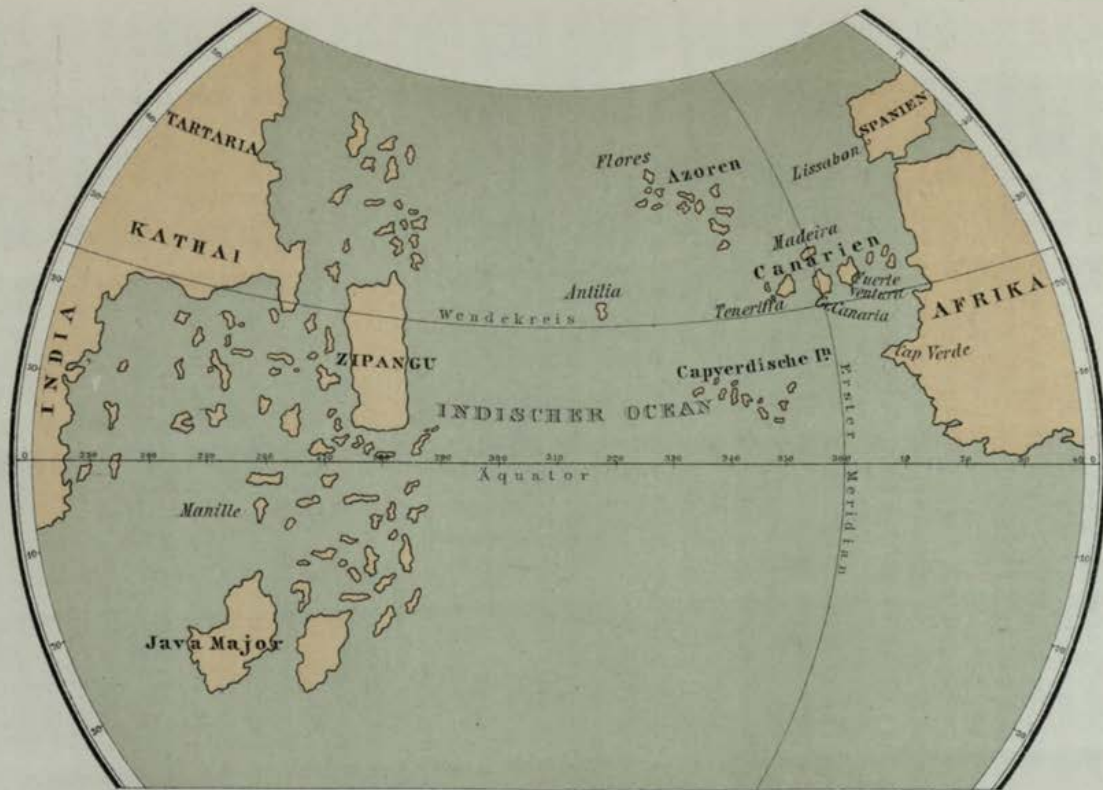
wieder umzukehren, wenn nicht besonders wichtige Ergebnisse die Fortsetzung der Reise durchaus nöthig machen würden. Fünfundzwanzig Meilen jenseit der Insel Cruz erreichte man einen großen, unter $33^{\circ} 40'$ südl. Br. mündenden Fluß, welchen man Rio do Infante genannt hat. Hier mußte Diaz den Rückweg antreten.

Auf diesem Rückwege erst sah er die so lange gesuchte Südspitze Afrika's und deren Wahrzeichen, den hohen, breiten Tafelberg, an welchem er während des Sturmes, ohne es zu wissen, vorübergekommen war, und nannte diese Südspitze Cabo Tormentoso, das stürmische Vorgebirge. Nachdem er auch hier einen Pfeiler errichtet, steuerte er ohne Aufenthalt nordwärts an der Küste hin, um das verlorene Proviantschiff aufzufuchen. Er fand es auch nach einer Trennung von mehreren Monaten wieder, von der Mannschaft aber waren nur noch wenige Leute übrig, von denen überdies der Schiffschreiber Fernão Colazo durch Krankheit so erschöpft war, daß er bei dem Wiedersehen vor Freude starb. Die übrigen Matrosen hatten durch eine ihnen an Zahl weit überlegene Schar von Negern, mit denen sie unvorsichtig einen Tauschhandel begannen, ihren Tod gefunden. Aus dem elenden Schiff wurden die Lebensmittel geborgen und dasselbe dann zerstört. Diaz ging nur einmal bei dem Fort S. Jorge da Mina vor Anker und nahm den vorhandenen Vorrath des von den Eingeborenen eingetauschten Goldes an Bord, mit welchem er 1486 glücklich in der Heimat ankam.

Gleichzeitig mit Diaz, 1487, hatte der König auch Peter von Covilhan, der in den afrikanischen Kriegen lange Zeit und mit Auszeichnung gedient hatte und der arabischen Sprache vollständig mächtig war, mit einer Expedition ausgesandt, um auf dem alten Wege durch das Rothe Meer nach Indien Nachrichten zu sammeln über die Erzeugnisse dieses Landes und die Art und Weise, wie mit demselben Handelsverbindungen anzuknüpfen sein möchten, ferner über die Möglichkeit einer Umschiffung von Afrika gründliche Erkundigungen einzuziehen. Covilhan begab sich mit seinem Begleiter Alfons von Payva über Alexandrien und Kahira nach dem Rothen Meere, schiffte sich dort aufs Neue ein und segelte nach Goa und Kalikut, kam dann nach der Ostküste von Afrika zurück, besuchte dort das Goldland Sofala und zog daselbst Nachrichten über die Insel Madagaskar ein. Von Kairo aus sandte er dem Könige einen Bericht über seine Reise, den er mit der Bemerkung schloß, daß er von der Möglichkeit der Umschiffung Afrika's vollkommen überzeugt sei, daß ein Schiff von der Guineaküste aus den Südrand des Festlandes, und dann gegen Osten steuernd, die Insel Madagaskar und das Reich Sofala finden werde. Payva war von Aegypten nach Aethiopien gegangen, dort aber gestorben.

Die Aufnahme, welche Diaz bei Hofe fand, war ein ehrenvolles Freudenfest. Alles lauschte seinem Berichte; als er aber von den Schrecken des „stürmischen Vorgebirges“ sprach, da rief der König mit prophetischem Blick: „Nein, nein, nicht das „stürmische Vorgebirge“ soll es heißen, es heiße viel mehr: „das Vorgebirge der guten Hoffnung!“ denn dort geht der Weg nach Indien.“

Und so war es.



TOSCANELLI'S ERDKARTE.

Löwenberg, Geschichte der Reisen I.

Leipzig, Verlag von Otto Spamer.



II.

Christoph Columbus.

Vorleben, Pläne und Verhandlungen.

Herkunft und Geburtsjahr. Unterricht und Jugend. Neigung und erste Reisen. Seine
seiner großen Pläne. Einfluß Todcanelli's und sein Irthum. Am portugiesischen Hofe.
Verleumdung und Noth. Im Kloster La Rabida. Am spanischen Hofe. Reider und Gönner.
Glanz der Königin. Fünferlohn. Entschluß und Vertrag. Ausrüstung des Geschwaders.



Wie einst in Griechenland sieben Städte sich um die Ehre gestritten,
daß in ihnen Homer geboren sei, so stritten zehn Städte Italiens
um die Ehre, die Vaterstadt des Christoph Columbus zu sein. Genua
behielt den Preis. Weniger entschieden wurde Jahr und Tag seiner
Geburt, am wahrscheinlichsten war es das Jahr 1456. Sein Vater
war ein Wollewebler, und der große Weltentdecker hat wol als Kind mit seinen
drei jüngeren Brüdern Wolle gekrempelet. Im Streite um die Erbschaft des
Admirals präsentirten zwar die Erben einen gräflichen Stammbaum, Columbus
selbst aber sagte: „Mag man meine Geburt herleiten von wo und wie man will
— David hat die Schafe gehütet, und ich bin ein Diener des nämlichen Gottes,
der jenen auf den Thron erhob. Ob meine Familie adelig oder unadelig war,
darauf kommt wol wenig an. Genug, mein leiblicher Vetter Columbus stammte
mit mir aus den ältesten Familien der Erde ab und wir wollen unsern Stammbaum,
ohne Bedenken, bis Adam hinaufführen.“

In den Schulen und auf der Universität zu Pavia lernte er Lateinisch, Geometrie, Geographie, Astronomie und Nautik. Nach seiner Heimkehr nach Genua, dessen Geschwader das Mittelmeer bis außerhalb der Säulen des Hercules durchschwärmte, ergriff ihn der Gedanke an die offene See unwiderstehlich, und früh schon entbrannte in ihm das Verlangen nach Seereisen, auf die er nunmehr alle seine Geisteskräfte richtete. Die Meeresfahrt, „halb zog sie ihn, halb sank er hin.“ Hart mußte die mühevolle Schule des Seemannsdienstes für den jungen Weltentdecker gewesen sein und heiß die Sonne, an der seine Pläne und sein Charakter reiften.

Schon mit 14 Jahren ging er zur See und hat das nautische Handwerk bis zu seinem Tode nicht verlassen. Früh besuchte er die Levante, war eine Zeit lang im Dienste des Königs René und in dessen Auftrage nach Tunis gegangen. Auch war er 1477 in Island, wo er Nachrichten von den Fahrten der Normannen eingezogen hatte; endlich finden wir Columbus in Lissabon, wo er durch seine Heirath mit Donna Felipa Wuiz-Pereştrello, einer Enkelin des ersten Lehnsträgers in Porto Santo, in Besiz der lehrreichen Karten und Schiffsbücher des Großvaters Pereştrello kam.

Es ist leicht denkbar, daß ein Mann, welcher die afrikanischen Küsten am Aequator und den höchsten Norden bis Island besucht, der den Polarstern hoch über seinem Scheitel und tief am Horizonte gesehen hatte, keine noch so ferne Küste für unerreichbar hielt. Nach allen Erfahrungen schien es ihm nicht unmöglich, die Ostküste Asiens, das Katai und Zipangu Marco Polo's durch eine Fahrt über den Ocean von Westen nach Osten zu erreichen, und in Lissabon erfuhr er, daß auch schon Andere diesen Gedanken gehabt hatten. Namentlich hatte sich mit demselben der berühmte florentinische Astronom Toscanelli beschäftigt. Columbus wandte sich mit seinen Ansichten an denselben und erhielt von ihm in einem ausführlichen Briefe seine eigene Ansicht über die Lösung dieses Problems mit einer Seekarte. Karte und Brief sind in ursprünglicher Originalität zwar nicht mehr vorhanden, aber zum allergrößten Theil durch gleichzeitige Mittheilungen von Anderen rekonstruirt worden, und von Columbus selbst erfahren wir, von welchem Einfluß Brief und Karte auf ihn gewesen.

Es war ein wunderjames Netz von Irrthümern, in welches Columbus sich, seitdem er Brief und Karte von Toscanelli erhalten hatte, immer tiefer und tiefer verschlang. Noch ahnte Niemand die Existenz eines gewaltigen Continentes, eines unermesslichen Meeres zwischen der Westküste von Portugal und dem Ostrande von China. Die ungeheure Entfernung, die 40 Jahre später Magelhães auf seiner Fahrt nach den Molukken beinahe zur Verzweiflung brachte, war durch falsche Berechnung ungemein verkleinert worden. Toscanelli wiederholte die Irrthümer, die Andere vor ihm behauptet hatten, mit erstaunlicher Gelehrsamkeit und Folgerichtigkeit. Schon Aristoteles hatte den Umfang des Erdballs um fast ein Fünftheil kleiner angenommen, als er in Wirklichkeit ist, und weiter behauptet, daß zwischen Spanien und der Ostküste von Asien nur ein kleiner Abstand sein müsse, weil dieselbe Thiergattung, die Elefanten, im westlichen Theil von Afrika (Mauritanien) und im fernsten Morgenlande (Indien) sich finden. Auch Plinius hatte Indien für den dritten Theil des bewohnbaren Landes gehalten und dadurch näher an Europa gerückt. Die Kosmographen des Mittelalters, Albert d. Gr., Roger Bacon, Pierre

d'Ailly, hingen strenggläubig an den Lehren des Alterthums, und fest stand der Glaube an die Worte des weissagenden Chorgefangs:

„Venient annis saecula seris
Quibus Oceanus vincula rerum
Laxet, et ingens pateat tellus,
Tethysque novos detegat orbes,
Nec sit terris ultima Thule.“

„Einst wird kommen die Zeit in späten Jahrhunderten, wo der Ozean grenzenlos sich erweitert. Da wird die Erde weithin sich erschließen, das Meer neue Länder zur Schau legen und die Erde kein unerreichbares Thule mehr haben.“

Nach Alledem, sagte man sich weiter, könne man bei günstigem Winde diesen Raum in wenigen Tagen zurücklegen.

Toscanelli fügte aber noch den Irrthum hinzu, daß er die Kanarischen Inseln, welche den Ausgangspunkt der Fahrt bilden sollten, zu weit in den Atlantischen Ozean hineinschob. Dazu kam noch der Irrthum, daß, insolge einer falschen Auslegung von Marco Polo, die Entfernung Japans, Zipangu's, vom asiatischen Festlande viel größer angenommen wurde, als sie in Wirklichkeit ist und in die Gegend von San Francisco in Kalifornien zu liegen kam. Man glaubte daher, daß die Strecke zwischen den Kanarischen Inseln und Zipangu oder den japanischen Inseln bei anhaltender Fahrt in fünf Wochen mühte zurückgelegt werden können.

Diese Vorstellung war verführerisch. Und dazu kam noch, daß die phantastischeren Geographen im Atlantischen Ozean Inseln hatten emporsteigen lassen, die den erschöpften Schiffern ersohnte Zufluchtsorten, Wasser- und Ruhestellen, wunderbare Eilande, von welchen Niemand sagen konnte, woher sie kamen, wohin sie gingen, denn bei jeder Annäherung zogen sie sich wieder weiter zurück. Man erinnere sich nur der Insel Antilla, der Insel des Heiligen Brandan. Martin Behaim zeichnet noch 1492 diese Insel auf seinem „Erdbapel“ oder Globus und berichtet daneben, daß nach der Eroberung Spaniens durch die Araber sieben Bischöfe und andere Christen „man vnd frauen mit irem vich, hab vnd gut“ dorthin geflohen seien, und daß im Jahre 1414 ein Schiff aus Hispania sehr nahe dabei gewesen sei. Auch auf der Karte von Toscanelli war sie verzeichnet zwischen Zipangu und den Kanarischen Inseln (in der Gegend von Hayti); nur in dem Namen „Antillen“ ist eine Erinnerung an diese Insel übrig geblieben.

Endlich war in einem Buch, „Der Weltspiegel“, des Kardinals Pierre d'Ailly eine Menge Stellen über die kurze Dauer jener Fahrt zusammengestellt. Der „Weltspiegel“ galt Columbus als Wegweiser für seine projektirten Reisen. Das Buch war sein Lieblingsbuch und hat ihn auch auf seiner ersten Fahrt begleitet.

Durch alles dies in seinen Gedanken und Plänen bestärkt, wandte sich Columbus an König Johann II. von Portugal mit dem Vorschlage, ein Geschwader westwärts über den Ozean nach den Ländern zu führen, deren große Reichthümer und deren Kulturzustand Marco Polo so herlockend beschrieben, kurz dasselbe zum Ziel aller Wünsche, nach Indien, zu bringen, und bat um die nöthigen Schiffe.

Der König, sonst selbst seinen Mann mit schnellem Blick erkennend, legte den Vorschlag seinem nautischen Staatsrath, einer Junta, vor, welche unter dem

Vorsitz des Bischofs Ortiz von Ceuta gerade über neue Mittel zu Ortsbestimmungen auf Seefahrten in Verathung war. Diese Junta verwarf den Plan als abenteuerlich, unausführbar und gottlos, während sie im Stillen doch der Meinung war, den Plan des fremden Mannes auszuführen und Ruhm und Gewinn allein davonzutragen.

Arm, gekränkt, getäuscht, gebrochenen Herzens um den Verlust seines theuren Weibes, ging Columbus von Lissabon. Auch Genua, die fürstliche Handelsstadt Venedig, die Beherrscherin des Meeres, König Heinrich VII. von England, Karl VIII. von Frankreich hatten ihn ablehnend beschieden. So ging er denn nach Spanien. Ach! hätte Derjenige, der eine Welt im Kopfe trägt, auch nur immer ein Stück Brot in der Tasche, wie Großes wäre nicht schon auf unserer kleinen Erde geschehen! —

Ein hungernder Bettler, klopfte Columbus an der Pforte des Franziskanerklosters Rabida und bat um Brot und Wasser, um sich und seinen Sohn zu laben.

Zufällig erregt die fremde Aussprache des Mannes die Neugierde des Bruders Juan Perez de Marchena. Er erkundigt sich nach den Begegnissen des Wanderers, und Columbus schildert mit der Gesprächigkeit gedrückter Gemüther seine Enttäuschungen. Der Mönch, dessen Aufmerksamkeit sich steigert, hält den seltsamen Gast zurück, bis aus der Stadt ein Arzt herbeigeht, der, erfahren in Erdkunde und Astronomie, sich besser mit dem anziehenden Fremdling verständigen kann. Die drei Männer werden einig, und Bruder Juan, der den Titel eines Beichtvaters der Königin führte, empfahl ihn derselben in einem eindringlichen Brief, in Folge dessen er an den Hof gerufen wurde.

Hier fand Columbus vor den beiden Monarchen König Ferdinand von Aragonien und Königin Isabella von Castilien, die ihre beiden Reiche 1469 vereinigt hatten, gnädiges Gehör. Längst schon hatten sie die Länderentdeckungen und Erwerbungen des kleinen Nachbarstaates Portugal mit neidischem Blick angesehen, jetzt kam eine günstige Gelegenheit, daran Theil zu nehmen. Zuerst mußte Columbus vor einer Kommission von Gelehrten in Salamanca seine Ansichten entwickeln. Es war leicht, Einwürfe dem Plane entgegenzustellen. Unwissenheit und Nebelwollen gegen den Fremden leiteten die Prüfung. Die geistlichen Gelehrten hatten ihn besonders durch Stellen aus der heiligen Schrift und den Kirchenvätern zu widerlegen gesucht, um so mehr vertiefte sich der schon ohnehin religiös schwärmerische Mann in diese Schriften, um Alles herauszufuchen, was für seine Pläne paßte, und so steigerte sich unter dem Einfluß spanischen Geistes sein religiöses Gefühl zu schwärmerischem Mystizismus, der auf seine wissenschaftliche Richtung nachgerade verhängnißvoll wurde. Doch hatte Columbus unter seinen Examinatoren auch einzelne Gönner. In hohem Maße war ihm besonders die Königin Isabella gewogen, eine wahrhaft bedeutende Frau, mit Sinn für Kunst und Wissenschaft; sympathisch berührte sie auch die ernste, würdevolle Erscheinung des Columbus. Er war ein Mann von großer Gestalt, edler Haltung, ausdrucksvollen Mienen, feurigem, schwärmerischem Blick und gewandter Beredsamkeit. —

Jobst Buchamer, welcher später die Reiseberichte des Columbus in deutscher Uebersetzung: „Unbekante Landte und eine neue weltde“, Nürnberg 1508, herausgab, schildert ihn: „Dieser Cristoffel Dawber (d. h. Tauber, Verdeutschung von Colombo) von Zenua, was ein manne lang und gerade, was großer Vernunft, hatte ein lang gesicht.“

Unwandelbarer als ihr königlicher Gemahl blieb Isabella ihr Leben lang die Gönnerin des fremden kühnen Seemannes. In Hangen und Vangen vergingen indeß vier Jahre, ehe die Entscheidung zu Stande kam.

Große Schwierigkeiten erregte nämlich das ungewöhnlich hohe Funderlohn für den gesuchten Weg nach Indien, welches Columbus begehrte: für sich und seine Nachkommen die Erhebung in den Adelstand mit dem Prädikat Don, die Würde eines atlantischen Admirals mit dem Genuß aller Vorrechte der Admiranten von Castilien, welche im Range nur den Kronfeldherren (Condestables) nachstanden, Macht und Titel eines Bizekönigs in den entdeckten Ländern mit dem Rechte, für alle Aemter der künftigen Herrschaften drei Bewerber vorzuschlagen, den Zehnten der Kroneinkünfte aus den Entdeckungen, endlich nach Belieben ein Achtel Antheil an dem Kronbetriebe der etwaigen Handelsmonopole. Wol hatte die portugiesische Krone kleine unbewohnte Inseln als Lehen den Entdeckern oder Ansiedlern überlassen, hier verlangte der glückliche Lootse als erbliche Statthaltertschaft die Insel Zipangu und das ehemalige Weltreich der mongolischen Khane, zu deren Eroberung alle Kräfte einer Großmacht gehört hätten. Verglichen mit den ärmlichen Belohnungen der afrikanischen Entdecker, eines Nuno Tristão, Diogo Caõ, Bartholomäus Diaz, Vasco da Gama, forderte der Genuese Unerhörtes, und mehrmals war es nahe daran, daß die Unterhandlungen sich zerstückten.

Die Zahl seiner Gönner und Anhänger bei Hofe hatte sich indessen vermehrt. Den wichtigsten Dienst leistete ihm Luis de Sant Angel, Schatzkanzler von Aragon. Beredsam wiederholte er der Königin noch einmal, was zu dem Unternehmen ermuntern konnte, und als dränge zu uns aus den letzten Stunden des Mittelalters die Stimme eines späten Jahrhunderts, setzte er bedeutungsvoll hinzu: selbst im Falle eines Mißlingens sei die Ueberzeugung von der Unerreichbarkeit Indiens schon der Anstrengungen werth. Die Königin, jetzt entschlossen, wollte in edler Regung ihre Juwelen verpfänden, weil der Kronschatz völlig leer war; aber der Minister Sant Angel streckte die Summen aus eigenem Vermögen vor, denn der Aufwand für drei Schiffe auf ein Jahr überstieg nicht 5300 Dukaten. Der Vertrag mit der Krone wurde am 17. April unterzeichnet, das Patent ganz nach Wunsch des Entdeckers am 30. April ausgefertigt und schon am 23. Mai befand Columbus sich in Palos.

Hier stellte die Regierung zwei kleine Caravelen zur Verfügung, ein drittes Fahrzeug mußte noch gemiethet werden. Es war ein besonderes Glück, daß gerade der Hafen von Palos zur Ausrüstung der Schiffe bestimmt worden war, denn hier fanden sich die begeistertsten und tüchtigsten Begleiter für das ungewöhnliche Unternehmen, die reichen, hochgeachteten und als Seemänner wohlverfahrenen drei Brüder Pinzon: Martin Alonso, Vicente Jañez und Francisco Martin. Sie unterstützten das Unternehmen in jeder Weise und entschlossen sich, persönlich an demselben Theil zu nehmen. Bei solcher Stimmung der Gemüther und dem großen Vertrauen, welches die Pinzonen genossen, wurde es Columbus nicht allzu schwer, die Ausrüstung seines Geschwaders mit 90 Mann zu vollenden.



Columbus auf seinem Schiffe.

Columbus' erste Reise.

Abfahrt am 3. August 1492. Aufenthalt in Gomera bis 6. September. Westliche Fahrt bis 7. October. Die größte Entfernung. Günstige Nordpassate. Sargassomeer und westliche Abweichung der Magnetsadel. Täuschende Anzeichen von Land. Doppelte Schifferrechnung. Falscher Landruf. Vögellin, ein Zeichen der Landnähe. Kenderung des Kurzes. Prädestinierte Landungsgegend. Vorzeichen der Landnähe. „Land!“
Wo war Guanahoni? Land und Leute.

Am 3. August 1492 lichtete Columbus in dem Hafen von Palos die Anker und begann mit 90 Mann auf drei kleinen Schiffen die kühne Meeresfahrt. Columbus selbst befehligte das größere, das Admiralschiff, die Santa Maria, Martin Alonso Pinzon die Pinta und sein Bruder Vicente Yañez Pinzon das kleinste Schiff, die Niña. Schon nach wenigen Tagen wurde die Pinta beschädigt, und ihre Reparatur erforderte einen Aufenthalt von vier Wochen auf einer der Kanaren, der Insel Gomera. Erst am 6. September verließ das Geschwader Gomera, segelte in unveränderter Richtung immer westwärts bis zum 7. October und sah während 34 Tagen, bis zum 12. October, wo an Guanahoni gelandet wurde, nur Himmel und Wasser.

Ein Blick auf die Karte des Atlantischen Meeres zeigt, daß die Alte und Neue Welt an je zwei Punkten sich einander bedeutend nähern, nämlich zwischen Irland und Neufundland oder Labrador, und zwischen Senegambien und Südamerika. Die Fahrt ging also gerade in der größten Entfernung zwischen der Alten und Neuen Welt. Hätte Columbus seinen Weg über die Azoren oder über die Kapverdischen Inseln eingeschlagen, so hätte er statt 34 wahrscheinlich nur 12 bis 15 Tage gebraucht, wäre aber nach dem goldarmen Florida oder nach dem sumpfigen Guyana gekommen. Der weite Umweg wurde indeß dadurch vergütet, daß er auf dem Breitengrade der Kanarischen Inseln beständig mit dem günstigsten Winde des Nordpazifiks fuhr, und was in der goldgierigen Zeit für die Erhaltung des Entdeckungseifers hochbedeutungsam war, daß er gerade in dieser Richtung auf die Zone der örtlichen Verbreitung der edlen Metalle, des Goldes, geführt wurde, und damals vor Allem hatte das Wort Geltung:

„Am Golde hängt,
Zum Golde drängt
Alles, Alles in der Welt.“

Columbus hielt sich mit einer kleinen Unterbrechung, vom 19. bis zum 26. September, bis zum 7. Oktober beständig in westlicher Richtung in dem Breitengrade der Kanaren, wo er die vermeinten Inseln Antillia und Zipangu treffen mußte.

Am 16. September bemerkt der Admiral in seinem Tagebuch: „Heute war der Himmel getrübt und es fiel starker Regen. Von diesem Tage an war beständig warmes Wetter, die Morgen waren so lieblich, daß nur der Gesang von Nachtigallen vermisst wurde. Das Wetter hat dem April in Andalusien geglichen. Vom heutigen Tage an war die See mit geselligen Krautbüscheln bedeckt, die so frisch schienen, als hätten sie sich erst vor Kurzem vom Lande abgelöst, daher man glaubte, es möchte in der Nähe eine Insel sein, denn das Festland muß in viel größerer Ferne liegen.“ —

Noch überraschender war die Erscheinung am folgenden Tage. Als die Steuermänner die Stellung des Polarsternes mit der Richtung der Magnetnadeln verglichen, fanden sie die letztere um einen guten Viertelswindstreich gegen Westen zurückgewichen. Die Seeleute geriethen in Angst und Bestürzung. Der Admiral aber befahl ihnen, daß sie noch einmal am andern Morgen die Stellung des Polarsternes bestimmen sollten, und sie fanden da, daß die Magnetnadeln wiederum recht zeigten. Die Erscheinung wurde dadurch erklärt, daß der Polarstern eine Kreisbewegung hat, nicht aber die Nadeln.

Am nächsten Tage wurden die Krautstreifen zahlreicher, und zwar schienen es Süßwasserpflanzen, in welchen man einen lebenden Krebs fand. Der schien ein sicheres Anzeichen von der Nähe des Landes zu sein. Auch das Seewasser schien weniger gesalzen, die Luft wurde immer milder, die Stimmung der Mannschaft heiterer, und die Schiffe suchten Vorsprung vor einander zu gewinnen, um früher das Land zu erblicken. Sie sahen sehr viele kleine Thunfische, und die Leute der Niña tödteten einen. An diesem Morgen, schreibt der Admiral, habe er einen weißgefiederten Vogel gesehen, den man Tropicvogel heiße und der nicht im Meere zu schlafen pflege.

Am folgenden Tage, den 18. September, eilte Martin Alonso mit der Pinta, die am schnellsten segelte, etwas voraus, nachdem er dem Admiral von

seiner Caravelle aus zugerufen hatte, daß ein großer Schwarm Vögel auf dem Zuge gegen Westen gesehen worden sei, und daß er noch diese Nacht Land zu erblicken hoffe, daher er vorauseilte.

Mittwoch, 19. September, sah man einen Alcatraz und gegen Abend einen andern Vogel, die sich nicht über 20 Leguas vom Lande zu entfernen pflegen; auch fiel ein Nebelregen ohne Wind, was ein sicheres Anzeichen von Land ist. Nur ungern änderte der Admiral den Lauf nach Nordwest; er war überzeugt, daß sowol gegen Norden als gegen Süden einige Inseln lagen, und daß er zwischen ihnen hindurchfähre. „Mein Vorsatz war, nur vorwärts nach Indien zu eilen“.

Die Vögel, welche Columbus als Alcatrazes (Kropfgänse) bezeichnet, waren vermuthlich Pelecaniden. Sonst beruhten alle bisher beobachteten Anzeichen von Land auf Täuschungen. Nach der Karte des Toscanelli befand man sich damals in der Nähe der Insel Antigila oder Antillia.

Am 22. September sprang der Wind nach Südwesten um und man kreuzte Westnordwest. „Einen solchen Gegenwind“, schreibt Columbus in sein Tagebuch, „entbehrte ich bisher sehr ungern, denn mein Schiffsvolk beängstigte sich bei dem Gedanken, es wehten auf jenen Meeren nie Winde zur Rückkehr nach Spanien“.

Am 23. September bei glatter beruhigter See begann das Schiffsvolk furchtsam sich zuflüstern, da man keine hochgehenden Wogen erblicke, so werde nie ein Wind zur Rückkehr nach Spanien sich einstellen. Bald darauf aber, als die See rauh wurde, ohne daß ein Wind wehte, fühlten sie sich aufs Neue betroffen.

Am 25. September beriethen der Admiral und Alonso Pinzon darüber, ob sie nicht schon an einigen Inseln, die auf der Karte Toscanelli's verzeichnet waren, vorübersegelt seien, und als Pinzon auf sein Fahrzeug zurückgekehrt war, rief er dem Admiral mit froher Erregung die Botschaft zu, daß er Land sehe. Als der Admiral es bestätigen hörte, fiel er in die Kniee und sang, wie Pinzon, mit seinen Leuten ein Gloria in excelsis und glaubte selbst Land zu sehen; doch Alles war Täuschung.

Vom 26. September segelte Columbus immer westwärts bis zum 7. Oktober; es gab nichts Neues, nur die alten Begegnisse wiederholten sich, und so sei immer nur bemerkt, daß Columbus schon während der ganzen Fahrt zwei Listen über den zurückgelegten Weg führte. In der einen gab er die richtige Meilenzahl an, sie war die größere; die andere war bedeutend kürzer und wurde der Schiffsmannschaft mitgetheilt, um sie bei gutem Muth zu erhalten.

Am 7. Oktober früh bei Sonnenaufgang ließ die Caravelle *Niña*, welche am schnellsten segelte und immer voraus eilte, um zuerst das Land zu erblicken und das versprochene Gnadengeschenk der Monarchen zu erwerben, welches Dem zuerkannt worden war, der zuerst Land rufen würde, eine Flagge auf die Mastspitze aufziehen und einen Kanonenschuß abfeuern, was als Signal für Wahrnehmung von Land angeordnet war. Nach dem Befehle des Admirals sollten sich am Abend und am Morgen die Fahrzeuge näher aneinander halten, weil die Feuchtigkeit der Luft weite Fernsichten nicht verstattete. Aber große Scharen von Vögeln zogen von Norden gegen Südwesten, vermuthlich um dort zu schlafen oder vor dem Winter zu fliehen, der in den Ländern eingetreten sein mußte, und weil der Admiral wußte, daß die Portugiesen ihre meisten Inseln durch den Vögelflug entdeckt haben, so beschloß er, seinen westlichen Kurs in einen westsüdwestlichen zu verwandeln und ihm zwei Tage treu zu bleiben.

Dem Vogelzuge folgte man von Alters her, wenn man auf hoher See das nächste Land erreichen wollte. Plinius belehrt uns, daß die indischen Seefahrer Vögel an Bord nahmen und sie von Zeit zu Zeit steigen ließen, in der Erwartung, daß ihr Naturtrieb sie die Richtung nach der Küste einschlagen lassen werde. Der Wiking Floke Wilgerdson ließ sich auf diese Art von Raben nach Island geleiten, und Noah bediente sich desselben Mittels, als er seine Tauben steigen ließ. Auf den Rath Alonso Pinzon's war Columbus südwärts gefegelt. Es hat dann später in Spanien nicht an Leuten gefehlt, welche diesem Pinzon ein größeres Verdienst an der Entdeckung zuschrieben, als ihm zukommt. Es ist aber wahr, daß durch die Aenderung des Kurjes das Land zwei Tage früher gesehen wurde, als es sonst geschehen wäre. Ob Columbus, wenn er den Lauf nicht südwestwärts, sondern nordwestwärts genommen hätte, nach dem nordamerikanischen Festland gekommen wäre und ob dann nicht die Angelsachsen, sondern die Spanier das Gebiet der Vereinigten Staaten besiedelt haben würden, ist hier nicht zu erörtern. Die Spanier suchten überall nur Gold. Sie haben sich in der Neuen Welt zunächst nur dort festgesetzt, wo sie edle Metalle fanden, und sie konnten auch gar nicht anders, denn im 16. Jahrhundert gingen alle Versuche von Ackerbaufolonien im gemäßigten Amerika zu Grunde, weil es ihnen zu damaliger Zeit an handelswürdigen Nimmessen fehlte, um sich aus Europa mit ihren Bedürfnissen zu versorgen. Da die edlen Metalle allein den Handel der amerikanischen Kolonien mit dem Mutterlande zu nähren vermochten, so konnten auch die ersten spanischen Ansiedelungen in der Neuen Welt nur innerhalb ihres Verbreitungsgebietes gedeihen. Das Vorkommen von Gold und Silber, nicht die zufällige Aenderung eines Schiffsturzes um einen halben Wind, entschied daher über die Ausbreitung der Spanier in der Neuen Welt.

Am Montag, 8. Oktober, glück die See dem Guadalquivir. „Gelobt sei Gott!“ ruft der Admiral aus, „die Luft ist so mild wie im April zu Sevilla. Mit Wonne schlürft man sie ein, so beladen ist sie mit Wohlgerüchen.“ Das Kraut erschien sehr frisch. Von den vielen kleinen Landvögeln, die nach Südwesten zogen, sungen sie einen; auch sahen sie Dohlen, Gänse und einen Alcatraz.

Donnerstag, 11. Oktober, sah man von der Pinta aus ein Rohr und einen Baumstamm in der See treiben; auch suchte man einen hölzernen Stab auf, welcher sichtlich zugeschnitten worden war, sowie ein Stück Rohr, ein Vandgewächs und einen Holzspan. Auf der Caravele Niña wurden andere Zeichen von Land wahrgenommen, unter Andern ein Baumstamm mit blühenden Rosen. Bei diesen Anzeichen athmeten Alle auf in froher Spannung. Da die Caravele Pinta besser segelte und voraus eilte, so erblickte sie das Land und gab die vom Admiral vorgeschriebenen Signale. Allerdings hatte der Admiral schon um 10 Uhr Abends vom Hinterkastell aus einen Lichtschimmer wahrgenommen, aber so schwach, daß er sich nicht getraute zu erklären, daß derselbe vom Lande herkomme. Er rief Pero Gutierrez herbei und auch dieser sah ihn. Wenige würden diesen Schimmer für ein Anzeichen von Land gehalten haben; Columbus glaubte aber zuversichtlich, daß er sich einer Küste näherte. Als sie daher das Salvo gebetet hatten, welches sie herzusagen oder nach ihrer Art zu singen pflegten, und alle Seeleute versammelt waren, bat und ermahnte sie der Admiral, daß sie scharf vom Vorderkastell nach dem Lande ausspähten; auch werde er Demjenigen, welcher zuerst „Land“ rufen würde, noch ein seidenes Wams zu dem Gnaden-

geschenkt von 10,000 Maravedis (500 Mark) Leibrente, welche die Monarchen dem ersten Entdecker versprochen hatten, hinzufügen. Zwei Stunden nach Mitternacht zeigte sich das Land in einer Entfernung von 2 Leguas.

Man zog alle Segel ein und behielt nur den Treo, das heißt das große viereckige Segel. So legte man bei, um den Anbruch des Freitags Morgen zu erwarten, wo sie eine lucayische Insel erreichten, die in der Sprache ihrer Bewohner Guanahani hieß, und an deren Küste nackte Menschen erblickt wurden.

Der Admiral sowie Martin Alonso Pinzon und sein Bruder Vicente Yañez, welcher Kapitän der Riña war, landeten in einem bewaffneten Boote. Der Admiral trug die königliche Fahne, die beiden Kapitäne Flaggen, wie sie auf allen Schiffen des Geschwaders geführt wurden, mit einem grünen Kreuz und den Buchstaben F. und S. (Ferdinand und Isabella), über beiden Buchstaben Kronen, eine links, eine rechts vom Kreuz. Aus Land gestiegen, sahen sie sich umgeben von fastgrünen Bäumen und verschiedenen Fruchtgewächsen mitten in reichlicher Bewässerung. Der Admiral rief die beiden Kapitäne und Alle, die mit ihm aus Land gestiegen waren, ebenso Rodrigo d'Escobedo, den Flottennotar, und Rodrigo Sanchez aus Segovia, und forderte sie auf, ihm zu bestätigen und zu beglaubigen, daß er vor ihnen Allen, wie er es wirklich that, Besitz ergriffen habe von der genannten Insel für den König und die Königin, seine Monarchen. Welche Insel aber war Guanahani? Darüber ist viel gestritten worden; man hielt sie für eine Insel der Bahamagruppe, für eine Turksinsel im Norden von Hayti, für das Cat-Insel, für die Watlingsinsel. Am entscheidendsten sind wol die ältesten spanischen Seelarten von Juan de la Cosa vom Jahre 1500 und einige andere, welche der Gelehrte Kohl herausgegeben hat. Auf denselben werden Guanahani und Mariguana mit Namen angeführt.

Hören wir nunmehr, was der Admiral in seinem Tagebuche auf der ersten Entdeckungsfahrt nach Indien niedergeschrieben hat: „Um das Zutrauen der Eingeborenen zu gewinnen, und weil ich erkannte, daß sie eher in Güte als durch Zwang zu unserm heiligen Glauben bekehrt würden, gab ich einigen von ihnen bunte Mützen und Schnüre mit farbigen Perlen, wie man sie um den Hals trägt, sowie andere Sachen von geringem Werth, worüber sie die größte Freude empfanden und uns eine überraschende Zutraulicheit zeigten. Später schwammen sie an die Boote der Schiffe, wo wir uns befanden, und brachten uns Papageien, baumwollenes Garn in Knäueln, Speere und andere Dinge, wofür sie im Tausch Glasperlen und Glöckchen erhielten. Ueberhaupt nahmen und gaben sie Alles gutwillig her, was sie besaßen. Im Grunde aber erschienen sie mir sehr bedürftige Menschen. Sie gehen völlig entblößt, wie ihre Mutter sie zur Welt gebracht hat, selbst die Frauen, von denen ich übrigens nur eine einzige, und zwar ein halbes Kind, wahrnehmen konnte. Es waren alles junge Leute, keiner über 30 Jahre, sonst gut gebaut, von schöner Gestalt und gutmüthigen Gesichtszügen. Das Haar war so grob wie die Mähne eines Pferdes und nicht sehr lang; sie lassen nämlich das Haupthaar nur zur Höhe der Augenbrauen wachsen mit Ausnahme des Hinterkopfes, wo sie einen Theil der Haare niemals abschneiden. Der Hautfarbe nach gleichen sie den Bewohnern der Canarien, welche weder weiß noch völlig dunkel sind. Einige von ihnen bemalen sich schwarz, andere weiß, andere bunt oder wie es ihnen einfällt, einige das Gesicht, andere den ganzen Körper, noch andere die Ringe um die Augen oder

auch nur die Nase. Sie führen keine Waffen und kennen ihren Gebrauch nicht; denn als ich ihnen einen Degen zeigte, griffen sie unbedachtsam in die Klinge hinein und verwundeten sich. Eisen besitzen sie nicht, denn ihre Speere führen keine Ringe, sondern sind Stangen, an deren Ende ein Fischzahn oder irgend etwas Anderes befestigt ist. Alle ohne Ausnahme sind von hohem Wuchs und regelmäßigen, gewinnenden Gesichtszügen. Da ich bei einigen von ihnen vernarbte Wunden bemerkte und sie durch Zeichen befragte, was das bedeuete, gaben sie mir durch Geberden zu verstehen, daß bisweilen von den benachbarten Inseln Feinde landen, die sie wegschleppen wollten und gegen die sie sich vertheidigten, weshalb ich vermuthete, daß von dem Festlande aus ein Menschenraub betrieben wird. Die Eingeborenen mögen brauchbare Sklaven liefern; auch scheinen sie aufgeweckt, denn sie sprechen sehr rasch Alles nach, was man ihnen vorträgt; zum Christenthum werden sie sich leicht bekehren lassen, da sie allem Anschein nach keine Religion haben. Wenn es Gott gefällt, werde ich vor meiner Abreise sechs von ihnen Ew. königl. Hoheiten zuführen, damit sie das Spanische erlernen. Auf dieser Insel sah ich kein Thier, welcher Art immer, mit Ausnahme von Papageien.“ Dies sind die eigenen Worte des Admirals.

Nichts aber erregte mehr die Aufmerksamkeit der habgierigen Spanier als der Goldschmuck, welchen mehrere dieser Wilden in der Nase trugen und den sie eben so gleichgiltig gegen Kleinigkeiten verhandelten. Auf die Nachfrage, wo sich das Gold fände, zeigten sie nach Süden hin und gaben durch Zeichen zu verstehen, daß in dieser Richtung ein Land liege, welches dieses Metall in großem Ueberflusse besitze. Der Admiral wollte sogleich den angedeuteten Weg einschlagen, doch vorher die zuerst entdeckte Insel genauer untersuchen, ob sie sich etwa zur Erbauung eines Forts eigne. Er lebte immer noch der festen Ueberzeugung, daß er die am weitesten nach Osten vorgeschobene Insel Asiens erreicht habe und nicht mehr weit von Indien entfernt sei; deshalb nennt er auch in seinen Berichten fortwährend die Eingeborenen Indianer, welcher Name später auf alle Ureinwohner der Neuen Welt überging. Die kindlichen Bewohner schwammen überall ohne Scheu den Booten entgegen, brachten Trinkwasser und mancherlei Früchte und luden die weißen Männer, welche nach ihrer Ansicht mit den besügelten Schiffen vom Himmel herabgestiegen waren, durch die freundlichsten Geberden ein, ans Ufer zu kommen. Der Admiral nahm sieben von ihnen an Bord, um sie im Spanischen zu unterrichten und alsdann als Dolmetscher zu gebrauchen.

Das Geschwader ging, nachdem es sich hinreichend mit Holz und Wasser versehen hatte, am 14. Oktober wieder unter Segel und befand sich, als es kaum eine kleine Strecke nach Süden gesteuert war, im Angesichte einer Menge schöner Inseln. Columbus legte der ganzen Gruppe, welche man jetzt die Caicos nennt, den Namen Santa Maria de la Concepcion bei und landete an der größten derselben. Da er aber hier weder edle Metalle noch andere Kostbarkeiten fand, so setzte er die Fahrt westwärts fort zu einer andern Insel, wo nach der Versicherung der Indianer Gold im Ueberflusse sein sollte. Er nannte sie dem Könige zu Ehren Fernandina; jetzt heißt sie Groß-Cyuma. Die Bewohner unterschieden sich weder in Sprache noch in Sitten von denen der Inseln San Salvador und Santa Maria, schienen aber vorsichtiger und klüger; die Meisten gingen zwar ebenfalls nackt, doch trugen auch Viele eine Art Mäntel und Schürzen von Baumwollzeug. Ihre Wohnungen, deren selten mehr als

fünfzehn beisammen lagen, hatten die Gestalt von Zelten und oben eine Oeffnung zum Durchlassen des Rauches; sie waren aus Baumzweigen, Rohr und Palmblättern erbaut und im Innern sehr reinlich; die Lagerstätten, welche sie Hamaks nannten, bestanden aus einem Netze von Baumwolle, Hängematten, das an den Endpunkten schwebend hing; eben so einfach waren die übrigen Hausgeräthe, und nirgends zeigte sich, so sehr man auch nachforschte, eine Spur von dem erwarteten Goldreichthum. Eben so wenig fand man auf der benachbarten Insel Saometo, welche Isabella, später aber Long-Insel genannt wurde, die reichen Goldgruben, die nach der Versicherung der Indianer hier sein sollten. Die nicht minder willkürlich gedeuteten Aussagen der Bewohner des Isabella-Eilandes, daß weiter nach Süden hin eine große Insel liege, welche Cuba heiße und auf der mit zahlreichen Kauffahrteischiffen ein bedeutender Handel mit Gold und Spezereien getrieben werde, verwickelten den Admiral in einen neuen Irrthum, und er glaubte jetzt endlich die so lange gesuchte Insel Cipangu, das Ziel seiner Reise, gefunden zu haben.

Am 24. Oktober lichtete er die Anker, steuerte an der Inselgruppe der Mucaras vorüber durch die Bahamastraße und entdeckte am Morgen des 28. Octobers die Küste von Cuba. Da die Mündung eines breiten, von den herrlichsten Bäumen beschatteten Flusses einen sicheren Ankerplatz bot, so lief er in dieselbe ein und bestieg sogleich sein Boot, um das Land zu untersuchen. Die Bewohner einiger am Ufer stehenden Häuser flohen, ehe er ihnen seine friedliche Absicht bemerkbar machen konnte. Im Innern der Wohnungen, wo mehrere Familien zusammen zu leben schienen, fand er mehrere Feuer, einen jener in Westindien einheimischen Hunde, die nicht bellen, einige aus Palmfasergarn gestrickte Netze, Angeln, Harpunen von Knochen und Stalebassen. Er verbot seinen Leuten streng, diese Geräthschaften von ihrer Stelle zu rücken, verließ, nachdem er sich von der seltenen Schönheit und Fruchtbarkeit der Flußufer überzeugt hatte, bald wieder den bequemen Hafen, welchem er den Namen San Salvador beilegte, der aber jetzt Nipesbai heißt, und segelte an der Küste in westlicher Richtung weiter, um die Hauptstadt der Insel, wo auch der König seinen Sitz haben sollte, aufzusuchen. Er landete bei mehreren bewohnten Plätzen, die alle aus einer nicht sehr großen Anzahl unregelmäßig umherliegender, aber reinlich gehaltener Hütten bestanden, die Bewohner jedoch entflohen jedesmal in großer Eile, und nur mit Mühe gelang es endlich einem der von Guanahani mitgenommenen Indianer, einen Mann, der sich dem Strande näherte, anzureden und ihn von den friedlichen Absichten der Fremdlinge zu überzeugen. Die leicht begreifliche Furcht der gutmüthigen Insulaner verschwand jetzt allmählich, und bald kamen Viele von ihnen an Bord, um Glasperlen und andere Kleinigkeiten gegen Knäuel gedrehter Baumwolle und Fischeretze einzutauschen. Man zeigte ihnen Gold, Zimmt und Pfeffer, und sie gaben durch Zeichen zu verstehen, daß diese Gegenstände nicht in ihrem, sondern in einem weiter nach Südosten hin liegenden Lande anzutreffen seien, wo die Bewohner goldenen Schmuck um Hals, Arme und Knöchel zu tragen pflegen.

Columbus beschloß, dahin zu steuern, wollte aber, daß er nicht an der Insel Cipangu, sondern an der Küste des asiatischen Festlandes und zwar an Koutai (China) hinsegele, zuerst eine Gesandtschaft nach dem Innern in die Residenz des Großhans, die, wie er glaubte, kaum hundert Stunden entfernt

sein konnte, absenden, um ihm das Schreiben des Königs und der Königin von Spanien zu überreichen. Die beiden Leute, welche, von einem der Eingeborenen von Guanahani, der als Dolmetscher dienen sollte, begleitet, die Beforgung des schwierigen Auftrags übernahmen, erreichten bereits nach einer Reise von zwölf Stunden einen Ort von ungefähr fünfzig Häusern und etwa tausend Einwohnern, welche sie mit großer Feierlichkeit empfingen und auf den Armen in die schönste Wohnung trugen, wo sie auf künstlich aus einzelnen Holzstücken zusammengesetzten Stühlen, welche die Gestalt vierfüßiger Thiere hatten, sich setzen mußten und vor Allem mit köstlichen Baumfrüchten und anderen Erzeugnissen des einheimischen Bodens bewirthet wurden. Die Indianer setzten sich rings um die Fremdlinge, welche sie als göttliche, vom Himmel herabgestiegene Wesen betrachteten, ehrfurchtsvoll auf die Erde. Nachdem der Dolmetscher ihnen das Leben und Treiben der weißen Männer und ihre Güte und Freigebigkeit geschildert hatte, naheten sich die Indianer ihren Gästen, küßten ihnen Hände und Füße und entfernten sich dann, um die Weiber einzulassen, welche dieselben Ehrfurchtsbezeugungen wiederholten, dann aber die Spanier neugierig befragten, ob sie von Fleisch und Wein seien.



Entdeckung der Insel St. Domingo.
(Nachsimile eines alten Holzschnittes aus dem Jahre 1498.)

Als man ihnen Zimmt und Pfeffer zeigte, deuteten sie nach Südosten und gaben zu verstehen, daß man dort diese Dinge in großer Fülle finde.

Da die Gesandten sich bald überzeugten, daß diese Indianerstadt, wo sie weder Gewürze noch eine Spur von edlen Metallen wahrnahmen, unmöglich das Hoflager des Großkhans oder eines andern mächtigen asiatischen Fürsten sein könne, kehrten sie wieder nach der Küste zurück. Auf dem Wege dahin bewunderten sie die Fruchtbarkeit des zum Theil wohlangebauten Bodens, die mit nie gesehenen Früchten beladenen Bäume, die Menge der Baumwollenstauden

und das üppige Grün der ihnen meist unbekanntem Pflanzen. Unter den letzteren bemerkten sie auch die Batate (Kartoffel), ein unscheinbares Knollengewächs, welches aber in der Folge eine weit größere Wichtigkeit für die Alte Welt erlangte, als alle Gewürze des Orients. Nichts fiel den beiden Spaniern auf der Hin- und Rückreise mehr auf, als daß fast alle Eingeborene, die ihnen begegneten, sowol Männer als Frauen, eine dünne Rolle von dürren Blättern in dem Munde hielten, welche an dem unteren Ende brannte, und aus der sie an dem oberen Ende eine Menge Rauch zogen und in dicken Wolken von sich bliesen. Diese Rollen hießen in der Landessprache Tabaco, ein Name, der später auf die Pflanze, aus der sie bestanden, überging.

Die verwirrten Nachrichten, welche die ausgeschickten Leute über das weiter östlich liegende Land mitbrachten und die Andeutungen der an Bord befindlichen Indianer über zwei in derselben Richtung in kurzer Zeit zu erreichende Inseln, welche sie Babeque und Bohia nannten und wo man nach ihrer Versicherung an den Ufern der Flüsse des Nachts das Gold mit Lichtern suche und mit großen Hämmern zu Barren schlage, bestimmten den Admiral, die weitere Fahrt nach Westen, auf der er wahrscheinlich das amerikanische Festland entdeckt hätte, aufzugeben und nach Südosten zu segeln. Nur mit großer Mühe steuerte er an der Küste Cuba's hin, während Martin Alonso Pinzon, dessen Schiff der beste Segler war, eine günstige Gelegenheit benutzte, um sich von dem Geschwader zu entfernen und zuerst das vielverheißende Goldland aufzusuchen.

Als Columbus am 5. Dezember an der Ostspitze Cuba's vorübergekommen war, tauchte in Südost Land auf, und da die an Bord befindlichen Indianer bei dem Anblick desselben Bohio riefen, so setzte der Admiral sogleich seinen Weg dahin fort und lief in einen geräumigen Hafen ein, welcher San Nicolao, die Insel selbst aber Hispaniola (Kleinspanien), später San Domingo genannt wurde, bis sie in der neuesten Zeit den Namen Haiti, welchen sie ursprünglich bei den Eingeborenen führte, wieder erhielt. Da die Umgegend des Hafens wenig bevölkert schien, so lichtete man alsbald wieder die Anker und steuerte längs der nördlichen Küste der Insel, welche sehr hoch und bergig, aber mit dem üppigsten Grün bedeckt war und an mehreren Einschnitten die Aussicht auf die herrlichen Gefilde des Innern gewährte, weiter bis zu einer tiefen Bai, die man La Concepcion nannte und wo man einige Tage blieb, um mit den Eingeborenen in Verbindung zu treten. Diese entflohen aber überall, sobald die Boote nach dem Ufer ruderten, und nur mit großer Anstrengung gelang es den Matrosen, eine junge Frau zu erhaschen, die der Admiral reich beschenkte und nach ihrem Wohnorte zurückkehren ließ. Dahin folgten ihr neun wohlbewaffnete Leute; als sie aber nach einem Wege von etwa vier Stunden das in einem lachenden Thale an dem Ufer eines breiten Flusses erbaute und ungefähr aus zweitausend Häusern bestehende Dorf erreichten, waren die Bewohner bereits geflohen und ließen sich erst nach langen Mühen durch den ihnen nachtheilenden indianischen Dolmetscher zur Rückkehr bewegen.

Sie näherten sich langsam und schüchtern, legten dann, sobald sie einiges Vertrauen gefaßt hatten, als Zeichen der tiefsten Verehrung und Freundschaft ihre Hände nach der Reize auf die Köpfe der Spanier und führten diese in ihre Wohnungen, um sie mit Cassavabrot, Fischen und Früchten zu bewirthen. Alle, Männer und Weiber, gingen völlig nackt und waren von ausgezeichnet

nicht drückend; denn sie beruhte nicht auf Furcht, sondern auf der Liebe und Achtung des gutmüthigen Volkes. So sehr aber auch die Spanier über die Schönheit des Landes und die Freundlichkeit der Eingeborenen, welche Alles aufboten, ihre Gäste länger bei sich zu behalten, entzückt waren, so sahen sie sich doch in ihrer Hoffnung, endlich der Quelle ungeheurer Reichthümer nahe gekommen zu sein, getäuscht und kehrten mit einigem unbedeutenden Goldschmuck, den die Insulaner bereitwillig gegen Kleinigkeiten austauschten, unbefriedigt zu den Schiffen zurück.

Eben so erfolglos waren die Nachforschungen in einem andern Küstenorte, wo man auf der weitem Fahrt an der Nordseite Hispaniola's am 19. Dezember vor Anker ging. Die Bewohner kamen zwar jetzt, durch die Erzählungen ihrer Landsleute von der Freigebigkeit der Fremdlinge ermutigt, ohne Scheu an Bord, aber der ganze Vorrath von edlen Metallen, der ihnen zu Gebote stand, beschränkte sich auf ihren Goldschmuck, der für sie so wenig Werth hatte, daß sie ihn gern umsonst hingaben. Mehrere Kaziken, welche den Admiral besuchten und ihm Geschenke brachten, versicherten ihm jedoch, daß die Insel und besonders eine weiter nach Osten hin im Innern liegende Gegend, welche Cibao heiße, reich an Gold sei. Noch einmal durch die Aehnlichkeit des Namens getäuscht, glaubte Columbus jetzt Zipangu nahe zu sein, und beschloß, der förmlichen Führung des Kaziken Guacanagari, welcher die ganze Nordküste der Insel beherrschte, zu folgen und bei der Residenz desselben vor Anker zu gehen, um hier nähere Erkundigungen über Cibao einzuziehen.

Auf der Fahrt dahin gerieth am 24. Dezember das Schiff des Admirals auf eine Sandbank und war trotz aller Anstrengung nicht wieder flott zu machen. Columbus rettete sich mit seinen Leuten auf die *Mina* und schickte zwei Boten ans Land zu dem Kaziken, um ihn von dem unglücklichen Schiffbruche Nachricht zu geben. Auf den Befehl desselben ruderten sogleich alle Kanoes, die in der ganzen Gegend aufzutreiben waren, nach dem Schiffe, welches jeden Augenblick in Trümmer zu gehen drohte, und brachten Alles bis auf die geringste Kleinigkeit ans Ufer. Am folgenden Tage kam der Kazike selbst an Bord, um den Admiral zu trösten und ihm seinen fernern Beistand anzubieten.

Während der Unterhaltung klagte er auch, daß sein Stamm von den Kariben, einem auf den benachbarten Inseln wohnenden tapfern, wilden Volke, viel zu erdulden hätte. Columbus versprach, ihn gegen seine Feinde zu schützen, wenn er ihm erlauben wolle, ein festes Fort auf seinem Gebiete zu gründen und mit bewaffneter Mannschaft zu besetzen. Der arglose Kazike gab hocheifrig die Erlaubniß und war auch mit seinen Leuten bei der Erbauung des Forts aus den Trümmern des gescheiterten Schiffes so thätig, daß es bald vollendet war. Es wurde *La Navidad* genannt und lag ungefähr drei Stunden von dem Orte, wo jetzt die Stadt Kap Haiti steht. Neununddreißig der tüchtigsten Leute aus der gesammten Schiffsmannschaft bildeten die Besatzung und wurden für ein ganzes Jahr mit den nöthigen Vorräthen an Lebensmitteln, Munition und Tauschwaaren versehen. Da man in der Residenz des Kaziken bereits einen nicht unbeträchtlichen Schatz von goldenen Geräthschaften eingesammelt hatte, so wurde Diego de Arena, der Befehlshaber des Forts, noch besonders angewiesen, die Lage Cibao's, woher nach der Aussage der Wilden das meiste Gold kam, genauer zu erforschen und so viel Gold als möglich zu sammeln.

Am 4. Januar 1493 lichtete Columbus die Anker, um die Erforschung der nördlichen Küste Hispaniola's zu vollenden und dann nach Spanien zurückzukehren. Zwei Tage darauf bekam man die Pinta, welche in einer weiter nach Westen liegenden Bai der Insel vor Anker gegangen war, wieder zu Gesicht und begrüßte sie mit großem Jubel. Pinzon suchte seine Entfernung als unfreiwillig darzustellen und sein zweideutiges Benehmen zu rechtfertigen. Columbus schwieg zu dieser Vertheidigung und wollte lieber Nachsicht üben, als sich die Heimfahrt über den öden Ocean durch Haber mit den Pinzon's verbittern. Die Schiffe ließen nach ihrer Wiedervereinigung in eine nahe Bai ein, welche Columbus Monte Cristo nannte, um sich mit Holz und Trinkwasser zu versehen, und richteten dann am 16. Januar ihren Lauf nach der Heimat.

Die Rückkehr machte Columbus in höheren Breiten als die Ueberfahrt. Unter dem Breitengrade der Kanarien war er im Herbst übergefahren, und unter dem Breitengrade der Azoren machte er im Januar die Rückfahrt. Er benutzte also zum westlichen Wege die Passate, zur Heimkehr die vorherrschenden Westwinde in dem Gebiete der veränderlichen Luftströmungen. Es könnte daher scheinen, als ob er bereits die wichtigen Witterungsgesetze im atlantischen Luftkreise gekannt und nach ihnen seinen Kurs bestimmt habe. Allein es war die Wahl des Kurfes nur ein glücklicher Zufall gewesen, denn bei seiner zweiten Heimkehr versuchte er durch die kleinen Antillen gegen die Passatwinde zu fahren und brachte dadurch sich und seine Schiffe in Gefahr, was er nicht gethan haben würde, wenn er bereits mit der räumlichen Begrenzung der vorherrschenden Winde bekannt gewesen wäre.

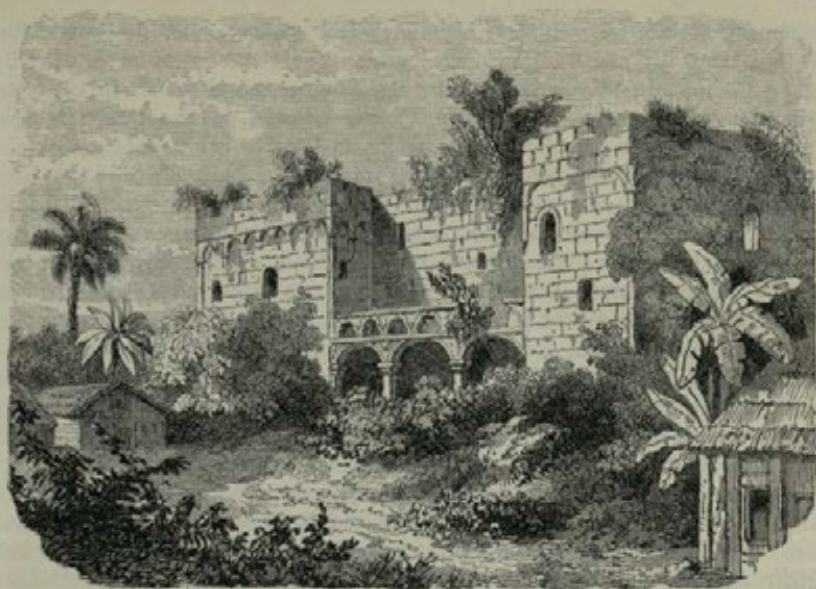
Der Wind war Anfangs für die Rückfahrt nicht sehr günstig, das Wetter aber ungewöhnlich schön, und man hatte ohne irgend einen Unfall schon fast die Azoren erreicht, als sich ein fürchterlicher Sturm erhob und die Schiffe zum zweiten Male trennte. Die Niña, ein kleines, elendes Fahrzeug, schwebte, da das Unwetter mehrere Tage anhielt, in so großer Gefahr, daß selbst Columbus alle Hoffnung, die Alte Welt je wieder zu sehen, aufgab und sich nur mit dem Gedanken beschäftigte, wie seine Entdeckungen daheim bekannt werden könnten. Nach reifem Ueberlegen schrieb er auf zwei Pergamentblätter einen gleichlautenden kurzen Bericht über seine Fahrt und verschloß jedes Blatt in eine wohlverwahrte Tonne; die eine der beiden Tonnen warf er sogleich über Bord, die andere stellte er auf das Hintertheil des Schiffes, damit sie, wenn dieses von den Wogen verschlungen würde, leicht fortzuschwimmen könne. Aber der Sturm ging vorüber, und am 17. Februar warf man bei einer der Azoren, bei Santa Maria, die Anker aus.

Da die Inseln der Krone Portugal angehörten und man in einem civilisirten Lande zu sein glaubte, so hielt man Vorsichtsmaßregeln für unnöthig; während aber die arglosen Seeleute auf ihren Knien lagen und inbrünstige Dankgebete zum Himmel sendeten, wurden sie von den Bewohnern des nahen Ortes umzingelt und gefangen fortgeführt. Der Grund dieser unerwarteten Feindseligkeit war, daß der König von Portugal, welcher durch die Expedition nach Westen seine eigenen Entdeckungspläne beeinträchtigt sah, nach allen Inseln und entfernten Seehäfen den Befehl geschickt hatte, Columbus, wo man seiner habhaft werden könne, festzunehmen; der Admiral, welcher auf seinem Schiffe geblieben war, entging nicht nur glücklich der ihm drohenden Gefahr, sondern er erzwang auch bald durch sein festes Benehmen die Freigebung seiner Leute.

Die Drangsale schienen nun ihr Ende erreicht zu haben, und man steuerte wohlgenuth der spanischen Küste zu, als der Sturm von Neuem zu wüthen anfing und das Schiff nach der Küste Portugals führte. Am 4. März befand man sich auf der Höhe von Lissabon, und Columbus war, obchon er sich von seinem Empfange in einem portugiesischen Hafen nichts Gutes versprach, durch das immer noch fortdauernde Unwetter genöthigt, in den Tajo einzulaufen. Die Behandlung, welche ihm der König João II. angedeihen ließ, übertraf jedoch bei weitem seine Erwartung; er ward nach dem Hoflager beschieden und nachdem er dort die Hauptumstände seiner Entdeckungsreise erzählt hatte, mit Ehrenbezeugungen überhäuft nach seinem Schiffe zurückgeleitet.

Da inzwischen der Sturm nachgelassen hatte, lichtete Columbus die Anker und erreichte am 15. März den Hafen von Palos, aus welchem er vor sieben und einem halben Monat ausgelaufen war. Durch Zufall traf auch Martin Alonso Pinzon noch an demselben Abend ein, starb aber, da seine Gesundheit durch die Mühseligkeiten der Reise und den Aerger über das Mißlingen seines heimtückischen Plans völlig untergraben war, schon einige Tage nachher.

Unbeschreiblich war der Jubel in dem Städtchen Palos; die ganze Einwohnerchaft zog unter Glockengeläute dem Admirale entgegen und bezeugte ihm ihre unbegrenzte Verehrung. Die Nachricht von seiner glücklichen Rückkehr verbreitete sich schnell durch ganz Spanien, und auf seiner Reise nach Barcelona, wo sich damals der Hof aufhielt, strömte von allen Seiten das Volk herbei, um den Mann zu sehen, welchem die Ausführung eines so gewagten Unternehmens so glänzend gelungen war. Vor Barcelona eilten ihm die Angeesehensten des Hofes und der Stadt mit dem größten Theile der Bevölkerung entgegen und sein Einzug gestaltete sich von selbst zu einem Triumphe. Voraus schritten die mitgebrachten Indianer in ihrem National schmuck, ihnen folgten die Leute, welche die auf Cuba und Hispaniola eingetauschten goldenen Geräthschaften in offenen Körben, Baumwollballen, Kisten mit Pfeffer, Papageien auf fünfundzwanzig Schuh langen Röhren, mehrere Gattungen völlig unbekannter Thiere und andere Seltenheiten trugen. Endlich erschien Columbus zu Pferde, von einer zahlreichen, ihn geleitenden Ritterschaft umgeben. Bei seinem Eintritte in dem Palaß erhob sich das Königspaar; Columbus kniete vor den Stufen des Thrones ehrfurchtsvoll nieder, erhielt aber sogleich den Befehl aufzustehen und sich zu setzen, eine Ehre, die an dem förmlichen spanischen Hofe nur höchst selten einem Unterthanen zutheil ward. Dann berichtete er die wichtigsten Ereignisse seiner Reise, schilderte die Schönheit und Fruchtbarkeit der von ihm besuchten Inseln und die Sitteneinfalt und Gutmüthigkeit ihrer Bewohner und schloß mit der Versicherung, daß bald noch weit wichtigere Entdeckungen sich an diese glücklichen Anfänge knüpfen und Spanien mit unendlichen Schätzen bereichern würden.



Ruinenschloß des Columbus auf Hispaniola.

Columbus' zweite Reise.

Ausrüstung und Abfahrt. Entdeckung von Dominica, Maria Galante. — Guadeloupe und dessen Erforschung. Menschenfresser, Kariben. Entdeckung von Santa-Cruz, Portorico, Raublust der Spanier, Verhörung von Raubthier. Gründung von Isabella, Wismuth. Zug nach Cibao. Religiöse Vorstellungen, Priester und Lebensweise. Hohe in Isabella. Entdeckung von Jamaica. Rückkehr nach Cuba und Isabella. Ankunft Barrolomeo's und Ernennung zum Adelantado. Ururtheil in der Kolonie, Niederlage der Indianer. Verleumdung bei Hofe und Rückkehr nach Spanien.

So schwer es Columbus geworden war, die spärlichen Mittel zu seiner ersten Fahrt aufzubringen, so bereitwillig und schnell wurde er für die zweite mit allen Bedürfnissen versehen, die er für nöthig und zweckmäßig hielt, und schon am 25. September 1493 konnte er mit einer stattlichen Flotte von siebenzehn Schiffen; welche an fünfzehnhundert Mann, größtentheils Seeleute, Soldaten und Handwerker, doch auch viele Abenteurer, welche sich in der Neuen Welt schnell Reichthümer zu erwerben gedachten, ferner Pferde, Hornvieh, Hausthiere jeder Art, Kornfrüchte, Sämereien verschiedener Pflanzen, Tauschwaaren, die größtentheils in Schellen, Spiegeln, Perlen, Glitterstaat und anderen unbedeutenden Spielzeugen bestanden, Arzneimittel, Mundvorrath und Kriegsmunition in großer Fülle an Bord hatte, aus der Bai von Cadix auslaufen.

Columbus steuerte diesmal von den Kanarien aus mehr südwestlich, weil er in dieser Richtung sogleich auf die Inseln der Kariben, von denen er auf seiner ersten Reise so viel gehört hatte, zu stoßen gedachte. Die Ueberfahrt war glücklich und schnell, und schon am 3. November, einige Minuten vor Sonnenaufgang, befand sich das Geschwader im Angesichte eines hohen, waldbedeckten Eilandes, welches den Namen Dominica erhielt. An demselben Morgen tauchten noch mehrere Inseln an dem Horizonte auf, alle mit prachtvollen Wäldern und einer üppigen Vegetation geschmückt und, wie es schien, zu einer großen

Gruppe gehörend. Da sich auf Dominica kein Hafen zeigte, so steuerte der Admiral nach der nächsten Insel und landete auf ihr mit einem großen Theile seiner Mannschaft, um sie im Namen des Königs von Spanien in Besitz zu nehmen. Er nannte sie nach seinem Schiffe *Maria galante*; da sich aber nirgends eine Spur von Bewohnern zeigte, so setzte er seinen Weg nach einer nicht weit entfernten größeren Insel fort, welche, wie die zahlreichen am Ufer zerstreuten Wohnungen vermuthen ließen, stark bevölkert sein mußte. Columbus, dem es vor Allem darum zu thun war, mit den Eingeborenen in Verbindung zu kommen und nähere Erkundigung über ihr Land einzuziehen, ließ mit der ganzen Flotte in einen bequemen Hafen ein und ließ sogleich mehrere Abtheilungen wohlbewaffneter Leute ans Ufer setzen. Die Insulaner, welche den am Gestade hinfegelnden Schiffen mit nicht geringem Staunen gefolgt waren, entflohen, als die Boote sich näherten, eiligt in die Wälder, und den nach verschiedenen Richtungen hin ihnen nachsehenden Leuten gelang es kaum, einige Kinder und Weiber zu erfassen, obschon mehrere von ihnen eine gute Strecke nach dem Innern vordrangen. In den verlassenen Wohnungen, deren zwanzig bis dreißig ein Dorf bildeten, fanden sie eine Menge von Lebensmitteln, darunter auch die köstliche Ananas, deren Wohlgeschmack sie entzückte, ferner große Vorräthe von roher und zu Garn gedrehter Baumwolle, gutgearbeitete Bogen und Pfeile mit scharfen Knochen oder Fischgräten zugespitzt, Haufen menschlicher Gebeine und unter dem Hausgeräthe viele Menschenschädel, die offenbar als Trinkschalen dienten, Stücke Menschenfleisches, an den Balken als Vorrath aufgehängt, und in einer Hütte sogar den Hals eines Mannes mit Gänsen und Papageien in einem großen Topfe am Feuer kochend.

Columbus zweifelte jetzt nicht mehr, daß er sich wirklich auf den Inseln der menschenfressenden Kariben, welche ihm schon von den Bewohnern von Cuba und Hispaniola mit abschreckenden Farben geschildert worden waren, befinde, und erfuhr auf seine Fragen von den an Bord gebrachten Frauen, daß die Insel, bei welcher er vor Anker lag und die er *Guadeloupe* genannt hatte, bei den Eingeborenen *Turuqueira* heiße, und daß diese zum größten Theile unter Anführung ihres Königs in vielen Kanoes auf einen Raubzug ausgefahren seien. Sie selbst fügten sie hinzu, sowie auch die Knaben, die man mit ihnen erhascht habe, seien Kriegsgefangene von anderen Inseln, denn die Kariben, welche die in ihre Gewalt kommenden feindlichen Krieger sogleich abschlachteten und verzehrten, verschonten nur deren Weiber und Kinder, die ersteren, weil sie ihr Fleisch für unschmackhaft hielten und sich ihrer nur als Sklavinnen bedienten, die anderen, weil sie diese bis zu einem gewissen Alter heranmästeten, um sie bei Festlichkeiten als Leckerbissen zu verspeisen. Diese Nachrichten erfüllten die ganze Mannschaft mit Schrecken und Abscheu, und man war um das Schicksal einer Streifpartei, welche nach dem Innern vorgedrungen war und seit mehreren Tagen vermißt wurde, nicht wenig besorgt.

Alonso de Ojeda, einer der verwegesten jungen Männer, die sich bei der Expedition befanden, erbot sich, die Verirrten, die vielleicht in die Hände der Kariben gefallen waren, aufzusuchen und zu befreien. Er nahm mit seinen Leuten seinen Weg geradezu nach den dichtesten Wäldern, ließ die Gewehre abfeuern und die Trompeten blasen, aber vergebens lauschte er auf eine andere Antwort als die des Echo. Der Admiral gab jetzt die Unglücklichen verloren

und traf bereits Anstalten zur Abreise, als sie am Abend des vierten Tages ihrer Abwesenheit völlig erschöpft am Strande erschienen. Sie hatten sich in den spurlosen Wäldern, deren Bäume mit den Gipfeln so fest in einander verwachsen waren, daß sie weder bei Tag nach dem Stande der Sonne, noch bei Nacht nach den Sternen die einzuhaltende Richtung bestimmen konnten, verirrt und verdankten ihre Rettung nur einem günstigen Zufalle, der sie wieder an die Küste führte, und der Abwesenheit der Kariben, denn die Insel schien wie ausgestorben, und auf ihrem ganzen Wege waren sie keinem einzigen Manne, sondern nur Weibern und Kindern begegnet. Nichts fiel Columbus mehr auf, als die Bemerkung, daß man bei den Kariben auch eine eiserne Pfanne und ein Stück von dem Hintertheile einer Caravelle angetroffen habe. Da sich auf den westindischen Inseln kein Eisen findet, so mußten diese Gegenstände von einem verunglückten europäischen Schiffe nach Guadeloupe gekommen sein und lieferten einen neuen Beweis, daß auf dem Atlantischen Ozean durch Strömung und Winde eine zufällige Verbindung zwischen der Alten und Neuen Welt stattfinden konnte.

Am 10. November setzte das Geschwader die Reise fort und kam an mehreren hohen und mit prachtvollen Waldungen bedeckten Inseln vorüber, bei denen man aber nicht landete, weil der Admiral, um das Schicksal der auf Hispaniola zurückgelassenen Mannschaft besorgt, nicht allzu viel Zeit verlieren wollte.

Die Kariben, welche man von der Insel Ayay (Santa-Cruz) an Bord brachte, hatten langes, dickes Haupthaar, aber keinen Bart; ihre Augen waren ringsum mit bunten Farben bemalt, wodurch sie ein wildes, abschreckendes Ansehen erhielten; selbst in der Gefangenschaft benahmen sie sich trotzig und unbändig und betrachteten ihre Ueberwinder mit Verachtung. Nach einigen Tagen erreichte man eine schöne Insel von größerem Umfange, welche die auf den Schiffen befindlichen Indianer als das gewöhnliche Ziel der Raubzüge der Kariben bezeichneten, sie nannten sie Buriquen, Columbus aber legte ihr den Namen San Juan Bautista bei; jetzt heißt sie Portorico. Die Einwohner hatten sich bei der Annäherung der Schiffe aus ihren an der Küste liegenden Dörfern nach dem Innern geflüchtet, und man bemühte sich vergebens, mit ihnen eine Verbindung anzuknüpfen. Am 22. November erreichte die Flotte die Ostspitze Hispaniolas und befand sich am 27. gegen Abend dem Fort La Navidad gegenüber.

Der Admiral beehrte sich, durch einige Signalschüsse der zurückgelassenen Besatzung seine Ankunft kund zu thun, aber es erfolgte keine Antwort. Vange Ahnung erfüllte die Mannschaft, und als man am folgenden Morgen ans Land stieg, fand man das Fort und das dabei liegende Indianerdorf völlig zerstört. Die ersten Ansiedler in der Neuen Welt hatten ihr trauriges Los, wie man von den Eingeborenen, die sich schüchtern näherten, vernahm, vollkommen verdient; denn schon in den ersten Tagen nach der Abreise des Admirals singen sie an, statt dessen Mahnungen zu befolgen, durch Habsucht und Sinnlichkeit getrieben, sich nicht nur einander selbst zu beschaden, sondern auch die gutmüthigen Indianer durch Mißhandlung, Raub und Verführung ihrer Weiber und Töchter gegen sich aufzubringen. Der Kozite Guacanagari versuchte zwar auf alle Weise, die weißen Männer, die man freilich jetzt nicht mehr als himmlische Wesen, sondern als verächtliche Erdensöhne betrachtete, aber immer noch fürchtete, zu befriedigen und schützte sie mit Erfolg gegen seine Unterthanen; als aber ein Theil der Spanier, von unersättlicher Begier nach Gold verleitet, in das Gebiet des

Kaziken Caonabo, eines geborenen Kariben, eindrang, um Beute zu machen, sammelte dieser seine Krieger, belagerte, nachdem er die einzelnen Freibeuter, welche sein Land durchzogen, niedergemetzelt hatte, das Fort und steckte es in Brand; von der darin liegenden Besatzung, welche sorglos nicht einmal Wachen ausgestellt hatte, entging auch nicht ein einziger Mann seiner Rache. Durch dieses ärgerliche Ereigniß und die ungesunde Beschaffenheit der Umgegend von La Navidad bewogen, beschloß Columbus, die Kolonie an einer andern Stelle zu gründen, und wählte dazu eine weiter östlich liegende Bucht, in welche ein Fluß mündete. Die Arbeit wurde mit Eifer betrieben, und in kurzer Zeit erhob sich die neue Stadt, welche den Namen Isabella erhielt, mit einer Kirche, einem Waarenlager und einem Palast für den Admiral aus dem Boden.

Die ersten Zeiten der Kolonie waren jedoch nicht sehr erfreulich, denn eine bössartige Krankheit, hervorgerufen durch die lange Einsperrung auf den Schiffen, durch den Genuß gefalzener und verdorbener Lebensmittel und durch das ungewohnte feucht-heiße Klima, brach unter den ohnehin schon mißmuthigen Leuten, die sich goldene Berge geträumt hatten und sich nun in ihren übertriebenen Erwartungen getäuscht sahen, aus und streckte selbst Columbus, so lange auch seine starke Natur dagegen angelämpft hatte, auf das Krankenlager. Zu seiner Krankheit mag wol auch nicht wenig der so schmähliche Untergang des Forts La Navidad beigetragen haben, denn er hoffte hier eine bedeutende Niederlage von Schätzen anzutreffen, um damit einen Theil seiner Flotte zu besorgen und heimzuführen. Es war ihm unerträglich, statt der versprochenen Reichthümer nur Trauerbotschaften nach Spanien gelangen zu lassen, und deshalb gab er noch während seiner Krankheit dem keden Alonso de Ojeda den Auftrag, einen Streifzug nach dem Goldlande Cibao, welches nach der Versicherung der an der Küste wohnenden Indianer nur drei bis vier Tagereisen von Isabella in gerader Richtung nach dem Innern des Landes liegen sollte, zu unternehmen. Ojeda rückte im Januar 1494 auf dem ihm angedeuteten Wege vor und wurde allenthalben von den Eingeborenen freundlich empfangen. Bedeutende Städte fand er, wie Columbus, der noch immer Cibao für das vielbesprochene Cipangu hielt, ihm vorausgesagt hatte, zwar nicht, aber Beweise genug, daß der Boden große Schätze bergen müsse, denn man brachte ihm Stücke gediegenen Goldes, welche man aus den Flußbetten genommen hatte, Steine, welche dicke Adern dieses Metalls enthielten, und mancherlei goldene Schmuckgegenstände als Geschenk dar. Als er mit dieser freudigen Nachricht wieder glücklich zu Isabella eintraf, schickte der Admiral sogleich einen Theil der Flotte mit dem aus Cibao angekommenen Golde, mit Proben der kostbarsten und nützlichsten Erzeugnisse der Insel und einer pomphaften Schilderung ihrer Reichthümer nach Spanien zurück, bat aber dringend um frische Lebensmittel und andere Geräthschaften, deren die neue Kolonie, welche aus etwa tausend Seelen bestand, bedurfte, ehe sie von ihren eigenen, erst frisch bestellten Feldern die nöthigen Vorräthe ziehen konnte.

Nach seiner Genesung brach Columbus mit vierhundert Mann, bei welchen sich auch ein kleines Reitergeschwader befand, auf nach Cibao, um selbst die Goldminen aufzusuchen. Der Zug erreichte, nachdem er sich bequem durch eine herrliche Ebene bewegt hatte, eine schwierige Gebirgsgegend, wo er sich, um weiter vorrücken zu können, mit nicht geringer Mühe erst einen Weg bahnen mußte. Die Indianer leisteten hierbei in harmloser Einfalt überall Beistand.

Nichts erregte ihre Bewunderung mehr als die Pferde, und sie betrachteten dieses ihnen völlig unbekannte Thier, das so muthig und doch so langsam war, mit Erstaunen, aber auch mit solcher Furcht, daß Scharen von vielen Hunderten vor einem einzigen Reiter in wilder Flucht davonliefen. Da man mit jedem Schritte sich immer mehr von dem Reichthum des Bodens an edlen Metallen überzeugete, so wurde beschloffen, in Cibao festen Fuß zu fassen und ein Fort zu bauen. Während dieser Arbeit machten Andere Ausflüge in die Umgegend und erfuhren, daß man noch weiter nach dem Innern Stücke gediegenen Goldes von der Größe eines Kindskopfes finde. Columbus fand auch, daß die Eingeborenen keineswegs auf einer so niedrigen Kulturstufe standen, wie man vorausgesetzt hatte.

Dieselben glaubten an ein höchstes, unsterbliches, unsichtbares Wesen, das im Himmel wohne, aber zu erhaben sei, als daß es sich unmittelbar um den Menschen bekümmere; sie richteten deshalb ihre Gebete an vermittelnde Gottheiten, Zemes genannt. Jeder Nazike, jeder Familienvater hatte seinen besondern Vermittler, der im Hause aufgestellt war und zur Zeit der Noth sorgfältig versiekt wurde, denn mit diesem Schutzgotte ging nach ihrer Ueberzeugung alles Glück der Familie auf Denjenigen über, der ihn in seine Gewalt brachte. Alle diese Schutzgötter hatten ihre Priester, welche mit ihnen in Gemeinschaft zu stehen vorgaben und, nachdem sie sich mit dem Saft eines gewissen Krautes berauscht hatten, die Zukunft verkündigten und Krankheiten durch Beschwörungsformeln heilten. Diese Priester oder Butios verstanden die Bereitung vorzüglicher Arzneien. Ueber die Entstehung der Welt und des Menschen hatten die Insulaner sonderbare Ansichten. Hispaniola, glaubten sie, sei das älteste aller Eilande und aus einer auf demselben befindlichen Höhle, die man jetzt noch nicht weit von Kap Haiti zeigt, seien Sonne und Mond zu dem Firmamente aufgestiegen; die Menschen seien ebenfalls aus zwei Höhlen hervorgegangen, die dicken aus einer großen, die dünnen aus einer kleinen. Anfangs hätten die Männer nichts von Weibern gewußt, bis ihnen, als sie eines Tages an einem See hinwandelten, solche Geschöpfe zwischen den Baumzweigen zu Gesicht gekommen wären; sie hätten sogleich nach ihnen gegriffen, diese aber seien so glatt gewesen wie Aale und ihnen entschlüpft, bis sie auf das Mittel kamen, die Hände durch Sand rauh zu machen; da gelang es ihnen, vier jener schlüpfrigen Wesen zu erfassen, durch welche dann die ganze Erde bevölkert worden sei.

Auffallend war eine auf der Insel verbreitete uralte Ueberlieferung, daß ein Theil der Menschen durch eine große Flut wieder umgekommen sei, und nicht minder überraschte der Glaube der Eingeborenen an die Fortdauer der Seele nach dem Tode und an einen Ort, wo die Guten belohnt und die Bösen bestraft würden. Die Freuden der Seligkeit waren dieselben wie die im Leben, vor Allem der müßige Aufenthalt in schattigen Lauben, der Umgang mit ihren Angehörigen, der Genuß köstlicher Früchte und fröhliche Tänze. Außer dem Tanze kannten sie keine Anstrengung; zu anhaltender Arbeit waren sie völlig untauglich und auf keine Weise zu bewegen. Zufrieden mit Dem, was ihr fruchtbarer Boden von selbst oder nach kurzem, leichtem Anbaue im Ueberflusse spendete, kümmerten sie sich um nichts, was das Leben mühsam macht. Das milde Klima enthob sie der Sorge für die Bekleidung, und der Aufenthalt im Freien unter schattigen Bäumen war auf dieser glücklichen Insel, wo man kein schädliches Thier findet, in keiner Weise gefährdet. Wo alle Bedürfnisse so mühelos

befriedigt werden können, ist Gastfreundschaft eine leichte Tugend; die Eingeborenen übten sie gegen die Spanier in jeder Beziehung; alle Vorräthe an Lebensmitteln standen ihren Gästen offen, und sie waren nicht wenig erstaunt, wenn diese ihnen nicht dieselbe Freiheit gestatteten.

Als das Fort auf Cibao, St. Thomas genannt, beendet und mit einer Besatzung von sechsundfünfzig Mann unter dem Befehle des Ritters Pedro Margarite besetzt war, kehrte der Admiral nach Isabella zurück, um die zur Sicherung der Stadt noch nöthigen Arbeiten zu vollenden und durch sein entschiedenes Dazwischentreten die bereits unter den Kolonisten ausgebrochenen Streitigkeiten zu unterdrücken. Die strenge Mannszucht hatte zwar auf kurze Zeit den gewünschten Erfolg, machte ihn aber bald bei den Spaniern, deren Stolz die drückende Herrschaft eines Mannes, der nicht ihrer Nation angehörte, nur mit Widerwillen ertrug, allgemein verhaßt und war die erste Ursache der späteren ungerechten Kränkungen und Verfolgungen. Um den Geist der Unzufriedenheit zu bannen und zugleich die Eingeborenen in Furcht zu erhalten, ließ er alle in der Kolonie entbehrlichen Leute nach St. Thomas ausdrücken, um von da unter der Anführung des Pedro Margarite einen Streifzug nach dem Innern der Insel zu unternehmen; Djeda wurde beordert, das Fort zu vertheidigen und die Verbindung mit der Küste offen zu erhalten.

Nachdem der Admiral auf diese Weise die Ruhe gesichert und die allmähliche Eroberung der Insel vorbereitet zu haben glaubte, legte er die Verwaltung der Kolonie in die Hände eines Regierungsrathes unter dem Vorstehe seines Bruders Diego und ging am 24. April 1494 mit drei Schiffen unter Segel, um die Entdeckungen nach Westen hin fortzusetzen. Nach einer Fahrt von fünf Tagen erreichte er die östliche Spitze von Cuba und steuerte von hier aus an der Südseite dieser Insel hin, welche er noch immer für einen Theil des asiatischen Festlandes hielt. Ueberall näherten sich die Eingeborenen, obschon Anfangs sehr eingeschüchtert, auf das Zureden der Dolmetscher vertrauensvoll und beeilten sich, den Fremdlingen, welche sie mit Erstaunen und Bewunderung betrachteten, Früchte und andere Lebensmittel darzubringen. Auf die unaufhörlichen Fragen der Spanier nach Gold wiesen sie nach Süden und gaben durch Zeichen zu verstehen, daß dort ein Land liege, in welchem dasselbe im Ueberflusse vorhanden sei. Obgleich schon so oft getäuscht, nahm Columbus seinen Lauf nach Süden. Kaum hatte er einige Seemeilen zurückgelegt, als am Horizonte die blauen Bergspitzen einer Insel aufstiegen, die sich, als man näher kam, als eine sehr fruchtbare und stark bevölkerte Insel von nicht geringem Umfange darstellte. Man nannte sie Santiago; jetzt heißt sie Jamaica. Ihre Bewohner waren bei weitem rühriger und tapferer als die Eingeborenen von Cuba und Hispaniola und gestatteten erst nach starkem Widerstand die Landung. Ihre Kanoes, in denen sie den Schiffen fast eine Seemeile weit drohend entgegenruderten, waren sehr zweckmäßig eingerichtet und mit schönem Schnitzwerke verziert; einige derselben waren, obschon nur aus einem einzigen Baumstamme, außerordentlich lang. Columbus setzte seine Fahrt bis zu der Westspitze der Insel fort und kehrte dann, da er nirgends eine Spur von Gold fand, nach der Südküste von Cuba zurück, um die Untersuchung derselben wieder aufzunehmen. Er erreichte sie bei Cabo de la Cruz und gelangte hinter derselben in einen großen Golf mit zahllosen kleinen Eilanden. Columbus ward in dem Glauben bestärkt, daß

er sich jetzt in dem von Marco Polo erwähnten Archipelagus südwestlich von China befinde und von dem asiatischen Festlande nicht mehr weit entfernt sein könne. Keine Gefahr, keine Beschwerde sollte ihn nummehr hindern, zu dem Ziele seiner Wünsche zu gelangen. Er hatte den Plan, von der Ostküste Asiens, Indien vorüber, nach dem Arabischen Meerbusen zu segeln und von da zu Lande über Jerusalem nach der Heimat zurückzuwandern oder die erst kürzlich entdeckte Südspitze Afrika's zu umschiffen und als erster Weltumsegler triumphirend in den Hafen von Cadix einzulaulen.

Alle diese Hoffnungen schwanden aber wieder. Die Schwierigkeiten dieser hochliegenden Fahrt an einer unbekanntem unsicheren Küste mehrteten sich mit jeder Stunde, und die Schiffe wurden leet; es ging zurück nach Hispaniola. Die Rückfahrt war beschwerlicher und hatte die Gesundheit des Admirals völlig untergraben; seine Kräfte entsprachen nicht mehr dem Willen seines rastlosen Geistes. In Eile ging's zurück nach Isabella, wo er am 4. September in einem Zustande gänzlicher Bewußtlosigkeit ankam.

Die unerwartete Ankunft seines Bruders Bartolomeo, der Lebensmittel und andere Hülfe an Bord seines kleinen Geschwaders hatte, beschleunigte Erholung und Genesung. Bartolomeo, der, wie er selbst in Portugal, jahrelang in England Pläne zu neuen Entdeckungen gemacht, hatte nämlich in Spanien die glücklichen Erfolge seines Bruders erfahren, war am Hofe mit Auszeichnung ausgenommen worden, und erhielt den Befehl über ein kleines Geschwader, welches Lebensmittel nach Isabella bringen sollte. Er erreichte ohne Unfall die neue Kolonie wenige Tage nach der Abfahrt seines Bruders nach der Küste von Cuba. Bartolomeo war ein tüchtiger Seemann, von kräftiger Gestalt, gebietender Haltung und entschiedenem Charakter, rechtlich in hohem Grade, aber eben so streng und rücksichtslos in der Erfüllung seiner Pflichten, unbegamm in seinem Willen und furchtlos in allen Verhältnissen. Der Admiral, welcher diese Vorzüge seines Bruders, die ihn zur Leitung einer aus so verschiedenartigen und unsüßgamen Bestandtheilen zusammengesetzten Kolonie besonders befähigten, kannte und schätzte, war über die Ankunft Bartolomeo's erfreut und bekleidete ihn sogleich mit der Würde eines Adelantado, Vizegouverneurs, um sich während seiner langsam voranschreitenden Genesung von den drückenden Arbeiten zu befreien.

Diese Maßregel schien um so nöthiger, da während seiner Abwesenheit Vieles in bedenkliche Zustände gerathen war. Margarite, auf welchen Columbus so großes Vertrauen gesetzt, durchzog, statt das Innere der Insel zu durchforschen, mit seiner raubsüchtigen Schar das flache Küstenland, plünderte und mißhandelte die Eingebornen auf die roheste Weise und lehrte dann mit den Unzufriedenen der Kolonie, an deren Spitze der Franziskanermönch Boyle stand, welcher das Evangelium in Westindien verkünden sollte, auf den Schiffen, mit denen Bartolomeo gekommen war, wider den Willen und die Erlaubniß des Regierungsrathes nach Spanien zurück. Auch die Insulaner sahen auf die Vertreibung der lästigen Gäste, von denen viele Abenteurer, welche sich nach Auflösung der Mannszucht, um ihren Lüsten ungestörter fröhnen zu können, nach verschiedenen Richtungen hin zerstreuten, erschlagen wurden. Der tapfere Kaxite Caonabo, der Zerstörer von La Navidad, erschien mit seinen Kriegern vor der Feste St. Thomas, wurde aber von Djeda, einem listigen, tapfern Gegner, gefesselt nach Isabella gebracht. Auch andere feindlich gesinnte Kaxiten wurden

von Columbus, der sich inzwischen von seiner Krankheit wieder erholt hatte, geschlagen und durch die Erbauung mehrerer Festen zur Anerkennung der spanischen Herrschaft und zur Zahlung eines jährlichen Tributes gezwungen. So endete der erste ernstere Krieg mit den unglücklichen Indianern, welche sich von ihren Unterdrückern zu befreien versuchten, aber den schrecklichen Feuerwaffen, den Angriffen der Reiterei und der Wuth der großen Schweißhunde, welche gegen sie gehezt wurden, nicht zu widerstehen vermochten. Tausende fanden auf dem Schlachtfelde ihren Tod, fünfhundert Gefangene wurden nach Spanien geschickt, um als Sklaven verkauft zu werden.

Während dieser Anstrengungen des Admirals, die neue Kolonie zu sichern und die Eingeborenen niederzuhalten, waren der treulose Margarite und der heimtückische Boyle eifrig bemüht, ihn am spanischen Hofe zu verleumden, seine Berichte über die Reichthümer der westindischen Inseln als übertrieben und lügenhaft darzustellen und alles Ansehn, welches bis jetzt die Ansiedler betroffen hatte, seiner Tyrannei und der Willkür seiner Brüder zuzuschreiben. Diese Einflüsterungen wurden aus Neid und Tücke von dem Bischof Fonseca noch geschürt. Dieser wurde Oberaufseher der Angelegenheiten von Indien, und die ersten Folgen waren die Absendung des Juan Aguado nach Hispaniola mit ausgedehnter Vollmacht, die Beschwerden der Ansiedler zu untersuchen und das Dekret vom 10. April 1495, welches alle Rechte des Admirals, jenseit des Atlantischen Ozeans Entdeckungen zu machen und Niederlassungen zu gründen, aufhob und allen Unterthanen der spanischen Krone die Erlaubniß erteilte, auf eigene Faust Schiffe auszurüsten und ihr Glück in der Neuen Welt zu versuchen. Dieses Dekret öffnete der Raublust Thor und Thür. Es war dämonischen Ursprungs und häufte unennbaren Jammer auf die armen Indianer. Die Unmaßung, welche Aguado gleich nach seiner Ankunft zu Isabella zeigte, erfüllte den Admiral mit nicht geringem Kummer und bewog ihn, nach Spanien zu gehen und seine Rechtfertigung selbst zu übernehmen.

Sein persönliches Erscheinen am königlichen Hoflager, wo er im Juli 1496 eintraf, schlug die gegen ihn erhobenen Anklagen vollständig nieder, und der huldvolle Empfang, der ihm zutheil ward, übertraf bei weitem seine Erwartung. Er schilderte in freimüthiger Rede die wahren Ursachen der auf Hispaniola vorgefallenen Unordnungen und deutete auf die Mittel hin, durch welche sie in der Folge verhütet werden könnten. Der nachtheilige Eindruck, welchen die Verleumdungen auf die Gemüther des Königs und der Königin gemacht hatten, war bald verwischt und das frühere Vertrauen zu dem Manne, dem sie eine so große Entdeckung zu verdanken hatten, schnell wieder hergestellt. Auf seine Bitte gingen sogleich Schiffe mit Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen nach Isabella ab, und auch sein Antrag, eine neue Flotte auszurüsten, um die Küste des asiatischen Festlandes, welche er auf seiner letzten Fahrt berührt zu haben glaubte, in Besitz zu nehmen, fand den verdienten Beifall; die Verwirklichung desselben verzögerte sich aber, da der Staatsschatz durch einheimische Kriege erschöpft war. So verließen fast zwei volle Jahre, während unaufhörliche neue Hindernisse die Rückkehr in die von ihm entdeckten Länder und die Fortsetzung seiner Entdeckungen verzögerten.



Schiffe des Columbus.

Columbus' dritte Reise.

Abfahrt und Theilung des Geschwaders. Zone der Windstille. Verderb des Vorraths. Trinidad, die Orinoco-
 mündung und die Küste von Paria. Die Bevölkerung. Verleumdung. Westliche Erdansicht. Rückkehr
 nach Hispaniola. Krankheit und Weiterrei auf St. Domingo. Verleumdung und Ungnade bei Hofe. Er-
 nennung Bobadilla's als Statthalter. Columbus in Ketten nach Spanien geschickt. Neue Gunst bei Hofe
 und Ernennung Coando's zum Statthalter. Neue Pläne des Columbus.

Am 30. Mai 1498 verließ endlich Columbus mit sechs Schiffen und 200 Begleitern, ungerchnet die Bemannung der Schiffe, den Hafen von St. Lucar und erreichte am 19. Juni die Insel Gomera. Am 21. Juni auf der Höhe von Ferro schied er drei seiner Schiffe unter den Befehlen von Carvajal, Arana und einem seiner Verwandten, Giovanni Antonio Columbus, auf dem nächsten Wege gerade westwärts nach Hispaniola. Er selbst ging mit den übrigen Schiffen nach den Inseln des Grünen Vorgebirges und von da über den 10. Breiten-
 grad in südwestlicher Richtung vorwärts.

So gerieth er am 13. Juli in die Zone der äquatorialen Windstillen, wo sich alle Lüfte legten, wo fast immer eine mit drückender Hitze verbundene todte Stille herrscht und den Seefahrer nicht selten tage-, ja wochenlang an dieselbe Stelle fesselt. Die Schiffe lagen fast unbeweglich mit schlaffen Segeln, und die Luft war bei bedecktem Himmel so schwer und glühend, daß der Körper alle Spannkraft verlor und bange Furcht die abergläubische Mannschaft ergriff, welche, alter Fabeln eingedenk, schon von einer feurigen Zone zu träumen anfing. Die Fleischvorräthe gingen in Fäulniß über, der Weizen röstete sich wie am Feuer, die Meisen sprangen von den Tonnen, und unter dem Berdecke war die

Hitze so erstickend, daß Niemand hinabzusteigen und den Schaden auszubessern wagte. Als endlich auch die Jagen der Schiffe sich aufzulockern anfangen und der Theer herabschmolz, steuerte der Admiral nach Nordwesten. Er kam wieder in die Zone der Passatwinde und befand sich schon am 31. Juli im Angesichte der in üppigem Grün vragenden und zum Theil angebauten Insel Trinidad. Südlich von Trinidad dehnte sich eine andere Küste aus, die er ebenfalls für eine Insel hielt, nicht ahnend, daß er jetzt zum ersten Male das amerikanische Festland vor sich schaue. Er befand sich dem niedrigen Strande, welcher von den zahlreichen Mündungen des Orinoco durchschnitten wird, gerade gegenüber.

Statt sich diesem zu nähern, lief er, nachdem die Schiffe mit dem nöthigen Bedarf an Wasser und Holz versehen waren, in die Straße ein, welche die Insel Trinidad von dem Festlande scheidet und jetzt Golf von Paria heißt. Hier erst gewann er allmählich durch die ungewöhnlich starke, nach Norden hin brausende Strömung und durch die überraschende Erscheinung, daß das Golfwasser in einer großen Entfernung vom Lande immer noch völlig süß blieb, die Ueberzeugung, daß die westlich von ihm sich ausdehnende Küste unmöglich eine Insel sein könne, sondern den Rand eines von mächtigen Strömen bewässerten Continentes bilden müsse.

Um sie näher zu untersuchen, ließ er am 5. August in einer sicheren Bucht die Anker fallen und schickte, da er selbst durch heftige Sichtanfälle an Bord festgehalten wurde, mehrere Boote ans Ufer. Die Stelle, wo die Spanier das amerikanische Festland, welches Columbus nur sehen und nicht betreten sollte, zum ersten Male berührten, liegt etwa fünf Stunden von dem hohen Vorgebirge, welches jetzt den Namen Cabo de Yapa führt. Die ganze Gegend war von Hügelreihen durchschnitten und theils angebaut, theils mit herrlichen Frucht-bäumen bedeckt, auf denen sich zahllose Affen tummelten. Zwischen dem üppigen Grün schlängelten sich klare Bäche, und die lieblich milde Luft war von dem Dufte der Blumen und Blüten geschwängert. Die Eingeborenen, welche sich, wie die Ueberreste von Feuer und geflochten Fischen bewiesen, erst vor Kurzem hier ein Mahl bereitet hatten, entflohen bei dem Anblick der bärtigen Fremdlinge erschreckt nach dem Innern, und es gelang nur durch List, einige Männer, welche in einem Kanoe die Schiffe anstauten, zu erschöpfen. Der Admiral beschenkte sie reichlich mit Schellen, Glasperlen und Zucker und ließ sie wieder nach der Küste zurückkehren; diese freundliche Behandlung blieb nicht ohne guten Erfolg, und in kurzer Zeit kamen die Indianer sehr zahlreich und ohne die geringste Furcht an Bord. Alle, Männer und Weiber, hatten eine schöne, schlankle Körpergestalt, eine weiße Hautfarbe, lang herabhängendes starkes Haar und ein ungezwungenes, anmuthiges Benehmen. Am den Kopf trugen sie Bänder und Netze von Baumwolle, um die Lenden bunte Schürzen von demselben Stoffe. Die Männer führten Bogen und Pfeile, dabei aber auch kleine Schilde, welche Vertheidigungswaffe bis jetzt noch bei keinem andern Indianerstamme wahrgenommen worden war. Der Geruchssinn schien bei ihnen am meisten bevorzugt zu sein, denn sie besahen und befühlten die Menschen und Gegenstände, mit denen sie in Berührung kamen, nicht, sondern berochen sie. Ihr Land nannten sie Paria und gaben zu verstehen, daß es weiter nach Westen hin viel stärker bevölkert sei als an dem Meerbusen. Die ganze Gegend schien sehr fruchtbar zu sein; Brot, Mais und köstliche Früchte brachten sie in Fülle zu den Schiffen,

auch bewirtheten sie ihre Gäste mit verschiedenen, an Geschmack dem Bier und Weine ähnlichen Getränken, welche sie aus Mais und Früchten zu brauen verstanden. Mehr als alle diese Erzeugnisse fielen aber den habgierigen Spaniern die Perlen auf, welche die Indianerinnen in Schnüre gefaßt um Hals und Arme trugen und gern gegen Schellen und andere Kleinigkeiten austauschten. Sie wurden, wie man auf nähere Nachfrage erfuhr, an der nördlichen Küste von Paria aus gewissen Muscheln gewonnen und waren zum Theil von seltener Größe und Reinheit. Columbus sammelte einen guten Vorrath schöner Perlen ein, um ihn als Beweis der schon öfter bezweifelten Reichthümer der neu entdeckten Länder nach dem spanischen Hofe zu senden. Er selbst war indessen von diesen Schätzen sowol als auch überhaupt von der Beschaffenheit und den Bewohnern dieser Küste nicht wenig überrascht, denn er sah hier, wo er ein dem gegenüberliegenden Theile Afrika's entsprechendes, von der Sonnenhitze ausgebranntes Land und Veger mit krausem Wollenhaar zu finden geglaubt hatte, eine fruchtbare, mit üppigem Grün und Waldungen bedeckte Gegend und Menschen vor sich, die schöner und weißer waren als die Eingeborenen der von ihm aufgefundenen, weiter nördlich liegenden Inseln.

Diese Erscheinungen, welche, wie ihm dünkte, der bis jetzt allgemein angenommenen Theorie von der Kugelgestalt der Erde widersprachen, bewogen ihn zu fortgesetztem Nachdenken, und es bildete sich allmählich in seinem schwärmerischen Sinne eine von der Wirklichkeit weit abweichende Ansicht von der Gestalt der Erde aus. Er hegte von nun an die feste Ueberzeugung, daß die Erde sich nur auf der einen Hälfte, über welche sich die Alte Welt ausdehne, zu einer Halbkugel runde, auf der andern Seite aber, und zwar unter dem Gleicher, zum Himmel aufsteige und die Gestalt einer Birne habe. — Er erklärte sich damit das gewaltsame Austreten der Süßwasserströme aus dem Golf von Paria, gleichsam als hätten sie ihre Kraft erst durch einen Fall aus starker Höhe gewonnen. „Große Anzeichen“, sagt er, „deuten hier auf die Nähe des Paradieses, denn es entspricht nicht nur die mathematische Lage den Ansichten der heiligen und gelehrten Theologen, sondern es treffen auch alle sonstigen Merkmale zusammen.“ — Die Topographie des Paradieses war ein ergiebiges Thema gelehrter Streitschriften des Mittelalters gewesen. Wir haben schon oben erwähnt, daß früher und später die Geburtsstätte des Menschen, das paradiesische Eden, von Josephus und den ersten Kirchenvätern nach den Quellen des Indus und Ganges, von Theodoret nach denen des Euphrat und Tigris, von Harduin in die Gegend von Damaskus, von Heidegger in das Jordanthal, von Heland nach Armenien, von Gatterer nach dem Hinduku, von Frege in die Gegend des Kaspiischen Meeres, von Maignola nach Ceylon, von Hassé an die preussische Ostseeküste, von Rubbed nach Schweden, von Schulz in das Polarland verlegt worden ist. Am populärsten aber blieb die Ansicht, es liege im äußersten Osten. In kirchlicher frommer Schwärmerei hielt sich der Admiral mehr und mehr für das erwählte Werkzeug eines höheren Rathschlusses, das Christenthum in alle Welt zu tragen, und schrieb das Gelingen seiner Entdeckung einer göttlichen Eingebung zu. Lag es doch ganz in der Gemüthsrichtung des Zeitalters, auch in dem Vornamen des Entdeckers Christoph, Christophorus, Christofereus keinen Zufall, sondern einen bedeutsamen prophetischen Fingerzeig auf den Christusträger, den Bringer des Christenthums zu erkennen.

Columbus selbst unterzeichnete seine Briefe immer

S	S.
S A S	S. A. S.
X M Y	X M Y
X̄P̄O FERENS.	X̄P̄O FERENS,

was also zu erklären ist: Im Mittelalter schrieb man aus Frömmigkeit vor seinem eigenen Namen die Anfangsbuchstaben einer biblischen Stelle, oder den Namen der Heiligen, denen man sich besonders empfehlen wollte, X M Y sind nun die

Anfangsbuchstaben von Christus, Maria, Josephus, dagegen S. A. S. die Schlussbuchstaben dieser Namen. Das oberste S bedeutet Sanctus, Sancta, und wurde noch hinzugesetzt, um die mythische, heilige Zahl von sieben Buchstaben voll zu machen.

Diese Anspielung als Christbringer auf den Vornamen des Columbus befindet sich auch bildlich dargestellt auf der Karte des Juan de la Cosa, die unsere Illustration wiedergiebt.

Schon am 15. August trieb es den Admiral von den Küsten des geheimnißvollen Festlandes auf dem nächsten Wege nach Hispaniola zurück. Innere Besorgniß um das Schicksal der Kolonie, die er seit 29 Monaten verlassen, Besorgniß, daß die Lebensmittel, welche er zuführte, verderben möchten, Geldmangel, um die Matrosen zu bezahlen, die



sich nur zur Ueberfahrt verdungen hatten, die unbequeme Größe der Schiffe und die Furcht vor der Wiederkehr seines Augenübelß bestimmten ihn, die Entdeckung zu unterbrechen und, wenn er die Kolonie blühend antreffe, vom Adelantado, seinem Bruder, das Festland genauer erforschen zu lassen.

Bei seiner Abreise von Isabella, am 10. März 1496, hinterließ der Admiral seinen Brüdern Bartolomeo und Diego unbedingte Vollmachten. Bartolomeo hatte den Befehl, im Süden eine neue Stadt zu gründen, und er erbaute am linken Ufer des für Schiffe von 300 Tonnen zugänglichen Flusses Ogama die Stadt

Santo Domingo. Dort erfuhr er von einem großen Reiche Karagua im Westen, beherrscht von einem Könige oder Behechio gemeinsam mit seiner Schwester Anacaona, der schönen und klugen Wittve des einst gefürchteten Naziken Caonabo. Diesen Monarchen ließ Bartolomeo einen friedlichen Besuch ankündigen, und die fürstlichen Geschwister empfingen ihn in der Hauptstadt Karagua, am Gestade der blauen See, in einem entzückenden Thale, das stattliche Berge umgeben. — Als aber Bartolomeo nach Isabella zurückkehrte, fand er die Hälfte sämmtlicher Europäer auf der Insel, 300 Personen, dem Fieber erlegen. Kaum erfuhr die Eingeborenen, welchen furchtbaren Verbündeten sie in dem Klima hatten, so erhob sich die Empörung, und Ungehorsam und Meuterei unter den Spaniern selbst brachte die Kolonie an den Rand des Verderbens. Die Unzufriedenen in den Kolonien und den Forts hatten sich gegen den Adelantado empört, durchzogen unter Anführung Francisco Koldan's, eines gewandten, aber ränkevollen Menschen, das Land und trieben die Indianer zur äußersten Verzweiflung.

In diesen verhängnißschweren Tagen landete der Admiral am 30. August 1498 auf St. Domingo. Er war überzeugt, daß die Herrschaft hier durch nichts mehr gefährdet werden könne, als durch Zwist unter den Ansiedlern selbst, und suchte mit aller Nachsicht und Milde durch Zugeständnisse die Gemüther zu beruhigen und zu versöhnen. Aber seine Bemühungen hatten keinen Erfolg. Denn wenn es ihm auch gelang, die lichten Flammen des Aufruhrs zu löschen, so glimmte doch die Zwietracht im Geheimen fort.

Bei aller Tüchtigkeit eines Seemanns fehlte dem Admiral die Fähigkeit zur Verwaltung einer Kolonie, fehlte ihm der Zauber einer gebieterischen Persönlichkeit unter den verwegenen Abenteurern, die er nach der Neuen Welt geführt hatte. Ein solches Helden- oder Räubergesindel mitten in der Empörung und in den höchsten Drangsalen noch in Mannszucht zu halten, gelang nur einem Kriegsdämon, wie Fernando Cortes. Columbus, der in den Augen seiner spanischen Untergebenen den Makel fremder, italienischer Herkunft besaß, hatte im Entdeckungsrausche die Neue Welt in seinen Schilderungen vergoldet, und mit Bier erfaßten die Spanier seine trügerischen Verheißungen. Ein Theil der Enttäuschten war bettelhaft und siech heimgeliehet. Als sich der Hof im Sommer 1500 in Granada aufhielt, erzählt Don Fernando Colon, pflegten ein halbes Hundert dieser westindischen Invaliden im Vorhofe der Alhambra, den Schoß mit Trauben gefüllt, sich niederzusetzen und laut die Monarchen zu schmähen, daß sie ihren Hunger mit solcher Kost befriedigen müßten. Ging König Ferdinand vorüber, so riefen sie ihm zu: „Zahle! zahle!“ — und erschienen im Gefolge der Königin die Pagen Don Diego und Don Fernando Colon, so wurde mit Fingern auf sie gewiesen. „Schaut“, riefen sie, „die Büppchen! die Söhne des Admiranten, der die Länder des Truges und der Trübsal, den Kirchhof castilianischer Hijosdalgo entdeckt hat.“

Columbus hatte darin gefehlt, daß er in dem Goldlande Cibao nur seinem Anhang und wenigen Anderen gegen kurzdauernde Lizenzen Bearbeitung der Minen verstattete und gegen geringe Vergütung für die Krone und seine Rechnung das gewonnene Gold einzog. Unvorsichtig hatte er geögert, den Kronantheil Goldausbeute heimzusenden, so daß er in die erniedrigende Lage gerieth, sich vor der üblen Nachrede rechtfertigen zu müssen, als habe er fiskalisches Gut unterschlagen und trachte danach, mit Hülfe der Seinigen sich unabhängig zu erklären.

Die Verleumder erinnerten daran, daß Columbus auf der Rückkehr von der ersten Reise in den Tajo eingelaufen und mit den Portugiesen heimlich unterhandelt habe. Eine berechnete Tücke wollte man selbst darin sehen, daß Columbus das ungesunde Isabella zur Ansiedelung ausgewählt und den Tod so vieler Spanier dadurch verursacht habe. Mochte nun auch der Hof für solche grobgespinnene Beschuldigungen nicht zugänglich sein, so fehlte es doch nicht an ernstern Thatfachen, um Mißmuth gegen den Entdecker zu erregen. Hatte die Königin Isabella schon im Jahre 1495 die Verschleppung der Indianer in die Sklaverei verboten, so stieg ihr Unmuth, als abermals eine Fracht von etlichen Hunderten in Spanien anlangte, damit aus dem Erlös ihrer Köpfe der Aufwand der Entdeckungen bestritten werden möchte. „Welche Vollmacht“, rief die Königin im Zorn, „besitzt der Admiral, meine Unterthanen irgend wem zu verkaufen?“ Durch eine Kabinettsorder vom 20. Juni 1500 ließ sie sämmtliche, auf Befehl des Admirals verkaufte Indianer wieder in Freiheit setzen und befahl, sie mit dem nächsten Geschwader in ihre Heimat zurückzusenden. Da nun die rückkehrenden Ansiedler einstimmig über Willkür und Härte des Admirals und seiner Brüder klagten, so bereute die Krone, die Macht über Leben und Tod der Unterthanen einem Manne anvertraut zu haben, vor dessen Leidenschaftlichkeit man jetzt erschrak. Um sich Klarheit über die Wirrsale zu verschaffen, wurde am 21. Mai 1499 ein Patent für den neuen „regierenden Richter“ ausgefertigt, ihm „die Verwaltung und das Richteramt“ in den neu entdeckten Ländern übertragen und zugleich alle bisherigen Beamten der Kolonie ihrer Aemter bis auf erneuerte Bestätigung durch den Bevollmächtigten enthoben. Auch ertheilte man ihm Befugniß, Personen jeden Ranges, wenn er es für den Dienst der Krone ersprießlich halte, aus der Kolonie zu entfernen. Am nämlichen Tage wurde der Befehl, alle Burgen, Arsenale, Schiffe, Pferde, Waffen und Kriegsvorräthe dem neuen Statthalter auszuliefern, an Columbus und seine Brüder unterzeichnet, worin die Monarchen ebenso wie in den anderen Urkunden den Entdecker nur als Admiral und nicht mehr als Vizekönig anreden. Columbus wurde von der Statthaltertschaft enthoben und sein Nachfolger für die Umgestaltung der Behörden mit Vollmachten ausgestattet. Die Wahl fiel unglücklicherweise auf den ungestümen Francisco de Bobadilla, den die Monarchen durch folgendes Handbillet an den Admiral beglaubigten: „Wir senden den Ueberbringer dieses Schreibens, Comendador Francisco de Bobadilla, um Euch in Unserem Namen mündlich gewisse Dinge mitzutheilen. Ihr werdet ihm Vertrauen und Glauben schenken und seine Befehle erfüllen.“ Im Juni 1500 ging der neue Statthalter mit zwei Schiffen nach Westindien ab. Für die Ansiedelung hatte eine glänzende Zeit begonnen. In dem Bruchstück einer Depesche aus jenen Tagen stellt Columbus, wie immer erfüllt mit fiskalischen Traumbildern, der Krone in Zukunft ein Einkommen von 160,000 Dukat in Aussicht und bindet sich mit einem Eide, daß man im Jahre 1503 schon 120,000 Pesos erwarten dürfe. Am 5. Februar 1500 wollte er sich von Santo Domingo nach Spanien einschiffen, aber neue Unruhen traten dazwischen.

Das peinliche Verfahren gegen die Ergrieffenen war in vollem Zuge, als am 23. August die beiden Caravelen Bobadilla's sich Santo Domingo näherten. Ehe noch der Wind ihr Einlaufen verstattete, schickte Don Diego eine Barke zur Erkundigung entgegen, ob sich vielleicht unter den Angekommenen der ältere

Sohn des Admirals befinde. Bobadilla erfuhr von den Abgesandeten, daß in der verfloffenen Woche sieben Spanier durch den Strang hingerichtet worden seien und fünf andere in der Festung ihr Todesurtheil erwarteten. Als am Nachmittag die Schiffe den Fluß hinaufgingen, bekam man an beiden Ufern die Galgen zu Gesicht, an denen die Verbrecher noch hingen. Bobadilla blieb die Nacht über noch an Bord. Am andern Morgen aber zog er mit seiner Mannschaft in Prozession nach der Kirche. Zu Gegenwart Don Diego Colon's ließ er nach der Messe seine Ernennung zum königlichen Richter verlesen und begehrte hierauf die Auslieferung aller Verhafteten mit den Untersuchungsakten, was ihm Don Diego verweigerte, bevor er nicht vom Admiral dazu ermächtigt worden sei. Bobadilla wartete bis zum andern Morgen (25. August), wo er nach der Messe sein Patent als Statthalter verkündigen und Don Diego sowie die Anwesenden zum Gehorsam auffordern ließ, indem er zugleich den königlichen Befehl vorzeigte, daß alle Waffen und Burgen ihm ausgeliefert werden sollten. Unmittelbar darauf wurde derselbe verlesen, welcher allen Ansiedlern im Dienste der Krone die Auszahlung des rückständigen Soldes verhiess. Hatten Manche bisher noch an der Echtheit der königlichen Urkunden gezweifelt, so beseitigte die Aussicht auf Bezahlung alle Bedenken. Da sich Don Diego und der Burgvogt Miguel Diaz noch immer weigerten, dem neuen Statthalter die Thore zu öffnen, versammelte dieser die Mannschaft seiner Schiffe und einen hellen Haufen der Bewohner von Santo Domingo, zog mit ihnen vor das Schloß und ließ die Zugänge einbrechen. Miguel Diaz und Diego de Alvarado, die zu Columbus hielten, erschienen zwar mit gezogenem Degen auf der Mauer, leisteten aber sonst keinen Widerstand. Bobadilla stellte jetzt ein kurzes Verhör mit den Eingekerkerten an und gab sie dann dem Alguazil Juan de Espinosa in Obhut.

Der Admiral, von diesen Vorfällen unterrichtet, glaubte indeß nicht, daß wirklich seine Absetzung beschlossen sei, bis er auf dem Wege nach Santo Domingo die Abschriften der königlichen Patente empfing. Noch hielt er an dem Strohhalm, daß seine ausdrückliche Enthebung vom Vizekönigthum nicht ausgesprochen war, als er aber auch das Beglaubigungsschreiben Bobadilla's gelesen hatte, zögerte er nicht länger, sich diesem zu nähern. Der neue Statthalter hatte mittlerweile offen seine Feindseligkeit merken lassen, indem er seine Vollmachten in blanco eilig mit Gnadengewährungen an die anderen Häupter des früheren Aufstandes ausfüllte. Er hatte im Hause des Admirals ohne Weiteres Quartier genommen und alle vorgefundenen Kleinodien und Kostbarkeiten unter Siegel gelegt. Ohne jede Ermächtigung erließ er die königlichen Zehnten und ertheilte gegen Entrichtung des elften Theiles auf zwanzig Jahre völlige Freiheit, in Cibao auf Gold zu schürfen. Den Ansiedlern wiederholte er beständig: „Rafft zusammen, was ihr findet; wer weiß, wie lange es dauern mag?“ Bei solcher Gelegenheit ist der Pöbel niemals Blöde, und Mancher hätte wol für Gold den eigenen Vater verkauft.

Eine heimliche Untersuchung gegen den Admiral gedieh sichtlich, da es dem gestürzten Manne nicht an Anklägern fehlte, die ihn beschuldigten, den Indianerkrieg nur fortgesetzt zu haben, um durch Kriegsgefangene den Sklavenhandel flott zu halten, während Andere hinzusetzten, er bewaffne heimlich die Eingeborenen, um den neuen Statthalter gewaltsam zu vertreiben. Als der Admiral in Santo Domingo eintraf, befaß Bobadilla, ihn ohne Verhör, ja ohne daß er

ihn gesehen, in Ketten zu schließen. Tröstlich war es, daß der edle Gefangene einem Verwandten des Bischofs Fonseca, dem ritterlichen Alonso de Vallejo, übergeben wurde. Bis zum Kleinmuth gebeugt, befürchtete der Admiral, man geleitete ihn zum Richtplatz und fragte angstvoll: „Vallejo, wo bringst du mich hin?“ — „An Bord“, erwiderte der Cavalier, „denn Ew. Gnaden sollen sich nach Spanien einschiffen.“ Auch Don Diego und Adelantado, der nach Santo Domingo gekommen war, wurden in Ketten an Bord der beiden Schiffe gebracht, die mit den Gefangenen und den Prozessanten unter Vallejo's Befehl am Anfang Oktober Haiti verließen und nach einer kurzen Fahrt zwischen dem 20. und 25. November 1500 vor Cadix ankamen. Hier befahl Vallejo, dem Admiral und seinen Brüdern sofort die Ketten abzunehmen. Aber der Admiral litt es nicht, er wollte den schnöden Fürstendank durch Beschämung vergelten. In Eisen geschlagen, wollte er Spanien betreten. Die Monarchen selbst sollten ihm die Ketten abnehmen, die sie ihm hatten anlegen lassen. Während der Ueberfahrt schrieb Columbus an seine Gönner bei Hofe. Bitter beschwert er sich über Bobadilla's Einbruch in sein Eigenthum, der mit ihm schlimmer verfahren sei, „als ein Pirat mit einem Kauffahrer“, denn er habe ihm alle Papiere und darunter auch die Urkunden zu seiner Rechtfertigung geraubt. „Hätte ich“, ruft er aus, „Indien an die Ungläubigen verschenkt, feindseliger könnte Spanien mich nicht verfolgen!“ Mit diesen Briefen ließ Columbus, ehe man in Cadix vor Anker ging, einen seiner Getreuen ans Land setzen, der die Beschwerden des Admirals früher an den Hof bringen sollte, als Bobadilla's Berichte eine un günstige Stimmung erregen konnten.

Das Königspaar war verwirrt, beschämt und — — gnädig. Kaum erfuhr es die Landung, so überbrachte ein Kurier den Befehl, den Admiral in Freiheit zu setzen, und ein Geschenk von 2000 Dukaten zur Bestreitung seiner Anstandsbedürfnisse. Am 17. Dezember 1500 erschien der Admiral am Hofe in Granada. Die Monarchen gaben sich Mühe, ihn zu besänftigen, indem sie jede Ermächtigung zu Bobadilla's Roheit ableugneten und dem Admiral vollen Genuß seiner Würden und Privilegien versprochen. Bald darauf wurde Don Nicola's de Ovando, ein schlauer Mann von glattem Aeußeren, zum Nachfolger Bobadilla's ernannt und mit einer gut ausgerüsteten Flotte im Februar 1502 nach Hispaniola geschickt.

Ob schon tief gekränkt, ließ sich Columbus doch immer noch nicht von der Ausführung seiner reissich durchdachten Pläne abschrecken und beschäftigte sich während seines Aufenthaltes in Spanien eifrigst mit den Vorarbeiten zur Fortsetzung seiner Entdeckungen. Vasco da Gama hatte inzwischen 1498 den Seeweg nach Indien um das Vorgebirge der guten Hoffnung aufgefunden, und sein Bericht über die Reichthümer der von ihm berührten Küsten erfüllte ganz Europa mit Staunen. Der frühere Vorsatz des Admirals, eine nähere Straße nach diesen gesegneten und von gesitteten Menschen bewohnten Ländern, hinter welchen die von ihm entdeckten, mit rohen Wilden bevölkerten Inseln freilich weit zurückstehen mußten, aufzusuchen, trat jetzt in seinem rastlosen Geiste wieder in den Vordergrund, und er glaubte durch die Zusammenstellung und Vergleichung der auf seinen früheren Reisen gemachten Erfahrungen bereits die Richtung, welche er, um am schnellsten zum Ziele zu gelangen, einhalten müsse, ermittelt zu haben.



Wappen des Columbus.

Columbus' vierte Reise.

Columbus' Beharrlichkeit in Plan und Irrthum. Abnung einer südlichen Durchfahrt. Abreise von Cadix. Landung auf Martinique. Von St. Domingo abgewiesen. Sturm und Untergang der reichen Flotte. Entdeckung der Honduras- und Mosquitoküste, von Costa Rica bis zur Landenge von Darien. Kurzes Befehlen von Veragua. Schlechter Zustand der Schiffe und Strandung bei Namataca. Ein Jahr der Noth. Mondfinsterniß und Mendez küßte nach Hispaniola. Ankunft des Negerkönigs, kurze Raub- und Missethate nach Spanien. Fortbruch in Erfüllung der Versprechungen. Columbus' Tod und irdischen Reste. Nicht selb. gebrödet. Der Name „Amerika“. Vesel's Urtheil.

Das Ziel alles Denkens und Strebens war bei Columbus immer und immer wieder dasselbe geblieben, der Seeweg nach Katal oder China, und er rechnete so zuversichtlich darauf, die Häfen des Großkhans zu erreichen, daß er ermächtigt wurde, einige Leute zu werben, die, des Arabischen kundig, als Dolmetscher in den chinesischen Küstenstädten und bei Bottschaften an den kaiserlichen Hof von Katal dienen könnten. Hartnäckig bis zu seinem Tode auf den einmal gefaßten Irrthümern verharrend, hielt Columbus die Insel Cuba immer noch für ein vorgestrecktes Glied des asiatischen Ostrandee, und fuhr selbst nach seiner letzten Reise fort, in der Sprache dieser Täuschung westliche Landschaften Cuba's „die Provinz Manji“ zu nennen, worunter er die Küstengebiete China's verstanden wissen wollte. Im Zauberkreise seiner Irrthümer hielt er nach wie vor Hispaniola für Marco Polo's Zipangu (Japan). Es ist schwer zu begreifen, daß Columbus die Neue Welt, welche ihm bisher nur die Reize tropischer Landschaften, belebt von einer heiteren Bevölkerung in paradiesischer Armuth, gezeigt hatte, mit dem nach sämtlichen bekannten Schilderungen dichtbewohnten und gesellschaftlich so hoch entwickelten Katal verwechseln konnte und er auf den einsamen antillischen Gewässern nirgends die Handelsflotten der Chinesen und

Araber vermischte. Aber er beruhigte diese und ähnliche Zweifel in naiver Art. „Die Völker“, sagt er mit Beziehung auf seine letzten Entdeckungen aus, „gleichem unseren Beschreibungen von Asien, und wenn ich bei ihnen keine Pferde mit goldenen Zügeln und Sattelzeug angetroffen habe, so ist das kein Wunder, denn wozu wären in den Gestadellandschaften Fischerleuten solche Thiere nützlich?“ Ob Cuba oder der nördliche Continent eine Landverbindung mit dem unerwartet entdeckten Südamerika besitze, konnte man damals noch nicht wissen. Columbus ahnte aber, daß im Süden von Cuba gegen Westen das Meer zu einer Straße verengt, unmittelbar nach der goldenen Chersones des Ptolemäus und an den Ganges führen mußte, und so bestand die Aufgabe der vierten Reise, um es modern auszudrücken, in der Auffuchung einer mittelamerikanischen Durchfahrt nach den Gewürzländern.

Er theilte das Ergebniß seines Nachdenkens dem Könige mit und erbat und erhielt trotz mancherlei Hindernissen die Erlaubniß zu einer neuen Entdeckungsreise, vielleicht mehr aus Verdruß und Neid auf die inzwischen gemachten großen Entdeckungen der Portugiesen im wirklichen, asiatischen Indien.

Mit einem elenden Geschwader von nur vier kleinen Caravelen, welche kaum 150 Leute an Bord hatten, verließ Columbus am 9. Mai 1502 Cadix, nahm von den Kanarischen Inseln einen weniger südlichen Lauf als auf der dritten Reise und erreichte bei günstigem Passatwinde schon am 15. Juni die zu den Antillen gehörende Insel Martinique. Nachdem er sich hier mit Wasser und Holz versehen, setzte er die Reise fort und steuerte nach Hispaniola, obgleich seine Instruktion ihm ausdrücklich verbot, die Insel zu berühren; um hier nicht neue Zwistigkeiten hervorzurufen.

Columbus freilich dachte anders. Es mußte, wie er sich rechtfertigte, seine Mannschaft entmuthigen, wenn ihnen hier der einzige große Hafen für Zeiten der Noth verschlossen schiene. Er mochte vielleicht auch dem verführerischen Reize nicht widerstehen, sich den Ansiedlern, von denen er in Ketten geschieden war, als Admiral wieder zu zeigen. Er zog sich aber dadurch eine Demüthigung zu, denn als er am 29. Juni hier einlaufen wollte, verbot ihm Ovando die Landung. Im Hafen lagen damals 28 Fahrzeuge segelfertig zur Heimfahrt nach Spanien, auf denen, außer seinen Feinden Rodan und Bobadilla, auch eine Fracht von 200,000 Pesos Gold, d. i. etwa 2,256,000 Mk., für die Krone und 100,000 Pesos als Eigenthum der Passagiere an Bord waren. Columbus warnte dringend den Statthalter, diese Flotte auslaufen zu lassen, weil in einigen Tagen ein furchtbarer Sturm eintreten werde. Die Warnung aber blieb unbeachtet, und ein Orkan vernichtete 20 Schiffe mit Mann und Maus. Nur wenige Fahrzeuge kamen in einem erbärmlichen Zustande nach San Domingo zurück, und nur das kleinste, welches das von Freunden gerettete Besizthum des Columbus und der Seinigen an Bord hatte, gelangte unverfehrt nach Spanien und überbrachte die betrübende Kunde von dem Verluste so großer Reichthümer und dem kläglichen Ende so vieler Leute. Columbus hielt dies Ereigniß als die höhere Vollstreckung einer Sühne für Kränkungen, die ihm in so überreichem Maße zugefügt worden waren.

Als das Wetter wieder besser geworden, verließ Columbus den westlich von Santo Domingo liegenden Hafen Hermoso, in welchen er eingelaufen war, und steuerte nach Südwesten hin, in welcher Richtung er in die große Straße,

die ihn nach Indien bringen sollte, zu gelangen glaubte. Nach einer beschwerlichen Fahrt von mehr als zwei Monaten, auf welcher er bald von Stürmen umhergeschleudert, bald durch Windstillen aufgehalten wurde, erreichte er eine kleine, aber hohe Insel, die er, weil sie mit Fichten bedeckt war, *Isla de Pinos* (Fichteninsel) nannte; sie liegt nur einige Seemeilen von dem amerikanischen Festlande, an der Küste von Honduras und führt jetzt wieder ihren ursprünglichen Namen *Guanaja*. Während das Geschwader die Zurückkunft der Boote, die man, um nähere Erkundigung von den Eingeborenen einzuziehen, ans Land geschickt hatte, erwartete, näherte sich von der hohen See her ein großes Kanoe, das von einer weiten Reise heimzukehren schien. Man staunte nicht wenig über die Vollkommenheit dieses Fahrzeuges, welches, obgleich es nur aus einem einzigen Baumstamme bestand, nicht kürzer als eine Galeere und 8 Fuß breit war, in der Mitte eine mit Palmblättern bedeckte Kajüte, in welcher ein Kaxite mit seinen Weibern und Kindern saß und von fünfundzwanzig Ruderern mit nicht geringer Schnelligkeit vorangetrieben wurde. Auf die Einladung des Admirals legte es sich an die Seite seines Schiffes und die Indianer kamen ohne Furcht an Bord, wo sie bereitwillig ihre Waaren und Geräthschaften gegen europäische Kleinigkeiten austauschten. Sie verriethen weit mehr Bildung und ein viel lebhafteres Gefühl von Schamhaftigkeit als alle anderen Stämme, mit denen man bis jetzt in Berührung gekommen war; die Männer trugen zwar nur schmale Tücher um die Hüften, die Weiber aber hüllten sich sorgfältig in weite, mantelähnliche Gewänder von starkem, mit vielerlei Farben durchwirktem Baumwollenzeuge. Auch die übrigen Gegenstände, welche diese Indianer mit sich führten, bewiesen eine nicht geringe Kunstfertigkeit, und mit erfreulicher Ueberraschung bemerkte man darunter trefflich gearbeitete Decken und Teppiche von Baumwolle, Matten von Palmblättern, Schellen, Messer und Aegte von Kupfer, Schmelztiegel, verschiedene Gefäße aus Stein, Holz und Lehm und auffallend gestaltete hölzerne Schwerter mit Rinnen auf beiden Seiten der Klinge, in welchen scharfe Steine mit Fäden aus Fischeingeweiden befestigt waren. Die in dem Kanoe befindlichen Lebensmittel schienen größtentheils dieselben zu sein, welche man schon auf den anderen westindischen Inseln angetroffen hatte, mancherlei Wurzeln, Mais, aus welchem Brot und ein hierähnliches Getränk bereitet wurde. Nur eine Art Mandeln, Kakao, war den Spaniern völlig unbekannt, und erst später erfuhren sie, daß diese Frucht bei den Indianern in sehr hohem Werthe stand und nicht nur als Speise, sondern auch als Münze diente.

Aus Alledem schloß Columbus, daß er jetzt gebildeteren Völkern näher komme und ward in seiner Ansicht durch die Andeutungen seiner Gäste, die er durch eine aufmerksame Bewirthung und durch Geschenke bald gewonnen hatte, noch mehr bestärkt. Sie erzählten ihm, daß sie aus einem nach Nordwesten hin liegenden reichen und fruchtbaren Lande kämen, dessen Bewohner in verschiedenen Arbeiten erfahren seien, und gaben ihm den Rath, den Weg dorthin einzuschlagen. Auf seine alte Frage, wo man das meiste Gold finde, erwiederten sie, daß man in südöstlicher Richtung zu Gegenden gelange, welche so reich an diesem Metalle seien, daß man Fische, Stühle und andere Hausgeräthe damit beschlage. Da diese letztere Aussage seiner vorgefaßten Meinung, daß zwischen dem von der Insel *Guanaja* bereits sichtbaren, nach Osten sich hinziehenden Festlande und der Küste von *Paria* die von ihm gesuchte Straße nach Indien

sich öffne, vollkommen entsprach, so beachtete er zu seinem größten Schaden fast gar nicht das ihm so sehr gerühmte Land im Westen, sondern segelte südlich nach der nahen Küste und ging bei dem Vorgebirge Honduras vor Anker, um sie für die spanische Krone mit der gewohnten Feierlichkeit in Besitz zu nehmen. Hätte er den Weg nach Westen eingeschlagen, so würde er in wenigen Tagen Yucatan erreicht, durch die Entdeckung Mexiko's frischen Ruhm für sein Alter geerntet und sich den Kummer erspart haben, der ihm die letzten Tage seines Lebens so sehr verbittern sollte.

Die weitere Fahrt an der Küste von Honduras war der unaufhörlich wüthenden Stürme wegen mit großen Gefahren und Mühseligkeiten verbunden; man brauchte nicht weniger als 40 Tage, um eine Strecke von kaum 70 Seemeilen zurückzulegen und mußte in diesem unbekanntem Meeresstriche fast an jedem Abend vor Anker gehen. Ueberall waren die Eingeborenen sehr gutmüthig und gefällig und brachten freiwillig Lebensmittel in Ueberfluß. Sie redeten nicht alle dieselbe Sprache und wichen auch in Kleidung und Schmud merklich von einander ab. Einige trugen Schürzen um die Hüften, Andere Wämser ohne Aermel und Kappen von farbiger Baumwolle und wieder Andere gingen völlig nackt. Die Gewohnheit der Letzteren, Körper und Gesicht mit Thiergestalten in verschiedenen Farben zu bemalen, gab ihnen ein häßliches Aussehen, besonders abschreckend aber erschienen einige Stämme, bei denen es Sitte war, die Ohren zu durchbohren und die Ohrlöcher bis zu einer unmäßigen Länge auszu dehnen. Eine nähere Untersuchung des Landes und seiner Erzeugnisse war nicht möglich, da fortwährend von furchtbaren Donnerschlägen und Blitzen begleitete heftige Regengüsse herabströmten und die Schiffe des widrigen Windes und der Strömung wegen sich immer wieder schnell vom Ufer entfernen mußten. Schon fing die von der ununterbrochenen anstrengenden Arbeit ermüdete Mannschaft an zu murren, als man endlich am 14. September ein Vorgebirge erreichte, wo die Küste, welche bis jetzt nach Osten gelaufen war, sich gerade nach Süden wendete, wodurch man günstigen Wind und freie Fahrt erhielt. Der Admiral, hocherfreut über die unerwartete Erlösung aus so großer Noth, nannte das Kap *Gracias a Dios* (Gott sei Dank) und segelte in der sicheren Erwartung, daß er bald die ersehnte Straße nach dem Indischen Meere erreichen würde, ohne Aufenthalt an dem theils gebirgigen und rauhen, theils gut bewässerten und fruchtbaren Lande hin, welches jetzt die Mosquitoküste heißt.

Als aber bereits wieder zehn Tage vorübergegangen waren, ohne daß sich seine Hoffnung verwirklichen wollte, so entschloß er sich, da die vom Sturm arg beschädigten Caravelen nicht mehr länger die See zu halten vermochten und sich unter den Matrosen bedenkliche Krankheitsfälle zu zeigen anfangen, am 25. September in der Nähe eines großen Dorfes, welches sich in einer reizenden Gegend an dem Ufer eines schönen Flusses ausdehnte und bei den Eingeborenen *Caxiari* hieß, vor Anker zu gehen. Die Bewohner versammelten sich beim Anblicke der Schiffe am Gestade, mit Bogen, Pfeilen und Wurfspeeren bewaffnet, und schienen sich ernstlich zur Vertheidigung ihres Landes anzuschicken, als sie aber sahen, daß die Fremden sich ruhig verhielten und durch Zeichen ihre friedliche Gesinnung bemerklich zu machen suchten, kamen sie vertrauensvoll an Bord und boten baumwollene Decken und Wämser sowie auch mancherlei Schmud zum Tausche an. Um diesen freundlichen Leuten auch von seiner Seite

einen vortheilhaften Begriff von der Freigebigkeit und Großmuth ihrer unerwarteten Gäste zu geben, lehnte Columbus jeden Handel ab und wollte ihnen Geschenke geben, ohne etwas dagegen zu nehmen, die Indianer aber, durch die Verschmähung der von ihnen dargebrachten Gaben beleidigt, entfernten sich alsbald von den Schiffen und ließen die ihnen geschenkten europäischen Dinge, so großes Gefallen sie auch daran zu finden schienen, unberührt am Strande liegen. Die Spanier waren erstaunt über den Stolz dieser Wilden, verständigten sich aber schon am folgenden Tage mit ihnen. Die größte Merkwürdigkeit, welche man bei ihnen antraf, war ein mit Rohr bedecktes hölzernes Gebäude, in welchem sich mehrere Gräber befanden. Die darin aufbewahrten einbalsamirten Leichname waren in Baumwolle gewickelt und vollständig erhalten, neben jedem Grabe lagen die Schmucksachen und Geräthschaften des Verstorbenen und darüber sah man dessen Bild zwischen mancherlei Thiergehalten auf einer Tafel eingegraben. Die Sorgfalt der Wilden für die Erhaltung und Ausschmückung dieses Gebäudes bewies hinlänglich die große Verehrung, die sie für die Todten hegten.

Am 5. Oktober ging's an der Küste, welche später wegen ihrer Gold- und Silberminen Costa Rica (reiche Küste) genannt wurde, weiter. Auch hier wurden die Eingeborenen gewöhnlich durch die Vermittlung der Dolmetscher und durch Geschenke besänftigt oder durch einen Kanonenschuß schnell in die Flucht gejagt. Die meisten von ihnen trugen tellergroße Goldbleche am Halse und vertauschten diese gern gegen werthlose Spielwaaren; auf die Frage, woher sie das Gold nähmen, wiesen sie auf eine nicht weit entfernte Gegend, welche Veragua heiße und viele volkreiche Städte besitze, wo man auch die Schmuckbleche verfertige. Columbus segelte indeß an dieser Küste schnell vorüber, trotz ihrer Schätze, um nur die gesuchte Straße, das Ziel seiner Reise, zu entdecken. Nach zwei langen Monaten vergeblicher Gefahren und Beschwerden steuerte er wieder zurück zur Küste von Veragua, um den Goldminen weiter nachzuforschen. Auch diese Fahrt von kaum 30 Seemeilen war wegen der Stürme sehr gefahr- voll und dauerte fast einen vollen Monat.

Am 5. Januar 1503 ging der Adelantado endlich bei Yelen ans Land und fand, daß hier das Gold in Fülle gewonnen und verarbeitet werde. Für Kleinigkeiten tauschte er eine Menge Schmuckbleche und andere Geräthschaften von gediegenem Golde ein, und gelangte, von einigen Wilden geführt, nach zwei Tagen in das Innere, in einen dichten Wald, wo der Boden überaus reich an Gold war. Der Admiral, durch den Bericht seines Bruders über die Entdeckung solcher Reichthümer erfreut, faßte den Entschluß, hier eine Niederlassung zu gründen und schickte sogleich einen Theil der Mannschaft ans Land. Eine Caravelle sollte hier zum Schutze zurückbleiben, er selbst aber wollte ohne Aufenthalt nach Spanien, um Mannschaft und Lebensmittel zu holen. Er rechnete auf die dauernde Bereitwilligkeit der Eingeborenen, ihre Gäste zu dulden und mit Lebensmitteln zu versehen. Als aber der mächtige Kazike von Veragua die Anstalten der zudringlichen Fremdlinge bemerkte, einen Theil seines Gebietes in Besitz zu nehmen, begann ein erbitterter Kampf, in welchem die Spanier zwar Wunder der Tapferkeit verrichteten und eine große Anzahl Indianer erschlugen, endlich aber, von der mit jedem Tag mehr anschwellenden Menge der Feinde überwältigt, nach einem nicht unbedeutenden Verlust an Leuten die Niederlassung aufgeben und gegen Ende April verlassen mußten.

Inzwischen waren zwei elende Caravelen von Würmern zerfressen worden; mit den beiden übrigen, die auch nur elende Wracks waren, ging der Admiral nach Cuba. Er hoffte noch Hispaniola zu erreichen und hier die Mannschaft und das reiche Gut auf bessere Schiffe zu bringen, aber die Fahrzeuge waren selbst hierzu zu schlecht, das Wetter immer stürmisch und die Mannschaft schwach und muthlos geworden. An der Küste von Jamaica ließ Columbus beide Wracks aneinander binden und auf gut Glück auf den Strand laufen. — Und wieder versahen die Eingeborenen in ihrer natürlichen Gutmüthigkeit die Schiffbrüchigen mit allen Bedürfnissen, die ihnen selbst zu Gebote standen.

Da Columbus, von Krankheit und von Anmuth niedergedrückt, das Bett nicht mehr verlassen konnte, so übernahm sein Bruder Bartolomeo das Kommando. Das ging, so lange er hinreichende Lebensmittel herbeischaffen konnte; als aber endlich die Wilden müde wurden, ihre Gäste zu ernähren, löste Hunger und Roth alle Bande des Gehorsams, und die Matrosen fingen an, gegen alle ausdrücklichen Befehle sich auf der Insel nach allen Richtungen hin zu zerstreuen und die Eingeborenen raubend und plündernd auf das Empörendste zu mißhandeln. Von der Empörung der Eingeborenen bedroht, von Hunger geschwächt, ohne Hilfe von Ovando, der auch die Reise nach Hispaniola aus Eifersucht und Haß verzögerte, kämpfte Columbus und seine Mannschaft über ein volles Jahr gegen die äußerste Verzweiflung.

Verlassen und, wie es schien, vergessen von aller Welt, hatte der schiffbrüchige Weltentdecker keine andere Aussicht, als fern von Europa und mitten unter Wilden sein Leben bei Mais und Maniowurzeln kläglich beschließen zu müssen. In dieser Roth wagte der kühne und ritterliche Diego Mendez in zwei ausgehöhlten Baumstämmen, deren die Wilden als Rachen sich bedienten, in Begleitung des Genuesers Piesco und mehrerer Indianer nach dem 40 Meilen entfernten Hispaniola mitten durch das in hohen Bogen gehende Meer zu rudern. Zehn Tage war er auf dem Wasser; mehrere Indianer unterlagen der Anstrengung; das Trinkwasser war längst ausgegangen und man war schon dem Verschmachten nahe, als endlich die Insel erreicht wurde.

Die feindselige Stimmung gegen den großen Entdecker war aber noch nicht völlig verschwunden, und so konnte der Statthalter Ovando es wagen, die auf Jamaica ängstlich Harrenden ein ganzes Jahr hinzuhalten. In dieser Roth rettete die Wissenschaft der Sternkunde den Dulder Columbus und seine Begleiter. Er hatte berechnet, daß in wenigen Tagen eine Mondfinsterniß eintreten müsse; dieses verkündigte er den Indianern, daß sie den Zorn Gottes an dem Gesichte des Vollmondes erblicken würden. Ungläubig, doch nicht ohne bange Sorge, blickten sie nach der hell erleuchteten Mondscheibe, bis sie endlich zu ihrem größten Schrecken die Verdunkelung wahrnahmen. Da baten sie den Fremdling um Vermittelung und versprachen so viel Vorrath zu bringen, als er nur verlange. Dessenungeachtet unternahm das Schiffsvolk noch einen Anschlag gegen die Person ihres Erretters, so daß Bartolomäus Columbus der verlaufenen Rotte ein förmliches Treffen liefern mußte.

Endlich trafen zwei Schiffe zur Erlösung des Schwergeprißten ein, das eine von Mendez gemiethet, das andere von Ovando gesandt.

Dieser Letztere, von den nun schon mehr zu Gunsten des Admirals gestimmten Kolonisten dazu genöthigt, zog dem Entdecker entgegen, empfing ihn festlich und

erwies ihm jegliche Aufmerksamkeit. Columbus verweilte nicht lange auf Hispaniola, und nach kurzer Raft schiffte er sodann nach Spanien, welches er den 7. November erreichte. Kaum den Stürmen der Reise entronnen, traf den Nieder gebeugten ein neuer unersehlicher Verlust. Seine hochherzige Beschützerin, die tugendhafte und große Königin Isabella, starb 19 Tage nach seiner Ankunft.



Das Denkmal des Columbus zu Genua.

Eine Wiedereinsetzung in seine Würden und Aemter, der versprochene Lohn waren nun nicht zu erreichen. Alle Vorstellungen und Bitten waren vergebens. „Es scheint“, schreibt Columbus an einen alten und treuen Freund, „Se. Majestät hält es nicht für angemessen, Das zu erfüllen, was er und die jetzt selige

Königin mir durch Wort und Siegel versprochen. Für mich wäre es ein Kampf gegen den Wind, wollte ich das Gegentheil erstreiten. Ich habe Alles gethan, was ich thun konnte; das Uebrige überlasse ich Gott, der sich mir in meinen Nöthen immer gnädig erwiesen hat.“

König Ferdinand, ein kalter und gefühlloser Mann, dachte in der That nicht daran, Columbus zufriedenzustellen, wiewol dieser auf das ihm zustehende Vizekönigthum in den von ihm entdeckten transatlantischen Ländern zu Gunsten seines Sohnes verzichten wollte.

Die Sache zog sich endlos in die Länge. Inzwischen hatten die Beschwerden des Alters den letzten Rest seiner Kräfte aufgezehrt, der Lebenskitt, der den morschen Körper zusammenhielt, bröckelte schnell ab und auch das Licht seines Geistes verdunkelte sich mehr und mehr. So kam es denn, daß er in mystische Träumereien verfiel, daß er Aussprüche der Propheten, Stellen der Offenbarung Johannis auf sich bezog, nächtliche Visionen zu haben und Stimmen vom Himmel zu hören glaubte, daß das Andenken an seine Verdienste und seine Leiden unauslöschlich in Marmor und in der Geschichte fortleben würden.

Im Gefühl des sich nahenden Todes bestätigte er wenige Tage vor demselben sein früher gemachtes Testament und bestimmte ausdrücklich, daß die Ketten, in die er geschlagen worden und die er getragen hatte, ihm mit ins Grab gelegt werden sollten. Am Tage der Himmelfahrt, am 21. Mai 1506, verschied Christoph Columbus in Valladolid mit den Scheideworten des Erlösers: „Herr, in deine Hände lege ich meinen Geist.“

Die irdischen Reste des Admirals haben, wie er selbst im Leben, gar mancherlei Schicksale erfahren. Zuerst wurden sie 1506 zu Valladolid beigelegt, dann 1513 nach Sevilla, 1536 nach San Domingo und 1796 nach Havanna übergeführt.

Sein Wappen erhielt die Umschrift:

a Castilia y a Leon
Nuevo Mundo dio Colon.

d. h.

Kastilien und Leon
Gab eine neue Welt Colon.

Wie schon früher Sevilla, hat auch seine Vaterstadt Genua ihrem großen Sohne in unseren Tagen ein prachtvolles Denkmal errichten lassen, das am 9. November 1862 enthüllt worden ist.

Im Jahre 1877, gerade zu der Zeit, als man in Rom die Absicht hatte, Columbus als „Seligen“ zu promoviren, d. h. selig oder heilig zu sprechen, wollte man seine irdischen Reste in der Kathedrale zu Domingo gefunden haben. Die Richtigkeit des Fundes, die Echtheit dieser irdischen Reste des wirklichen Columbus wurde bezweifelt, weil der Sarg des Columbus die spanische Inschrift „Descubridor de la America“ (dem Entdecker von Amerika) trägt; der Name „America“ aber, wie wir bald sehen werden, erst Ende des 16. Jahrhunderts in allgemeinen Gebrauch gekommen, konnte also unmöglich bereits 1536, wo die Ueberführung nach St. Domingo stattfand, Anwendung finden.

Die Heiligsprechung des Columbus scheiterte an den Bedenken der frommen Männer, welche vom Papste mit der Aufgabe ihres Gutachtens darüber beauftragt worden waren, ob eine Seligsprechung des Christoph Columbus angezeigt

und im gegenwärtigen Augenblicke passend sei oder nicht. Die fromme Kongregation hat sich gegen eine solche Beatifikation ausgesprochen und für ihre Ablehnung die nachstehenden Gründe angegeben:

1. daß der heroische Grad der christlichen Tugenden des beantragten Seligen bisher durch kein außerordentliches Faktum nachgewiesen wurde;

2. daß, abgesehen von seiner großen That der Entdeckung Amerika's, sein privates und öffentliches Leben zu vielfachem Tadel berechnete;

3. daß die Chroniken seiner Zeit keinerlei Werke verzeichneten, welche ihn als der hohen Ehre einer Verehrung auf den Altären der Kirche würdig erscheinen ließen;

4. daß das Andenken, welches er sterbend hinterließ, ihn nicht zu einem hervorragenden Katholiken stempelte; und endlich

5. daß es bisher niemals irgend Jemand eingefallen sei, ihn für einen Heiligen zu halten oder als solchen anzurufen.

Columbus blieb also ausgeschlossen von der Gesellschaft der „Seligen“ und der „Heiligen“, zu denen Papst Pius IX. noch am 29. Juni 1867 den Großinquisitor Arbues promovirt hat, der, ein Zeitgenosse des großen Entdeckers, viele Tausende auf der Folter gemartert und zu Tausenden auf den Scheiterhaufen getrieben hat.

Kaum war ein Jahr vorüber, seitdem Columbus seine Augen geschlossen, so wurde der von ihm entdeckte Erdtheil nach Amerigo Vespucci „Amerika“, und nicht nach ihm etwa Columbia genannt. Mit dieser scheinbaren Ungerechtigkeit, die ein Deutscher verschuldet, hat es folgende Bewandniß. Vespucci hatte noch bei Lebenszeit des Columbus vier Reisen in die neu entdeckten Gegenden und Länder gemacht, um die noch immer gesuchte Meeresstraße aufzufinden, und fuhr längs der Ostküste des heutigen Südamerika hin. Diese Reisen hatten in Deutschland das größte Interesse gefunden, wie denn überhaupt von Deutschland die neuen Entdeckungen mit großer Theilnahme verfolgt wurden. Ein deutscher Lehrer der Geographie am Gymnasium zu St. Die in Lothringen, Namens Waldseemüller oder Waltzeemüller, hatte die Berichte dieser Reisen sehr bald ins Deutsche übersetzt und unter dem Titel „Vier Schiffahrten des Amerigo Vespucci 1507“ herausgegeben, und dieser Schrift auch noch eine lateinische Abhandlung, eine Einleitung in die Kosmographie, hinzugefügt, in der er sagt: „*quarta orbis pars quam quia Americus invenit Amerigen quasi Americi terram sive Americam nuncupare licet*“, d. h. „diesen vierten Erdtheil darf man wol füglich Amerigland oder America nennen, weil er von Amerigo entdeckt worden ist.“ — Das Büchelchen hatte schnell eine ganz ungewöhnliche Verbreitung gefunden, während die Nachrichten von den Entdeckungen des Columbus, obwol sie ebenfalls schon früh (1497) deutsch erschienen,

„Eyn schön hübsch lesen von etlichen inseln, die do in Kurzen zyten funden sind von dem hauptman der schiffung des mdrs Christoferus colon“,

ungleich weniger bekannt geworden waren. Die „vier Schiffahrten“ wurden auch noch dadurch populärer, weil sie Schlüpfrigkeiten bis auf die thierischen Verrichtungen in nackter Natürlichkeit erzählten und die Phantasie der Leser mehr befriedigten. So wurden die Namen Amerigo und Amerika in Deutschland

weit verbreitet und bekannt, während der Name des Columbus mit dem des Amerigo verwechselt wurde, wie man in unseren Tagen auch die Namen von Noß und Barry verwechselt. In Spanien hieß indessen das neue Festland noch im 16. Jahrhundert „Indien“, „Westindien“, „die Neue Welt“.

Seitdem vollends im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts Ortelius in einem vielverbreiteten Atlas den Namen Amerika brauchte, wurde auch der geographische Sprachgebrauch dieses Namens unabänderlich befestigt. — Und so waren es denn Deutsche, die aus Unkenntniß von Columbus' Verdiensten oder aus Vorliebe für Amerigo Vespucci in Schriften und auf Karten der Neuen Welt den Namen Amerika gegeben haben, Vespucci selbst aber ist hierbei von jeder Eitelkeit oder Annäherung vollkommen frei.

Und es waren auch Deutsche, die den Ruhm des Weltentdeckers noch anderweitig zu verkümmern gesucht haben.

Fast volle vier Jahrhunderte ist der Ruhmeskranz des Columbus voll und frisch geblieben. Erst in unseren Tagen haben neuere Kritiker einzelne Blätter anzutasten und die Bewunderung zu schmälern gesucht, die dem großen Manne gezollt wurde. In der Beurtheilung geschichtlicher Thatfachen und Personen — so sagte man — ist man leicht geneigt, sich durch den Erfolg bestimmen zu lassen, den Ausgang, die glückliche oder unglückliche Vollendung einer Unternehmung zum Maßstabe unseres Urtheils zu nehmen; aber es kann auch nach der guten wie nach der schlimmen Seite hin nichts ungerechter sein, als nach dem Erfolge zu urtheilen. So sei es auch mit Columbus geschehen. Und da heißt es denn weiter:

„Was für wunderliche Apotheosen hat man an ihm versucht! Bald soll er ein Geisteskämpfer gewesen sein, der, wie Luther, die Priesterherrschaft brach und die Fesseln des Gedankens sprengte — und doch ist Columbus bis zu unwürdiger Kriecherei stets ein Diener der Mönche gewesen.“

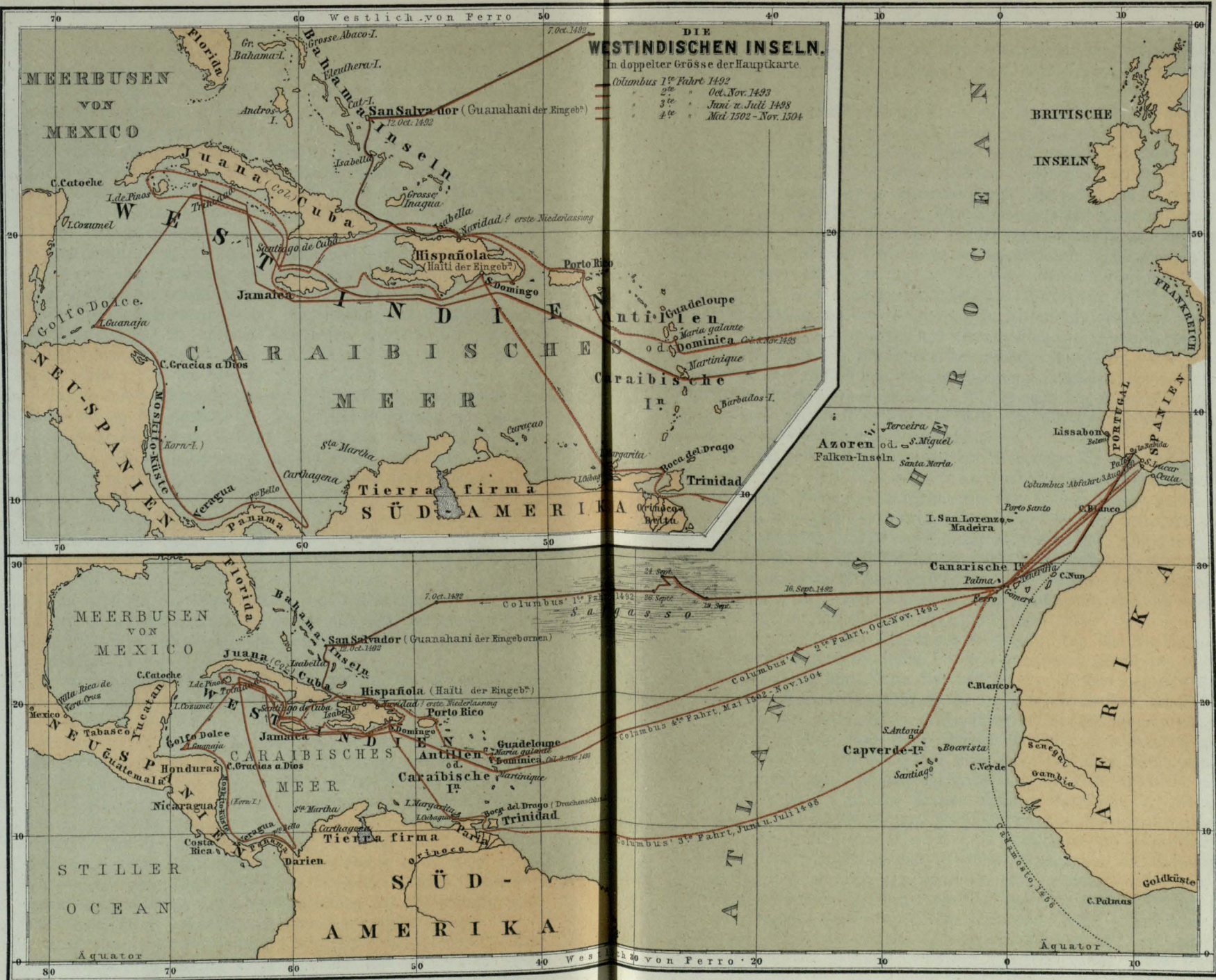
„Bald sieht er mit helleuchtender Fackel an den Eingangspforten einer neuen Zeit — und doch steckt kaum einer seiner Zeitgenossen tiefer in den überlebten mittelalterlichen Ideen als gerade er, und doch giebt es keinen wunderlicheren Schwärmer als ihn.“

„Hier wird seine tiefe Wissenschaft, sein eifriges Studium gerühmt — und doch hat selten ein Mann von seiner Stellung den Werth exakter Forschung mit gleicher Verachtung behandelt.“

„Dort stellen ihn die Künstler dar, die Hand auf den Erdglobus gestützt — und doch hat Columbus an der Kugelgestalt der Erde gezweifelt.“

Aber man braucht wirklich nichts weniger als ein Anbeter des Erfolges zu sein, um dem Manne alle Bewunderung zu zollen, ja, ihn seines Erfolges wegen als einen Mann unvergänglichen Ruhmes anzuerkennen, der eine große, wenn auch nicht in ihm entsprungene Idee durch die Energie und Beharrlichkeit seines Willens mit unbeugsamer Thatkraft als seine eigene, durch nichts zu beirrende Lebensaufgabe verwirklicht. Wie viel berühmte Männer in der Geschichte würden übrig bleiben, wenn die Entwicklung und Ausführung einer großen Idee nothwendig mit einander verbunden sein müßten! —

Wir schließen mit einer Betrachtung des berühmten Geographen Peschel: „Was Columbus“, sagt Peschel, „so groß gemacht, war der stürmische Trieb seines Zeitalters, die enngewordenen Grenzen der Alten Welt zu überschreiten.“



REISEN DES COLUMBUS.

Dieser Drang, der sich als eine sinnliche Sehnucht nach dem Morgenlande und durch die Begier nach seinen Schätzen äußerte, belebte alle seefahrenden Völker vor der Geburt des großen Genuesers und erlosch auch nicht nach seinem Tode. Cabral's Fahrt belehrte uns, daß Brasilien, also auch Amerika, auf den Fahrten der Portugiesen nach Ostindien früher oder später entdeckt worden wäre. Daß wir aber die große Entdeckung mit ihren weltgeschichtlichen Folgen nicht dem beschämenden Beistande des Zufalls, sondern gleichsam vor der in der Zeit gereiften wohlbedachten That zu verdanken haben, dazu mußte sich bei dem großen Seefahrer ein geschärfter Sinn für Erscheinungen in der Natur mit einer aufgeregten Einbildungskraft vermählen, welche das Entfernteste und oft auch Ungehöriges zu überraschenden Ahnungen oder wunderlichen Irthümern verknüpfte. Nur ein lebhafter Geist, dem sich der Schimmer der Wahrheit zur Wahrheit selber steigerte, konnte durch inneres Schauen das Verborgene entschleiern. Wenn bei ihm Wahnbilder eben so tief ihre Wurzeln trieben, als großartige Ahnungen, so war dieses innige Verwachsen mit seiner gemischten Erkenntniß nothwendig, wenn er nicht durch den Widerspruch der gelehrten Intelligenz seines Zeitalters an sich selbst irre werden und, schnöde abgefertigt, nicht ermüden sollte, seinen großartigen Anschlag eines westlichen Pfades nach den Gewürzländern, das heißt unbewußt mit einer verborgenen Welt, von einem europäischen Hofe zum andern wie ein Hausirer sich zu schleichen.

„Ein Zeuge des letzten Kampfes der Araber und Spanier, glühte in ihm die Streitlust für die Kirche, und, bereichert mit atlantischem Golde, hoffte er, seine katholischen Monarchen erobernd nach dem heiligen Grabe aufbrechen zu sehen. Mehr und mehr von religiöser Schwärmerei befallen, betrachtete er seine That als ein Wunder, sein inneres Schauen als Wehen eines göttlichen Hauches, sich selbst als der erwählte Vollstrecker eines Rathschlusses. „Ich wiederhole es“, sagt er in seinen Prophezeiungen, „zum Gelingen des indischen Unternehmens nützen mir weder Scharfsinn, noch Mathematik, noch Weltkarten, es kam dabei nur zur Erfüllung, was Jesaias gesagt hatte.“

„Auch sehen wir mit Scham und Betrübniß, daß ihm die Achtung vor Rechten seiner Mitgeschöpfe fehlte. Er bringt reizende Hunde zur Menschenjagd nach der Neuen Welt, deren Urbevölkerung er als den wahren Reichthum des Landes, ihre Freiheit, gleichsam wie ein unbefessenes Gut, als Eigenthum des ersten Finders ansah, die er zu Frohnden auf den Pflanzungen und in den Goldländern abrichtete und deren völliges Erlöschen er dadurch verursachte. Wenn aber selbst in unseren Tagen noch gegen das klare Recht schwächerer Menschenstämme, man denke nur an die fleißigen Boers in Südafrika, gefrevelt wird, wenn es noch in unseren Tagen politischer Grundsatz ist, „Macht geht vor Recht“ — so dürfen wir wol Nachsicht mit dem Manne des 15. Jahrhunderts haben. Wohl kann man sich einer Verstimmung nicht entziehen, wenn der große Mann selbst im Pathos religiöser Schauer und im Entzücken über die gleichsam noch gloriensrischen Werke der westatlantischen Schöpfung in schwer zu sättigender Gewinnsucht immer um Monopole, Nemter und Gewinn feilscht. Doch die glanzvolle Regierung Isabella's und Ferdinand's wird immer getrübt bleiben, daß der Mann, welcher Castilien eine Welt schenkte, mit dem bitteren Gefühl gestorben ist, undankbaren Fürsten gedient zu haben. Durch seinen Tod entging Columbus wenigstens einem Schicksalsschlage, den er vielleicht schwerer

getragen hätte als die Eisenketten Bobadilla's. Es war ihm vergönnt, den glorreichen Bahn ins Grab zu nehmen, daß Cuba eine Provinz des chinesischen Reiches, Hispaniola die Insel Zipangu sei und daß zwischen dem Karibischen und Bengalischen Golfe keine wasserbedeckte Halbinsel, sondern nur ein Landenge liege. Der Entdecker Amerika's ist ohne Ahnung gestorben, daß er einen neuen Welttheil gefunden habe. Er hielt den Abstand Jamaica's von Spanien für den dritten Theil eines irdischen Breitenkreises und rief deshalb aus: „Die Erde ist lange nicht so groß als der Pöbel glaubt!“ Die Verdoppelung der Welt um einen neuen Erdtheil lag nicht in Columbus' Sinn, und er hatte seine Entdeckung viel geringer gewerthet, wenn er hinter dem entdeckten Lande ein neues Weltmeer hätte gewahren müssen, denn seine Aufgabe, den Westen mit den morgenländischen Kulturreichen zu verknüpfen, hinterließ er nur halb erfüllt.

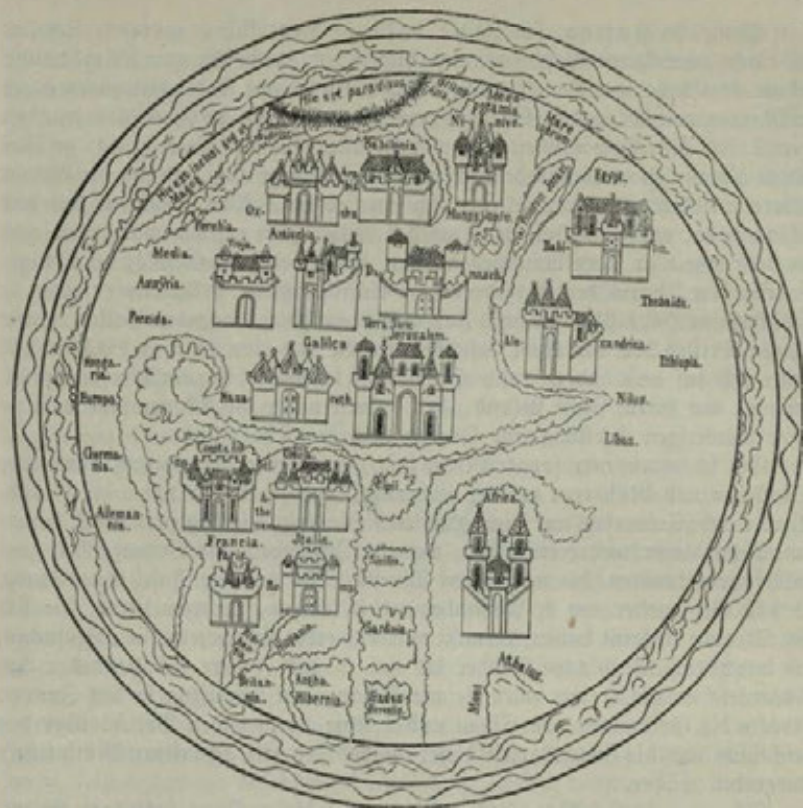
Zum Schluß dieses Kapitels sei noch auf den Fortschritt aufmerksam gemacht, den die Kartographie durch den oft erwähnten de la Cosa in dieser Zeit gewonnen hat. Man vergleiche, um diesen Fortschritt zu erkennen, nur das gegenüberstehende Weltkärtchen aus der Zeit des vierzehnten Jahrhunderts mit dem schönen Kärtchen de la Cosa's auf S. 305. — Es bedarf hierbei keines weiteren Wortes.

In Betreff des gegenüberstehenden Weltkärtchens sei nur bemerkt: Dasselbe befindet sich im großen Original in der kostbaren Handschrift der Chroniken von St. Denis, die dem Könige Karl V. von Frankreich (1364—1380) gehörten. Auf derselben sind die drei damals bekannten Erdtheile so eigenthümlich abgebildet, daß es zeigt, wie unvollkommen die geographische Kenntniß in Frankreich zu Anfang des 14. Jahrhunderts war. Die Karte ist kreisrund und die Erde vom Ozean umgeben. Die Hauptstädte sind mit Thürmchen bezeichnet, Jerusalem liegt in der Mitte und Alexandrien eben so nahe daran wie Nazareth.

In Europa sind Paris, Rom, Athen, Konstantinopel bezeichnet, ferner die Namen Hispania, Brabantia, Francia, Italia, Grecia, Europa, Alemannia, Germania, Hongaria. — Ob die Flüsse Seine, Rhein, Oder, Donau bedeuten, ist zweifelhaft. Im Mittelmeer werden die Inseln genannt: Sardinia, Sicilia, Cipri, und am Eingange in die Straße von Gibraltar liest man: Gades Herculis.

In Asien tritt hervor: Galilea, Jerusalem, Terra Sirie, Persida, Assyria, Media, Parthia, Troja, Antiochia, Damaskus; Mesopotamien ist im äußersten Osten am Persischen Meerbusen und hat Ninive und den Berg Sinai im Westen. Im Norden von Babylon liegt Arabien; im Osten: India superior, Oriens Asia, Hic est Paradisus, umgeben von einer feurigen Mauer. Im Nordosten: Hic est inclusi Gog et Magog. Der Persische Meerbusen und das Rother Meer heißen Mars rubrum, und dabei liest man Via filiorum Israel.

Afrika, am größten aber am wenigsten bekannt, enthält im Osten nur die Namen Egypten, Babylon (Cairo), Alexandria und darunter die Worte Thebaïda, Ethiopia, Nilus, Libus; im Westen bei einem Thurme das Wort Afrika, was wol Karthago bedeuten soll; im äußersten Westen die Worte: Mons Athalus (Atlas).



Weltkarte aus der Zeit Karl's V. von Frankreich. (1364—1380.)

III.

Die kleinen Entdecker.

Cajeda. Erste Reise mit de la Cosa und Vesputci. Cumana, Venezuela, Maracibo, Cidpantola. Rückkehr. Zweite Reise. — Urcuza an der Küste von Panama. — Luis und Gonzales, Pinzon und de Solis, de la Cosa und Vesputci. — Reisen mit Columbus. Zweite Reise mit Cajeda. Spätere Reisen im portugiesischen Wehen. Brasilien. Vesputci's Ernennung zum Piloten major. — Ponce de Leon. Entdeckung von Portorico, Florida.



Das Aufsuchen neuer Länder war im 15. Jahrhundert ein Glücksgewerbe geworden und blieb es auch im 16. Jahrhundert. Die glücklichen Erfolge ließen alle Anstrengung, Gefahr und Wagniß mißachten, dem Glücklichen gehörte die Welt. So ist denn gleich nach dem großen Erfolge von Columbus' erster Reise fast gleichzeitig eine namhafte Anzahl kühner Seemänner und Entdecker zu

verzeichnen, von denen indeß hier nur die wichtigsten derselben angeführt werden können.

Alonso de Hojeda, im Jahre 1471 in Neucastilien geboren, stammte aus einem vornehmen Geschlechte und bildete sich frühzeitig zum Kriegsmanne. Schon als Knabe verrichtete er seine ersten Waffenthaten in den Feldzügen gegen die Mauren von Granada. Obgleich von kleiner Gestalt, besaß er eine wunderbare Stärke und Gewandtheit und war in allen Waffen gleich geübt; zu Fuß und zu Roß nahm er es unbedenklich mit jedem Gegner auf, und wo die Gefahr Andere zurückdrückte, tummelte er sich am liebsten. Aber nicht nur auf dem Schlachtfelde, auch am Hoflager, wo der Ritter gern gesehen war, fand man ihn stets bereit zu jeder verwegenen That. Als er einst im Gefolge der Königin Isabella den Thurm der Kathedrale von Sevilla bestieg, erkletterte er einen in schwindelnder Höhe über zwanzig Fuß ins Freie hinausragenden Balken, schritt sicheren Trittes bis ans Ende desselben, streckte das eine Bein in die Luft und drehte sich auf dem andern rasch um; darauf lehrte er bis zum Thurme zurück, stemmte, auf einem Fuße stehend, den andern wider die Mauer und warf in dieser schwierigen Stellung eine Orange nach der Thurmspitze.

Ein so verwegenen junger Mann läßt gewiß keine Gelegenheit, Abenteuer zu bestehen und Ruhm zu ernten, unbenutzt, und so trat er unter die Glücksritter, welche Columbus auf seiner zweiten Reise freiwillig begleiteten. Er leistete dem Admirale in mehreren Fällen, wo nur Schlaueit und Verwegenheit zum Ziele führen konnten, die wichtigsten Dienste. Als auf der Insel Guadeloupe, wo das Geschwader am 4. November 1493 landete, mehrere Leute, die sich vom Strande entfernt hatten, vermißt wurden, erbot sich Hojeda, sie aufzusuchen, und durchstrich die dichten Wälder bis tief in das Innere des Landes. Auf Hispaniola machte er mit einer kleinen Schar einen Streifzug in das Innere, entdeckte die Goldminen von Cibao und belebte durch seinen Bericht über den Reichthum und die Fruchtbarkeit dieser Gegend den tief gesunkenen Muth seiner Kameraden wieder.

Die verwegenste That aber, welche er auf diesem Zuge ausführte, ist unstreitig die Gefangennehmung des mächtigen Kaziken Caonabo. Aergerlich über die harte Belagerung, die er gegen ihn, als Befehlshaber des Forts St. Thomas in Cibao, hatte aushalten müssen, beschloß er, eine glänzende Rache zu nehmen, und versprach in jedem Uebermuth dem Admiral, ihm seinen gefährlichsten Gegner lebendig in die Hände zu liefern. Nur von zehn wohlberittenen Leuten begleitet, drang Hojeda in das Gebiet des Kaziken ein, suchte ihn in einem der reichsten Dörfer auf und überraschte ihn mit der Nachricht, daß der Anführer der weißen Männer mit ihm Frieden zu schließen wünsche und ihn zur Feststellung der Bedingungen und zur Empfangnahme werthvoller Geschenke zu sich nach der Kolonie Isabella einlade. Caonabo glaubte der Ueberredungsgabe Hojeda's, und als dieser ihm endlich noch die Kirchenglocke von Isabella, das Wunder der Insel, versprach, vermochte er nicht länger zu widerstehen und erklärte, ihm zu folgen. Der Kazike hatte diese Glocke schon öfter in der Ferne gehört und glaubte gleich allen übrigen Eingeborenen, dieses wunderbare Instrument rede in verständlichen Tönen zu den Spaniern und rufe sie nach Belieben herbei, um ihnen den Willen der Gottheit mitzutheilen. Hojeda war aber nicht wenig erstaunt, als bei der Abreise ein großes Heer mitging, und er befürchtete, der verschmißte Kazike möge Böses im Schilde führen und vielleicht gar einen unvermutheten Angriff auf die Kolonie beabsichtigen. Doch fest entschlossen, setzte

er sich mit Caonabo und seinen Truppen in Bewegung, die Ausführung seines Planes seinem guten Glücke und einem günstigen Zufalle überlassend. Sein Vorhaben gelang ihm schneller, als er dachte. Als man eines Tages an dem Ufer eines schönen Flusses Halt machte, zeigte Hojeda, wie von ungefähr, dem Kaziken eine starke Kette mit Handfesseln von geglättetem Stahle, wie man sie den Galeerensklaven anzulegen pflegt, und erzählte ihm vertraulich, dieser glänzende Schmuck, welcher vom Himmel komme und nur bei großen Festen von dem Beherrscher Castiliens getragen werden dürfe, sei für ihn bestimmt, wenn er mit den weißen Männern Frieden halten wolle und er sei bereit, ihn sogleich damit zu zieren, wenn er es wünsche. Der Kazike, von dem Glanz der Fesseln geblendet und nicht wenig stolz darauf, sich in diesem Abzeichen der königlichen Würde vor seinen Unterthanen zeigen zu können, willigte ein, sich mit Hojeda zu Pferd zu setzen und, mit der Kette an Händen und Füßen gefesselt, durch die Reihen seiner Krieger zu reiten. Scheu wichen diese zurück, als sie ihren Kaziken auf einem jener schrecklichen Thiere, vor denen sie sich so sehr fürchteten, prangen sahen. Hojeda, von seiner kleinen Schar begleitet, beschrieb immer größere Kreise, bis er die Spitze des nahen Waldes erreichte und zur nicht geringen Ueberraschung der Indianer in demselben verschwand. Hier drängten sich die Spanier dicht um ihren verwegenen Anführer, der den Kaziken mit Stricken an sich fest binden ließ und ihn bei der geringsten Bewegung, die er zu seiner Befreiung machen würde, augenblicklich zu ermorden drohte, gaben ihren Rossen die Sporen und sprenghen in gestrecktem Galopp davon. Sie entgingen trotz des weiten Weges, den sie zurückzulegen hatten und der nicht weniger als etwa sechzig Stunden betrug, glücklich den sie von allen Seiten verfolgenden Wilden und ritten mit ihrer Beute triumphirend in Isabella ein. Hojeda, dessen eben so kühne als listige That bald auf der ganzen Insel bekannt wurde, leistete der oft bedrohten Kolonie noch manche wichtige Dienste, und die Ansiedler vermißten ihn sehr, als er im April 1496 mit Columbus nach Spanien zurückkehrte.

Am Hofe in Spanien erwarb Hojeda durch seine Gönner und durch die Reider und Feinde des Columbus die Erlaubniß, auf eigene Rechnung eine Fahrt nach der Neuen Welt zu versuchen und nach Einsicht in die ihm anvertrauten Karten seinen Lauf geradezu nach der Küste von Paria zu nehmen, um die Reichthümer derselben zuerst auszubeuten. In kurzer Zeit lagen vier wohl- ausgerüstete und gutbemannte Schiffe in dem Hafen Santa Maria, Cadix gegenüber, segelfertig. Juan de la Cosa, ein erfahrener Seemann, welcher unter Columbus die gefährliche Entdeckungsfahrt längs der Insel Cuba mitgemacht hatte, war als erster Pilot gewonnen, und unter den Abenteurern, die freiwillig an Bord gingen, um in Indien ihr Glück zu suchen, befand sich auch der in der Nautik sehr erfahrene Kaufmann Amerigo Vespucci von Florenz, dessen Name, wie bereits S. 295 angeführt, auch dem ganzen neu entdeckten Lande übertragen wurde. Hojeda lichtete am 20. Mai 1499 die Anker, berührte die Kanarischen Inseln, steuerte geradezu nach Westen und erreichte nach einer glücklichen Fahrt von 24 Tagen das ameritanische Festland, 200 Seemeilen südlich vom Kap von Paria, etwa unter 3° nördl. Br., an der Küstenstrecke, welche heutzutage das französische Guayana heißt. Die Eingeborenen ergriffen, wie immer, eiligst die Flucht, ließen sich aber durch allerlei

Spielwerk bald wieder herbeiloden und waren den Matrosen beim Füllen der Wasserfässer gern behülflich. Die Lebensmittel, welche man hier fand, waren Fische, Kräuter und Cassavabrot; von Gold aber zeigte sich, so sehr man auch danach forschte, keine Spur, und so setzte man die Fahrt längs der niedrigen und morastigen Küste, an welcher zwei ungewöhnlich große Ströme (der Estaquebo und der Orinoco) durch viele Mündungen in das Meer stürzten und das Seewasser auf eine weite Strecke völlig süß machten, bis zu der Stelle fort, welche Columbus auf seiner dritten Reise entdeckt hatte. Amerigo Vespucci entwirft in seinem Berichte über die erste Reise Hojeda's eine weitläufige Schilderung derselben.

Alle Bewohner dieser Küstenstrecke, sagt Vespucci, gehen ohne Ausnahme völlig nackt, wie sie die Natur erschaffen hat; daher rührt auch wol ihre röthliche Hautfarbe, denn wären sie mit Kleidern bedeckt, so würden sie wahrscheinlich eben so weiß sein wie die Spanier. Im Allgemeinen sind sie, mit den Europäern verglichen, nur von mittlerer Größe, aber wohlgebaut; schön kann man sie jedoch nicht nennen, denn ihr Gesicht ist breit und wird durch die sonderbare Sitte, die Augenbrauen und Wimpern auszureißen, noch mehr entstellt; überhaupt dulden sie nur auf dem Kopfe Haar, um sich, wie sie vorgeben, durch einen glatten Körper desto mehr von den unvernünftigen behaarten Thieren zu unterscheiden. Alle, Männer und Weiber, zeigen in ihren Körperbewegungen außerordentliche Gewandtheit und Stärke. Sie laufen mehrere Meilen ohne Unterbrechung und schwimmen wie Fische. Im Kriege haben sie großen Muth, aber auch eine unbändige Grausamkeit, die gefallenen Feinde und Gefangenen verzehren sie gleich auf dem Kampfplatze. Ihre Waffen sind Keulen, spitze Pfähle, Bogen und Pfeile. Die Pfeile verstehen sie, da ihnen Eisen und anderes Metall fehlt, mit Thier- und Fischzähnen so geschickt zuzuspitzen, daß sie als eine sehr gefährliche Waffe gelten müssen. Ziehen sie in Krieg, was hier nicht selten der Fall ist, so folgen die Weiber, mit den Lebensmitteln schwer bepackt, dem Heere und legen unberdrossen einen Weg von dreißig bis vierzig Meilen zurück. Jedes Familienhaupt kämpft, von den Seinigen umgeben, wo und wie er will, ohne einem Anführer zu gehorchen und ohne einen gemeinsamen Plan. Auch zu Hause ist Jeder sein eigener Herr und läßt sich in keiner Weise seine Freiheit beschränken; von einem Fürsten, einem Gesetze oder einer geregelten Verwaltung wissen sie nichts, und selbst der ärgste Verbrecher bleibt, so lange er sich gegen die Verwandten Desjenigen, an dem er das Verbrechen begangen hat, zu behaupten vermag, unangefochten. In ihrer Lebensweise befolgen sie eben so wenig eine bestimmte Ordnung; Jeder ist, so oft ihn hungert, doch nehmen sie niemals viel Speise auf einmal zu sich und selten etwas Anderes als eine Art Brod, das sie aus dem Mehle einer Baumwurzel, welche Igname heißt, bereiten, oder — Menschenfleisch; anderes Fleisch essen sie fast nie. Auf dem bloßen Boden hingestreckt, essen sie die gekochten Speisen aus irdenen, selbstverfertigten Gefäßen oder aus Kalebassen mit den Fingern. Gewöhnlich leben sie im Freien und schlafen in viereckigen, aus Baumwolle nicht ohne Geschick gearbeiteten Hängematten (Gamaks), welche sie an den vier Zipfeln an Bäume aufhängen; nur bei schlechtem Wetter flüchten sie in ihre gemeinschaftlichen Häuser aus starken Baumstämmen, mit Dächern von Palmblättern. Diese haben fast die Gestalt von Gloden und gewähren hinlänglichen Schutz gegen Wind

und Regen. Alle sieben bis acht Jahre werden diese Häuser abgebrochen und an einer andern Stelle wieder aufgebaut, um die Krankheiten, welche unter diesem Himmelsstrich durch die verdorbene Luft in eingeschlossenen Räumen entstehen, zu vermeiden. Erkrankt Einer, so tragen ihn seine Kinder oder Verwandten in den nächsten Wald, hängen ihn in seinem Schlafnetze an zwei Bäume, tanzen um ihn bis zum Abend und verlassen ihn dann, nachdem sie ihn auf etwa vier Tage mit Speise und Trank versehen haben, ohne Schmerz oder Trauer zu verrathen. Erholt sich der Kranke und kommt zu seinen Angehörigen zurück, so empfängt man ihn mit großem Jubel; erscheint er aber nicht wieder, so bekümmert man sich nicht weiter um ihn. Nur einige Stämme legen ihre Todten in ein Grab oder eine Höhle und stellen ihnen einige Speise und ein Gefäß mit Wasser zur Seite. Sehr auffallend, aber von dem besten Erfolge begleitet, ist die Art und Weise, wie die meisten Bewohner dieser Küste Fieber heilen. Sie ergreifen nämlich den Kranken in dem Augenblicke, wo das Fieber den höchsten Grad erreicht hat, tauchen ihn in ein Bad von sehr kaltem Wasser und zwingen ihn dann, etwa zwei Stunden lang um ein starkes Feuer herumzuspringen und mancherlei Bewegungen zu machen, bis er in Schweiß geräth, darauf legen sie ihn in seine Hängematte und lassen ihn schlafen. Andere Krankheiten heilen sie durch längeres Fasten, durch Aderlassen und durch Brechmittel, welche sie aus Kräutern bereiten. Von Gottesverehrung, Opfern oder sonstigen Religionsgebräuchen gewahrt man bei diesen Wilden, welche ein sorgenloses und üppiges Leben führen, keine Spur. Die Weiber sind nichts weniger als häßlich und zeichnen sich besonders durch ihr schönes, lang herabfallendes Haar und durch große Keuschheit aus. Gefallsucht scheint ihnen übrigens nicht fremd zu sein, denn sie legen einen nicht geringen Werth auf ihren Schmuck, der hauptsächlich aus weißen und grünen Steinchen, die wie Rosenkränze an Schnüren aufgereiht sind, und aus mancherlei kleinen Zierrathen, die aus Fischgräten gefertigt werden, besteht und um den Hals, in der Nase und an den Ohren getragen wird. Auch die Männer schmückten sich gern und zwar am liebsten mit den bunten Federn einheimischer Vögel; von Gold, Perlen und Edelsteinen wissen sie nichts, und als man ihnen Proben dieser Kostbarkeiten zeigte, wußten sie kaum ihr Erstaunen über die Begier der Fremdlinge nach so unbedeutenden Dingen zu bergen.

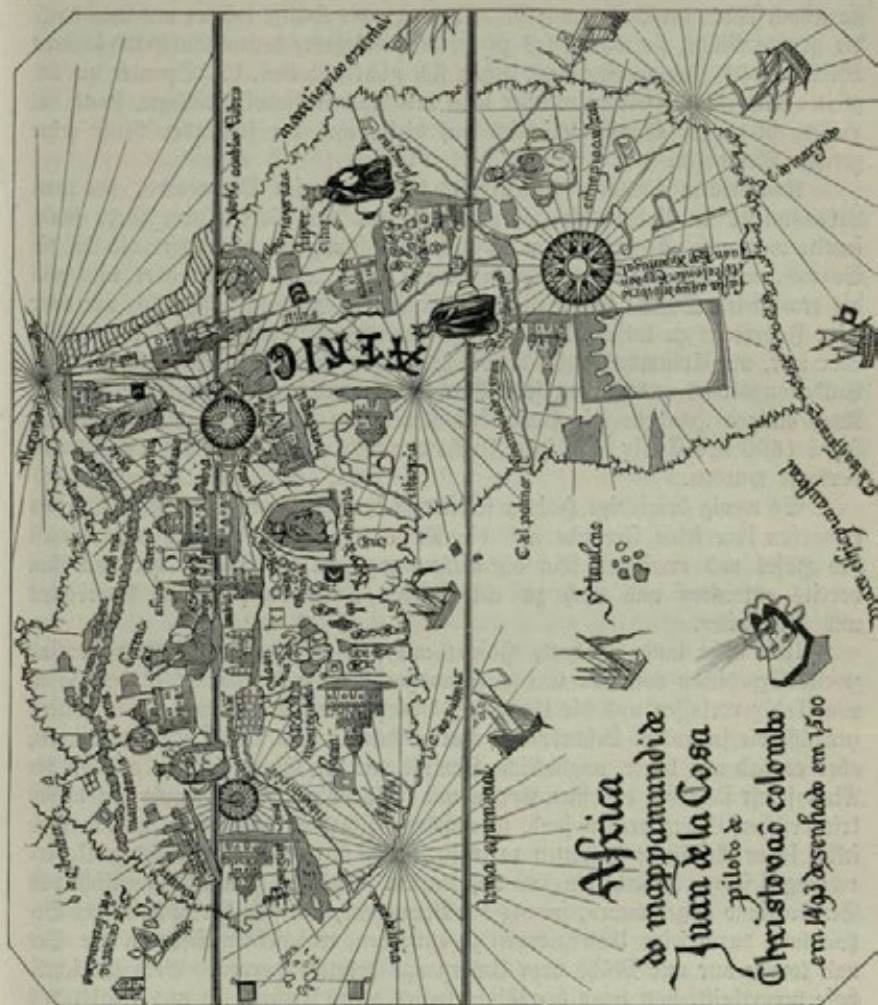
Der Mangel an edlen Metallen und Perlen bewog Hojeda, diese gastfreundliche Küste, wo Lebensmittel im Ueberflusse vorhanden waren, bald wieder zu verlassen. Er steuerte deshalb, als er glücklich durch die schon von Columbus befahrene Straße zwischen dem Festlande und der Insel Trinidad gekommen war, in westlicher Richtung an der nördlichen Seite von Paria hin bis zu der Insel Margarita und, nachdem er hier vergebens nach Perlen geforscht, nach der gegenüberliegenden Küste, wo er, um Schiffe zu restauriren, in einen sicheren Hafen einlief, einige Meilen westlich von dem später hier gegründeten Cumana. Die Eingeborenen waren während der siebenundzwanzig Tage, welche die Spanier hier zubrachten, sehr friedlich und dienstwillig; sie brachten täglich Lebensmittel im Ueberflusse, bewirtheten die Matrosen in den nahen Dörfern und leisteten ihnen eifrigen Beistand bei ihren Arbeiten. Ihre Freigebigkeit war jedoch nicht ohne Eigennutz, denn als das Geschwader wieder segelfertig war, erschienen sie in großer Anzahl und baten mit kläglichen Geberden, sie an den Bewohnern einer

entfernten Insel zu rächen, welche häufig an ihrer Küste landeten und Männer, Weiber und Kinder fortzuschleppten, um sie bei ihren Festlichkeiten zu schlachten und zu verzehren. Hojeda, dessen abenteuerlichem Charakter ein solches Unternehmen vollkommen gefiel, versprach den bedrängten Indianern eine glänzende Genugthuung, und nahm seinen Lauf nach der Meeresgegend, welche ihm die an Vord befindlichen und als Führer dienenden Eingeborenen angaben. Er glaubte mit diesen wilden Menschenfressern leicht fertig zu werden und sie durch eine derbe Züchtigung für immer von ihren Raubzügen abschrecken zu können. Er hatte sich aber sehr geirrt, denn als er sich nach einer Fahrt von sieben Tagen der ihm bezeichneten Insel, wahrscheinlich eine der von Kariben bewohnten Antillen, näherte, sammelte sich am Ufer schnell eine große Schar buntbemalter, mit Federkronen geschmückter Krieger, welche drohend ihre Waffen schwingen und durch einen Hagel von Pfeilen die Landung zu verhindern suchten. Die furchtbare Wirkung der Feuertgewehre scheuchte sie zwar Anfangs von dem Strande, aber bald rückten sie wieder unter dem Lärmen von Trommeln und Muschelhörnern led heran und verließen erst nach einem hartnäckigen Widerstand und nachdem sie durch die mörderischen Waffen der Feinde Viele der Ihrigen verloren hatten, das Schlachtfeld. Die Spanier, welche trotz ihrer guten Rüstung einen Todten und zwanzig Verwundete zählten, steckten darauf die Häuser der Inselbewohner in Brand und gingen wieder nach dem Festlande unter Segel.

Hojeda schickte an der Küste von Cumana seine Führer mit mehreren Gefangenen nach der Heimat zurück und setzte seine Reise nach Westen hin fort. Zuerst berührte er eine Insel, welche er, weil sie von Riesen bevölkert sein sollte, Giganteninsel nannte, die aber jetzt Curacao heißt, und lief dann, sich wieder der Küste nähernd, in einen schönen Golf ein, welcher einem stillen See gleich und tief in das Land hinein zu reichen schien. Auf der östlichen Seite desselben gewahrte er mit großer Ueberraschung ein mitten im Wasser auf Pfählen erbautes Dorf, dessen Häuser durch Zugbrücken mit einander in Verbindung gebracht werden konnten; er nannte daher die Bai Venezuela (Kleinvenedig). Die Einwohner des Dorfes zogen bei dem Anblick des Geschwaders eiligst die Zugbrücken auf und verbargen sich in den Häusern; als sie sich aber von ihrem ersten Schrecken erholt hatten, bestiegen die Beherztesten von ihnen ihre Kanoes und brachten sechszehn Mädchen an Bord, doch keineswegs, wie man glaubte, als Unterpand ihrer Freundschaft, sondern, wie es sich bald zeigte, um die Fremdlinge näher in Augenschein zu nehmen und sie sicher zu machen. Während man sich mit den Mädchen unterhielt, schwammen allmählich die Männer in großer Zahl zu den Schiffen; als sie ihnen nahe genug waren, erhoben mehrere alte Weiber in dem Dorfe ein durchdringendes Geschrei, auf welches Zeichen sich die Mädchen ins Meer stürzten und sowol die in den Kanoes befindlichen, als auch die schwimmenden Indianer die sorglosen Spanier mit einem Regen von Pfeilen und Wurfspeisen überschütteten und mehrere gefährlich verwundeten.

Hojeda, über diese Hinterlist ergrimmt, bemannte sogleich mehrere Boote und brachte in einigen Augenblicken den Wilden eine solche Niederlage bei, daß sie jammernd der Küste zueilten und ihr Dorf den Siegern preisgaben; man fand aber darin weder Lebensmittel noch andere Gegenstände von einigem Werthe. Um die Bewohner der Umgegend nicht aufzureizen, unterließ man die Anfangs beschlossene Zerstörung desselben und setzte in dem Golfe die Fahrt fort bis zur

Bai von Maracaibo. Auch hier flohen Anfangs die Eingeborenen, bald aber wurden sie durch Geschenke mit den Matrosen so vertraut, daß sie dieselben einluden, zu ihnen ins Innere des Landes zu kommen. Dreiundzwanzig gut bewaffnete Leute gingen mit ihnen, um die Beschaffenheit dieser Gegend zu erforschen.



Die Indianer führten ihre Gäste unter Gesang, Tanz und allen Vergnügungen von Dorf zu Dorf, und bewirtheten sie überall mit ihren besten Speisen und Getränken. Als die Spanier nach den Schiffen zurückkehrten, wurden sie von der ganzen Bevölkerung nach der Küste geleitet und, um sie nicht zu ermüden, in Hängematten getragen. So ging's bis auf die Schiffe, welche bald mit mehr als tausend Wilden so dicht bedeckt waren, daß Hojeda sich nicht das Vergnügen

versagen konnte, die Wirkung zu sehen, welche das Abfeuern des groben Geschüßes auf diesen eben so neugierigen als furchtsamen Haufen machen würde. Bei dem ersten Knalle stürzten sich, wie Vespucci erzählt, Alle köpflings ins Meer, gleich einer Million von Fröschen, welche bei dem geringsten Geräusch vom Ufer ins Wasser hüpfen. Das unbändige Gelächter der Matrosen brachte sie jedoch schnell zur Besinnung; sie erkletterten die Schiffe wieder und man hatte die größte Mühe, sie wieder los zu werden. Mehrere der ungewöhnlich schönen Weiber dieses Indianerstammes ließen sich nicht abhalten, die Spanier zu begleiten und eine derselben, welcher man den Namen Isabella beilegte, stand bei Hojeda in großer Gunst und blieb auf dieser und der folgenden Reise seine getreue Gefährtin.

Nach einem längeren Aufenthalte in dem Hafen Maracaibo, wo man Lebensmittel im Ueberflusse, aber keine Spur von Perlen oder Gold fand, segelte man auf offener See in westlicher Richtung an der Küste bis in die Gegend, wo jetzt die Stadt Santa Marta liegt. Da Hojeda aber nirgends die erwarteten Schätze fand, steuerte er nach Hispaniola, angeblich um hier seine Fahrzeuge zu kalfatern und frische Lebensmittel einzunehmen, thatsächlich aber nur, um Columbus durch die Nachricht von dem glücklichen Erfolge dieser Entdeckungstreife, welche ohne sein Vorwissen gemacht worden war, zu ärgern. Nach einigen Händeln mit Columbus steuerte er heimwärts und landete im Juni 1500 vor Cadix mit einer Fracht von 200 Indianern, die als Sklaven verkauft wurden.

So wenig befriedigt Hojeda selbst von den Früchten seiner Reise war, so erwarben ihm seine Freunde und die Reider des Columbus die volle Gunst des Hofes und erwirkten ihm die Ernennung zum Statthalter der von ihm bereits entdeckten und noch zu entdeckenden Küsten mit großen Vorrechten und Vortheilen.

Und nicht lange so hatte Hojeda mit gewinnsüchtigen Abenteurern eine zweite Expedition von vier Caraveln ausgerüstet, im Januar 1502 den Hafen von Cadix verlassen und die Küste von Venezuela wieder erreicht. Hier sollten zunächst die fehlenden Lebensmittel durch Gewalt und Raub ergänzt werden, aber es gab nur harte, unglückliche Kämpfe mit den Eingeborenen, und da die Mannschaft statt der erhofften Perlen und Goldausbeute nur Kämpfe mit diesen kriegerischen Eingeborenen fand, so empörten sich die Getäuschten und wagten selbst ihren Anführer in Ketten zu legen, indem sie demselben verschiedene Uebertretungen seiner Instruktion zur Last legten. Auf der Heimreise westlich von St. Domingo angekommen, sprang der Verwegene, um sich der unwürdigen Behandlung durch seine Untergebenen zu entziehen, trotz seiner Eisen in die See und konnte nur mit Mühe vom Untergange gerettet werden. Vom Gerichtshofe verurtheilt, hob zwar der König später dieses Urtheil auf und befahl, das Eigenthum des so unverdient mißhandelten Mannes herauszugeben; aber die Gerichtskosten hatten seinen Antheil an dem Golde vollständig aufgezehrt und Hojeda war so arm als je zuvor.

Eine dritte Reise, welche er zu Anfang des Jahres 1505 mit einem kleinen Geschwader von drei Schiffen nach dem Golfe von Venezuela unternahm, über welche sich aber keine näheren Nachrichten finden, scheint ihm eben so wenig Gewinn gebracht zu haben; denn wir begegnen ihm wieder im Jahre 1508 auf

der Insel Hispaniola als einem von allen Geldmitteln entblößten und von ungestümen Gläubigern geplagten Mann.

Noch einmal lächelte ihm das Glück. Die vielversprechenden Berichte Columbus' über die goldreiche Küste von Veragua hatte den nach so ungeheuren Schätzen lüsternen König Ferdinand zu dem Entschlusse geführt, eine Reihe von Pflanzstädten in diesem geeigneten Lande, welches man allgemein für den Goldherrennes der Alten und für den Ort hielt, woher König Salomo das zum Tempelbaue nöthige Gold zog, anzulegen und die Verwaltung desselben tüchtigen Männern anzuvertrauen.

Um diese Zeit tauchte Hojeda von Neuem auf, und zwar in Verbindung mit zwei namhaften Seefahrern jener Zeit, dem ritterlichen Don Diego de Nicuesa sowie dem schon genannten de la Cosa. Zwischen Hojeda und Nicuesa, Beide gleichzeitig zu Niederlassungen bevollmächtigt, wurden die vom Karaischen Golf bespülten Küsten derartig getheilt, daß das letztere Gebiet, das goldene Kastilien, an der Nordspitze von Honduras beginnen und nach dem Golf von Darien und hier bis zum Atrato oder Rio Grande reichen, während das Gebiet des Hojeda, Neu-Andalusien, von da bis zum Kap de la Vela sich erstrecken sollte. Als Stellvertreter wurde dem Andalusier der erfahrene Juan de la Cosa beigegeben und damit wurden die Ansprüche desselben abgefunden. Dem unbemittelten Hojeda gelang es nur, drei Fahrzeuge zu miethen und mit 200 angeworbenen Abenteurern nach St. Domingo zu steuern. Hier brachte er sein Geschwader auf vier Segel und 300 Mann mit 12 Reitern. Nicuesa dagegen lief gleich mit vier großen und zwei kleineren Fahrzeugen aus. Ende November 1509 befand sich der Andalusier in Sicht des Hafens von Cartagena, und hier begannen nun die üblichen Züge auf Menschenraub, obwohl man anfänglich mit den Karaischen oder Kannibalen in friedlicher Weise verkehrt hatte.

Schließlich kam es jedoch zu Zwist und zuletzt zu heißem Kampfe. Mit knapper Noth entrannten Hojeda und sein Stellvertreter einem von den Eingeborenen glücklich und geschickt unternommenen Ueberfalle. An 70 Spanier waren erschlagen oder mit vergifteten Pfeilen erschossen worden. Bei einem zweiten in der Gegend von Turbaco, das später Humboldt wegen der dortigen Schlammvulkane besucht hat, von 400 Mann unternommenen Angriff richteten die Spanier zwar ein großes Blutbad unter ihren Feinden an, allein sie selbst büßten diesen Racheakt durch den Verlust des de la Cosa.

Der Tod des tüchtigen Mannes ward mit tiefem Schmerze empfunden; Muth, Klugheit, Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit hatten ihn zum Liebling Aller gemacht. Eine Reihe von Jahren war er Steuermann bei Columbus und anderen berühmten Seefahrern. Auf zwei Reisen, 1504 und 1507, die er als Befehlshaber nach dem amerikanischen Festlande zur Erforschung der goldreichen Küsten unternahm, hatte er seine Tüchtigkeit bewährt und bei seinen Zeitgenossen ein so gewichtiges Ansehen erlangt, daß man ihm nachrühmte, er kenne die Meeresstriche der Neuen Welt so genau, wie die Zimmer in seinem eigenen Hause, und noch lange schätzte man die von ihm entworfenen Karten als die vorzüglichsten und zuverlässigsten.

Als die Nachricht von dieser Niederlage zu der Flotte gelangte, setzte sich sogleich eine gutbewaffnete Schar in Bewegung, um den Leuten, die etwa dem Gemetzel entgangen und in den Wäldern versteckt sein konnten, Beistand zu leisten;

man feuerte Signalschüsse ab, stieß in die Trompeten und durchsuchte das Gehölz, aber vergebens; nur das Echo oder das Hohngeschrei der Wilden antwortete dem Rufe der angstvoll Umherspähenden, und schon waren sie im Begriffe, diese unheilvolle Küste zu verlassen und ihre Boote wieder zu besteigen, als sie am Rande des Meeres in einem Dickicht von Mangalebäumen zufällig einen Mann in spanischer Kleidung am Boden liegend und das gezückte Schwert in der Hand entdeckten. Es war Hojeda; er lebte noch, war aber bereits durch Hunger und Müdigkeit so schwach geworden, daß er nicht mehr zu sprechen vermochte.

Seine Rettung aus dem Schlachtgewühle grenzte an das Wunderbare, und er selbst schrieb sie keineswegs seiner Tapferkeit, sondern einem Hilbe der heiligen Jungfrau zu, das er stets bei sich trug. Mit unwiderstehlichem Ungestüm hatte er sich einen Weg mitten durch die dichten Scharen der Feinde gebahnt und den Saum des schützenden Waldes erreicht, ohne auch nur die geringste Wunde davon zu tragen, während sein Schild von mehr als dreihundert Pfeilen durchbohrt war. Nach kurzer Rast hatte er von hier, um den ihn von allen Seiten mit betäubendem Siegesgeschrei umschwärmenden Wilden zu entgehen, durch das unwegsamste Gehölz und die schwierigsten Gebirgspfade die Richtung nach dem Meere eingeschlagen und die Küste auch glücklich erreicht, aber durch Hunger und Müdigkeit so völlig erschöpft, daß er in einem Dickicht von Mangalebäumen bewußtlos niedersank und hier sein abenteuerliches Leben geendet haben würde, wenn nicht seine Leute ihn gefunden hätten.

Inzwischen war Nicuesa zur Hülfe herbeigeeilt und die vereinigten Spanier zogen nach Turbaco. Die Wohnungen wurden niedergebrannt, die Bewohner niedergemetzelt. Die Beute war groß, der Antheil Nicuesa's 20,000 Pistolen an Gold, mit denen er nach Veragua ging.

Hojeda steuerte nunmehr nach dem Golfe von Uraba, wo er den Bau der Stadt San Sebastian begann. Als er aber einen Zug gegen einen Rastiken, der viel Gold haben sollte, unternahm, begannen schwere Kämpfe, die viele Leute kosteten. Hojeda selbst, immer der Erste und Kühnste im Kampfe, wurde von einem vergifteten Pfeile im Schenkel getroffen. Das Gift begann bereits seine Wirkung, da griff er zu einem verzweifelten Mittel und befahl, beide Oeffnungen der Pfeilwunde mit glühendem Eisen auszubrennen und ertrug die schmerzhafteste Operation, ohne auch nur durch die geringste Bewegung den fürchterlichen Schmerz zu verrathen, und die Heilung glückte vollkommen.

Inzwischen kam Hojeda's neue Kolonie San Sebastian in schwere Noth und Drangsal. Mangel an Lebensmitteln trat ein, so daß sich Hojeda selbst entschloß, die nöthigen Vorräthe von Hispaniola herbeizuschaffen. Als Stellvertreter ließ er einen Mann von eiserner Kraft zurück — Francisco Pizarro. Er selbst brach mit einer Schar Mißvergnügter, die durchaus heimkehren wollten, auf und erreichte auch glücklich Cuba, gerieth jedoch hier in Mißhelligkeiten mit seinen Reisegefährten, der schlimmsten Sorte von Auswürflingen, und irrte nun 30 Tage lang mit dem Theile derselben, welcher nicht den Strapazen erlag, durch die waldigen Einöden des Küstenrandes, bis er endlich mit etwa noch dreißig seiner Begleiter eine indianische Ortschaft erreichte, wo man ihn sehr gastlich bewirthete. Von hier aus gelangte er nach vielen Mühseligkeiten allein und völlig ohne Mittel nach St. Domingo.

Nach seiner Ankunft erfuhr Hojeda, daß Enciso schon vor längerer Zeit mit Mannschaft und Lebensmitteln abgegangen, aber seitdem keine Nachricht von ihm eingelaufen sei; da nun Hojeda fürchtete, das Schiff könne durch den Sturm, der ihn selbst an die Küste von Cuba warf, verunglückt sein, so versuchte er das zur Ausrüstung eines Fahrzeuges und zur Anwerbung einer neuen Schar von Abenteurern nöthige Geld aufzutreiben, aber ohne allen Erfolg, denn man hatte auf weitere Versuche kein Vertrauen.

Enciso hatte unterdessen glücklich die Küstenstelle, wo die Eingeborenen von Hojeda und Nicuesa so fürchterlich gezüchtigt worden waren, erreicht und war eifrig beschäftigt, sein beschädigtes Boot auszubessern und frisches Wasser einzunehmen, als eine von Francisco Pizarro geführte Brigantine, an deren Bord sich der Rest der Ansiedler von San Sebastian befand, zu ihm stieß. Sie hatten unter unfäglichen Leiden fünfzig Tage ruhig gewartet; als aber auch jetzt noch keine Hilfe erschien, faßten sie den Entschluß, nach Hispaniola zurückzukehren; da jedoch die beiden kleinen Brigantinen, welche ihnen geblieben waren, die gesammte Mannschaft nicht fassen konnten, so wollten sie noch so lange warten, bis durch Hunger und Krankheit ihre Zahl zu der Ladungsfähigkeit der Schiffe zusammengeschmolzen wäre. Kaum war der Rest der Leute in See, als sich ein heftiger Sturm erhob und die eine der Brigantinen mit Mann und Maus in den Wogen vergrub; die andere war so glücklich, von Enciso gefunden zu werden.

Enciso wollte die so mühsam gegründete Kolonie San Sebastian nicht aufgeben und bewog Pizarro und seine Leute, mit ihm dorthin zurückzukehren. Aber ein besonderer Unstern schien über alle San Sebastian betreffende Unternehmungen zu walten, denn bei der Einfahrt in den Hafen stieß Enciso's Schiff auf eine Klippe und sank so schnell, daß kaum die Mannschaft gerettet werden konnte und alle Lebensmittel, Zuchtthiere und Geräthschaften, welche er mit dem Ertrage mehrjähriger Anstrengung angekauft hatte, in wenigen Augenblicken zu Grunde gingen. Es war nicht möglich, sich an der Küste zu behaupten und so gab Enciso San Sebastian auf und segelte auf den Rath des Vasco Nuñez de Balboa, eines ledern Abenteurers, der schon früher diese Küstenstrecke besucht hatte, nach der westlichen Seite des Golfs, wo er Santa Maria el Antigua gründete. Habgucht führte aber bald zu Streit, Enciso unterlag und Balboa wurde Führer. Enciso ging darauf nach Spanien, um sich bei dem Hofe über die ihm gewordene ungerechte Behandlung zu beklagen und seine Wiedereinsetzung durch einen königlichen Befehl zu bewirken.

Hojeda war vergessen, das Glück hatte sich von ihm gewandt; arm und verlassen irrte er in den Straßen von San Domingo umher, verfiel in Krankheit und erlag gegen Ende des Jahres 1515, ohne so viel zu hinterlassen, daß die Kosten seiner Beerdigung bestritten werden konnten. Seine letzten Tage scheint er in großer Frömmigkeit und Reue hingebacht zu haben. Sein letzter Wunsch war, unter der Thür des Franziskanerklosters begraben zu werden, damit ihn Jeder zur Strafe seines unbändigen Stolzes im Leben nach dem Tode mit Füßen trete.

Auch Nicuesa hatte kein besseres Schicksal als Hojeda. Als beide Abenteurer nach der Niedermetzelung der Eingeborenen in der Bai von Cartagena als Freunde von einander geschieden waren, segelte Nicuesa mit seinem

aus fünf Fahrzeugen bestehenden Geschwader nach seiner Statthaltertschaft, um hier eine Stadt zu gründen. Bereits hatte er die Küste von Veragua erreicht, als ein Sturm die Flotte zerstreute. Nicuesa suchte auf der kleinsten Caravelle nach derselben, aber auch dieses Fahrzeug ging bald zu Grunde. Es kam jetzt die Zeit der Noth und Bedrängniß, wie sie bisher noch Keiner erfahren. Es fehlte an Lebensmitteln, Waffen, Kleidern, kurz an allem Allernothwendigsten. Spärliche schlechte Schalthiere, ungenießbare, ungesunde Kräuter und Wurzeln waren die einzige Nahrung. Es war eine lange, verzweiflungsvolle Zeit. Alle Versuche zur Rettung schienen erfolglos. Da endlich kam Olano, der früher zu Nicuesa's Flotte gehörte. Rag er nun von dem Sturm verschlagen worden sein oder sich absichtlich von Nicuesa getrennt und Verrath im Schilde geführt haben — gewiß ist, daß, als er das Unglück erfahren, er schnell eine Brigantine auslaufen ließ, um seinen Befehlshaber sammt den bei ihm befindlichen Leuten abzuholen. Dieser vergalt ihm jedoch schlecht die Güte und ließ ihn gleich nach seiner Ankunft als Verräther und Urheber alles Unheils in Ketten werfen, um ihn bei der ersten Gelegenheit zur Bestrafung nach Spanien zu schicken. Der Zustand der wiedergefundenen Mannschaft, welche Olano nur mit Mühe zusammengehalten hatte, war indessen nichts weniger als erfreulich; Hunger und Krankheiten hatten sie sehr gelichtet, und als Nicuesa die Reste seiner wohl ausgerüsteten Expedition überfah, waren von siebenhundert ausgesuchten Leuten nur noch dreihundert übrig und viele von diesen dem Tode nahe. Die Hungersnoth erreichte bald einen so hohen Grad, daß man die ekelhaftesten Dinge genoß und eine Schar von dreißig Leuten sogar den bereits halb in Verwesung übergegangenen Leichnam eines Indianers, den sie auf einem Streifzuge fanden, gierig verzehrten. Der abscheuliche Fraß wirkte aber so nachtheilig auf ihre Gesundheit, daß nicht ein Einziger mit dem Leben davon kam.

Erst nach so schrecklichem Elend schiffte sich Nicuesa mit hundert, mehr Leichen als lebenden Wesen ähnlichen Leuten, dem Reste der ganzen Mannschaft, auf den drei von der Flotte noch vorhandenen Fahrzeugen ein und steuerte an der Küste der Landenge von Panama hin. Aber überall verhinderten die Wilden die Landung — endlich am Eingange einer schönen Bucht wollte er seiner Zerrfahrt um jeden Preis ein Ziel setzen und rief ärgerlich: Hier wollen wir in Gottes Namen bleiben! Diese Worte galten als günstige Vorbedeutung und man nannte den Ort, wo man die Kolonie anzulegen gedachte, Nombre de Dios (Gottes Namen), ohne zu wissen, daß Columbus bereits diese Bai besucht und ihr den Namen Porto de Bastimentos (Proviandhafen) beigelegt hatte.

Man begann sogleich den Bau einer Festung, um sich gegen die Angriffe der Eingeborenen zu sichern, welche jede freundliche Annäherung an die ihnen schon durch grausame Thaten bekannten Fremdlinge vermieden und die Vertilgung derselben dem Hunger und Krankheiten überließen. Das frühere Elend stellte sich auch sogleich in noch erhöhtem Maße ein, und die Ansiedler befanden sich nach kurzer Zeit bereits in einer so verzweiflungsvollen Lage, daß sie nicht mehr im Stande waren, einen Ueberfall der Indianer abzuwehren oder auch nur des Nachts Wache zu halten, als ihnen noch einmal ein Strahl der Hoffnung von einer Seite her leuchtete, von welcher sie ihn am wenigsten vermutheten. Unerwartet erschienen eines Tages zwei Schiffe unter dem Kommando Rodrigo's de Colmenares, welche von Hispaniola Nicuesa Lebensmittel zuführen sollten.

Colmenares bemerkte, daß das Gebiet, in welchem sie ihre Pflanzstadt gegründet hätten, keineswegs mehr zu Neu-Andalusien, sondern zu Goldcastilien und nur Ricueja gehöre. Man suchte ihn auf und lud ihn ein zur Uebernahme des Oberbefehls. Sein Uebermuth erwachte, es kam zum Streit, man nahm ihn fest und zwang ihn, auf einer alten, von Würmern durchlöcherten Brigantine unter Segel zu gehen, mit dem spöttischen Bedeuten, er möge nach Spanien steuern und dort am Hofe seine Sache führen. Der so schmäzlich verstoßene Statthalter verließ mit siebzehn Leuten, die ihn aus Mitleid und Anhänglichkeit begleiteten, am 1. März 1511 den Hafen von Santa Maria del Antigua und nahm seinen Lauf nach Hispaniola. Man hörte nie mehr von ihm.

Glücklicher waren andere Abenteurer, welche vom spanischen Hofe die Erlaubniß erhalten hatten, Entdeckungen und Eroberungen auf eigene Faust zu machen. Peter Alonso Niño, aus der Nähe von Palos, ein gewandter Seemann, welcher Columbus auf der zweiten und dritten Reise als Pilot begleitet hatte, und Cristobal Guerra von Sevilla, der Bruder eines reichen Kaufherrn, welcher die Kosten der Ausrüstung vorschob, fielen im Juni 1499 mit einem kleinen Fahrzeuge, dessen Besatzung nur aus dreißig Leuten bestand, led in See und erreichten glücklich das amerikanische Festland. Sie steuerten vorsichtig an der Küste von Paria und Cumana hin bis zu der Insel Margarita und einer weiter nach Westen hin liegenden Gegend, welche Cauchieto hieß, und sammelten allenthalben im friedlichen Verkehre mit den Eingeborenen eine große Menge der schönsten Perlen, welche den theuersten aus dem Morgenlande kommenden an Größe und Güte nicht nachstanden, obgleich sie häufig im Bohren durch den Mangel geeigneter Werkzeuge beschädigt waren. Da sie weiterhin auf feindliche Indianerstämme stießen, kehrten sie, ohne sich in einen Kampf einzulassen, mit ihrer Beute zufrieden, nach Spanien zurück, wo sie bereits im April 1500 eintrafen und, ohne sich durch Habgucht zu einer zweiten Unternehmung verleiten zu lassen, die Früchte ihrer Fahrt genossen, die man als die ergiebigste von allen bis jetzt unternommenen bewunderte und beneidete.

Nast um dieselbe Zeit kehrte Diego de Lepe von Palos von einer Expedition zurück, die er mit zwei Schiffen nach der Neuen Welt unternommen hatte; er brachte zwar weniger Schätze nach der Heimat, erfreute sich aber des Ruhmes, an dem amerikanischen Festlande weiter nach Süden gekommen zu sein als irgend ein Seefahrer vor ihm. Er hatte das Vorgebirge St. Augustin (8° 19' südl. Br.) umsegelt, sich von der südwestlichen Richtung der Küste jenseit desselben überzeugt und eine Karte der von ihm befahrenen Strecke entworfen, welche der spanischen Regierung bei ihren späteren Unternehmungen nach dieser Gegend als Führerin diente und zuerst die Vorstellung von der zugespitzten Gestalt Südamerica's in Aufnahme brachte.

Von Pero Alonso Niño's Glück gereizt, rüstete Rodrigo de Bastidas, ein reicher Notar aus Triana, der Vorstadt von Sevilla, schon im Oktober 1500 zwei Caravelen aus und übergab, da er selbst von dem Seewesen wenig oder nichts verstand, die Leitung derselben dem erfahrenen Piloten Juan de la Cosa, von welchem schon mehrfach die Rede war. Sie gingen noch in demselben Jahre von Cadix aus unter Segel und erreichten ohne Unfall den Busen

von Venezuela, in welchen Hojeda im vorhergehenden Jahre eingelaufen war. Von hier setzten sie ihre Fahrt in einem noch unbekanntem Meeresstriche weiter nach Westen fort, entdeckten den Golf von Uraba und kamen bis zu dem Hasenplage auf der Landenge von Panama, in welchen Columbus auf seiner vierten Reise erst mehrere Monate nach ihnen, am 26. November 1502, von der entgegengesetzten Richtung her einlief und dem er in der Meinung, er habe ihn zuerst entdeckt, den Namen Puerto del Retrete beilegte. Bis jetzt war ihnen kein Unfall begegnet und da sie überall, wo sie ans Land gegangen waren, die Eingeborenen durch freundliche Behandlung zu gewinnen gewußt hatten, so erfreuten sie sich bereits eines sehr reichen Vorrathes an Gold und Perlen und waren gesonnen, ihre Entdeckungen noch weiter zu verfolgen, als sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen bemerkten, daß ihre Schiffe auf einmal bis zum Untersinken leck wurden. Bei näherer Untersuchung derselben ergab sich, daß sie am Boden von dem in den Gewässern der heißen Zone sehr häufigen Bohrwurme gleich einem Siebe durchlöchert waren, und es blieb kein anderer Ausweg, als möglichst schnell auf dem kürzesten Wege nach San Domingo zu steuern und sie hier, so gut es ging, zur Rückfahrt nach Spanien auszubessern. Nur mit Mühe erreichten sie ein kleines Eiland an der Südküste von Hispaniola, wo sie alle möglichen Vorkehrungen trafen, ihre Fahrzeuge flott zu erhalten, und dann den Heimweg einschlugen. Ununterbrochenes Sturmwetter baunte sie jedoch in das Karaimische Meer und zwang sie endlich, in eine Bucht von Hispaniola einzulaufen, wo sie kaum Zeit genug hatten, die werthvollsten Gegenstände aus den versinkenden Schiffen an die Küste zu retten. Von hier aus zogen sie zu Lande durch die Insel und gelangten, umangefochten von den Eingeborenen, mit welchen sie fortwährend einen friedlichen Tauschhandel trieben, nach San Domingo. Francisco de Bobadilla, der ränkevolle Statthalter dieser Kolonie, ließ Rodrigo de Bastidas sogleich nach seiner Ankunft unter dem Vorwande eines unerlaubten Verkehrs mit den Inselanern verhaften und schickte ihn als Gefangenen nach Spanien. Bastidas kam im September 1502 glücklich zu Cadix an — und ward alsbald nicht nur von der Anklage freigesprochen, sondern auch mit einer Leibrente aus dem zu erwartenden Einkommen der Provinz Uraba beschenkt. Obschon er seine beiden Schiffe verloren hatte, so war doch der Gewinn, welchen er von seiner Reise zurückbrachte, noch so beträchtlich, daß er fortan als einer der reichsten Bürger Sevilla's galt.

Kaum war Columbus das ausschließliche Recht, Entdeckungstreifen nach Westen hin zu machen, entzogen und auch anderen wagnstigen Männern die Erlaubniß, Schiffe nach der Neuen Welt auszurüsten, gegeben worden, als Vicente Naañez Pinzon die Berechtigung erwarb, eine Fahrt nach den Küsten des auf Columbus' zweiter Reise entdeckten Festlandes auf eigene Kosten unternehmen zu dürfen.

Vicente Naañez Pinzon hatte sich, als Columbus die Vorbereitungen zur Ausführung seines großen Planes traf, gleich seinem älteren Bruder Martin Alonso bereits einen großen Ruf als Seefahrer erworben und theilte sich bei diesem Unternehmen. Er befehligte, wie schon erzählt, die Niña mit großem Geschick und zur Zufriedenheit des Admirals und rettete diesen, als er an der nördlichen Küste der Insel Hispaniola Schiffbruch litt, sammt der ganzen Mannschaft. Obschon er bis zur Ankunft in Spanien mit Columbus fortwährend in

dem besten Einverständnis lebte, zog er sich doch später von ihm zurück, und als er die Erlaubniß hatte, auf eigene Faust Entdeckungen zu machen, rüstete er mit eigenem und geliehenem Gelde vier Caravelen aus, deren Führung unter seinem Oberbefehl mehreren erprobten Piloten anvertraut wurde. Auch Amerigo Vespucci, der kaum von seiner Reise mit Hojeda heimgekehrt war, schloß sich an.



Kampf brasilianischer Eingeborenen. Nach einem alten Bilde.

Das Geschwader verließ im Dezember 1499 den Hafen von Palos. Die Kanarien und die Inseln des Grünen Vorgebirges waren schon im Rücken und die Linie überschritten, als ein fürchterlicher Sturm die elenden Schiffe mit ganz ungewöhnlicher Schnelligkeit vor sich her jagte, sodasß sie jeden Augenblick zu versinken drohten. Das Unwetter dauerte einige Tage, und mehr noch als die Schrecken des Sturmes und das Toben des aufgewühlten Ozeans, entsetzten die Erscheinungen am Himmel. Die wohlbekannten Sterne waren erloschen. Vergebens spähten die Augen der erstaunten Piloten nach dem leitenden Nordpolarstern — sie gewahrten nur neue Sternbilder, die ihnen zwar durch ihre Schönheit auffielen, von denen ihnen aber keiner als sicherer Führer dienen zu können schien. In abergläubischer Furcht fing die Mannschaft an zu murren und wollte zurück, Pinzon aber setzte unerschütterlichen Sinnes die eingeschlagene Richtung fort, und am 20. Januar 1500 entfaltete sich unter dem achten Grade südlicher Breite ein ausgedehntes Land mit einem weit in das Meer hinaus-

reichenden Vorgebirge, dem man, weil es zur rechten Zeit als Trost in der Roth am Horizonte auftauchte, den Namen Santa Maria de la Consolacion (Maria vom Troste) gab, welches aber jetzt unter der Benennung Kap St. Augustin als die östlichste Spitze Brasiliens bekannter ist. Noch an demselben Tage wurde die Küste betreten und mit den üblichen Höflichkeiten im Namen der castilischen Krone in Besitz genommen. Diese Thatsache ergiebt von selbst, daß Pinzon zuerst die brasilianische Küste gesehen und daß Cabral auf seiner Fahrt nach Indien erst drei Monate später (am 24. April) einige Grade weiter südlich dieselbe Küste berührt hat. Die ungasstlichen Eingeborenen boten keine Aussicht auf Verkehr, deshalb segelte man nicht weiter nach Süden, sondern in nordwestlicher Richtung an der Küste hin. So erreichten sie fast unter dem Aequator die Mündung eines mächtigen Stromes, von mehr als dreißig Meilen Breite, der durch Inseln in mehrere Arme getheilt war. Er stürzte sich mit solcher Gewalt ins Meer, daß sein Wasser bis zu einer bedeutenden Strecke von der Küste süß blieb. Pinzon steuerte in den Riesenstrom, um ihn und die umliegende Gegend näher zu untersuchen, es war der Marañon oder Amazonenstrom. Die Inseln in seiner Mündung, mit üppigem Grün, waren von gutmüthigen Indianern bewohnt. Die Spanier vergalteten die Gastfreundlichkeit derselben schlecht und führten nach ihrer gewohnten Weise sechsunddreißig dieser harmlosen Wilden als Sklaven mit sich fort. Die weitere Fahrt ging durch die Straße von Paria, westwärts bis zu dem Busen von Venezuela, von da über das Karaimische Meer nach der nördlichen Küste von Hispaniola, wo man am 23. Juni bei der Pflanzstadt Isabella vor Anker kam. Auf dem Heimwege vernichtete ein Orkan zwei Caravelen mit Mann und Maus, nur die beiden anderen liefen am 30. September 1500 in den Hafen von Palos ein. Pinzon brachte kein Gold, keine Perlen, keine Schätze nach Spanien zurück, wol aber Brasilien- oder Farbehholz, viele Pflanzen und Arzneikräuter, Spezereien, Edelsteine, darunter einen Topas und das erste Exemplar einer lebendigen Beutelratte (*Didelphys*), welche man in Europa sah.

Dieser Gewinn entsprach den aufgeregten Erwartungen nicht, Pinzon hatte an Vertrauen verloren und es währte einige Jahre, ehe er eine neue Expedition mit Juan Diaz de Solis zusammenbrachte, mit der Beide, Pinzon und de Solis, Ende des Jahres 1506 ausliefen. Sie kamen zunächst an die Mündung des Orinoco, gingen dann in die Hondurasbai und entdeckten ein Stück der Küste von Yucatan, wurden aber unerwartet nach Spanien zurückgerufen, um mit Amerigo Vespucci und Juan de la Cosa eine große Expedition zu berathen, welche die bisher vergebens gesuchte Durchfahrt nach dem Indischen Meere zu dem Lande der Gewürze finden sollte.

Die Führung dieser königlichen Expedition wurde Pinzon selbst übertragen; sie lief mit wohl ausgerüsteten Caravelen am 29. Juni 1508 aus dem Hafen von San Lucar aus und landete trotz widriger Winde glücklich bei Kap St. Augustin. Nunmehr wurde die Küste bis über den Platastrom hinaus, bis zum Coloradofluß, unter dem 40.° südl. Breite untersucht, überall das Land für die Krone Castilien in Besitz genommen, aber nirgends eine Durchfahrt gefunden. Eifersucht und Streitigkeiten der Führer unter einander veranlaßten endlich die Heimreise, und im Oktober 1509 wurden die Anker an der spanischen Küste geworfen. — Mit dem Erfolge unzufrieden, ließ der König beide Führer vor

Gericht stellen. Solis kam ins Gefängniß, Pinzon wurde freigesprochen, doch für immer — vergessen.

Aber der Wille des Königs wechselte wie der Wind. Solis wurde begnadet, zu hohen Würden, nach Vespucci's Tode zum Reichspiloten, *Piloto major*, erhoben, und von Neuem mit der obersten Führung von drei Schiffen zur Suche der Durchfahrt betraut. Am 8. October 1510 wurden die Anker gelichtet, die Fahrt ging in derselben Richtung wie die letzte. Glücklich war die Mündung des Platastromes erreicht, Solis glaubt hier eine Durchfahrt gefunden zu haben, segelt tiefer hinein, landet und wird von Karaißen ergriffen — lebendig gebraten und verzehrt.

Entmuthigt segelt die Mannschaft nach Haus.

Amerigo Vespucci, geboren 1451 in vornehmer Familie zu Florenz, genöß im Geiste der Zeit vortreflichen Unterricht in Handels- und nautischen Disziplinen. Im Jahre 1490 ging er in Handelsangelegenheiten nach Spanien und trat als Faktor in das von dem Florentiner Berardi gegründete Handelshaus. Dieses Haus, welches mit dem Hofe in enger Verbindung stand, hatte die Kosten zur Ausrüstung der zweiten Expedition Columbus' vorgeschossen und man darf annehmen, daß Vespucci bei dieser Gelegenheit mit dem Admiral bekannt geworden. Diese Bekanntschaft und der Verkehr mit den tüchtigsten Seemännern weckten in ihm die schlummernde Neigung zu Entdeckungsreisen, vollends seitdem die Erlaubniß zu Entdeckungen allen Wagehalsen frei gegeben war.

Amerigo war kein gewöhnlicher Mann, obgleich er, streng genommen, nicht zu den großen Entdeckern gerechnet werden kann. Und obgleich er nie ein Schiffskommando selbständig führte und nur auf einer einzigen, der letzten seiner vier Reisen (1497, 1499, 1501, 1503) als Kapitän einer Caravelle unter einem portugiesischen Befehlshaber stand, so besaß er doch sehr gute Kenntnisse in der mathematischen Geographie und wußte mit den damaligen astronomischen Instrumenten weit sicherer umzugehen, als selbst der Admiral Columbus. Ist auch ferner Amerigo in seinen Schriften nicht immer ohne Ueberschätzung des eigenen Werthes, so entschädigt er uns doch dafür durch die Empfindungen echter Entdeckungsfreude und durch seine Empfänglichkeit für Schönheiten der Natur. Er hatte Columbus auf dessen dritter Reise (1497) begleitet, die Küste von Paria besucht, und glaubte, wie der Admiral selbst, die Küste des Festlandes Ostasiens berührt zu haben. Columbus spricht sehr oft mit hoher Achtung von ihm.

Durch den Verkehr mit dem Admiral und dessen Leuten ermuthigt, faßte Vespucci den Entschluß, selbst die neu entdeckten Länder zu besuchen, rüstete auf Kosten des Handelshauses Berardi, welchem er vorstand, zwei Caravelen aus und verließ, wie schon S. 301 erzählt wurde, mit einem von Hojeda befehligten Geschwader am 20. Mai 1499 Cadix. Diese Expedition war Vespucci's zweite Reise. Sie erreichte etwa unter dem dritten Grade nördlicher Breite das südamerikanische Festland, ging durch die Straße von Paria und dehnte ihre Entdeckungen bis über den Golf von Venezuela aus, worauf sie das karaißische Meer durchschnitt und am 5. September 1499 auf Hispaniola ankam. Vergleicht man die noch vorhandenen Nachrichten über diese seine Reise mit Hojeda, mit dem Berichte über die schon im Jahre 1497 unternommene Reise, so findet man sowol in der Richtung des eingeschlagenen Weges, als auch in

den mit Wilden bestandenen Kämpfen und Abenteuern eine überraschende Ähnlichkeit. — Während Hojeda durch heftige Streitigkeiten, die zwischen ihm und Columbus ausbrachen, längere Zeit an den Küsten von Hispaniola festgehalten wurde, hatte sich Vespucci, dadurch wegen seines früheren guten Verhältnisses zu dem Admiral sehr unangenehm berührt, von Hojeda getrennt und die Rückreise nach Spanien angetreten, wo er ohne weitere Unfälle bereits am 14. Oktober 1499 in Cadix eintraf.

Dem schon S. 312 genannten Seefahrer Vicente Jañez Pinzon, welcher um diese Zeit ein Geschwader ausrüstete, um die Entdeckungen Columbus' an der Küste von Paria zu verfolgen, war die Ankunft des mit jenem Meeresstriche vertrauten Kosmographen höchst angenehm, und es gelang ihm, ihn zur Theilnahme an seiner Expedition zu bereben, deren Schicksale schon weiter oben erzählt wurden.

Vespucci hatte sich aber kaum von den Beschwerden seiner zweiten Reise erholt, als heimlich ein Bote des Königs Emanuel von Portugal bei ihm zu Sevilla erschien, mit der unerwarteten Einladung, nach Lissabon zu kommen, wo er mit den größten Günstbezeugungen würde aufgenommen werden, und er folgte der Einladung. König Emanuel rüstete eben ein Geschwader aus, welches die Entdeckungen Cabral's fortsetzen sollte, der 1500 auf einer Reise nach Ostindien an die Küste Südamerika's verschlagen worden war. Amerigo Vespucci, gewinnstüchtig, kein Spanier und daher dem spanischen Hofe nicht verpflichtet, ward vom Könige von Portugal leicht gewonnen, an dieser Expedition Theil zu nehmen. Dieselbe hatte den doppelten Zweck: erstens, zu erforschen, ob die von Cabral berührte Küste mit dem von Pinzon entdeckten Kap St. Augustin zusammenhänge, oder einer Insel angehöre, und zweitens, um einen, wie man immer glaubte, näheren Weg gegen Westen nach den Molukkeninseln, welche man jetzt als das wahre Vaterland der Spezereien erkannt hatte, aufzufinden und so den Spaniern in ihrem Bestreben, das Indische Meer von Westen her zu erreichen, zuvorzukommen.

Das aus drei Fahrzeugen bestehende Geschwader verließ mit Vespucci als Kosmographen am 13. Mai 1501 den Hafen von Lissabon und steuerte an den Kanarischen Inseln vorüber nach dem Grünen Vorgebirge, um daselbst frische Lebensmittel und Trinkwasser einzunehmen. Hier lagen zwei von Cabral's Schiffen, welche bereits auf dem Heimwege aus Indien waren. Vespucci ergriff diese Gelegenheit, um über die Küsten Brasiliens, welche Cabral im vorhergehenden Jahre berührt hatte, nähere Erkundigungen einzuziehen, und überzeugte sich, daß sie einen Theil des von ihm einige Monate früher entdeckten Landes ausmachen, aber etwas nach Südwesten hin liegen müßten. Nach einem elstägigen Aufenthalte ging das Geschwader wieder unter Segel, um in südwestlicher Richtung den Atlantischen Ozean zu durchschneiden. Die Ueberfahrt dauerte über zwei Monate und war sehr beschwerlich.

Am 17. August erblickte man endlich unter dem fünften Grade südlicher Breite eine Küste, die ihrer großen Ausdehnung nach einem Festlande angehören mußte; sie wurde, sobald die Schiffe in einer sicheren Bucht vor Anker gegangen waren, im Namen des Königs von Portugal in Besitz genommen und näher untersucht. Die Eingeborenen zeigten sich in Folge dessen sehr unbändig und ließen sich nur mit vieler Mühe bewegen, einen kleinen Tauschhandel anzuknüpfen.



Amerigo Vesputi
pilotus maris

Amerigo Vesputi, piloto mayor (Reichspilot). Nach einem alten Kupferstiche.

Das gute Einverständniß dauerte nicht lange, denn zwei Leute, welche sich weiter nach dem Innern wagten, erschienen nicht wieder, und eine Frau erkühnte sich sogar, einen jungen Matrosen im Angesichte der Schiffe zu erschlagen, zu braten und zu verspeisen. Die gesammte Mannschaft verlangte zwar für diese abscheuliche That an den Wilden nachdrückliche Rache zu nehmen, der Befehlshaber willfahrte aber ihrem Wunsche nicht, sondern lichtete sogleich die Anker und setzte die Reise längs der Küste nach Süden hin fort bis jenseit des Vorgebirges St. Augustin, wo sie wieder landeten und einige der friedlicheren Eingeborenen, welche sich freiwillig zu Begleitern nach Portugal anboten, an Bord nahmen, um sie zu Dolmetschern auszubilden. Die ganze Küstenstrecke, welche man bis jetzt befahren hatte, war fast von derselben Beschaffenheit und auch die Bewohner schienen sich trotz einiger Verschiedenheit in ihren Sitten und in ihrem mehr oder weniger unfreundlichen Benehmen ziemlich ähnlich zu sein.

Dieses Land, sagt Vespucci in einem Briefe über diese seine dritte Reise, ist fruchtbar und das Klima so gemähtigt, daß man zu keiner Jahreszeit ein Uebermaß von Kälte oder Hitze fühlt. Die Wälder, welche fast nur aus Bäumen von wohlriechendem Holze bestehen, sind so dicht, daß man kaum hineinzudringen vermag, und mit einer Menge von Naturerzeugnissen angefüllt, welche die Alte Welt nicht kennt; und giebt es ein irdisches Paradies, so kann es nicht weit von hier entfernt sein. Die Luft ist fast immer rein und nur selten steigt ein Wölkchen auf; bisweilen fällt der Thau und bildet einen leichten Nebel; in der Nacht aber sieht man Dünste und leuchtende Lusterscheinungen (wahrscheinlich Sternschnuppen) und zweimal beobachtete man die in Europa seltene Erscheinung eines Mondregenbogens. Der Ostwind weht fast ununterbrochen und übt auf die Gesundheit der Eingeborenen einen so heilsamen Einfluß, daß sie fast kein körperliches Gebrechen kennen und ein sehr hohes Alter erreichen, wie denn bei ihnen Greise von 150 Jahren häufig vorkommen sollen. Ihre Hautfarbe ist röthlich, was von ihrer gänzlichen Nacktheit und der brennenden Sonnenhitze, der sie beständig ausgesetzt sind, herrühren mag; ihre Haare sind schwarz, ungekräuselt und lang. Im Kriege zeigen sie sich äußerst wild und verzehren ihre Gefangenen. — An einem Orte sahen die Reisenden sogar wie in Fleischerfcharren gefalzenes und an der Sonne oder im Rauch gedörretes Menschenfleisch aushängen.

Von dem Kap St. Augustin folgte das Geschwader fortwährend der Richtung der Küste bis zum 33. Grade südlicher Breite, also fast bis zur Südgrenze von Brasilien; bereits hatte man den kleinen Vören aus dem Gesichte verloren und auch der große zeigte sich nur noch sehr niedrig; man richtete sich deshalb jetzt nach den Sternen der südlichen Halbkugel, welche weit größer und glänzender waren als die der nördlichen. Da man nirgends edle Metalle fand, so wurde beschlossen, in einer andern Richtung auf Entdeckungen auszugehen und bei diesem sehr schwierigen Unternehmen der Einsicht und dem Rathe Vespucci's, welcher dem Befehlshaber an kosmographischen und astronomischen Kenntnissen weit überlegen war, zu folgen. Die an Bord befindlichen Lebensmittel reichten noch etwa sechs Monate hin; man nahm also für diesen Zeitraum nur Holz und Trinkwasser ein und stach am 13. Februar 1502 gerade gegen Südost in See. Man war bereits bis zum 3. April in dieser Richtung gesegelt, als ein so furchtbarer Sturm ausbrach, daß alle Segel gerissen werden mußten; das Meer ging ungeheuer hoch und die Luft war durch dichten Nebel verfinstert.

Während des Unwetters entdeckte man ein Land, an welchem man eine Strecke hinsegelte, dessen Küsten aber überall durch Klippen unzugänglich waren und das der heftigen Kälte wegen, die unter diesem Himmelsstriche herrschte, unbewohnt schien. Das Geschwader befand sich jetzt nach Vespucci's Berechnung unter dem 52. Grade südlicher Breite. Hier war die Atmosphäre so neblig und dunkel, daß man von dem einen Fahrzeuge aus das andere kaum zu erkennen vermochte. Es ward daher die Heimkehr beschlossen, und man lief am 7. September 1502 in den Hafen von Lissabon ein.

Der Zweck der Expedition, den Weg nach den Molukken zu finden, wurde nicht erreicht, trotzdem lief alsbald am 10. Juni 1503 von Lissabon ein neues Geschwader von sechs Schiffen aus. Der Führer desselben war Gonzalo Coelho, und Vespucci begleitete ihn als Kosmograph, als „Piloto Major“. Dies war seine vierte Reise. — Der Eigensinn Coelho's brachte die Expedition in Gefahr und Verlust und führte eine Trennung der Schiffe herbei. Vespucci's bessere Einsicht führte zwei Caravelen glücklich an die brasilianische Küste. Hier baute er in der Gegend der jetzigen Villa Rica in der Provinz Porto Seguro ein kleines Fort und ließ 24 Leute mit 12 Kanonen und Lebensmitteln auf sechs Monate zur Vertheidigung desselben zurück. Nachdem er so die erste europäische Niederlassung in Brasilien gegründet und seine Schiffe mit Brasilienholz befrachtet hatte, lichtete er die Anker und steuerte in gerader Richtung nach Portugal, wo er am 28. Juni 1504 in die Mündung des Tago einlief. Auch Coelho traf später glücklich ein. — Die Expedition war verfehlt.

Der unglückliche Ausgang derselben hatte den Eifer des Königs Emanuel, eine westliche Durchfahrt zu suchen, sehr abgekühlt und diesen Eifer nur wieder den Plänen zur Eroberung Indiens und der Ostküste Afrika's zugewendet. Die Unternehmungen nach Westen traten in den Hintergrund und Vespucci, vernachlässigt und vergessen, ging wieder nach Spanien zurück. Hier hatte man den Plan, einen Weg vermittlest irgend einer Meerenge an der südlichen Küste von Brasilien nach dem Lande der Gewürze aufzufinden, nicht aufgegeben. Von Vespucci's neuesten Erfahrungen versprach man sich den besten Rath. Es wurde sogleich ein neues Geschwader ausgerüstet, welches, wie schon (S. 312) erzählt, unter dem Befehle Vincente Jañez Pinzon's 1508 auslief. Vespucci hätte Anfangs diese Expedition als Kosmograph mitmachen sollen, wurde aber, zum Reichspiloten ernannt, am Hofe zurückgehalten.

Vespucci stieg nunmehr von Tage zu Tage in Ansehen und in der Gunst des Hofes, und die ihm übertragene Stelle war besonders dazu geeignet, seinen Ruf auch über andere Länder zu verbreiten und eine Ueberschätzung seiner Verdienste zu veranlassen. Die hauptsächlichsten Obliegenheiten seines Amtes waren, die Steuermänner über den Gebrauch des Astrolabiums und des Quadranten in der Theorie und Praxis zu prüfen, eine genaue Karte aller bis jetzt von den Spaniern entdeckten Küsten, welche den Piloten als Begleiter dienen sollte, zu entwerfen und fortwährend nach den neuesten Erfahrungen zu berichtigen. Vespucci bekleidete sein mit nicht geringer Arbeit verbundenes Amt zur allgemeinen Zufriedenheit und dachte nicht mehr daran, Spanien, welches sein zweites Vaterland geworden war, zu verlassen. Er starb am 22. Februar 1512 zu Sevilla, hochgeehrt, aber arm, wie die Mehrzahl der ersten Seefahrer, welche die Neue Welt zum Ziele ihrer Anstrengungen gemacht hatten.

Ponce de Leon sei der letzte unserer „Kleinen Entdecker“. Er hatte die zweite Reise des Columbus mitgemacht und war im Dienste in der Alten und Neuen Welt alt und grau geworden.

So ging er schon in hohen Jahren nochmals nach der Neuen Welt, um — das ist die unwiderstehliche Macht der damals aufgeregten Phantasie — hier die Zauber- und Wunderwasser der Verjüngung zu suchen, sich zu verjüngen, und er fand das Blumenland Florida, das nördlich in den Mexikanischen Meeresbunten herunterhängt.

Juan Ponce de Leon, geboren um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in dem Königreiche Leon, daher auch sein Beiname, trat in früherer Jugend in den Kriegsdienst und machte die Feldzüge gegen die Mauren von Granada mit. Nach der Entdeckung der Neuen Welt, welche Gelegenheit bot, schnell Ruhm und Schätze zu erwerben, fand auch Juan Ponce in der Heimat keine Ruhe mehr und schiffte sich mit Columbus auf seiner zweiten Reise im Jahre 1493 ein. Er zeichnete sich auf dem Eroberungszuge nach der östlichen Provinz Hispaniola's durch seine Tapferkeit und Klugheit so sehr aus, daß er nach der Unterjochung der Eingeborenen zum Befehlshaber über diesen Theil der Insel ernannt wurde. Aber bald lockten ihn die grünen Höhen der kaum vierzehn Seemeilen entfernten und bereits von Columbus und anderen Seefahrern berührten Insel San Juan, von den Eingeborenen Boriquen, jetzt aber Portorico genannt. Er forschte bei den Bewohnern, welche häufig in ihren leichten Fahrzeugen nach Hispaniola herüberkamen, und erfuhr von ihnen, daß die Berge, welche er schon so lange mit Sehnsucht betrachtet, an Gold sehr reich seien und daß man auch in den Flüssen dieses Metall in großer Menge finde. Juan Ponce landete nun mit wenigen seiner Leute an einer mit schönen Wäldern bedeckten Küste in der Nähe der Residenz Agueybanah's, des mächtigsten Kaziken der Insel, von welchem er mit allen Zeichen einer ungeheuchelten Gastfreundschaft aufgenommen und bewirthet wurde. Der arglose Kazike zeigte ihm die Reichthümer seines Gebietes, die fruchtbarsten Felder, die fröhlichsten Frächte; er führte ihn in das Innere des Landes zu dem Flusse Sebuco, aus dessen Sande große Goldkörner hervorschimmerten und in dem selbst die Kiesel goldhaltig zu sein schienen. Juan Ponce nahm die schönsten gediegenen Stücke des edlen Metalles und eilte damit nach Hispaniola, um dem Gouverneur den glücklichen Erfolg seiner Reise zu verkünden und die mitgebrachten Goldproben vorzulegen.

Es galt nunmehr diese Insel zu erobern, aber ihre Bewohner waren durch Kämpfe mit den Karaiiben kriegerisch geworden und eine unvorbereitete Eroberung bedenklich. Ponce war inzwischen von dem Könige von Spanien im Jahre 1509 zum Statthalter der Insel ernannt worden und hatte an der nördlichen Seite derselben mit Erlaubniß des Kaziken in einer Gegend, welche sehr reich an Gold sein sollte, die Stadt Caparra gegründet, etwa eine Stunde von dem Hafen Rico, von welchem später die Insel ihren Namen Portorico erhielt, und schlug daselbst den Sitz seiner Regierung auf. Jetzt erst begann er seine Herrschaft immer weiter auszubreiten, er theilte die Insel in Bezirke, erhob Abgaben und zwang die Eingeborenen zu den härtesten Arbeiten. Diese ertrugen Anfangs ihr Loos in stiller Verzweiflung, wagten keine Erhebung, weil sie ihre Unterdrücker lange für übernatürliche, unsterbliche Wesen hielten. Endlich erprobte ein schlauer, etwas ungläubiger, lichtfreundlicher Kazike die Unsterblichkeit der

weißen Männer. Ein junger Spanier, den ein Geschäft nach einem andern Punkte der Insel rief, war in sein Haus eingekehrt; er bewirthete ihn mit der gewohnten Gastfreundlichkeit und gab ihm auf seinem Wege mehrere tüchtige Männer, denen er die Ausführung seines Planes anvertraut hatte, als Begleiter mit. Als die Reisegesellschaft an einen Fluß kam, welcher durchwatet werden mußte, nahm der kühnste der Indianer den Spanier auf den Rücken und trug ihn bis zur Mitte des Flusses, wo er sich absichtlich mit ihm niederfallen ließ und ihn mit Hülfe seiner Gefährten so lange unter dem Wasser hielt, bis er kein Zeichen des Lebens mehr verrieth. Darauf legten sie ihn an das Ufer, baten ihn, da sie sich immer noch nicht überzeugen konnten, daß er todt sei, heulend um Verzeihung und setzten ihre Entschuldigungen mehrere Tage hindurch in der größten Angst fort, bis Verwesung der Leiche ihre Zweifel vollständig löste. Die Kunde von dieser That verbreitete sich mit Blitzesschnelle über die ganze Insel, und die Bewohner, welche jetzt die Gewißheit erlangt hatten, daß die gefürchteten Fremdlinge sterbliche Menschen seien, wie sie selbst, gingen muthig auf eine allgemeine Verschwörung ein, an deren Spitze sich der Bruder und Nachfolger des gastfreundlichen Kajakten Agueybanah stellte. Die einzelnen zerstreuten Orte, in welchen die zur Eintreibung der Abgaben und Auffuchung der Goldminen beorderten Spanier sich aufhielten, wurden zuerst überfallen und in Brand gesteckt; nur wenige Spanier entgingen dem Blutbade und überbrachten die Nachricht von dem Aufstande der ganzen Bevölkerung nach dem Fort Caparra, gegen welches nun große Scharen von Wilden anrückten, ohne jedoch aus Furcht vor den Feuerwaffen einen Angriff zu wagen. Juan Ponce verlor den Muth nicht, schickte eiligst ein Fahrzeug nach San Domingo um Hülfe, theilte dann seine kaum hundert Mann in drei Scharen, welche abwechselnd Ausfälle machten und dem Feind große Verluste beibrachten.

Ausgezeichnete Dienste leistete bei diesen Kämpfen ein seiner Stärke und seines Muthes wegen berühmter Hund Berezillo, der Schrecken der Insulaner, die zuvor nie ein so wüthendes Thier gesehen hatten. Die berühmtesten Hundekünstler unserer Zeit, die da lesen, schreiben, rechnen, klettern und springen, sind gegen Berezillo nur dumme Zungen. Seine Klugheit soll an das Wunderbare begrenzt haben; er unterschied sogar, wie man ihm nachrühmt, durch den Geruch die mit den Spaniern verbündeten Indianer von den feindlichen. Seine Leistungen, welche denen mehrerer Krieger gleichkamen, wurden von dem Statthalter anerkannt, und sein Herr erhielt für ihn nicht nur den Sold und die Lebensmittel eines Armbrustschützen, sondern auch einen Antheil an aller Beute. Später ward Berezillo, als er im Meere schwimmend einem fliehenden Karaiiben nachsetzte, von einem vergifteten Pfeile getroffen und starb an den Folgen der Verwundung; er hinterließ jedoch eine zahlreiche Nachkommenschaft, welche sich in verschiedenen Theilen der Neuen Welt bei den grausamen Vertilgungskämpfen gegen die Indianer ausgezeichnet hat.

Inzwischen war auch Verstärkung von Hispaniola eingetroffen. Juan Ponce überrumpelte das indianische Lager und schlug die Feinde mit großem Verluste in die Flucht. Die Eingeborenen sahen mit Erstaunen die große Anzahl der über sie herfallenden Spanier, und da sie von der angekommenen Verstärkung nichts wußten, so gaben sie sich wieder mit noch festerer Ueberzeugung dem Glauben an die Unsterblichkeit der Fremdlinge hin und fingen an, den Sieg

über Wesen, welche mit erneuter Kraft aus dem Grabe erstehen konnten, für unmöglich zu halten. Als endlich bald darauf in einer entscheidenden Schlacht der Häuptling Agueybanah fiel, so zerstreuten sich die Krieger in ihre Wälder und Berge und wurden nach und nach zu Sklaven gemacht oder niedergemetzelt. Die übrigen Bewohner der Insel, Männer, Frauen und Kinder, wurden zu den schwersten Arbeiten in den Bergwerken gezwungen, und da sie, an solche anstrengende Beschäftigung nicht gewöhnt, allmählich erlagen, so waren bald die letzten Reste der Urbevölkerung von Boriquen verschwunden.

Juan Ponce erntete indessen die Früchte seiner Bemühungen nicht, denn Diego Columbus hatte das Vorrecht, die Gouverneure der von seinem Vater entdeckten Inseln zu ernennen, am spanischen Hofe durchgesetzt, und der verdiente Veteran erhielt als Belohnung seiner Verdienste nur die Erlaubniß, sich in einem anderen Theile der Neuen Welt eine Statthaltertschaft zu erobern. Da die Ursache seiner Absetzung, zu welcher der König nur sehr ungern seine Einwilligung gab, in keiner Weise seine Ehre verletzete, so fühlte er sich dadurch um so weniger gekränkt, als er durch die auf Boriquen gesammelten Schätze die Mittel in Händen hatte, sogleich zur Ausführung seiner großartigen Pläne, die auf nichts weniger als die Entdeckung einer dritten Welt gerichtet waren, zu schreiten.

Während er mit den Vorbereitungen zur Entdeckung seiner neuen Statthaltertschaft beschäftigt war, hörte er von einigen Indianern, daß weit im Norden sich ein Land von bedeutendem Umfange hinziehe, das nicht nur von Gold, Edelsteinen und anderen kostbaren Erzeugnissen strohe, sondern auch von einem Flusse durchschnitten sei, der die wunderbare Eigenschaft besitze, Jeden, der sich in ihm bade, zu verjüngen; eine zweite solche Wunderquelle befinde sich auch auf einer nördlich von Cuba liegenden und zu einer größeren Gruppe gehörenden Insel, *Vimini* genannt, und man brauche also zu seiner Verjüngung nicht einmal die gefährliche Reise nach dem entlegenen Lande zu unternehmen. Ponce's Entschluß stand fest, diese Wasser zu entdecken und wieder verjüngt in ewiger Jugend und in unermesslichem Reichthum zu schwelgen. Er rüstete ohne Verzug auf seine eigenen Kosten ein Geschwader von drei Schiffen aus, bemannte es mit einer Schar gleichgesinnter Abenteuerer und verließ am 3. März 1513 den Hafen San German auf San Juan. Nachdem er eine Strecke an der Nordküste von Hispaniola hingesegelt war, nahm er seinen Lauf nördlich und erreichte bald die Bahamagruppe. Von dem herrlichsten Wetter begünstigt, ging's von einer Insel zur andern, überall fragte man nach der Zauberinsel *Vimini* und kostete, um sie nicht zu verfehlen, an allen Flüssen, Lachen und Quellen das Wasser, ohne jünger zu werden. Unverdroffen setzte er seine Reise immer weiter nach Norden fort und erreichte am 27. März etwa unter dem 30. Grade eine ausgedehnte Küste, bei welcher er vor Anker ging. Das ganze Land prangte in der frischen Pracht des Frühlings, die Bäume waren mit duftenden Blüten übersättigt und die Gefilde glichen einem unübersehbaren Blumengarten; Juan Ponce legte ihm deshalb und weil er es gerade am Palmsonntage (*Pascua Florida*) entdeckt hatte, den Namen *Florida* bei, der ihm auch bis jetzt geblieben ist, und nahm es für die castilianische Krone in Besitz. Ponce de Leon segelte Anfangs, nach einem Ankerplatz suchend, nordwestwärts an der Küste bis zum 30° 8' nördl. Br. hinauf. Da er hier keinen Hafen fand, kehrte er nach Süden herum, um zu sehen, ob er die Insel nicht umsegeln könne. Stets längs ihrer

hafenlosen Küste fahrend, erreichte er endlich am 12. Mai ihr südliches Ende und fand hier jene merkwürdige Kette von Koralleninseln, die im Thore des Meerbusens von Mexiko die Aus- und Einfahrt aus diesem Golf so gefährlich machen. Er nannte sie Las Islas de los Martyres, weil ihre Riffe ihm den Anblick von auf Kosten ausgestreckten Märtyrern zu geben schienen.

Am 15. Mai hatte er das westliche Ende dieser Kette erreicht und segelte nun nordwärts in den Mexikanischen Golf hinein. Er fuhr jetzt auf der Westküste von Florida während der sieben folgenden Tage hinauf, ohne ein Ende seiner Insel zu finden. Da kehrte er wieder nach Süden um und ging am 4. Juni bei einer kleinen Insel vor Anker. Er gerieth indeß mit den wilden Landeskindern in Streit und Kampf, wobei mehrere Spanier getödtet wurden, und gab daher der kleinen Insel den Namen Isla de Matanza (die Mordinsel). Nach einigen Tagen verließ Ponce diese Insel, am 14. Juni, und machte sich auf die Rückreise, suchte indeß auf dem Heimwege noch nach gewissen Inseln, von denen die Indianer an Bord seines Schiffes gesprochen hatten und die er am 21. Juni in Sicht bekam. Er fand dieselben nur von Amphibien und Wasservögeln bewohnt und nannte sie, weil die Seemigen daselbst eine Menge großer Schildkröten erschlugen, Las Islas de Tortugas. Es ist dieselbe merkwürdige Gruppe kleiner Koralleninseln, die am Eingange des Golfs von Mexiko liegt und noch heutzutage Schildkröteninseln heißen.

Nachdem er einige Wochen lang die Küsten dieses blühenden Landes, wo er aber statt des Goldes und des verjüngenden Flusses nur feindselig gesinnte und tapfere Bewohner fand, untersucht und sich überzeugt hatte, daß es unmöglich das gepriesene Wunderland sein könne, kehrte er nach San Juan zurück und landete daselbst am Ende des Juli, noch etwas älter und reicher an Kunzeln.

Leider sind unsere Nachrichten über diese erste Fahrt längs der Westküste von Florida so kurz und unvollständig, daß sich nicht einmal der nördlichste Punkt, welchen Ponce erreichte, genau bestimmen läßt. Nach der gewöhnlichen Annahme kam er nur bis zum 25. Grade, nach einigen späteren Andeutungen spanischer Kartenzzeichner aber bis zum 28. Grad nördl. Br. Danach hätte er die Halbinsel Florida fast ganz umsegelt und alle ihre Küsten erkannt.

Unbekümmert um den Spott über seine abenteuerliche Reise, brachte Juan Ponce die Nachricht von seiner Entdeckung nach Spanien, ward vom Könige mit großer Huld empfangen und zum Statthalter von Florida ernannt. Aber noch ehe er von dieser Gnade Gebrauch machen und Leute zur Eroberung des ihm überwiesenen Landes werben konnte, erhielt er einen andern, ihm noch mehr zusagenden Auftrag.

Mit jedem Tage liefen nämlich beunruhigendere Gerüchte über die Raubzüge ein, welche die Karaiiben nach den spanischen Besitzungen unternahmen und auf welchen sie die Ansiedler fortzuschleppten und bei Festmahlen verzehrten. Daher befahl der König, drei Kriegsschiffe auszurüsten, welche im Karaiibischen Meere kreuzen und es von den Menschenfressern säubern sollten, und übergab die Führung derselben Juan Ponce. Schon im Januar 1515 ging Ponce unter Segel nach den Inseln der Karaiiben, erreichte sie ohne Anfall und ging bei Guadeloupe vor Anker, um seiner Mannschaft einige Ruhe zu gönnen und Holz und Wasser einzunehmen. Inzwischen brachen die Karaiiben aus einem Hinterhalte hervor, erschlugen den größten Theil der Männer und schleppten die Weiber mit sich fort.

Dieser unerwartete Unfall brach den Muth des greisen Ponce so sehr, daß er nach San Juan flüchtete und dort Unwohlsein vorschützte, um, ohne Aufsehen zu erregen, den Befehl über das Geschwader einem Andern überlassen zu können. Er lebte mehrere Jahre zu Puerto-Rico unthätig, aber höchst mißvergnügt, bis der Ruf von den glänzenden Siegen des Ferdinand Cortez in Mexiko noch einmal seinen Ehrgeiz und seine Thatenlust weckte und ihn zu dem Entschlusse bewog, Florida zu erobern.

Er rüstete im Jahre 1521 auf eigene Kosten zwei Schiffe aus und ging mit großen Hoffnungen unter Segel. Nach mühsamer Fahrt bei heftigen Stürmen erreichte er endlich die Küste von Florida und schiffte sich mit einem großen Theile seiner Leute aus, um das Land, das ihm als Statthalterschaft überwiesen war, zu erforschen. Die Eingeborenen zogen ihm aber muthig entgegen, mehrere Spanier fielen im Kampf, und auch Juan Ponce selbst wurde schwer verwundet. — Sofort eilte er nach Cuba, wo er bald nach seiner Ankunft am Wundstieber starb. Er war einer der tapfersten Krieger, welche Spanien nach der Neuen Welt geschickt hatte, obgleich er durch den Eifer, mit welchem er einem wichtigen Traumbilde nachjagte, nicht selten Gegenstand des Spottes seiner Landsleute geworden war.

Auch seine nächsten Nachfolger, Miruelo und de Ayllon, welche seine Entdeckung Florida's bis zum heutigen Südcarolina verfolgten, hatten trotz ihrer schändlichen Grausamkeiten und Raubzüge keine besseren Erfolge; das Land, die Küste hatten sie freilich entdeckt, aber weder erforscht noch erobert. Die Eroberung geschah erst später durch de Soto.



Karoibenhütte.



Schiffe des Diego Velazquez.

IV.

Rekapitulirende Uebersicht

der Entdeckungen des Amerikanischen Meerbusens.

Der Merikanische Meerbusen. Columbus. De Solis und Pinzon entdecken die Ostküste von Yucatan. Sebastian de Lcampo umsegelt Cuba. Zweifelhafte Reisen und einige wichtige Schiffbrüche. Diego Velazquez. Miruelo in Florida. Cordova und Alaminos entdecken Yucatan. Orizaba und de Alaminos. Pineda und Garay.



Der Golf von Mexiko bildet die nördliche Hälfte des großen mitteländischen Meeres der Neuen Welt, dessen südliche Hälfte die Karaimische See genannt wird. Er ist fast rings umher von einer zusammenhängenden Festlandküste umgeben, welche ihm die Form eines Ovals giebt. Obgleich das Becken in seinen centralen Partien sehr tief ist, so hat es doch fast überall sehr flache Uferstriche,

die von mehr oder weniger breiten Plateaus herrühren, welche sich als Fundamente der umgebenden Länder noch eine Strecke weit unter dem Meeresniveau fortsetzen, dann aber gegen das Innere des Beckens plötzlich zu großer Tiefe abfallen. Nur auf dem Rücken jener Plateaus in der Nähe der Küsten giebt es Inseln und Sandbänke. Die innere oder mittlere Partie des Golfs ist frei davon.

Im Westen bespült dieses Meer den Fluß der Vorberge der central-amerikanischen Anden. Im Norden schwingen sich die weiten Ebenen von Texas und des großen Mississippithales herum. Im Osten haben es die Korallenthierc mit der Halbinsel von Florida, welche sie bauten, verschlossen. Im Süden ragt die Halbinsel von Yucatan weit hervor. Zwischen beiden Halbinseln bleibt eine weite Kluft, in deren Mitte das Westende der Insel Cuba hineintritt. Sie bildet mit den beiden genannten Halbinseln die beiden großen Wasserthore des Beckens, im Süden den Kanal von Yucatan, im Norden die Straße von Florida. Doch sind diesen Thoren in weitem Abstände ostwärts noch mehrere Gruppen und Ketten von Inseln (die Bahama-Inseln, die kleinen und großen Antillen) gleichsam wie Fangneße vorgezogen, so daß unser Becken als ein vom Atlantischen Ocean her nicht sehr offenes und zugängliches bezeichnet werden muß. Durch den Kanal von Yucatan fließt eine bedeutende Meeresströmung, ein Zweig der großen Aequatorialströmung ein. Dieselbe circulirt im Golf in einem großen Wirbel und fließt in der Straße von Florida wieder hinaus. Wie die äquatorialen Meeresströmungen, so erreichen auch die tropischen Winde noch den Golf. Sie ergießen sich von Osten her durch die Straße von Florida mit ziemlicher Regelmäßigkeit über die größere Hälfte desselben. Doch werden sie in der Nähe der Halbinseln und Küsten unbeständig und zuweilen ganz in ihrer Wirkung gehemmt. Am meisten wirken ihnen die aus dem Mississippithale hervorkommenden Nordwinde entgegen, die namentlich im Winter ziemlich regelmäßig und oft sehr heftig blasen und den Passatwind südwärts hinabbrücken. — Im Ganzen kann man demnach den Golf von Mexiko als ein etwas verstecktes und auch durch gute Häfen nicht sehr einladendes Meer bezeichnen. Es war daher auch von allen centralamerikanischen Gewässern das am letzten entdeckte. Dennoch hat es als ein Reservoir, das einige der größten Ströme des nordamerikanischen Continents, namentlich den Mississippi, aufnimmt und als ein Meeresabschnitt, der den vornehmsten Wasserweg nach dem reichen Mexiko darstellte, eine große Rolle in der Geschichte der Schifffahrt, des Handels und der Kolonisirung der Neuen Welt gespielt.

Die Entdeckung und Erforschung des Mexikanischen Meerbusens hat lange Jahre die Anstrengungen der tüchtigsten Seereisenden erfordert.

Columbus. 1492—1503.

Columbus hielt sich während des letzteren Theiles seiner ersten glorreichen Fahrt (im Anfange October 1492) so ziemlich auf der Breite des östlichen Eingangsthores des Golfs von Mexiko, und seine erste Landung in der Neuen Welt, auf der Insel St. Salvador, fand, so zu sagen, gerade vis-à-vis dieses Thores statt. Hätte er noch für einige Zeit länger, ohne sich durch die kleinen Bahama-Inseln und die Erzählungen ihrer nackten Indianer beirren zu lassen, seinen anfänglichen Kurs westwärts eingehalten, so würde er nicht nur den Golf von Mexiko gefunden, sondern auch in die Häfen von Tampico oder Veracruz eingelaufen sein, denen die ganze Zeit über seine Riele zugekehrt gewesen waren, und vielleicht auch den reichen Beherrscher der Aztelen, der „dem großen Kaiser von Kathai“, von dem er träumte, so ähnlich war, entdeckt haben. Columbus befand sich aber in jenem Irrgarten kleiner Inseln, welche die Eingänge unseres Meerbusens decken, wie in einem Spinnweben gefangen und wurde auf andere

Bahnen abgelenkt. Auf der Nordküste von Cuba kam er bei dieser Gelegenheit nicht weiter westwärts als bis zu dem kleinen Hafen von Nuevitas del Principe. Es kann kein Zweifel darüber sein, daß Columbus alle Länder, welche er auf seiner ersten Reise sah, auch „Cuba“, für Inseln hielt. Er nennt Cuba in seinen Berichten über diese Expedition wiederholt „La isla de Cuba“. — Und so hätten wir also schon im Jahre 1493 im Rücken der Antillen einen „Golf“, bevor noch Jemand auf der Westseite dieser Inseln gesegelt hatte.

Auf seiner zweiten Expedition fuhr Columbus längs der ganzen Südküste der Insel Cuba hin und erreichte (im Juni 1494) die „Pinieninsel“ (Isla de Pinos) in der Nähe des Westendes von Cuba und des südlichen Thores unseres Bassins.

Da seine Kräfte hier ermatteten und er die Küste sich noch immer weiter westwärts erstrecken sah, so änderte er nun seine Meinung und glaubte, Cuba, das er früher für eine Insel erklärt hatte, sei ein Theil des Festlandes, und zwar eine Halbinsel, „ein Theil der sogenannten chinesischen Provinz Manji.“ Er kehrte danach ostwärts zurück und verlor so wiederum eine Gelegenheit zur Entdeckung des Golfs von Mexiko.

Auch auf seiner vierten und letzten Reise näherte sich Columbus abermals (im Juli 1502) unseren Gewässern. Er fuhr damals von Cuba in südwestlicher Richtung beinahe im Parallelismus mit der Ostküste von Yucatan und nur in einer Entfernung von 150 Seemeilen von dieser Küste nach Honduras. Hier begegnete er zu seiner Verwunderung einem indianischen Schiffe, das fast so groß war, wie eine spanische Galeere, mit einer Mannschaft von 25 Personen und mit allerlei Arten von Waaren und Produkten beladen, und das westwärts nach Yucatan segelte, welches nur 30 Leguas entfernt war. Wäre Columbus mit diesen Leuten westwärts gegangen, so würde er bald Yucatan und einen Theil des Reiches des Montezuma und vielleicht den Weg nach Mexiko selbst gefunden haben. „Allein es war Gottes Wille, daß dies für Andere bleiben sollte.“

De Solis und Pinzon entdecken die Ostküste von Yucatan. 1506.

Fast alle folgenden Seeexpeditionen zu den centralamerikanischen Gegenden gingen, den Spuren des Columbus folgend, nach dem Lande, welches er Veragua genannt hatte, und zum Isthmus von Panama. Hojeda (1499), Niño und Guerra (1500), Pinzon (1499–1500), Leve (1500), Bastidas (1500–1502), Hojeda und Bergara (1502–1503), Coja (1504–1505), sie nahmen alle die Richtung auf den Golf von Uraba und zum Isthmus von Panama. Und so wurden denn auf diese Weise die Umrisse des großen Karaischen Beckens bald bekannt; seine Gewässer waren längst in allen Richtungen durchkreuzt, als die nördliche Abtheilung der amerikanischen Mittelsee noch gänzlich unberührt war. — Auch die Entdeckungsreise, welche de Solis und Pinzon 1506 ausführten, kam nicht aus dem Karaischen Meere heraus. Doch ist sie für uns bemerkenswerth und als ein Fortschritt zu betrachten, weil auf ihr zum ersten Male das große südwestliche Vollwerk des Mexikanischen Beckens erblickt wurde. Solis und Pinzon segelten von Hispaniola zu dem südwestlichen Reclusultra des Columbus auf seiner dritten Reise, zu den Guanajosinseln und der Küste von Honduras, wohin sie Pedro de Ledesma als Pilot geleitete. Von da segelten sie aber nicht östlich wie Columbus, sondern westwärts längs der Küste

von Honduras, wo sie in den Golfo Dulce, den innersten Winkel am Fuße der Halbinsel von Yucatan, eindringen und dann nordwärts an der sandbänkerreichen Küste dieses Landes hinaufführen. „Auf diese Weise entdeckten sie ein großes Stück von dem Königreiche Yucatan“ — und wandten sich anderen Gegenden zu.

Sebastian de Ocampo umsegelt Cuba. 1508.

Die erste offizielle Expedition zur Umsegelung Cuba's, ausdrücklich zur Feststellung der Frage über seine Inselform, war die von Sebastian de Ocampo 1508. „König Ferdinand von Spanien hielt es für ein Zeichen unverzeihlicher Nachlässigkeit von seinen Offizieren, daß schon so viele Jahre seit der ersten Entdeckung Cuba's verfloßen wären, und daß es doch 1507 noch ungewiß sei, ob dieses Land eine Insel oder ein Theil der „Tierra firma“ sei, obwohl es so nahe bei Hispaniola, einer längst in allen Richtungen durchforschten Insel, liege“. Der damals in Indien kommandirende Gouverneur Ovando entsandte in Folge dessen im Jahre 1508 einige Schiffe unter dem Befehl von Sebastian de Ocampo, eines der Begleiter des Columbus auf seinen Reisen nach Hispaniola, die ganze Küste der Insel zu erforschen.

Ocampo fuhr durch den alten Bahamakanal, kam in den Golf von Florida hinaus; weil aber seine Schiffe bald der Reparatur bedürftig wurden, so ließ er in einen an der Nordküste der Insel entdeckten Hafen ein, den er „el Puerto de Carenas“ (den Hafen der Kalfaterung) nannte. Dieser Hafen wurde bald nachher „San Christobal“ und dann „Havana“ genannt. Es ist sehr zu bedauern, daß wir über die Details der ersten Entdeckung dieses merkwürdigen Places, welcher der beste Hafen aller mit dem Mexikanischen Meerbusen verbundenen Gewässer und der wahre Schlüssel dieses Beckens ist, so wenig genau unterrichtet sind. — Vom Puerto de Carenas segelte Ocampo längs der ganzen West- und Südküste von Cuba, wo er die Insel Pinos erreichte, und er bewies durch diese mühselige Küstenreise, daß Cuba eine Insel sei.

Zweifelhafte Reisen und einige wichtige Schiffbrüche. 1508—1512.

Von der Umsegelung Cuba's unter Ocampo 1508 bis zur Erforschung des Innern dieser Insel unter Velasquez 1511—1514, und bis zur Entdeckung Florida's unter Ponce de Leon 1513, wissen wir mit Bestimmtheit von keiner Fahrt zu den Gewässern unseres Golfs. Der Umstand aber, daß schon im Jahre 1513 in Europa eine Karte der Neuen Welt publizirt wurde, auf welcher die Umrisse des Kontinents im Norden von Cuba richtig gezeichnet sind, läßt vermuthen, daß in dieser Periode wieder einige Entdeckungsreisen von Privat-Abenteurern gemacht worden seien. So sind uns zwei nicht uninteressante Schiffbrüche solcher Privat-Abenteurer bekannt geworden.

Zwei Jahre nach der Umsegelung Cuba's durch Ocampo, 1510, fuhr ein spanisches Schiff von Hispaniola nach den Lucayischen Inseln, um hier Indianer zu fangen. Dasselbe hatte 30 Mann sowie zwei spanische Frauen an Bord und steuerte längs der Nordküste von Cuba, wo es bei einem Hafen ostwärts von Havana scheiterte. Die Indianer tödteten die ans Land geflüchtete Mannschaft mit Ausnahme eines Mannes und der beiden Frauen, welche sie zu Sklaven machten. Velasquez hörte später, 1513, von diesen Spaniern, und beeilte seinen Marsch zu ihrer Befreiung. Sie erzählten ihm, daß sie vier Jahre hier

unter den Indianern gelebt hätten, und theilten ihm die während der Zeit gewonnenen Kenntnisse des Landes mit.

Aehnliches ereignete sich im Jahre 1511 an der Ostküste von Yucatan mit einem Schiffe, das unter dem Kommando eines Kapitäns Baldivia vom Isthmus von Darien ausgefegelt war, um etwas Gold und einen Bericht von den auf dem Isthmus kommandirenden Offizieren an den Generalgouverneur in Hispaniola zu bringen. Das Schiff scheiterte an den Klippen und Felsen im Süden von Jamaika. Baldivia und 20 Mann wollten sich in einem Boote nach Cuba hinüberretten, wurden aber von Strömungen und Winden an die Küste von Yucatan verschlagen, wo sie ans Land stiegen.

Sie wurden alle von den Indianern zu Gefangenen gemacht, einige den Göttern geopfert, einige als Sklaven behalten. Auch von diesen starben bald die meisten. Nur Geronimo de Aguilar und Gonçalo Guerrero lebten noch, als später, 1519, Cortez nach Yucatan kam. Aguilar leistete bei ziemlicher Kenntniß des Landes und seiner Sprache dem Cortez als Dolmetscher und Führer bei dem Entdeckungswerke wesentliche Dienste. Aguilar, Guerrero und jene drei Spanier und Spanierinnen auf der Nordküste von Cuba können als die ersten Europäer betrachtet werden, welche längere Zeit in einigen vom Mexikanischen Golfe bespülten Ländern gelebt haben.

Hieran schließt sich zunächst die Entdeckung Florida's durch Juan Ponce de Leon, 1513. Da dieselbe aber bereits S. 320 vollständig erzählt worden ist, so folgt nunmehr die Entdeckungstreife des Diego Velasquez.

Diego Velasquez dringt zu Lande und zu Wasser durch Cuba zu den Küsten des Mexikanischen Meerbusens vor. 1511—1514.

Bis zum Jahre 1511 kannte man von der Insel Cuba nur die äußeren Umrisse. Auch wußte man, daß sie mehrere gute Häfen, eine starke Bevölkerung und viele fruchtbare Striche habe. Dennoch war eine Ansiedlung auf ihr nicht versucht. Erst 1511 zog Kapitän Diego Velasquez mit vier Schiffen und 300 Soldaten dazu aus. Da seine ersten Schritte glücklich waren und seine Unternehmung Theilnahme fand, so schlossen sich ihm bald viele andere unternehmungslustige Abenteurer an, die von Jamaika, Puerto Rico und den anderen schon besetzten westindischen Inseln herbeikamen. Unter ihnen waren Sebastian de Ocampo, der Umsegler Cuba's, ferner Pansilo de Narvaez, Fernandez de Cordova, Juan de Grijalva, Ferdinand Cortez, Pedro de Alvarado, Bernal Diaz, lauter Männer, die eine bedeutende Rolle in der Geschichte der Entdeckungen in den mexikanischen Gewässern gespielt haben.

Velasquez eroberte 1511 und 1512 die östliche Hälfte von Cuba und näherte sich 1513 der westlichen. Sein Unterfeldherr Pansilo de Narvaez war der Erste, der in der indianischen Provinz von Havana an den südlichen Ufern des großen Meerbusens ankam. Er eilte dem Velasquez von Südosten her voran, theils zu Lande, theils auf indianischen Kanoes längs der Küste, und beide, Velasquez und Narvaez, fanden die armen Schiffbrüchigen vom Jahre 1510, die ihnen nun als kundige Dolmetscher und Führer dienten. Sodann gründete Velasquez 1514 bei Ocampo's Puerto de Careñas die Stadt San Christoval oder Havana, die bald als Haupthafen und Waffenplatz berühmt wurde. Alle Indianer wurden unterjocht und unter die spanischen Conquistadoren

vertheilt, die nun mit ihnen die Küste zu bebauen und nach Gold zu graben begannen.

Durch diese Eroberung und Besiedlung Cuba's gewannen die Spanier zuerst festen Fuß an der Küste des Golfs, und die Insel wurde die Basis und der Ausgangspunkt ihrer ferneren Unternehmungen zu den mexikanischen Gewässern und Küsten, der Niegel in der Mitte der beiden Wasserthore des Golfs.

Miruelo in Florida. 1516.

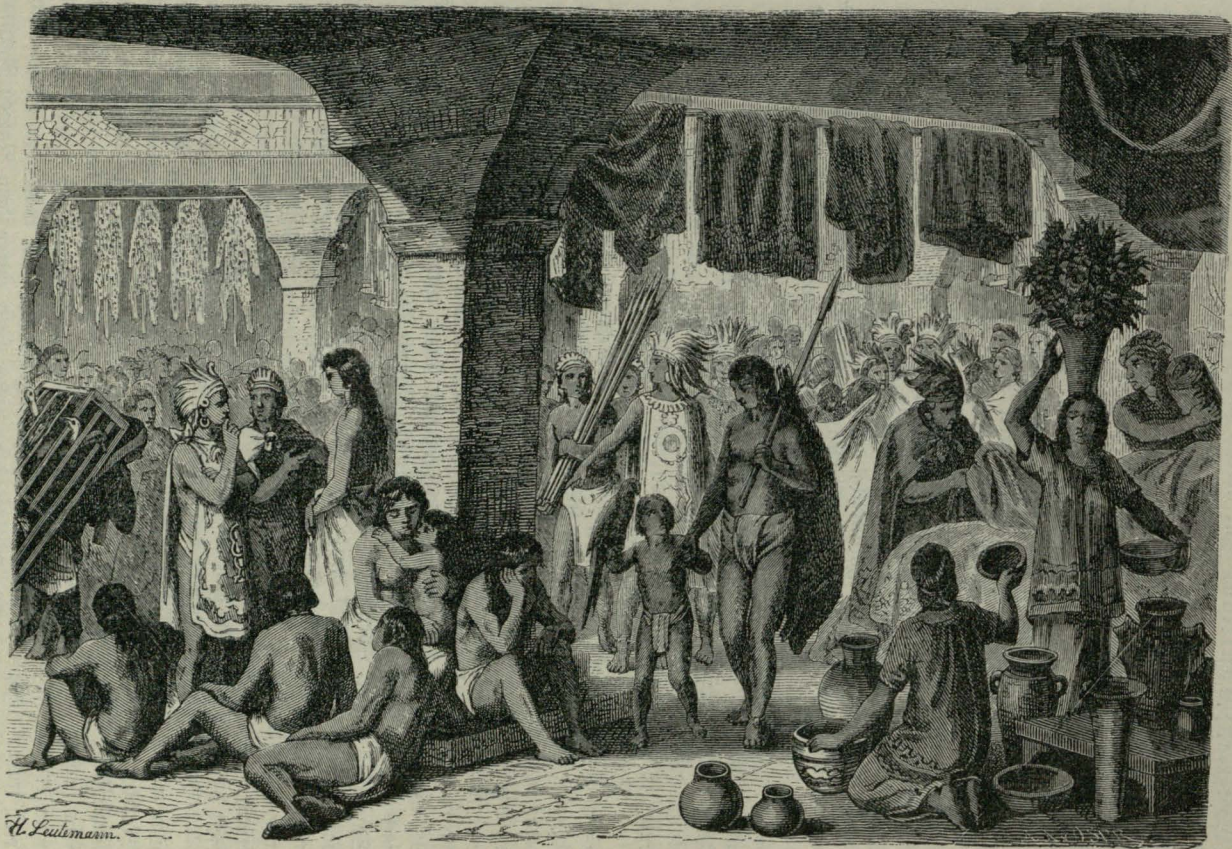
Im Hafen von Havana bildete sich der erste Anfang einer Flotte für die Gewässer von Florida und Mexiko, und die unternehmenden Abenteurer, die sich in diesem Hafen sammelten, haben alsbald das Werk der Entdeckung und Ausbeutung der gegenüberliegenden Küsten fortgesetzt.

Einer der ersten Piloten im Hafen von Havana war Diego Miruelo, ein kühner Seefahrer, den Ponce de Leon auf seiner Expedition nach Florida (1513) mitten unter den Riffen der Bahamainseln gefunden und als einen der Wasserwege kumbigen mit sich genommen hatte. Dieser Diego Miruelo unternahm im Jahre 1516 von Havana aus eine zweite Reise nach Florida, von der aber wenig bekannt wurde. Jedenfalls muß er sich Kenntniß des Landes und seiner Häfen erworben haben; denn er galt als Autorität für Florida.

Cordova und Alaminos entdecken die Nord- und Ostküste von Yucatan. 1517.

Krieger, die vom Isthmus von Darien nach Cuba gekommen waren und hier nicht mehr befriedigt werden konnten, veranlaßten Cordova, zwei Schiffe zu einer Entdeckung der Länder im Westen auszurüsten. Alaminos wurde der Hauptsteuermann der kleinen Flotte, die am 8. Februar 1517 von Havana aufsegelte. Sie brauchte 12 Tage, um das Westende von Cuba, das Kap San Antonio, zu erreichen, und von da stachen sie in See, unbekannt mit den Gefahren, Felsen, Bänken, Inseln, die ihnen im Wege waren. Als bald überfiel sie ein heftiger Sturm, der mehrere Tage dauerte und erst 21 Tage nach ihrer Abfahrt von Havana, am 1. März, entdeckten sie Land. Sie erblickten alsbald von ihren Schiffen aus eine große indianische Stadt, bei der sie vor Anker gingen, und aus deren Hafen ihnen die Bewohner in Kanoes und Booten entgegenfuhren. Einige dieser Boote waren so groß, daß sie an 50 Mann faßten. Diese Indianer bedienten sich bei ihrem Verkehr mit den Spaniern häufig der Worte: „con escoloch“, was so viel bedeuten soll, als: „Kommt ans Land“. Die Spanier gaben danach der von ihnen erreichten Landspitze den Namen: Cabo de cotoche oder Catoche, den der Ostgipfel von Yucatan noch heutzutage trägt.

Voll freudiger Erwartung setzten sie ihre Fahrt westwärts längs der Küste fort, erblickten mehrere indianische Küstenorte, die ihnen im Vergleich mit den elenden Dörfern Cuba's wie schöne Städte vorlamen, entdeckten mehrere Berge, Buchten und Häfen und gingen nach 14 Tagen in einem der letzteren wieder vor Anker. Weil sie hier am 25. März, dem dem heiligen Lazarus gewidmeten Tage, ankamen, nannten sie den Hafen die Bai von S. Lazaro. Doch erfuhren sie auch, daß die Eingeborenen selber ihn Quimpech nannten, was die Spanier in Campeche umwandelten.



H. Leutmann.

An der Küste des Maghrebischen Meerbusens.

Die Indianer, denen sie hier begegneten, riefen den Spaniern die Worte: „Castilian! Castilian!“ zu, indem sie zugleich nach der Himmelsgegend des Sonnenaufgangs deuteten und zu verstehen gaben, daß sie wüßten, wer sie wären und woher sie kämen. Entweder war ihnen diese Kunde von Catoche her gekommen und den Spaniern vorausgelaufen, oder die Einwohner Yucatans waren schon längst durch die Ereignisse auf Cuba und durch die Fahrten des Columbus und des Pinzon und Solis mit den Castilianern besser bekannt, als diese mit dem merkwürdigen Mayavolke, das Yucatan bewohnte.

Auch bei Campeche, wo sie ans Land gingen, entdeckten die Spanier wieder große Gebäude und Tempel, über deren Schmuck sie erstaunten. Da die Indianer indeß kriegerische Vorbereitungen trafen, segelten sie, nachdem sie sich mit Wasser versehen hatten, weiter südlich, sechs Tage lang von Wind und Wetter begünstigt. Ein Sturm, der sie darauf überfiel, und bald wieder eintretender Wassermangel trieb sie abermals einem Hafen zu. Sie fanden am 2. April einen Ankerplatz und Flußmündung mit einem Orte, den die Indianer Cham-poton nannten, woraus Pontomhan entstand. Cordova und die Seinen gingen ans Land, fanden auch hier überall die Spuren eines überraschenden Anbaues, zugleich aber unter den Eingeborenen, die wie jene bei Campeche „Castilian! Castilian!“ schriehen, einen feindseligen Geist. Sie wurden von ihnen mit Uebermacht angefallen. Die Hälfte der gelandeten Castilianer wurde getödtet, einige gefangen genommen, und der Rest erreichte nur mit Mühe die Schiffe, unter ihnen der Anführer Cordova, der mit zwölf Wunden bedeckt war.

Nachdem ein Schiff verbrannt worden, trat Cordova mit den beiden anderen, die auch nicht mehr seetüchtig waren, den Rückzug an. In wenigen Tagen kreuzten die Schiffe in einem Bogen nordwärts den Mexikanischen Golf und bekamen Florida in Sicht. Es war das erste Mal, daß spanische Schiffe so weit in den Meerbusen hinausklamen und ihn in seiner ganzen Breite besahen.

Alaminos deutete hier zum ersten Male diejenige Route an, welcher später die von Mexiko heimkehrenden Silberflotten alljährlich folgten, indem sie, wie er, nordwärts ins Meer hinaussetzten und dann unter dem Schutze Florida's nach Havana herumsegelten. Alaminos erkannte an der Küste von Florida den Schauplay seiner Abenteuer, die er dort mit Ponce de Leon 1513 bestanden, hatte auch dieses Mal mit den wilden Indianern einen blutigen Kampf um frisches Wasser zu bestehen, zog sich indeß noch glücklich aus der Affaire und erreichte endlich Anfangs Mai mit seinen ledern Schiffen und seinem todtkranken Kommandeur Cordova den Hafen von Havana. Letzterer starb kurze Zeit darauf an den in Yucatan empfangenen Wunden.

Durch die Expedition des armen, seines Triumphes beraubten Cordova war wieder eine Küstenstrecke von etwa 500 Seemeilen längs des Golfs von Mexiko herausgezeichnet, und eine freie Wasserstraße von Yucatan nach Florida bewiesen. Alaminos hielt aber das neue Land, ebenso wie Ponce de Leon sein Florida, für eine Insel. Er und die Seinen hatten bei ihren Fragen von den Eingeborenen oft die Antwort „Yucatan“, d. h. „wir verstehen euch nicht!“ erhalten und hatten sich eingebildet, dies wäre der einheimische Name des Landes. Die Insel wurde daher bald unter dem Namen Yucatan bekannt. Doch nannten auch schon die Soldaten des Cordova das Land seiner vielen stattlichen Städte und Gebäude wegen Neuspanien, Nueva España.

Grijalva und de Alaminos entdeckten die Küste von Mexiko. 1508.

Die guten Nachrichten von der neuen Insel Yucatan mit ihren steinernen Gebäuden, geschmückten Tempeln, angebauten Aedern und ihrer halb civilisirten Bevölkerung verbreiteten sich alsbald über ganz Cuba und über alle westindischen Inseln, wo man bisher noch nichts Aehnliches gesehen hatte, und es zogen nun von allen Seiten wieder viele unternehmende Männer nach Cuba herbei, um sich unter die glückliche Fahne des Statthalters Velasquez zu stellen. Dieser ließ vier Schiffe mit allen Bedürfnissen versehen, mit 250 auserlesenen Leuten bemannen und machte seinen Neffen Juan de Grijalva zum Kommandeur der Armee und Flotte. Alvarado, Montejo, Avila, Diaz de Castillo, lauter Offiziere, die später als Begleiter des Cortez und als Eroberer großer Reiche weltberühmt geworden sind, befehligten die anderen Schiffe, und die Mehrzahl der Krieger und Matrosen, die schon früher den Cordova auf seinen Entdeckungsfahrten begleitet hatten, schlossen sich ebenfalls an Grijalva an, unter ihnen befand sich auch Alaminos, der wieder den Posten des Hauptsteuermanns, Piloto mayor, der Flotte einnahm.

Der Hafen von Matanzas bei Havana war als das Rendezvous für die Offiziere, Mannschaften und Schiffe bestimmt, und von da segelte die Flotte am 20. April 1518 ab. Grijalva folgte der Route des Cordova, erreichte in acht Tagen das Kap S. Antonio und setzte von dort nach Yucatan über. Winde und Strömungen trieben ihn zu weit ostwärts, und so bekam er am 3. Mai, am Tage der Kreuzerfindung, eine Insel in Sicht, die auf der Ostküste von Yucatan liegt, und die er von dem bezeichneten Tage La Isla de Santa Cruz nannte, die aber bei den Eingeborenen Acusamil (die Schwalbeninsel) hieß und noch heute Cozumel heißt.

Von Cozumel folgte Grijalva nun ganz der Route seines Vorgängers und erreichte am 26. Mai Champoton. Als er hier, wie Cordova, um Wasser einzunehmen, ans Land ging, hatte auch er ein blutiges, diesmal aber siegreiches Gefecht zu bestehen. Er erreichte seinen Zweck, die Verproviantirung seiner Schiffe, und betrat nun, weiter segelnd, bei einem tiefen Einschnitt und Bufen der Küste ein noch unberührtes Feld der Entdeckungen. Er und die Seinen hielten diese Bai für das Ende der Insel Yucatan, und da sie zugleich das Ende der Entdeckungen des Cordova bezeichnete, so nannten sie dieselbe Boca de Terminos (Einfahrt des Grenzkanals).

Obwol diese Lagune wenig tief gefunden wurde, und obgleich auch im folgenden Jahre die Offiziere des Cortez ihr Ende und ihre Abgeschlossenheit entdeckten, so hielt doch Alaminos die Ansicht fest, daß es ein durchgehender Meereskanal sei, und so kam es, daß auf den damaligen und auch noch auf viel späteren Karten Yucatan als eine Insel galt.

Grijalva fuhr nun längs der unbekanntn Küste sehr vorsichtig weiter, indem er nur bei Tage unter Segel blieb und des Nachts beilegte. Am 7. Juni sah er wiederum die Mündung eines großen Flusses, in die er mit den zwei kleineren seiner Schiffe hineinschelte, während die beiden größeren draußen vor Anker blieben. Die Eingeborenen versammelten sich in großen Haufen, wie zu einem Zusammenstoß. Doch endigten die Unterhandlungen friedlich mit gegenseitigen Geschenken. Unter den Gaben der Indianer waren auch einige Gegen-

stände aus purem Golde. Die Begegnung war aber noch dadurch merkwürdig, daß bei dieser Gelegenheit zum ersten Male der bald so berühmte Name Mexiko vernommen wurde. Die Indianer befragt, wo noch mehr solches Gold zu erhalten sei, wiesen nach der Gegend der untergehenden Sonne und sprachen dabei das Wort: „Mexiko! Mexiko!“ aus. Die Spanier verstanden damals noch nicht die volle Bedeutung dieses Worts. Doch beeilten sie sich mit der Einschiffung, um nach dieser westlichen Goldregion weiter zu segeln. Der entdeckte Fluß wurde Rio Tabasco genannt, nach dem dortigen Kaziken Tabasco. Es war der erste mexikanisch oder aztekisch redende Fürst und Stamm, den man kennen gelernt hatte.

Hierauf folgte schnell nach einander eine Reihe interessanter geographischer Entdeckungen. Zuerst fand man den Fluß und die Bai von Tonola, der man den spanischen Namen Rio de San Antonio gab. Danach den Fluß Guazacualco, einen der größten der Küste. Bald nachher erspähte ein Soldat der Flotte, Namens San Martin aus Havanna die ersten Spitzen mexikanischer Berge, die nach ihm den Namen die Sierra de San Martin erhielten. Bald kamen auch die hohen mit Schnee bedeckten Gebirge des Innern von Mexiko selber in Sicht.

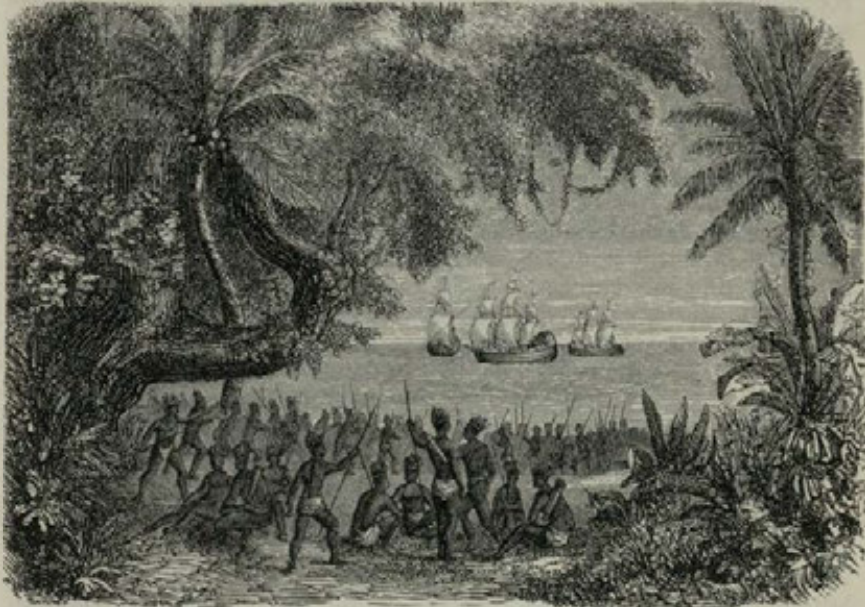
Der trotzig Alvarado, der in seinem schnellsegelnden Schiffe stets voran war, entdeckte bald wieder einen andern Fluß, den seine Soldaten ihm zu Ehren Rio de Alvarado nannten. Der später so berühmte Name des großen Kriegers hat sich aber dem Gedächtniß der Menschen so gut eingeprägt, daß wir noch jetzt dort einen Fluß — eine Stadt — eine Lagune — und einen Distrikt „Alvarado“ haben. —

Ganz nahe bei diesem Flusse wurde alsbald ein anderer gefunden, den Grijalva den Rio de las Banderas (Flaggenfluß) nannte, weil die Eingeborenen hier den Spaniern mit weißen Mänteln wie mit Flaggen oder Bannern winkten und sie zu friedlicher Besprechung einzuladen schienen. Grijalva ging daselbst mit seiner ganzen kleinen Armee ans Land und blieb dort sechs Tage. Er begegnete hier dem ersten Abgesandten des großen Kaisers Montezuma, des Beherrschers des Innern des Landes, der, längst von der Ankunft der Spanier benachrichtigt, Boten ausgesandt hatte, um Erkundigungen über sie einzuziehen. Auch tauschten die Spanier hier für Glasperlen und anderes europäisches Spielwerk goldene Waaren ein zum Werthe von 15,000 Pesos.

Nicht weit vom Rio de las Banderas näherten sie sich am 18. Juni dem Fleck, der bald nachher einer der berühmtesten Punkte des ganzen Golfs von Mexiko wurde, und in dessen Nähe unser jetziges Veracruz liegt. Sie fanden hier eine niedrige sandige Insel und auf einer Düne derselben einen indianischen Tempel, auf dessen Altare sie zu ihrem Entsetzen die noch blutigen Körper menschlicher, soeben den Göttern geopferter Wesen erblickten. Die Insel erhielt daher den Namen Isla de Sacrificios.

Sie bildete mit dem Festlande einen ziemlich guten Hafen, in welchem Grijalva vor Anker ging, für seine Soldaten einige Hütten erbaute, das Land feierlich in Besitz nahm und dem Flecken den Namen Juan gab. Dieser Name San Juan de Ulua ist für die Festung von Veracruz geblieben. Alaminos bestimmte auch die geographische Lage des Orts auf 20 Grad nördl. Br. und fehlte dabei nur etwa um einen Grad.

Grijalva und seine Piloten waren nun völlig überzeugt, daß Alles, was sie bisher gesehen und was sie noch vor sich hätten, nicht Inseln, sondern ein einziger großer Kontinent sei. Schon die langgestreckte, unabsehbare Bergkette vor ihnen mußte sie davon überzeugen. Sie hatten eine großartige geographische Entdeckung vollbracht, und Grijalva sandte von hier aus den Pedro de Alvarado in seinem schnellsegelnden Schiffe nach Cuba, um dem Gouverneur Velasquez darüber zu berichten und die für den König gesammelten Geschenke zu überliefern. Mit den übrigen Schiffen und Mannschaften setzte er dann seine Fahrt nach Westen noch eine Strecke weiter fort. Sie hatten dabei beständig die hohen Berge Mexiko's in Sicht, denen sie die zum Theil noch jetzt gebräuchlichen Namen Sierras de Tuspa und Sierras de Tusta gaben.



Grijalva's Zusammentreffen mit den Eingeborenen an der Küste.

Zuletzt kamen sie zu einer breiten Landspitze, die sie der gefährlichen Bänke wegen mit ihren jetzt zum Theil leck gewordenen Schiffen nicht zu umsegeln wagten.

Die Rückreise wurde angetreten, und Grijalva kam nach einer Abwesenheit von 6 Monaten nach Cuba zurück. Seine Reise war jedenfalls die wichtigste und an Entdeckungen reichste, welche man bisher im Mexikanischen Meerbusen ausgeführt hatte. Grijalva war der Pionier für Cortez.

Die neue Küstenstrecke von etwa 600 Meilen war der schönste und wichtigste Theil des Golfs zwischen Yucatan und Tampico, der bald eine Art Gelobten Landes wurde. Hier erklangen zuerst die Namen Mexiko, Terminos, Ullua, Panuco, Tuspan und viele andere.

Grijalva fand bei seiner Heimkehr die ganze Bevölkerung von Cuba in großer Thätigkeit. Die von Alvarado überbrachten Nachrichten und lockenden Schilderungen aus Mexiko hatten eine außerordentliche Aufregung hervorgebracht.

Der Gouverneur Velasquez hatte bereits die Ausrüstung einer größeren Flotte und Armee ins Werk gesetzt, zum Kommandeur derselben aber nicht den wohlverdienten Grijalva, sondern einen anderen Offizier, Ferdinand Cortez, bestimmt.

Velasquez war mit Grijalva deswegen nicht zufrieden, weil er seine Instruktionen, die Küste bloß zu rekognosziren, aber noch keine Ansiedelung daselbst zu versuchen, allzu gewissenhaft und buchstäblich befolgt hatte. Er machte ihm jetzt Vorwürfe, daß er nicht gleich einen Küstenpunkt befestigt und so den Besitz des Goldlandes gesichert habe. Der eigentliche Entdecker Mexiko's wurde zurückgesetzt und seines Dienstes entlassen.

Die nun folgende Entdeckungsfahrt des Cortez ist später, in dem Kapitel „Ferdinand Cortez“, ausführlich enthalten und kann daher hier ausfallen.

Pineda entdeckt die Nordküste des Golfs von Mexiko. 1519.

Franzisko de Garay, der reiche Gouverneur von Jamaika, nach Cuba der nächsten der großen Antillen, hatte von Maminos den Stand der Dinge im Meerbusen von Mexiko im Jahre 1518 erfahren, fernier, daß die dortigen Länder und Küsten nordwärts erst bis zum Rio de San Pablo y Pedro bekannt seien, daß von da an aber noch Alles unerforscht und für Unternehmungen frei sei.

Auf diese Nachrichten hin rüstete Garay eine Flotte von 4 Schiffen aus und sandte sie von Jamaika aus nach dem Norden, ungefähr zu derselben Zeit, zu welcher Velasquez den Cortez ausschickte (Anfang des Jahres 1519). Er übergab das Kommando der Schiffe dem Alonso Alvarez Pineda. Derselbe segelte, ohne Yucatan und die Gegenden zu berühren, wo Cortez thätig war, von Jamaika aus zuerst nordwärts zwischen Kap Catoche und Kap S. Antonio mitten in die Centralgewässer des Mexikanischen Golfs hinaus und dann direkt nordwärts auf die Gegend von Florida zu, wo das Reclusultra Ponce de Leon's lag.

Auch er hielt noch nach Ponce de Leon Florida für eine Insel, fand aber nirgends eine Durchfahrt. Es war ein zusammenhängendes kontinentales Land, das sich wie eine Bogenlinie krümmte und auf beiden Seiten allgemach nach Süden herabsenkte, auf der einen Seite zu dem, was Ponce de Leon entdeckt hatte (Florida), und auf der andern Seite zu den Ländern, die Cortez eroberte.

Wir haben von dieser Entdeckungsreise nur zwei Kärtchen ohne umständlicheren Bericht. Nach diesen Kärtchen ist es wahrscheinlich, daß Pineda schon in den Mississippi hinein- und hinaufgefahren. Aber selbst wenn er auch nur in einigem Abstände von der Küste vorübergefahren wäre, war schon der Anblick des Landes, das weit von der Mündung verbreitete süße Wasser, die aus dem Mississippi stets hervortreibenden Baumstämme und andere Anzeichen hinreichend, um ihn auf die Existenz eines großen Flusses schließen zu lassen, und dies mußte ihn wieder überzeugen, daß das Land, welches er vor sich hatte, nichts Anderes als ein weit reichender großer Kontinent sein könne.

Auch den westlichen Theil des Küstenbogens jenseit des Mississippi, die Küste von Texas, scheint Pineda bei seiner Weiterfahrt immer in Sicht gehabt zu haben, denn er stellt sie auf seinen Karten als ein zusammenhängendes, nach Südwesten abfallendes Land mit vielen Flüssen dar. Unter seinen Flußnamen dieser Gegend treten nur sein Rio Escondido und sein Rio de Palmas hervor.

Der erstere Name blieb bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts für den größten Fluß dieser Gegend, den wir jetzt Rio Bravo nennen, in Gebrauch. Der Rio Bravo hat bekanntlich eine so hohe und unbequeme Barre, daß Seeschiffe gar nicht direkt in seine Mündung einfahren können. Der Name „Versteckter Fluß“ war daher sehr bezeichnend. Den Rio de Palmas fand Pineda nicht weit südlich vom Rio Escondido und ungefähr eben so weit nördlich vom Rio Panuco (Tampico). Es ist daher vermuthlich unser Rio de Santander damit gemeint. Der Rio de Palmas wurde bald nachher in der Geschichte der spanischen Kolonien berühmt; denn der König von Spanien bestimmte ihn als nördliche Grenze der Statthalterei des Cortez (Mexiko) und als südwestliche Grenze der Statthalterei von Florida.

So kam Pineda bald südwestwärts zu den Gegenden hinab, die eben Cortez erobert hatte. Als Cortez von den Schiffen des Pineda erfuhr, eilte er sofort zur Küste und nahm einige der Leute desselben gefangen, die ans Land gegangen waren. Von ihnen vernahm er, daß die Schiffe dem Gouverneur Juan Francisco de Garay gehörten und daß sie aus den nördlichen Gewässern kämen, wo sie eine neue Küstenstrecke von mehr als 300 Leguas Länge aufgefunden hätten. Sie erzählten ihm, daß sie auch den Rio Panuco entdeckt hätten und daß sie mit Cortez Arrangements zu treffen wünschten, um die Grenzen ihrer Entdeckungen und ihres Gouvernements mit denen des Cortez festzustellen. Dieser aber ließ sie wissen, daß alles Land bis zum Rio Panuco und auch dieser Fluß selbst längst von den Seinen entdeckt und im Namen des Königs in Besitz genommen sei. Auch erlaubte er ihnen nicht, zu ihrem Kommandeur zurückzukehren, sondern behielt sie und steckte sie unter seine kleine Armee. — Cortez wünschte sehr, sich auch der ganzen Flotte des Pineda zu bemächtigen. Doch das gelang ihm nicht. Pineda entschlüpfte ihm, kehrte zu dem von Cortez noch nicht militärisch und effektiv besetzten Rio Panuco zurück, blieb dort 40 Tage mit der Reparatur seiner Schiffe, mit der Erforschung der Umgegend und mit friedlichem Verkehr mit den Eingeborenen beschäftigt.

Seit Pineda's Rückkehr nach Jamaica wurde hier Panuco das Feldgeschrei. Garay glaubte, daß er vom Panuco aus im Innern etwas Aehnliches finden würde, wie Cortez von Veracruz aus gefunden hatte; er glaubte auch, daß Panuco ihm und nicht dem Cortez durch das Recht der ersten Entdeckung zugehöre. Er sandte daher gleich im folgenden Jahre 1520 wieder eine Expedition dahin aus, die direkt nach Panuco bestimmt war. Er stellte sie wieder unter die Führung von Pineda, dem er Diego Camargo zum Mitkommandeur gab. Ihr Auftrag war, den Fluß Panuco vorläufig zu besetzen, die Umgegend, die heutige Provinz Tamaulipas, weiter zu erforschen und alle Vorbereitungen zu einer festen Ansiedelung und ferneren Eroberung zu treffen, die dann Garay selbst, mit einem größeren Heere nachfolgend, durchführen wollte.

Diese zweite Expedition des Pineda mit Camargo war für Erweiterung der Länderkenntniß ziemlich unbedeutend und endigte für Garay sehr unglücklich. Sie erreichten Panuco zwar glücklich, fanden aber dort die Indianer der Umgegend schon alle für Cortez gestimmt, der von dem eroberten Mexiko aus und mit Hilfe Montezuma's Voten zu ihnen gesandt und sie für sich gewonnen hatte. Die Leute des Garay geriethen daher, als sie Miene machten, sich fest niederzulassen, bald mit ihnen in Streit, lieferten ihnen einige blutige und unglückliche

Gefechte, und in einem derselben wurde Pineda, der Entdecker der nördlichen Gegenden des Golfs von Mexiko, getödtet. Der Rest seiner Leute floh zu den Schiffen und fuhr nach Veracruz, wo sie, von dem Ruhm und Glücke des Cortez angezogen, sich Alle unter sein Banner scharten und bei ihm Dienste nahmen.

Wie diese zweite, mißglückte auch die dritte, sehr reich ausgerüstete Expedition Garay's, 1523, gegen die Rivalität des Cortez, der inzwischen ganz Mexiko erobert und durch des Königs Decret als seine Statthalterschaft erhalten hatte. Seine Krieger revoltirten und gingen zu Cortez über. Endlich ergab sich der alte Garay selbst dem Cortez persönlich. Er ging nach der Hauptstadt Mexiko, wo Cortez ihn mit großen Ehren aufnahm, wo er aber bald darauf arm, seiner Macht und Hoffnungen beraubt, an gebrochenem Herzen im Hause seines Nebenbuhlers starb. Sein Name aber figurirte noch lange auf den See- und Weltkarten der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in der auf seinen Befehl entdeckten Gegend nordwärts vom Golf von Mexiko, wo die Länderstrecke von Texas, Louisiana und Mississippi mit dem Namen Tierra de Garay (das Land des Garay) bezeichnet ist.

Nach Garay's Tode, um Weihnachten 1523, schrieb Cortez in seinem vierten Briefe an den Kaiser: „Nichts scheint mir noch übrig zu sein, als die Küste, die zwischen dem Rio Panuco und dem Lande, das der Adelantado Juan Ponce de Leon entdeckt hat, noch besser zu erforschen.“ „Und dann“, fügte er hinzu, „auch noch die ganze Küste von Florida bis nach Bacallaos (Neufundland) hinauf, weil es wol ausgemacht ist, daß da irgendwo eine Straße zur Südsee existirt.“ Für diesen nördlichen Zweig seiner Unternehmungen habe er, sagt Cortez in dem besagten Brief an den Kaiser, drei Caravelen ausgerüstet, die er, längs der Küste forschend, bis nach Neufundland hinauf segeln lassen wolle. Die Expedition kam aber nicht zur Ausführung.



Hütte der Eingeborenen auf Hispaniola.



V.
Vasco de Gama.

Der prophetische Traum des Königs. Gama's erste Reise. Um das Kap. Küste Natal, Sofala. Der Storbud. Arabische Kaufleute auf Mozambique, Mombaza, Melinde. Landung vor Calicut. Der Samorin und sein Hof. Eifersucht der Araber. Gefahr und Helmsch. zweite und dritte Reise. Tod.



König Emanuel von Portugal, welchen die Geschichte den Großen nennt, war 1495 in einem Alter von einundzwanzig Jahren auf den Thron gelangt. Er hatte als Knabe schon die Erdkugel als Sinnbild in sein Wappen aufgenommen, und seine erste und größte Sorge war, den Weg der Entdeckungen, der unter seinem Vorfahr mit so vielversprechendem Glücke angetreten wurde, durch jede mögliche Anstrengung bis zum erwünschten Ziele zu fördern. Dieser Gedanke beschäftigte ihn um so mehr, je größer die Erfolge waren, welche die Spanier in der letzten Zeit in ihren Entdeckungen erreicht hatten.

„Dom Manoël — so singt der portugiesische Heldendichter Camoëns — war unter unruhigen Gedanken des Ehrgeizes und Plänen zur Vergrößerung seiner Herrschaft entschlummert. Gegen Morgen sah er ein Traumgesicht, er glaubte sich in eine unermessliche Höhe entrückt, von wo er die Wohnsitze vieler Völker überschaute. Hier erschien ihm an einem wilden Waldgebirge, das seit der Vertreibung Adam's aus dem Paradiese kein menschlicher Fuß betreten hatte, zwei ehrwürdige Greise von dunkler Farbe, aus deren Haaren und langem wolligen Bart Wasser herabträufte; sie waren nach Art der Flußgötter, aber mit dem Laube unbekannter Pflanzen bekränzt. Sie begrüßten den König; der bejahrteste führt das Wort: er nennt sich selbst den himmlischen Ganges, seinen Bruder den auf diesem Gebirge entspringenen Indus, und verheißt dem Könige, wenn er das Abenteuer bestehen wolle, nach unerhörten Siegen reichen Tribut und die Herrschaft über alle Völker, die er vor Augen sehe. — Der König erwacht, versammelt seinen Reichsrath, beschließt die Ausrüstung eines Geschwaders und erwählt Vasco de Gama zu dessen Anführer.“

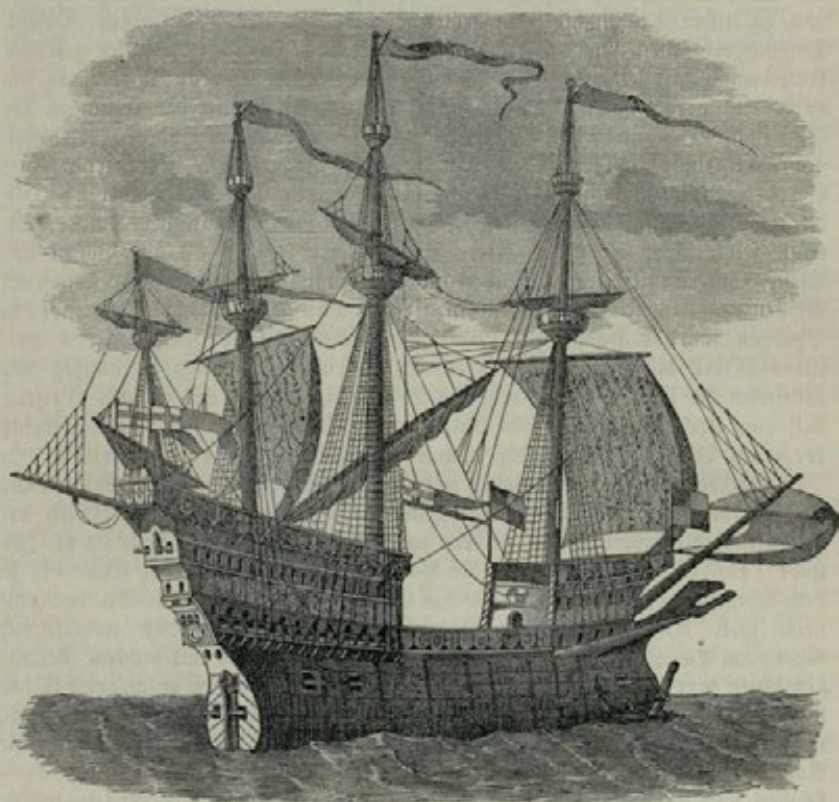
Wenn es jemals der Poesie erlaubt war, der Erzählung historischer Begebenheiten wunderbare Dichtungen zu verweben, so bietet ein solcher Wendepunkt der Weltgeschichte gewiß den schädlichsten Anlaß dazu dar. Aber dieser Traum ist nicht einmal ein Wunder zu nennen. Bei den Gesinnungen und Plänen des Königs Emanuel, nach dem früheren Erfolge, erscheint er als ganz natürlich. Beinahe seit einem Jahrhundert hatten portugiesische Seefahrer und Abenteurer an der afrikanischen Küste und zu den vorliegenden Inseln sich immer weiter hinausgewagt. Der ungeheure Welttheil des schwarzen Menschengeschlechtes hatte sich schon vor ihnen von seiner westlichen Ausdehnung zurückgebogen und ihnen den Meerbusen von Guinea geöffnet. Bereits vor elf Jahren war die Südspitze Afrika's entdeckt worden, und der Name des Vorgebirges, welchen die Seefahrer von dort erlittenen Stürmen hernahmen, hatte bald dem schöneren der guten Hoffnung weichen müssen, der Hoffnung nämlich, das längst ersehnte Indien bald zu erreichen. Ohne Zweifel war die Einbildungskraft des Königs mit Wunderbildern von diesem Lande aus den Berichten der Alten angefüllt. Der Dichter hat also mit Recht die beiden weltberühmten Flüsse im Kostüm der griechischen Flußgötter aufgeführt.

Die Expedition nach Indien ward beschlossen, die Schiffe mit allen Bedürfnissen auf drei Jahre versehen und Gama ihr Führer, ein Edelmann von erprobter Erfahrung und festem Charakter; seine Fahne trug das Kreuz des Christordens. Das Geschwader bestand aus drei großen Schiffen von 100 bis 120 Tonnen und einem Lastschiffe. Den St. Gabriel, das größte, führte der Admiral selbst; den St. Rafael, das zweite, Paulo de Gama, Vasco's Bruder; das dritte Nicolao Coelho und das Lastschiff Gonzalo Nunes. Der Steuermann des Admiralschiffs war Pero aus Alanguer, welcher bereits mit Diaz das Kap umschiffte hatte. Am 8. Juli 1497 wurden im Hafen von Lissabon die Anker gelichtet. Die Zeit der Abreise war nicht glücklich, denn man wußte damals in Europa noch nichts von den Passatwinden, mit welchen man jetzt schnell und sicher nach Indien steuert.

Schon bei den Kanarien hatte man mit dem schlechten Wetter zu kämpfen, und in einer stürmischen Nacht lagerte sich ein so dichter Nebel auf das Meer, daß die Schiffe einander aus dem Gesichte verloren; auf der Rhede von Santjago

fanden sie sich jedoch alle wieder zusammen. Erst nach vollen drei Monaten fast ununterbrochener Stürme erreichte man am 7. November die Südspitze Afrika's in einer weiten Bai, welche den Namen Santa Helena erhielt.

Von einem Eingeborenen erfuhr man, daß das Volk, welchem er angehöre, am Fuße eines ungefähr zwei Meilen entfernten Berges wohne. Man bewirthete ihn aufs Beste, beschenkte ihn mit einigen bunten Kleidungsstücken, Glaskorallen und Schellen und entließ ihn mit dem Bedenten, seine Landsleute möchten sich ähnliche Geschenke holen.



Kriegsschiff aus dem XVI. Jahrhundert.

Noch am Abend erschienen mehrere und am folgenden schon gegen vierzig. Gold, Perlen und Gewürze, welche man ihnen vorzeigte, achteten sie nicht und griffen nur nach dem unbedeutendsten Spielzeuge. Diese Küstenbewohner waren von kleiner Gestalt, aschgrauer Farbe und sehr häßlich; ihre Sprache glich einem heiseren Gekrächze. Thierfelle waren ihre einzigen Kleider, und als Waffe dienten ihnen im Feuer gehärtete und an der Spitze mit einem Thierhorn versehene Stöcke. Ihre Nahrungsmittel waren Wurzeln und Kräuter und das Fleisch der hier sehr häufigen Walfische, Seewölfe, wilden Ziegen, Rösen und anderer Vögel.

Am 20. November umsegelte man das Kap, ohne die Stürme und die Gefahren anzutreffen, die man erwartet hatte. Südlich vom Kap kam man, nunmehr nordwärts an der Küste steuernd, an mehreren Buchten oder Baien vorbei, an denen die Bewohner sich ähnlich waren. Auch sah man Elefanten, Ochsen und auf der Insel Pinguine oder Zettgänse, die nicht fliegen können, da ihre Flügel Haare statt Federn haben. Obgleich die Bewohner dieses Küstenstriches sehr friedliche Leute zu sein schienen, so verbot doch der Admiral der Mannschaft, unbewaffnet ans Land zu gehen, und verfab zu ihrem Schutze die am Strande liegenden Boote stets mit einigen Geschützen. Als bald kam es auch zu einem Tauschhandel, in dem schöne Armringe von Elfenbein, Ochsen, Hammel erworben wurden. Am 8. Dezember 1497 wurden die Anker gelichtet. Unter manchem Wetterwechsel ging's an der immer schönen Küste nordwärts, bis zu der Küste, die am 24. Dezember erreicht und die wegen des Festtages der Geburt des Heilands Costa Natal genannt wurde. Nach einigem Aufenthalt ging's bis zum 10. Januar 1498 noch immer an der Küste nordwärts. Auch hier befreundete man sich bald mit den Bewohnern, und eine hochrothe Hofe, die dem Häuptling gesendet wurde, that Wunder diplomatischer Kunst. Die Küste selbst schien stark bevölkert. Die Männer trugen fast alle Bogen und Pfeile, Speere mit eisernen Spitzen und Dolche mit schön gearbeiteten zimmernen Griffen und Scheiden von Elfenbein. Arme und Knöchel schmückten kupferne Spangen und das Haupt- und Barthaar war mit allerlei Zierraten von demselben Metall durchlöcheret. Sie waren in keiner Beziehung eigennützig und arbeiteten bei der Herbeischaffung des Trinkwassers aus freien Stücken so eifrig, daß man der Küstenstrecke den Namen *Agcada da boa gente* (Wasserplatz der guten Leute) gab, den Fluß nannte man *Rio do cobre* (Kupferfluß).

Nachdem man sich hinlänglich mit Trinkwasser versehen und zur Erforschung des Landes einige zum Tode verurtheilte Verbrecher, die zu diesem Zwecke der Expedition mitgegeben worden waren, ausgeschißt hatte, lichtete man am 15. Januar 1498 die Anker und setzte die Reise stets im Angesichte der Küste bis zu dem Vorgebirge, welches jezt *Cabo das Correntes* (Vorgebirge der Strömungen) heißt, fort. An der Küste des goldreichen *Sofala* vorbeisegelnd, näherte sich Gama am 24. Januar 1498 wieder einer Stelle, wo sie mit dichtem Gehölze bewachsen war, und wo ein großer Fluß mündete, in welchen er mehrere Kähne mit Segeln von Palmblättern einlaufen sah. Die darin sitzenden Schwarzen, welche bis auf eine kleine Schürze völlig nackt waren, kamen, sobald man die Anker hatte fallen lassen, ohne Scheu an Bord und nahmen die Schellen, Arm-bänder und andere kleine Geschenke mit Vergnügen an. Die meisten waren vollkommene Neger mit krausem Wollenhaar, doch bemerkte man unter ihnen auch einige Leute von hellerer Hautfarbe, welche Abstammlinge von Mauren und Negern zu sein schienen, und die das Arabische zum Theil verstanden.

Nach einigen Tagen erschienen zwei Schwarze, von denen der Eine eine mit Seide durchwirkte Mütze, der Andere einen Turban von grünem Atlas trug und die nach der Richtung, die ihnen die Uebrigen bewiesen, zu urtheilen, ange-sehene Leute sein mußten. Man bewirthete sie anständig und reichte ihnen die gewöhnlichen Geschenke, auf welche sie aber keinen Werth zu legen schienen. Von einem jungen Mann aus ihrem Gefolge erfuhr man, daß an seiner weit entfernten Heimat öfter große, den portugiesischen ähnliche Schiffe, die von Osten

kämen und dahin zurückkehrten, vorübersegelten, und daß die darauf befindlichen Leute ebenfalls von weißer Hautfarbe seien. Vasco de Gama deutete diese ihn höchst angenehm überraschende Nachricht auf die indischen Kauffahrer, die, wie er aus den ihm mitgegebenen schriftlichen Bemerkungen wußte, die Ostküste Afrika's besuchten, und nannte den Fluß, in welchem er vor Anker lag, Rio dos bons Sinaes, Fluß der guten Zeichen.

Eine bisher unbekannte Krankheit, der Skorbut, hielt hier die Segler einen vollen Monat zurück. Die Krankheit war schmerzhaft und ekelregend; den davon Befallenen schwellen die Hände, Knöchel und Füße und das Zahnfleisch erhob sich über die Zähne und ging schnell in Fäulniß über. Man schrieb das Uebel, an welchem mehrere Leute starben, und welches ohne die rastlose Fürsorge Paulo de Gama's, der in der Heilkunde nicht ganz unerfahren war, noch größeres Unheil angerichtet haben würde, theils dem langen Genuße der gefalzenen Fische und des verdorbenen Zwiebacks, theils aber auch der ungesunden Luft in diesen Gegenden Afrika's zu. Der Admiral blieb von der Krankheit verschont. Mit der Krankheit, welche sich durch den Genuß frischer Lebensmittel allmählich verlor, hörte auch die Niedergeschlagenheit der Mannschaft wieder auf und man kam mit den Eingeborenen in freundschaftlichen Verkehr. Das Innere des Landes war sehr gut bewässert und mit schönen Wiesen und zahlreichen Obstbäumen bedeckt; Männer und Weiber waren fast alle wohlgestaltet und die Letzteren würden sogar ohne die sonderbare Gewohnheit, die Lippen zu durchbohren und in dieselben ein Stückchen Zinn als Schmuck zu stecken, nicht reizlos gewesen sein.

Am 24. Februar ging Gama wieder unter Segel bis zu einer Inselgruppe nahe am Festlande. Da sich zwischen der größten der Inseln und der Küste ein guter Ankergrund fand, so beschloß er, hier weitere Erkundigungen über den Weg nach Indien einzuziehen. Als bald kamen mehrere Barken von der Insel zu den Schiffen. Die Leute waren von aschgrauer Farbe, aber wohlgestaltet und in buntgestreifte, kurze wollene Röckchen oder Mäntel gekleidet; auf dem Kopfe trugen sie wollene, mit seidenen und goldenen Fäden durchwirkte Turbane und an der Seite maurische Schwerter und Dolche. Sie kamen an Bord und frugen in arabischer Sprache, woher und wohin die Schiffe kämen und gingen. Man sagte ihnen, daß sie im Auftrage des Königs von Portugal nach Indien segelten, und da man diesen Weg noch nicht gemacht habe, so frug man sie nach dem Namen ihres Landes und bat um einen Lotsen. Die Insel, erwiederten sie, heiße Mozambique und stehe unter einem von dem mächtigen Könige des weiter nördlich liegenden Reiches Quiloa abhängigen Scheik; die Bewohner seien Kaufleute, welche mit den aus dem Rothen Meere und aus Indien kommenden Schiffen Handel trieben und die Waaren, hauptsächlich Silber, Leinwand, Gewürznelken, Pfeffer, Ingwer, Perlen und Edelsteine, die man ihnen zuführe, gegen das Gold, welches sie selbst aus dem hinter ihnen liegenden Lande Sofala holten, eintauschten; auf der Insel befinde sich ein guter Hafen, in welchen das Geschwader einlaufen möge, um sich sowol von der Wahrheit ihrer Aussagen zu überzeugen, als auch um sich bequemer mit den nöthigen Bedürfnissen versehen zu können. Nach langer Berathung übersandte man dem Scheik einige Geschenke und lief in den Hafen ein.

Der Ort Mozambique, welcher unter dem 15. Grade südlicher Breite liegt, war von Mauren bewohnt und bestand mit Ausnahme der Moschee und

der Wohnung des Scheiks, welche aus Lehm erbaut und mit flachen Dächern versehen waren, nur aus Strohhöhlen, hatte aber Ueberfluß an Lebensmitteln und galt als der Hauptstapelplatz zwischen Quiloa und Sofala. Im Hafen lagen mehrere maurische große Handelschiffe, ohne Verdeck und deren Planken nicht durch Nägel, sondern von Bindfaden aus Fasern der Kokosnußschalen zusammengehalten wurden; die Segel waren Matten von Palmfasern und das Takelwerk schien mangelhaft; und dennoch machten diese elenden Fahrzeuge weite Seereisen und zum Erstaunen: mit Kompaß, Quadranten und Seelarten. Später nahmen die Portugiesen von den Mauren die Insel Mozambique in Besitz und machten sie zu einem ihrer bedeutendsten Anhaltspunkte an der Ostküste Afrika's; da sie aber sehr sumpfig und ungesund ist, so wurde sie das Grab der meisten Leute, welche sich im Dienste der Regierung hier längere Zeit aufhalten mußten.

Als das Geschwader in den Hafen eingelaufen war, kam der Scheik, welcher die Fremdlinge ihrer weißen Farbe wegen für Türken hielt, mit Gefolge zu dem Admiral an Bord und ward mit Ehren empfangen und bewirthet. Man erfuhr von ihm, daß der Weg von Mozambique nach dem indischen Hafen Calicut 900 Meilen betrage, und daß man ihn der vielen Sandbänke wegen nur mit einem guten Lotsen ohne Gefahr zurücklegen könne, und empfahl zwei Leute, welche sich erbieten, gegen Vorausbezahlung die Schiffe sicher nach Calicut zu führen. Obgleich Gama den Mauren nicht recht traute, so zahlte er ihnen doch sogleich die verlangte Summe, stellte aber dabei die Bedingung, daß schon vor der Abreise stets einer der Lotsen an Bord bleiben müsse. Trotz dem freundlichen Verkehr hatten die Christen von den Mauren nach der Flucht der Lotsen und nach anderen Vorfällen Verrath zu befürchten.

Am 27. März endlich setzte Gama die Reise fort, hatte aber an dieser durch Untiefen sehr gefährlichen Küstenstrecke viele Beschwerden zu bestehen und erreichte erst am 7. April nach einer schwierigen Fahrt die Insel Mombaza unter dem 4. Grade südlicher Breite. So einladend auch der Hafen erschien, so war doch der Admiral zu vorsichtig geworden, um hier gleich einzulaufen. Er ließ vorerst nur einige zuverlässige Leute die Stadt besuchen, um dem Könige, der ihm einen Hammel, Pomeranzen, Citronen und Zuderrohr geschickt hatte, einige Gegengeschenke zu bringen und sich von dem Stande der Dinge zu überzeugen. Diese wurden sehr freundlich empfangen und in der Stadt umhergeführt, wo man ihnen Pfeffer, Ingwer, Gewürznelken, Muskatnüsse, Gold, Silber, Ambra, Wachs und Elfenbein zeigte und die Versicherung gab, daß die Schiffe mit allen diesen Waaren hier leichter befrachtet werden könnten als an irgend einem andern Orte. Auf diese Nachricht lief der Admiral in den Hafen ein. Aber auch hier drohte Verrath, und Gama verließ Mombaza, so gern er auch hier länger geblieben wäre, wo alle Kranken der Mannschaft in wenigen Tagen genasen. Es gab hier alle Lebensbedürfnisse, Schafe, Hühner, Hirse, Reis und vorzügliches Trinkwasser, im Ueberfluß; allenthalben sah man die schönsten Gärten, in denen die wohlschmeckendsten Früchte prangten. Die Stadt Mombaza, welche im Hintergrunde der Bai auf einem Felsen liegt, hatte regelmäßige Straßen und zahlreiche, meist aus Stein erbaute und im Innern geschmackvoll eingerichtete Häuser. Sie war zu jener Zeit ein bedeutender, von vielen Schiffen besuchter Stapelplatz, wo ein einträglicher Handel mit Honig, Wachs, Elfenbein und anderen Waaren, welche die Neger des nahen Festlandes brachten,

getrieben ward. Die Bevölkerung bestand aus Mauren, theils von weißer, theils von aschgrauer Farbe. Die Männer waren alle gut gekleidet und die Weiber prangten in seidnen Gewändern und in reichem Schmuck von Gold und Edelsteinen.

So ging man denn am 13. April 1498 wieder unter Segel, erreichte noch an demselben Tage gegen Abend die Stadt Melinde unter dem 3. Grade südlicher Breite, welche dasselbe Ansehen hatte wie Bombaza. Das Geschwader ging vor Anker und fand auf der Rhede vier indische Kauffahrer, mit denen man bis zur Abreise vertraulich verkehrte, da man die Schiffsherren als sogenannte Thomaskristen erkannte.



Calicut im XVI. Jahrhundert.

Dieselben lebten sehr einfach und streng, tödteten kein Thier und aßen kein Fleisch; ihr Anzug bestand in einem bis auf die Knöchel reichenden Mantel von weißem Baumwollenzug und einem Turban, unter welchem sie ihr langes Haupthaar versteckt hielten; ein dichter Bart fiel auf die Brust herab und gab ihnen ein ehrwürdiges Ansehen. Auch in Melinde hatten sich viele Indier angesiedelt, welche hier von den in der Umgegend wohnenden Eingeborenen, einem wohlgestalteten, kräftigen Negerstamme, Gold, Ambra, Elfenbein, Theer und Wachs eintauschten und diese Waaren an die jährlich einmal aus Indien kommenden Schiffe gegen wollene Tücher, Kupfer und Quecksilber mit großem Gewinne absetzten. Sie gaben den Portugiesen wiederholt den guten Rath, den Mauren trotz ihren glatten Worten nicht zu trauen und fortwährend auf ihrer Hut zu sein. Dem Könige schien aber wirklich an der Freundschaft des Admirals

viel zu liegen, denn er kam nicht nur zu diesem an Bord, sondern schickte ihm auch einen indischen Lotsen, der mit Kompaß und Höhenmesser vertraut war und die unvollkommenen Astrolabien und fehlerhaften Seelarten, welche man ihm vorzeigte, nicht ohne Lächeln betrachtete.

Mit diesem Lotsen lichtete Gama am 24. April die Anker und steuerte geradezu nach dem Ziele seiner Reise. Die Fahrt war so ungewöhnlich schnell und glücklich, daß man schon am 20. Mai 1498, zehn Monate nach der Abreise von Lissabon, auf einer offenen Rhede zwei Meilen von Calicut die Anker auswarf.

Calicut, der Hauptort des schmalen Küstenstrichs, welcher Malabar heißt und sich nicht weit von dem Vorgebirge Komorin bis an den Berg Delli hinzieht, war damals die Residenz des Samorins (Kaisers), des mächtigsten unter den kleinen Fürsten dieser Gegend, bestand aber, trotz großer Bevölkerung, mit Ausnahme der wenigen steinernen Häuser der Mauren, die sich des Handels wegen daselbst niedergelassen hatten, nur aus hölzernen Gebäuden mit Dächern von Palmlättern, die größtentheils von Handwerkern und anderen gemeinen Leuten bewohnt wurden, denn der Palast des Samorins lag nebst den ihn umgebenden Häusern der Vornehmen eine halbe Meile von der Stadt.

Gama meldete alsbald dem Samorin seine Ankunft und bat um eine Zusammentkunft, die ihm auch zugesagt wurde. Inzwischen hatte er Veranlassung gefunden, vor der Hänkesucht und Treulosigkeit der arabischen oder maurischen Kaufleute auf der Hut zu sein.

Die Eifersucht derselben auf diese neuen portugiesischen Nebenbuhler, ihre alten Erbfeinde, war natürlich, wiewol sie damals schwerlich voraussehen konnten, in welchem Grade die Entdeckungen und Eroberungen der Portugiesen ihrem Handel verderblich werden würden. Die Sendung Vasco de Gama's war eine friedliche. Sein König hatte ihn mit Beglaubigungsschreiben ausgestattet an den vermeinten Priester Johannes und an andere morgenländische Monarchen, von denen er durch die zu Lande ausgesendeten Boten Kunde hatte. Unter dem Schreiben war auch eines in portugiesischer und arabischer Sprache an den in Calicut herrschenden Fürsten. Dieser war von indischem Geblüt und der brahmanischen Religion zugethan; die portugiesischen Geschichtschreiber nennen ihn Samorin, das heißt der König am Ozean, der Küstenfürst. Er hatte den Vorrang unter den malabarischen Fürsten und machte Anspruch auf die Oberherrlichkeit, die in Indien so oft nur dem Namen nach gilt; aber sein eigenes Gebiet längs der Küste bis an das mit ihr parallellaufende Gebirge, von den Königreichen Cananor und Cochim im Norden und Süden begrenzt, konnte nicht sehr groß sein.

Von der ersten Audienz Vasco de Gama's bei dem Samorin sind uns die kleinsten Umstände aufbewahrt worden. Alles war den Portugiesen neu und fremd, aber man sieht, sie empfingen einen lebhaften Eindruck von der edlen und feinen Sittenbildung des Volkes, das sie lernen lernten. Von dem Ufer bis zur Residenz ging eine Bedeckung von Rayren mit Tartschen und Säbeln vor ihnen her. Der Catual, das heißt der oberste Polizeibeamte, war zur Einholung der Gesandten beauftragt. Dieser und der Minister neben ihm wurden in Palantinen getragen; zwölf ausgewählte Begleiter Vasco de Gama's folgten zu Fuß. Der Andrang der neugierigen Volksmenge war unbefreiblich.

Der königliche Palast lag in einem Garten, wo die Portugiesen die üppige Pracht der Blumen und Stauden bewunderten. Der oberste Brahmane stellte den Gesandten seinem Monarchen vor, der ihn mit einer kaum merklichen Bewegung des Hauptes begrüßte, ihn jedoch zum Sitzen nöthigen ließ. Der Samorin ruhte auf einem reich mit goldenen Fransen und Stickereien verzierten Sofa von Atlas. Sein Kostüm war nicht indisch, nicht muslimänisch; eine Tiara mit Edelsteinen und Perlen, ein Gewand von weißem Musselin mit eingewirkten Blumen; die Arme und Beine nackt, aber mit Spangen und Juwelen geschmückt. Sogar der bejahrte Hofbeamte, der neben ihm stand und von Zeit zu Zeit die Dose mit Beteltraut hinreichte, ist in der Beschreibung nicht vergessen.

Nach Ueberreichung des Beglaubigungsschreibens trug Vasco de Gama sein Anliegen vor: sein Herr, ein mächtiger Monarch des entferntesten Abendlandes, wünsche ein Bündniß und einen Handelsvertrag mit dem Samorin zu schließen. Dieser erwiderte: der Antrag sei ehrenvoll, aber um bestimmten Bescheid zu ertheilen, müsse er die Sache erst mit dem Reichsrathe überlegen.

Bald traten dem Vasco de Gama auch hier die Ränke der nach Indien handelnden Araber in den Weg. Sie gewannen den Catal; dieser überredete seinen Herrn, der Anführer des fremden Geschwaders sei keinesweges ein Gesandter, sondern ein Späher, verbannt aus seinem Vaterlande und ein seeräuberischer Abenteurer. Zum Glück hatte Gama in Calicut einen tunesischen Mohren, Namens Mongaide, gefunden, der Portugiesisch verstand, ihm als Dolmetscher diente und aus Neigung zu europäischer Sitte und Religion ihm ergeben war.



Flaggenstiff Vasco de Gama's.

Durch diesen wurde er von den Anschlägen seiner Feinde unterrichtet, da sie dem Monarchen als ihren Glaubensgenossen nicht mißtrauten. Bei einer begehrten und bewilligten zweiten Audienz schien Vasco durch eine offene Erklärung das Mißtrauen des Samorin beseitigt zu haben. Allein der Catural, sei es, daß er auf eigene Gefahr handelte oder die geheimen Wünsche seines Herrn verrieth, hielt ihn nun gefangen: er drang darauf, die Schiffe, welche weit entfernt auf der Rhede lagen, sollten den Fluß hinausschleusen, in der Hoffnung, sich ihrer dann zu bemächtigen.

Gama konnte sich nur durch Zurücklassung einiger Geiseln und Ausladung der zum Tauschhandel mitgebrachten Waaren lösen. Die Waaren fanden keine Käufer; der Catural gedachte den Befehlshaber so lange hinzuhalten, bis die Flotte von Melka ankäme, welche, damals schon mit Kanonen ausgerüstet, das portugiesische Geschwader hätte vernichten können. Gama war also genöthigt, endlich zu Repressalien zu greifen. Er nahm mehrere angesehenen Leute aus Calicut gefangen und machte scheinbare Anstalten zur Abfahrt. Auf die Klage der Familien befahl der Samorin, die Geiseln und Waaren zur Auslösung der Gefangenen zurückzusenden, worauf das Geschwader im Oktober 1498 die Rückreise antret.

Gama vermied gewagte Kämpfe; seine Aufgabe war, mit Klugheit und Besonnenheit zu handeln. Er wußte, das Kostbarste, was er seinem Könige mitbringen könne, sei die Kenntniß des entdeckten Weges. Er hatte sogar seinen Leuten befohlen, wenn er in Gefahr gerathen oder umgebracht werden sollte, ihn nicht etwa mit Gewalt zu retten oder zu rächen, sondern nur auf die Sicherheit der Heimreise bedacht zu sein. Und die Heimkehr ist ihm auch, wenn auch unter mancherlei Beschwerden, vollkommen gelungen. Am 29. August lief er in den Hafen von Lissabon ein. Die Reise hatte zwei Jahre und zwei Monate gedauert, aber von 170 Mann, welche gesund Portugal verlassen hatten, waren nur 55 heimgekehrt. Unter ungeheurem Volksjubel hielt Gama seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt und wurde reich und ehrenvoll belohnt. König Emanuel ernannte ihn zum Admiral der indischen Meere, und gestattete ihm und seinen Nachkommen den Titel „Dom“ zu führen. Und ruhmreicher und länger als in allen Würden und Standestiteln ist sein Name in dem herrlichen Heldenliede erhalten, das Camoëns gesungen, in der „Lusiade“, das, eine Art Ilias, die Nachkommen des Lusus in ihren nautischen Heldenthaten feiert.

Die Entdeckung des Weges nach Indien, 1498, ist nächst der Entdeckung der Neuen Welt das größte Weltereigniß, welches am mächtigsten dazu beigetragen hat, dem politischen Leben der europäischen Nationen neue Bahnen anzuweisen. Durch dieses Ereigniß wurde der alte Handelsweg nach Indien verdrängt, und Venedig, die stolze Handelsrepublik, eilte seitdem ihrem Verfall entgegen.

Seit Gama's Heimkehr war die neue Straße nach Indien eröffnet und die Europäer hatten zu ihrem Handel mit dem Morgenlande nun nicht mehr nöthig, die Länder der Muselmänner zu durchreisen und sich ihren Bedrückungen zu unterwerfen, oder sich ihrer als Mittelpersonen zu bedienen. Die kostbaren Waaren, mit denen Gama seine Schiffe befrachtet hatte, erregten den Eifer der Portugiesen auf der neuen Verkehrsbahn; unterstützt von König Emanuel, einem Fürsten voll großer Talente, fähig, die größten Entwürfe zu fassen und geschickt und glücklich in der Wahl der Männer zu ihrer Ausführung, dehnten sie ihre Entdeckungen und Eroberungen mit wunderbarer Schnelligkeit aus.

Zunächst wurde Cabral mit einer Flotte abgeschickt, die Entdeckungen Gama's zu verfolgen und auszunutzen. Wir wissen bereits (s. S. 316), daß er durch Unkenntniß der Passate nach Westen verschlagen und i. J. 1500 der unwillkürliche Entdecker von Brasilien geworden ist, wo er die Stadt Porto Seguro gegründet hat. Dann segelte er ostwärts nach Indien, und war der Erste, welcher an der Ostküste Afrika's Quiloa besucht hat. Auch gelang es Cabral, in Calicut eine Faktorei zu gründen, dieselbe wurde aber noch während seiner Anwesenheit durch die Ränke der Araber zerstört, wobei viele Portugiesen erschlagen wurden.

Cabral's Grimm loderte in hellen Flammen auf. Zehn reich beladene arabische Schiffe, die zur Abfahrt bereit im Hafen warteten, empfanden ihn. Er steckte sie in Brand und beschloß sodann die Stadt so heftig, daß der Samorin, das Aeußerste fürchtend, sich nach einem entlegenen Landtschlosse flüchtete.

Da der Admiral indessen auf diese Weise wenig Vortheil vor sich sah und bei der Unzufriedenheit der übrigen Fürsten mit dem Verhältnisse, in welchem sie zu dem mächtigeren Samorin standen, bald auf den Gedanken gerathen war, man müsse die größeren Könige Indiens durch die kleineren zu besiegen suchen, so verließ er nach vielfach angerichtetem Schaden den Hafen von Calicut und segelte nach Kojchin. Hier herrschte ein sanfter, von seinem Volke geliebter Fürst, der mit stillem Unmuth bis dahin die Abhängigkeit von Calicut ertrug. Cabral und seine Portugiesen erschienen ihm gleich Engeln des Beistandes; sie wußten den Gefühlen des Unterdrückten, der des Joches müde ist, Rechnung zu tragen; nach wenigen Tagen schon war eine verbrüdernde Unterhandlung eingeleitet. Dem ersten Beispiele folgten, südlich und nördlich von Kojchin, die Fürsten von Koulan und Kananor. Von den Abgesandten der drei Könige begleitet, segelte Cabral nach Europa zurück, küßte aber zu Bombassa ein Kanonenschiff ein und fand aus dieser Ursache bei seinem Könige die wohlwollende Gnade nicht, die er gehofft und in mancher Hinsicht auch wol verdient hatte.

Vor seiner Rückkunft waren bereits vier Segel unter Juan Coelho nach Indien abgegangen und erfochten mit ausgezeichnete Tapferkeit einen Sieg über die Flotte des Samorin. So erwarben sie sich die Achtung der indischen Könige, gewannen dem portugiesischen Namen ehrfurchtsvolle Bewunderung und lehrten mit reicher Ladung zurück. Auf dieser Heimreise besuchte Coelho das Eiland, auf dem dreihundert Jahre später einer der größten und unglücklichsten der Menschen schmachten sollte, das einsame St. Helena, welches er zum Aussteigeplatze für die Segler nach Indien bestimmte. Die Waaren, die er mitgebracht, setzten Alles in Erstaunen; ein Eifer erwachte, Vornehme und Geringe strebten nach dem Lande, wo so reicher Gewinn sich erbeuten ließ. Zugleich hob sich Lissabon bereits als ein zahlreich besuchter Marktplatz, die Schiffe der europäischen Nationen segelten täglich zur Mündung des Tojo herein und hinaus.

Nunmehr wurde in Lissabon beschlossen, mit starker Macht in Indien Fuß zu fassen und mit Wassengewalt den Arabern die Handels Herrschaft zu entreißen.

Zum zweiten Male segelte Gama mit einer Flotte von 20 Schiffen im Februar 1502 nach Indien, wilde Rachepläne beherrschten alle seine Gedanken.

Ein Zufall ließ ihn schon in dem Indischen Meere einem großen arabischen Schiffe begegnen, mit vielen vornehmen Meßkapitlern, die werthvolle Schätze nach Indien zurückführten. Gama nahm dasselbe nach hartnäckigem Kampfe. Vergebens suchten die Unschuldigen den Zorn des Admirals durch Auslieferung

ihrer Kostbarkeiten und ihres Geldes zu besänftigen; das stattliche Schiff, welches 260 streitbare Männer und über 50 Weiber an Bord hatte, wurde als Sühnopfer für die ermordeten Portugiesen in Brand gesteckt und endlich von den Wogen verschlungen. Nur zwanzig Kinder wurden verschont, welche Gama in der christlichen Religion zu erziehen und dem geistlichen Stande zu widmen gelobte. Nächstdem legte er sich mit der Flotte dicht vor Calicut und unterhielt, als der Samorin nicht sogleich auf die Forderung, alle Mauren zu verjagen, einging, gegen die Stadt zwei Tage lang mit der ganzen Flotte ein fürchterliches Feuer, wodurch ein großer Theil der Gebäude zerstört wurde und viele Menschen ihr Leben verloren. Ferner ließ er alle an Bord befindlichen Mauren, welche er aufgefangen hatte, an den Naaken aufhängen, ihnen Köpfe, Hände und Füße abhauen und sie so verstümmelt mit einem Briefe voll Drohungen dem Samorin übergeben. Da Antwort nicht erfolgte und durch eine aufgeworfene Verschonung die Landung unmöglich war, ging das Geschwader nach Kofchin, Koulan und Kananor unter Segel und schloß mit den Beherrschern derselben Handelsverträge.

In den Städten Kofchin und Kananor wurden Faktoreien angelegt, durch deren Vermittlung man bald einen großen Vorrath indischer Waaren zusammenbrachte. Während man zu Kofchin mit der Befrachtung der Schiffe beschäftigt war, erschien ein Bote des Samorin mit dem Vorschlage, die Unterhandlungen mit Calicut wieder anzuknüpfen und daselbst eine neue Faktorei anzulegen. Der Admiral, welcher die unerwartete Bereitwilligkeit des früher so hartnäckigen Fürsten für eine Folge der ihm gewordenen Züchtigung hielt, ging, ohne einen Hinterhalt zu ahnen, mit einem einzigen Schiffe bei Calicut vor Anker und verlor einige Tage mit Unterhandlungen. Während dieser Zeit hatte der Samorin über hundert kleine Fahrzeuge ausrüsten lassen, welche eines Morgens vor Tagesanbruch das portugiesische Schiff unvermuthet umzingelten und in Brand zu stecken versuchten. Der Versuch wurde aber mit großem Verlust zurückgeschlagen.

Da inzwischen die Schiffe in Kofchin und Kananor vollständige Ladung eingenommen hatten und das Wetter günstig war, so verschob er die Züchtigung des Samorins für diese neue Tüde auf eine gelegnere Zeit und ging, nachdem er bei den Faktoreien eine hinreichende Mannschaft und Vincente Sodre mit einem kleinen Geschwader in den indischen Gewässern zurückgelassen hatte, nach Portugal unter Segel, wo er am 10. November 1503 nach einer glücklichen Fahrt mit einer überaus reichen Ladung von Gewürzen und anderen Waaren ankam und zur Belohnung seiner Verdienste zum Grafen von Vidigueira erhoben wurde. —

Portugal hatte nunmehr in Indien festen Fuß gefaßt, für seinen Handel, trotz aller Intriguen der arabischen Kaufleute, den reichsten Markt gefunden, seine Eroberungen und Niederlassungen erweitert. Alles dies geschah nach Zwischenfällen unmenschlicher Grausamkeit; Blut war der Kitt, der Mörtel, mit dem der Neubau der portugiesischen Macht in Indien errichtet wurde. Nun erkannte man in Lissabon, daß es jetzt eines Oberhauptes bedürfe, das diesen Neubau erhalte, und nach mehr als zwanzigjähriger Ruhe 1524 ging Gama als „Vizekönig von Indien“ mit einer Flotte von 14 Schiffen und 3000 Mann zum dritten Male nach Indien. Die neue Thätigkeit des bejahrten Mannes war nur kurz. Schon am Christabend des nächsten Jahres, 1525, hatte der Tod ihr ein Ende geboten.



Albuquerque.

VI.

Almeida und Albuquerque.

Almeida. Befestigung der portugiesischen Macht in Ostindien. Seine Aufgabe und Abfahrt. Eroberung Calicoa's und Bombaja's. Arabische Niederlassungen an der Ostküste Africas und deren Bewohner. Land und Leute von Sofala. Besuch und Niederlassung auf den Küstengebirgs-Inseln. Calicut in Schwesen. Die Nahren. Almeida in Kofchin. Lorenzo's Sieg und Landung an Ceylon. Kampf mit der ägyptischen Flotte. Vernichtung der arabischen bei Dia. Niederlegung und Tod. — **Albuquerque.** Er wird Oberhaupt der Flotte in Indien. Continho's Sturm auf Calicut und Niederlage. Verbleib der Flotte in Indien. Mißgeschick der Nivalen. Verhör vor Verdächtigung bei Dese. Nachtrier Zug nach dem Rothen Meere. Eroberung von Goa. Verdrängung der arabischen Kaufleute in Indien. Eroberung von Malakka. Neue Pläne zur Vernichtung des arabischen Handels. Mißgeschick vor Aden und im Nothen Meere. Eroberung von Ormus. Sieg der Vereimbung. Krankheit und Tod. Blüte der portugiesischen Macht in Indien.

Es ist bereits erzählt worden, daß Vincente Sodre bei der Rückkehr Gama's nach seiner zweiten Reise 1503 mit einem kleinen Geschwader in Indien zurückgeblieben war, um die Portugiesen in ihrem Handel in Kofchin zu schützen und die Mauren zu verfolgen. Ein zu wenig bedachter Angriff

gegen diese mißglückte; seine Schiffe und Mannschaft gingen zu Grunde, und der Samorin bedrängte dann Koschin, das den Portugiesen befreundet blieb, bis wieder portugiesische Schiffe Hülfe brachten. Da dieselben aber nach eingemommener Ladung immer bald heimkehrten, so wiederholten sich diese mehr als zweifelhaften Zustände in schneller Folge, und die Furcht und die Achtung der Indier vor den Portugiesen schwand. Es wurde also dringendes Bedürfniß, in Indien eine bleibende Macht zu unterhalten und durch sie die räuberischen Mauren, die aus Reid den meisten Streit anzettelten, gänzlich vom indischen Handel zu verdrängen. Auch hatte man in Portugal die Ansicht gewonnen, daß man in Indien eine portugiesische Macht gründen könne, die an Größe des Umfangs und an Reichthum der Hülfquellen bedeutender sein müßte als das Mutterland in Europa.

So erschien es denn zweckmäßig, mit nachhaltiger Kraft und würdevoller Hoheit in Indien aufzutreten. Die Ausführung dieser Aufgabe wurde Don Francisco d'Almeida, Grafen von Abrantes, übertragen. Derselbe hatte bereits unter dem Könige Ferdinand von Kastilien mit Ruhm und Auszeichnung gedient, seine Tapferkeit war wie seine Klugheit bewährt, und so übertrug ihm auch König Emanuel von Portugal in ehrenvollem, festem Vertrauen die schwierige Aufgabe mit dem Titel und der Würde eines „Vizekönigs und Generalgouverneurs der indischen Länder“. Dreizehn große Schiffe, zum Theil Kriegsschiffe, wurden auf das Beste versehen und mit zahlreicher Mannschaft ausgerüstet, und am 22. Mai 1505 sichtete Almeida im Hafen von Lissabon die Anker.

Nach der Instruktion sollte er Sofala und Quiloa besuchen und an beiden Orten entweder in gutem Einverständnisse mit den Scheiks oder, wenn diese ihm Hindernisse bereiteten, mit Gewalt Forts anlegen, einige Schiffe zum Schutze dieser Niederlassungen und, um gegen die maurischen Rauffahrer zu kreuzen, an der Ostküste Afrika's zurücklassen, dann mit den übrigen nach Indien segeln und die Lastschiffe mit Waaren befrachtet möglichst bald heimfenden, die Kriegsschiffe aber bei sich behalten, um an den vortheilhaften Küstenpunkten Festungen zu erbauen, sie mit Besatzungen zu versehen und überhaupt das Indische Meer zu beherrschen. — Die Fahrt wurde von Lissabon bis zum Grünen Vorgebirge glücklich zurückgelegt; da sich aber manche Schiffe als schlechte Segler erwiesen hatten, so ließ der Admiral diese unter dem Befehle Vastião's de Sousa nachkommen und ging mit den übrigen voraus. Um das stürmische Kap sicher zu umsegeln, steuerte er in einem großen Bogen weit nach Süden; da aber hier jezt gerade Winter war, so litt die Mannschaft nicht wenig durch die unerwartete strenge Kälte, und den meisten Matrosen erfroren bei der Arbeit die Hände.

Als Almeida am 22. Juli vor Quiloa ankam, begrüßte er die Stadt mit Kanonendonner; da aber weder diese Aufmerksamkeit erwidert, noch die früher dem Scheik gegebene portugiesische Flagge aufgehißt wurde, so sah er dies als Zeichen feindlicher Gesinnung an. Es kam zum Kampf, Quiloa wurde erstürmt, der Scheik als Empörer gegen seinen Oberherrn, den König von Portugal, abgesetzt und ein Araber, welcher den bis jezt in den Hafen von Quiloa eingelaufenen portugiesischen Schiffen wichtige Dienste geleistet hatte, an seine Stelle eingesetzt und das Fort Santjago erbaut. Der Admiral ließ hier zur Unterstützung der aus 150 Mann bestehenden Besatzung zwei Schiffe zurück, die an dieser Küste kreuzen sollten, und setzte seine Reise bis Mombaza fort, wo er am 18. August eintraf. Auch Mombaza wurde nach blutigem Kampf genommen,

geplündert und fast ganz bis auf den Boden niedergebrannt. Die Beute war so groß, daß man sie nicht auf den Schiffen bergen konnte und viele werthvolle Gegenstände zurücklassen mußte.

Durch diese Eroberungen Quiloa's und Mombaza's festen die Portugiesen festeren Fuß an der Ostküste Afrika's und belehrten sich durch den näheren Umgang mit den Eingeborenen über das Land und den Reichthum desselben. An der ganzen Küste vom Rothen Meer bis nach Sofala hatten sich bereits im Mittelalter die Mauren (Araber) des Handels wegen angesiedelt. Sie nannten dieselben Zanguebar und die von ihnen zurückgedrängten Urbewohner Zanguins oder Kaffiren, d. h. rohe Menschen ohne Religion, Ungläubige, woraus der Name Kaffern entstand. Von dem Vorgebirge Guardafui, dem östlichsten Punkte des afrikanischen Festlandes, bis nach Mozambique bildet die Küste eine Art Bucht. Die Küste vom Quilmance, einem in Abyssinien entspringenden und dort unter dem Namen Obij bekannten Flusse, der nicht weit von Melinde in das Meer fällt, bis zum Kap Corrientes ist fast durchaus sumpfige Niederung, ein tödliches Fieberland. Die Eingeborenen haben eine schwarze Hautfarbe und krauses Haar, sind äußerst roh und glauben fest an Zauberei und Vorbedeutungen. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau, den sie aber mangelhaft betreiben, und doch müssen die Bewohner der ganzen Küstenstrecke von Magadozo bis zum Kap Guardafui von hier ihren Bedarf an Lebensmitteln beziehen.

Die ersten Araber, die infolge von Religionsstreitigkeiten aus ihrem Vaterlande vertrieben wurden, ließen sich meist auf den nicht weit vom Festlande liegenden Inseln oder an anderen Stellen, wo sie vor den Angriffen der Eingeborenen sich mehr gesichert glaubten, nieder und verbreiteten sich nur allmählich an der ganzen Küste. Später landeten sie in großer Anzahl aus der Umgegend von Lassa am Persischen Meerbusen und bauten die Städte Magadozo und Braba. Magadozo blühte am schnellsten empor und maßte sich nach und nach die Herrschaft über alle maurischen Niederlassungen an. Viele der ersten Ansiedler wanderten weiter nach dem Innern, lebten als Nomaden von ihren Herden und wurden allmählich in Sitten und Lebensweise den Kaffern ähnlich.

Von Magadozo aus wurde auch das Goldland Sofala von den Arabern entdeckt und mit großem Gewinn ausgebeutet. Der Ruf von den Reichthümern Sofala's bewog die Portugiesen, hier eine Faktorei anzulegen. Im Mai 1508 lief Pero's da Nhaya in den Fluß, welcher Sofala durchströmt, ein. Der Admiral begann sofort mit Erlaubniß des Scheiks den Bau, der bald vollendet wurde. Der Taufschhandel mit den Eingeborenen begann, und da diese lieber zu den Portugiesen als zu den Mauren kamen, so loderte in kurzer Zeit der mühsam verborgene Haß zu heller Flamme empor. Ein verrätherischer Ueberfall wurde blutig zurückgewiesen und die Portugiesen lebten seitdem in ziemlich gutem Einverständnis mit den Mauren, unterlagen aber allmählich einem weit gefährlicheren Feinde, dem Fieber, welches auch Pero's de Nhaya hinraffte. Die Begierde nach dem reichen Gewinn, welchen der Handel in dem ungesunden Lande bot, zog immer neue Opfer nach Sofala. Die Ansiedler drangen indeß der Goldgruben wegen weit in das Innere vor, und ihnen ist die wenn auch sehr mangelhafte Kenntniß dieser Gegenden zu verdanken.

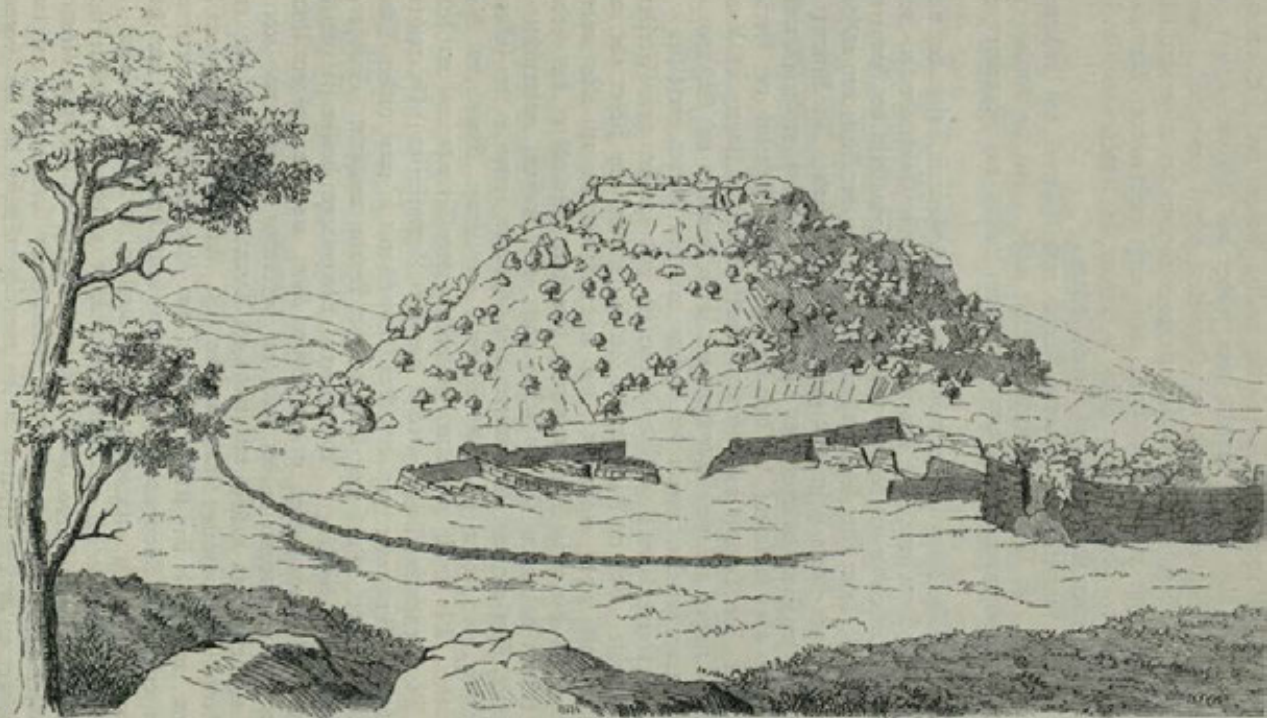
Die ganze Küstenstrecke Sofala liegt zwischen den beiden Armen eines Flusses, der aus einem großen See Afrika's entspringt und einen weiten Weg

bis zu dem Ozeane zurücklegt. Der südliche Arm, gewöhnlich Rio de Espírito sancto genannt, mündet in die Lagoabai diesseit des Kap Corrientes, der nördliche Arm, der Zambezi, fällt 25 Meilen oberhalb des Ortes, wo die Portugiesen ihre erste Ansiedelung gründeten, in das Meer, ist viel wasserreicher als der andere und über 200 Meilen nach dem Innern schiffbar. Sechs bedeutende Flüsse, welche alle Gold mit sich führen, strömen ihm zu und bewässern das Land nach allen Richtungen hin. Die Küstenstrecke vom Zambezi bis zum Kap Corrientes hat einen vortrefflichen fruchtbaren Boden; vom Kap Corrientes bis zur Mündung des Espírito sancto zieht sich längs des Meeres eine ununterbrochene Wiese hin, mit zahlreichen Herden, aber Holz fehlt so, daß man den Viehmist als Brennstoff gebrauchen muß. Landeinwärts, an den Ufern des Zambezi, erhebt sich das Land zu einer zum Theil bewaldeten und sehr gesunden Berggegend und ist am besten bevölkert; hier hält sich auch der Beherrscher von Sofala gewöhnlich auf. Eine der ergiebigsten Erwerbsquellen der Eingeborenen ist die Elefantenjagd.

Die Goldgruben Sofala's sind auf mehreren von Bergen eingeschlossenen Hochebenen 50 Meilen von der portugiesischen Ansiedelung entfernt. Im Winter fällt so viel Schnee, daß die Leute häufig erfrieren; im Sommer aber ist die Luft äußerst rein und gesund. Der goldhaltige Boden ist nur angeschwemmt und nicht tief.

Die Eingeborenen von Sofala haben schwarze Hautfarbe und krauses Haar wie die Neger, sind aber etwas gesitteter, als die weiter nach Norden hin wohnenden Stämme, von denen manche sogar Menschenfleisch fressen und ihrem Viehe die Adern öffnen, um das Blut zu trinken. Ihre Kleidung sind wollene Zeuge, die im Lande verfertigt werden; seidene und golddurchwirkte Gewänder aus Indien tragen nur reiche und vornehme Leute, die prachtvollsten besitzen die Weiber des Fürsten; er selbst aber kleidet sich nur in einheimische Stoffe, weil er befürchtet, von den Fremden durch die von ihnen eingeführten Zeuge vergiftet zu werden. Ueberhaupt bemerkt man an dem Hofe weder großen Glanz und prunkende Geräthe, noch eine zahlreiche Dienerschaft; einige im Lande selbst mit großer Mühe verfertigte wollene Teppiche sind der einzige Schmuck des Palastes. Einer der Hofleute reicht dem Benomotapa knieend auf einem Teller die verlangten Speisen, welche er jedoch zuerst selbst vor dessen Augen kosten muß. Trinkt oder hustet der Benomotapa, so sprechen alle Anwesenden, die mit wenigen Ausnahmen auf dem Boden umher sitzen, ein heilwünschendes Wort in einem eigenthümlichen Tone. Dieser Ton pflanzt sich von einer Person zur andern und von Haus zu Haus fort, so daß es stets die ganze Stadt weiß, wann ihr Gebieter getrunken oder gehustet hat.

Die ersten Mauren, welche nach Sofala kamen, waren Kaufleute aus Magadoxo, sie wurden durch Stürme und Strömungen dorthin geführt und erhielten von den Eingeborenen, welche das ihnen entbehrliche Gold und Elfenbein gern gegen Zeuge und andere ihnen nöthige Waaren eintauschten, die Erlaubniß, sich an der Küste anzusiedeln. Später fanden auch Schiffer aus Quiloa das Goldland. Die Quiloaner brachten nach und nach nicht nur den ganzen Tauschhandel ausschließlich in ihre Hände, sondern erwarben auch eine nicht unbedeutende Küstenstrecke, welche durch Scheik's, die unter dem Beherrscher von Quiloa standen, regiert wurde.



Die Ruinen von Zimbabue, dem vermeintlichen Ophir.

In unseren Tagen, am 5. September 1870, fand der deutsche Afrika-reisende Karl Rauch unweit Sofala die uralten Ruinen von Zimbave oder Zimbabwe. In diese Gegend versetzte man früher das biblische Ophir, aus welchem König Salomo sein Gold nach Jerusalem geholt haben soll. Durch diese Entdeckung Rauch's wurde die Ophirfrage wieder in der wissenschaftlichen Welt angeregt, die zu einem erbitterten, noch nicht entschiedenen Meinungs-austausche führte, indem die Einen Ophir in Indien, die Anderen indessen hier in den afrikanischen Goldfeldern um Sofala suchten.

Da kein südafrikanischer Stamm Räume und Thürme aus behauenen Steinen baut, so liegt die Wahrscheinlichkeit nahe, daß die Ruinen von Zimbave wol von jenen ersten Mauren herrühren, welche aus Magadoxo nach Sofala kamen.

Als Pero's da Nhaya bei der maurischen Niederlassung in Sofala vor Anker ging, erreichte Dom Francisco d'Almeida mit dem großen Geschwader die Inselgruppe der Anhediven und begann sogleich auf der Hauptinsel den Bau eines Forts, weil sie außer ihrer sehr vortheilhaften Lage in der Mitte der indischen Küste auch einen sichern Hafen und gutes Trinkwasser hatte. Die Ankunft der stark bemanneten Flotte verbreitete an allen Seeplätzen Indiens großen Schrecken, hauptsächlich aber in Calicut, wo man die schleunigsten Anstalten zur Vertheidigung traf. Der Samorin nahm seinen Aufenthalt weit im Innern des Landes und dahin flohen auch viele Vornehme mit ihren Familien und Schätzen; die Vertheidigung der Stadt wurde den Mauren und den Nairen überlassen.

Diese Nairen bilden die indische Kriegerkaste und genießen große Freiheiten und Vorrechte. Geht ein Nair auf der Straße, so muß ihm Jeder, der nicht zu seiner Kaste gehört, ausweichen, weil er die Berührung mit allen anderen Menschen als die größte Verunreinigung betrachtet. Sobald er das siebente Jahr erreicht hat, nimmt ihn ein Lehrer unter seine Aufsicht, unterrichtet ihn im Laufen, Springen und allen anderen Leibesübungen, sowie in der Führung der Waffen, die sich auf ein gutes Schwert, eine Lanze, Bogen und Pfeile beschränken. Der Angriff der Nairen geschieht in guter Ordnung und mit Kühnheit. Die vornehmsten Nairen werden von dem Landesfürsten selbst wehrhaft gemacht, die übrigen aber von dem Panikal durch ein in einer rothen Scheide steckendes Schwert, welches man ihnen mit den Worten umgürtet: „Schütze die Brahminen und die Kühe“. An mehreren Wochentagen müssen sie sich versammeln und gemeinschaftlich in den Waffen üben, um nicht aus der Übung zu kommen; alle wohnen in der Nähe des fürstlichen Palastes und jeder in einem eigenen Hause, welches mit lebendigen Dornhecken, die man nicht leicht durchbrechen oder anzünden kann, umgeben ist. Auf diese Leute und auf die Mauren, welche alle ihre Kräfte aufboten, um ihren seit Jahrhunderten mit Indien bestehenden Alleinhandel zu behaupten, baute der Samorin seine ganze Hoffnung und war fest entschlossen, den Portugiesen die Spitze zu bieten.

Almeida bemühte sich, vor Allem die Lastschiffe zu befrachten, schickte sie sobald als möglich nach Europa zurück und ließ, während er in Koshin, Kanonor und anderen Häfen die Ladung besorgte, seinen Sohn Dom Lorenzo mit einem Geschwader an der Küste kreuzen, um die maurischen Schiffe, die ihm begegnen würden, zu nehmen und die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Obschon dieser nur elf Segel stark war, wagte er doch den Kampf mit einer starken

Flotte aus Calicut und schlug sie mit großem Verlust in die Flucht. Die meisten Schiffe wurden in den Grund gehohrt oder auf den Strand gejagt und nur die besten Segler retteten sich in eine Bucht, aus der sie während der Nacht zu entflüpfen suchten, aber von Dom Lorenzo verfolgt und genommen oder versenkt wurden. Durch diesen Sieg erlangten die Portugiesen an der ganzen vorderindischen Halbinsel die Oberhand über die Mauren, welche jetzt immer mehr diesen Meeresstrich mieden und um die maledivischen Inseln und um Ceylon herumsegelten, um ihre Gewürzwaaren aus Malakka, Sumatra und anderen Inseln zu holen. Um ihnen auch diesen Weg zu versperren und um Ceylon und die Malediven kennen zu lernen, beorderte Dom Francisco seinen Sohn, mit einem Geschwader von neun Schiffen nach dieser Richtung zu segeln. Lorenzo wurde durch die Strömungen gerade nach der Westküste der Insel Ceylon geführt und lief in den Hafen Gale 14 Meilen von der Stadt Columbo, ein, wo er viele maurische Kaufleute antraf, die eifrig beschäftigt waren, ihre Schiffe mit Zimmet und Elefanten zu befrachten. Sie benahmen sich gegen ihn sehr freundlich und waren ihm behülflich, einen Handelsvertrag mit dem Beherrscher von Ceylon abzuschließen. Darauf besuchte Lorenzo die Malediven und kehrte nach Kofchin zurück, von wo aus er den erbitterten Kampf gegen die Mauren und die Seepläbe des Samorins fortsetzte.

Im Hafen von Schaul, wo er neue Frachten einnahm, hörte er von der Annäherung einer großen Flotte des Sultans von Aegypten, welchen der Samorin um Hülfe gebeten hatte. Sie erschien wirklich, Lorenzo griff sie an und schlug sie zweimal, fiel aber selbst nach heldenmüthigem Kampf. Almeida vernahm den Heldentod seines Sohnes mit der Ruhe eines Weisen und erwiderte auf die Beileidsbezeugungen seiner Getreuen, daß er seinem Sohne kein ruhmvolleres Ende hätte wünschen können, daß es aber seine Pflicht und sein Wille sei, dessen Tod an den Ungläubigen auf eine glänzende Weise zu rächen.

Nach bester Vorbereitung ging er am 12. Dezember 1508 unter Segel, züchtigte die Stadt Dabul, welche den Türken beigestanden, fand vor dem Hafen von Diu die feindliche Flotte und vernichtete sie.

Nicht lange nach diesen Siegen kam Alfons d'Albuquerque, ihn von seinem Posten abzulösen. Mit schweren Herzen und nicht ohne bitteren Streit mit seinem Nachfolger folgte Almeida dem königlichen Befehle. Ende Dezember 1509 trat er die Heimreise an und glücklich hatte er die Südküste von Afrika erreicht, als ein Streit einiger seiner Leute mit den Eingeborenen sich erhob und der gepriesene Held fiel in unrühmlichem Kampf gegen eine kleine Schar Küstenbewohner am Kap der guten Hoffnung, in der Bai von Saldanha. Portugal hat in Almeida einen seiner größten Männer verloren.

Alfons d'Albuquerque. König Emanuel hatte Albuquerque nicht zum Vizekönige, wie seinen Vorgänger Almeida, ernannt, sondern nur zum „Oberstatthalter in Indien“. Entweder hatte Almeida's Stolz jene Würde ein wenig bedenklich gemacht, oder es rieth die Vorsicht, den Hochsinn eines aufstrebenden Ritters aus königlichem Geschlechte durch die bescheidenere Bezeichnung seines Amtes zu dämpfen. Es wird dies um so wahrscheinlicher, wenn man erfährt, daß der Machtkreis des Oberstatthalters auf weit engere Grenzen eingeschränkt wurde; denn der Küstenstrich von Sofala bis Kambaya erhielt in George

d'Aguiar, die Halbinsel Malakka in Diego Lopez de Siqueira einen eigenen Statthalter; Hindostan allein also, die malabarische Küste nämlich von dem Kambayischen Meerbusen bis zum Vorgebirge Komorin, sollte der Schauplatz für Albuquerque's Thaten sein. Albuquerque empfand die Kränkung schmerzlich genug; aber das Genie zerreißt die Bande, die seine Schwungkraft zurückdrängen sollen, und für seinen reißenden Lauf giebt es weder Gräben noch Wälle.

Alfons Albuquerque wußte das Feld seiner Thaten sich zu erweitern, und das Glück war ihm gewogen.

Don Ferdinand Coutinho, der Marschall, welcher mit 15 Schiffen aus Portugal gekommen, stand den Befehlen des Hauptstatthalters nicht untergeben und sollte den Samorin zur völligen Unterwerfung bringen. Seine Wünsche waren weder auf Beute noch sonst einen Vortheil des Eigennuzes gerichtet; Vorbern wollte er sich erkämpfen und dann zur Heimat zurückkehren. Er hatte keinen andern Gedanken, als einen ruhmvollen Feldzug gegen Calicut auszuführen, und ersuchte Albuquerque, ihm hierbei kein Hinderniß in den Weg zu legen, vielmehr mit hülfreichem Beistande sich ihm zuzugesellen. Albuquerque willigte ein und rüstete sich, obschon mit innerem Widerstreben, zur Theilnahme; sollte er sich doch nur in angewiesener Laufbahn als winziger Planet bewegen, wo er weithin als Sonne strahlen wollte.

Die Verhältnisse waren für das Unternehmen Coutinho's günstig; der Samorin war, von seiner Hauptstadt entfernt, in einen Krieg mit einem Verbündeten des Königs von Koshin verwickelt, Calicut selbst in vernachlässigtem Vertheidigungszustande, nur ein Lustschloß des Herrschers durch sorgfältigere Vorkehrungen geschützt; und wie Kundschafter berichten, lag eine zahlreiche, nach Melka bestimmte Flotte segelfertig im Hafen.

Der Zug der Portugiesen kam in aller Stille vor Calicut an. Es war verabredet, daß vor den beiden Feldherren Keiner das Land betreten sollte. So hatte es Albuquerque vorsichtig angeordnet; er kannte die Verwegenheit und den Ungestüm unerfahrener Krieger, wie sie unter dem Marschall dienten, und ließ selbst diesen, dessen Heldenmuth gleichfalls die Besonnenheit fehlte, nicht aus den Augen. Indessen bestimmte er für sich selbst die schwierigste Aufgabe; er machte sogleich einen Angriff auf das Schloß und nahm es nach hitzigem Kampfe. Coutinho sieht den ruhmvollen Vorsprung seines Genossen, seine Ehrsucht und Mißgunst werden gekränkt und er stürzt sich mit blinder Hestigkeit auf den Feind, sprengt das Thor, dringt in die Straßen, was ihm in den Weg kommt, wird niedergestoßen und die Stürmung des großen Palastes beginnt. Coutinho's Begeisterung entflammt seine Streiter, ihr Heldenmuth kennt keine Vorsicht, sie erobern den Palast, scheuchen wie wüthende Tiger Alles vor sich her und dringen in die Häuser, um zu plündern und zu rauben. Da raffelt eine zahlreiche Schar von Nairen über die Sieger her. Allüberall unvermeidliches Verderben, nirgends Hülfe und Rettung. In diesem fürchterlichen Augenblicke erscheint Albuquerque; er überzeugt sich, daß hier keine Tapferkeit gegen das unbezwingliche Verderben etwas vermag, schlägt sich zum Marschall hindurch und beschwört ihn, nicht rasend sich in die entgegengestreckten Speere zu werfen. Umsonst; Coutinho will von keinem Rückzug wissen, er ruft die Seinigen herbei, theilt mit seinem Schwerte Todeswunden aus und sucht mit einer winzigen Streiterzahl den Platz gegen eine wohlbewaffnete Menge zu behaupten. Der

Oberstatthalter sieht ihn dem Verderben preisgegeben, beschließt jedoch augenblicklich, ihm zur Hülfe zu eilen. Während er in dieser Absicht aber eine andere Strafe betritt und die Seinigen versammeln will, umringen ihn hervorbrechende Feinde von allen Seiten, er kann weder vorwärts noch rückwärts und hat den Tod vor Augen. Da erscheinen unerwartet, ihn suchend, seine Gefährten; sie hören den Hülseruf des Feldherrn, fliegen zu seinem Beistande und hauen sich mit dem Schwerte eine Strafe zu ihm. Es war hohe Zeit; von zwei Geschossen bereits verwundet, war er im Begriffe niederzusenken und unter den Füßen der Mairen das Leben zu verhauchen. Aber Gonzalez Cuemado, der Fahmenträger, und Fernando de Beja umschlangen ihn mit starken Armen, bahnten sich, in der einen Hand das Schwert, in der andern den verwundeten Feldherrn, einen Ausweg und retteten ihn auf eine Schaluppe. Bevor sie jedoch noch davonsegelten, stürzte der Fahmenträger schon, von einer Kugel getroffen, ins Meer.

Indessen war der Marschall auf dem Kampfsplatze gefallen; seine Krieger widerstanden der Uebermacht nicht länger, warfen die Waffen weg und ergriffen die Flucht nach der Küste. Viele verloren auf diesem Wege ihr Leben, Mancher stürzte beim eifertigen Besteigen der Schiffe in die See, Mehrere fielen gefangen in die Hände der Mairen. Die Entkommenen langten beschämt zu Koscim an; einen herberen Tag hatten die Portugiesen in Asien noch nicht erfahren. Aber auch der Samorin hatte wenig Ursache, sich des Glückes zu freuen. Seine Hauptstadt lag verwüstet da, Tempel und Paläste waren in Flammen aufgegangen, die wackersten Krieger ächzten verwundet auf dem Krankenlager, angesehene Männer hatte das Schwert der Portugiesen hinweggerafft, und mehrere Lieblinge des Fürsten wandelten nicht mehr unter den Lebenden.

Mit schweigendem Grame kehrte der unglückliche Samorin nach Calicut zurück aus dem verhängnißvollen Kriege; als er aber erfahren, mit welcher Freigiebigkeit die Söldlinge, vorzüglich die Mauren, bei dem Angriff der hereinstürmenden Feinde die Flucht ergriffen und die Mairen, die Helden des Tages, treulos der Gefahr preisgegeben, gerieth er in Zorn, ließ strenge Untersuchung halten und kein Strafwürdiger entkam der Züchtigung.

Je ungünstiger die Einnahmen Albuquerque's durch König Emanuel's Anordnungen geschmälert worden waren, desto geschäftiger und sorgsamer mußte dieser jede Quelle benutzen zur Vermehrung seiner Streitkräfte im Dienste des Königs. Nachdem er von seinen Wunden erstanden, richtete er daher sein vorzüglichstes Augenmerk auf die Flotte des gebliebenen Marschalls, deren Führung dieser dem Pedro d'Aguiar übertragen hatte. blieb sie, dem Albuquerque zu Gebote, in Indien zurück, so war's der erfreulichste Gewinn. Pedro verrieth wenig Lust, zu bleiben, er sehnte sich nach Europa; ohne seine Flotte indessen war er unter keiner Bedingung heimzukehren gesonnen. Albuquerque erklärte ihm in wiederholten Vorstellungen, wie sehr er der Schiffe zu seinen nächsten Unternehmungen bedürfe, wie dem Vaterlande ein weit größerer Dienst damit geschehe, wenn sie, zu erfolgreichen Plänen benutzt, in Indien blieben, als wenn sie nach Hause segelten, um unthätig im Hasen zu stehen, oder wol gar in einem Sturme zerschellt zu werden; wie ihr Führer selbst sich dem Gelächter preisgäbe, wenn er aus ruhmlosem Feldzuge mit zahlreicher Flotte heimkehrte. Aguiar indessen hatte für seine Gründe kein Ohr, er bestand auf Entlassung mit vollzähliger Schiffsmenge. Der Oberstatthalter hielt ihn eine Zeit hindurch mit

ungewissen Erklärungen hin, änderte aber endlich seine Sprache, ließ ihn sein zornblendendes Auge sehen und drohte ihm mit empfindlicher Ahndung. Zuletzt war Aguiar froh, mit drei Schiffen nach Portugal zu steuern, und der Oberstatthalter sah seine Seemacht durch zwölf Segel vergrößert.

Die zweite Gunst des Schicksals gab sich in einem Sturm zu erkennen, welcher die Flotte unter George d'Aguiar, dem Bruder Pedro's, der zum Statthalter des Küstenstriches von Sofala bis zum Kambayischen Meerbusen ernannt worden, im Nothen Meere zerstreute. Der Neffe des George kam nach Koshin; Albuquerque verstand es, dem eiflen Jüngling zu schmeicheln und hielt ihn mit seinen Schiffen zurück.

Während dessen hatte sich auch auf der Halbinsel Malakka das Glück für Albuquerque erklärt. Diego Lopez de Siqueira, der dortige Statthalter, war vorichtslos in eine furchtbare Gefahr gerathen und hatte sein Herrschergebiet verlassen; obschon Albuquerque sein Freund war, fürchtete der Unglückliche dennoch, ihm zu begegnen, und segelte, Koshin vermeidend, nach Lissabon zurück.

Albuquerque erkannte bei dem Mißgeschick seiner Rivalen sehr wohl seine eigene mißliche Lage. Er ahnte wol, daß die Leute, welche mit Aguiar Indien verlassen hatten, alle Mittel versuchen würden, seinen Namen am Hofe zu schwärzen und ihn zu verdächtigen. Er vermuthete mit Recht, daß Pedro d'Aguiar und seine Mannschaft das Unglück von Calicut nicht der ungestümen Hitze des Marschalls, sondern dem lauen Beistande des Oberstatthalters zuschreiben würden; — ein Großes sollte also geschehen, die Neze zu zerreißen, mit denen er umspinnen zu werden fürchten mußte. Er versammelte daher seine Scharführer, erklärte ihnen, wie das emporkeimende Reich der Portugiesen in Ostindien nur durch ununterbrochene Thätigkeit zur Reife gedeihen könne, und schlug einen Kriegszug nach dem Nothen Meere vor. Das Nothe Meer dachten sich Alle mit arabischen Waarenschiffen besäet; unermessliche Beute winkte, kein Einziger, der nicht wohlgefällig seine Zustimmung gab.

Aber es waren ganz andere Entwürfe, mit welchen Albuquerque sich trug. Schon früher hatte er Seekundige abgeschickt und den Hafen von Goa in aller Stille untersuchen lassen; die Kurzsichtigen bespöttelten ihn deshalb mit höhnischen Ausfällen, und selbst die Soldaten sangen Lieder von „dem ungeheuren Strauße des Oberstatthalters in einem Sperlingskäfig“. Er indessen trat in Unterhandlungen mit dem befreundeten Könige von Dnor und dem Timoja, dem Feldherrn desselben, die er Beide dem Beherrscher von Dekan, unter dessen Botmäßigkeit Goa stand, feindselig wußte. Zugleich schickte er den Pater Ludwig, einen Franziskaner, nach dem Königreiche Rarsing, ließ den Monarchen desselben zu einem Bündnisse einladen und versprach, ihm den Handel mit perfischen Pferden, die nummehr über Lissabon nach Europa gehen sollten, in die Hände zu bringen. Nach solchen Einleitungen verließ die Flotte den Hafen von Koshin, und Jedermann glaubte, man ziehe nach dem Nothen Meere.

Die volkreiche Stadt Goa liegt zwischen dem Kambayischen Meerbusen und dem Vorgebirge Komorin, ziemlich in der Mitte auf der Insel Tenasserim. Die Stadt war damals eigentlich nicht mehr ein Besitzthum des Königs von Dekan, denn dieser hatte sie einem Mauren, dem Hidai-Khan, abtreten müssen. Dem neuen Beherrscher verdankte sie ihre starke Befestigung, und sie wurde mit großer Sorgfalt von Arabern, Persern und Mamluken bewacht.



Portugal's größte Macht in Ostindien. (Zu Seite 367.)

Albuquerque schritt sofort zum Angriff, und nach heißem, aber kurzem Kampfe wurde Goa 1510 erobert. Der Ort blieb seitdem die Hauptstadt der portugiesischen Besitzungen in Indien. Die Eroberung dieser hochwichtigen Stadt verherrlichte den portugiesischen Namen im ganzen Orient und erwarb dem Oberstatthalter Albuquerque allseitige Verehrung und Huldigung, um so mehr, da er seine Macht zwar streng, aber doch mit Gerechtigkeit und einem Maß von Milde walten ließ.

Nunmehr richtete Albuquerque sein Augenmerk auf die weiter östlich gelegenen Länder Ostens und die Inseln im östlichen Meere. Die Ausichten auf Erweiterung des Handels und Erwerb noch größerer Schätze in diesen Gegenden erweiterten sich immer mehr, und so beschloß er, die portugiesische Macht auf das Meer und die Inselgruppen im ferneren Osten auszudehnen und auf der Halbinsel Malakka einen festen Punkt zu gewinnen, um von hier aus die weiteren Unternehmungen leiten zu können.

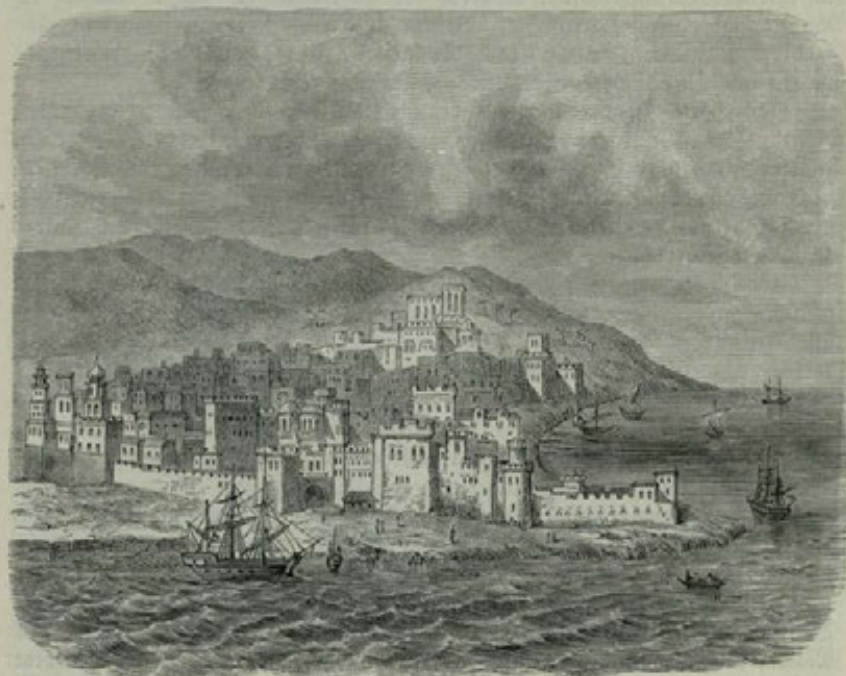
Aber fast überall, wo die Portugiesen hinkamen, selbst in Malakka, waren ihnen die Araber schon zuvorgekommen. Sie hatten sich meistens auf friedliche Weise, zuweilen auch wol durch gewaltfame Maßregeln, des Handels bemästert. Sie waren nicht mehr jene Araber aus der Zeit Mohammed's, welche vor allen Dingen von den Völkern, mit denen sie in Berührung kamen, Anerkennung ihres Propheten forderten. Sie glichen auch nicht jenen barbarischen Verwüstern Indiens, den Patanen und Mongolen. Die Nachkommen dieser, nachdem die erste Wuth der Eroberer gegen die Göpentempel und deren Verehrer gesättigt und gewissermaßen erschöpft war, ohne sonderlich viel auszurichten, hatten sich auch schon längst an indische Sitte gewöhnt und manche mildernde Einflüsse davon erfahren. Freilich verließ der Bekehrungszeifer die Araber niemals ganz; die Malayen der Halbinsel und die Javanesen waren durch sie zur Annahme des Islam gebracht worden. An der Küste von Malabar hatten sich arabische Kaufleute in großer Zahl als freiwillige Unterthanen der einheimischen Fürsten angesiedelt, denen sie um so willkommener waren, weil ihr betriebamer Handelsverkehr durch den Absatz der Erzeugnisse des Gewerbsleißes und des Bodens und durch Zölle auf die Aus- und Einfuhr den Wohlstand ihrer Staaten und die öffentlichen Einkünfte beträchtlich vermehrte. Ungeachtet aller Verschiedenheit des Geblüts, der Religionen und der Sitten mochte doch zwischen den Hindu und den Mauren eine gewisse anti-europäische Sympathie stattfinden. Wären die Ankömmlinge aus dem Westen, die Portugiesen, in der Gestalt unbewaffneter Kaufleute erschienen, so hätten sie schwerlich einen auch nur mäßigen Antheil an dem indischen Handel erlangt. Ihnen blieb in der That keine andere Wahl, als entweder Alles oder nichts zu sein.

Je fester der Fuß die Portugiesen in Indien faßten, desto höher stiegen ihre Forderungen. Ihre Handelsverträge waren oft nur verkleinerte Tribute, wegen der Monopole und anderen lästigen Bedingungen, wozu sich die asiatischen Fürsten verstehen mußten. Der Samorin wurde daher bald ihr entschiedenster Gegner, sein Haß lehrte ihn sogar, mit Hilfe seiner maurischen Unterthanen sonst nie versuchte Kriege zur See führen.

Dagegen ergaben sich ihnen seine Nachbarn im Norden und Süden, welche von dem Samorin gedrückt wurden, die Könige von Kanamor und Koschin; diese fanden auch an den Portugiesen tapfere und hilfreiche Bundesgenossen. Als

Privatleute konnten die Mauren an der malabarischen Küste ihnen nur durch List entgegenarbeiten, aber ihre Hoffnung war auf ihre im Westen herrschenden Glaubensgenossen, den Sultan von Aegypten und den Sultan der Rumes (den türkischen Kaiser), gerichtet; von dorthier erwarteten sie Flotten, die sich mit den europäischen messen könnten. So wurden die Portugiesen in einen immer erweiterten Kreis von politischen Verhältnissen, von Land- und Seekriegen gezogen, wogegen die Streitkräfte ihrer Befehlshaber äußerst gering waren.

So waren die Verhältnisse, als Albuquerque die Eroberung Malakka's und der reichen Molukkeninseln plante und beschloß.



Malakka. Nach einer Abbildung vom Jahre 1574.

Albuquerque hatte die Macht — Vorwand und Recht zum Angriff waren bald gefunden. Bereits 1509 war de Siqueira mit zwei Schiffen nach Sumatra und Malakka gegangen, um hier Handelsverbindungen mit den Eingeborenen anzuknüpfen. Auf Sumatra war er freundlich aufgenommen worden, in Malakka aber hatten die maurischen Kaufleute die Portugiesen so verdächtig, daß dieselben nur mit Mühe und Verlust mehrerer Leute der verderblichen Gefahr entgehen konnten. Für Albuquerque war das Grund und Recht genug zur Strafe und Eroberung. Mit 1400 Mann auf 19 Schiffen erschien er am 1. Juli 1511 in dem Hafen von Malakka, wo sehr viele Fahrzeuge asiatischer Küstenländer, von Bengalen, Pegu, China, vor Anker lagen.

Die Stadt Malakka liegt fast in der Mitte der gleichnamigen Meeresstraße und dehnt sich fast eine Meile an der Küste aus. Albuquerque verlangte sofort

die Auslieferung der Leute, welche vor zwei Jahren zurückbleiben mußten, und ferner Genugthuung für die Beleidigung. Die Antwort kam nicht schnell und befriedigend genug. Die Stadt wurde sofort angegriffen, die Schiffe im Hafen, die Vorstädte und die Landhäuser in Brand gesteckt und Malakka selbst im Sturm erobert. Die Beute der plündernden Sieger war größer, als jemals eine in Indien bisher gemacht worden ist, sie betrug mehr als 1 Million Kreuzaden in Gold. Der Name der Portugiesen hatte sich durch die bisherigen Unternehmungen in der ganzen weiten Zone Ostindiens, bis über die reichen Inselgruppen hinaus, furchtbar gemacht, und Antonio d'Abreu segelte jetzt mit drei Schiffen, diese Inseln näher zu untersuchen, während der Oberstatthalter selbst, nachdem er Malakka mit einem starken Fort befestigt und eine Besatzung sowie ein Geschwader zum Schutz des Verkehrs zurückgelassen hatte, nach Goa zurückkehrte, von wo aus neue Eroberungspläne ausgeführt werden sollten.

Noch hatte Albuquerque auf der Rückkehr nach Goa Sumatra nicht erreicht, als ein furchtbarer Sturm seine mit Beute überreich beladene Flotte vernichtete. Hab und Gut ging verloren, nur ein Theil der Mannschaft rettete das nackte Leben. Es war ein Ereigniß schwerer Prüfung, zumal auch in Goa inzwischen Ungeheurigkeiten vorgekommen waren, welche die junge portugiesische Macht gefährdet hatten.

Endlich kam die Zeit, wo Albuquerque seinen lange durchdachten Reiseplan in Ausführung zu bringen suchte. Es galt nichts Geringeres, als von der Ostküste Afrika's an den ganzen südlichen Orient, ganz Südastien, Arabien, Persien, Vorder- und Hinterindien und die weitere östliche Inselwelt der Macht Portugals und seinem ausschließlichen Handel zu unterwerfen und den Arabern alle Handelswege in diesen Gegenden zu verlegen. In seiner Rechten hielt er Malakka, den befestigten Stapelplatz des entferntesten Orients, wo chinesische und arabische Kaufleute zusammentrafen, und das den Weg nach China und Japan, Katai und Zipangu zeigte; während die Linke Aden, Socotora, Ormus den Arabern, Türken, Persern entreißen und die Kiegel des Rothen Meeres bis nach Suess und des Persischen Meerbusens beherrschen und festhalten sollte.

Mit großer Anstrengung rüstete Albuquerque eine Flotte aus von zwanzig Schiffen mit dritthalbtausend Mann, und alle Welt glaubte, sie werde nach Malakka und den östlichen Inseln geführt werden. Aber unerwartet erscheint sie Ende März 1518 vor Aden, einem stark befestigten Orte an der Südostküste Arabiens, wo gewöhnlich die arabischen Handelsschiffe Nachrichten über die portugiesische Flotte einziehen und, je nachdem dieselben ausfallen, ihre Fahrten und Geschäfte einrichten. Albuquerque erkannte zwar gleich bei der Landung, daß Aden sehr befestigt und daß seine Aufgabe, den Ort zu erobern, eine sehr schwierige sei. Aden war und ist noch heute das wichtigste Bollwerk für die Beherrschung des Arabischen Meeres. Es ist ein ausgebrannter Vulkan, der durch eine sandige Landenge mit dem Festlande in Verbindung steht, und dessen eingestürzter Krater einen sicheren Hafen bildet, der, seit 1839 in den Händen der Engländer, den Kiegel zum Ein- und Ausgange für das Rothe Meer bildet. So schwierig auch die Eroberung Adens gleich Anfangs erschien, so wollte doch Albuquerque wenigstens einen Versuch machen, die Feste zu erstürmen. Der Erfolg war trotz stundenlangen Kampfes nur ein namhafter Verlust, der zum Rückzuge nöthigte.

Auch der Versuch, an den Küsten des Rothen Meeres festen Fuß zu fassen, mißlang. Die klippenreichen Küsten auf der arabischen und ägyptischen Seite, die sehr schwierigen Fahrstraßen, der Wechsel der Winde, den die Portugiesen noch nicht kannten, erschwerten die Fahrt in einer nicht zu überwindenden Weise, und trotz eines längeren Aufenthalts mußte man unverrichteter Sache nach Indien zurückkehren. Dennoch hatte diese im Ganzen verfehlte Unternehmung den großen Vortheil, daß diese Meeresgegenden genauer erkannt wurden und man später nicht nöthig hatte, sich auf die unsicheren maurischen Votien zu verlassen.



Cernus. Nach einer Abbildung vom Jahre 1574.

Aber der Verlust an Geld und Leuten nach diesem Unternehmen und selbst nach dem auf der Heimfahrt von Malakka, die Strenge gegen die zügellose Habgucht und Ränke beutlustiger Abenteurer, von denen er mehrere nach Lissabon zur Bestrafung zurückschicken mußte, gaben Veranlassung, ihn bei Hofe zu verdächtigen und seine Leistungen und Verdienste in ein für die Krone Portugals bedenkliches Licht zu stellen. So kamen ihm von Portugal die kränkendsten und widersinnigsten Befehle zu, unter anderen auch der, Goa, seine schönste und wichtigste Eroberung, wieder aufzugeben. Er hatte aber den Muth, den Befehl nicht zu erfüllen, und Goa ist der Sitz der portugiesischen Herrschaft in Indien für ihre ganze Dauer geblieben. Albuquerque erkannte die Ränke und Nichtswürdigkeiten seiner Feinde, und trotz aller stupiden Undankbarkeit des Königs bereitete er mit unermüdlicher Anstrengung eine That vor, die Portugals Macht

und Ruhm auf das Glänzendste in Ostindien befestigen sollte. Er hatte das Gelübde abgelegt, nicht zu rasten und nicht eher seinen Bart zu scheeren, als bis er Ormus am Eingange in den Persischen Meerbusen erobert haben würde. Ormus ist die Barriere, der Niegel dieses Meerbusens und mit einer der festesten Plätze zur Beherrschung des Verkehrs zur See nach Indien.

In den letzten Tagen des Februars 1515 verließ er mit einer Flotte von 27 Fahrzeugen, welche 2200 Mann an Bord hatten, Goa und erschien am 26. März vor Ormus, wo seine Ankunft einen unbeschreiblichen Schrecken verbreitete. Man wagte nicht, sich in einen Kampf mit ihm einzulassen und er vollendete und besetzte trotz aller Gegenvorstellungen und Ausflüchte das von ihm früher begonnene Fort, wodurch er die Stadt und ihren Handel gänzlich in seine Hände bekam, ohne auch nur ein einziges Menschenleben opfern zu müssen. Während er mit den zur Behauptung des so schnell und leicht eroberten weltberühmten Stapelplatzes nöthigen Vorbereitungen beschäftigt war, befiel ihn eine bedenkliche Unterleibskrankheit, die sich bald zu einer tödlichen Festigkeit steigerte. Schon auf der Rückfahrt von Ormus erfuhr er von einem ihm entgegenkommenden Schiffe, daß sein Nachfolger ernannt sei, und noch größer war die Kränkung, daß zwei seiner früheren Untergebenen, die er als Schuldige nach Portugal zur Bestrafung geschickt hatte, vom Könige hochbegnadet und mit Aemtern begleitet zurückkehrten. Schmerzlich ergriffen, hob er die Hände zum Himmel und sprach die erschütternden Worte: „O Gott, du weißt es, ich stehe übel mit dem Menschen, weil ich den König liebte, und mit dem Könige, weil ich die Menschen liebte — und so bin ich mit dem Könige und mit den Menschen zerfallen. Ich armer, alter Mann, es ist Zeit, daß ich ins Grab steige.“ Nur durch vieles Zureden konnten ihn seine Gefährten bewegen, zu seiner Rechtfertigung wenigstens einige Zeilen an den König zu richten. Er gab nach und diktierte: „Sire! dies sind die letzten Worte, welche ich, mit dem Tode ringend, an Ew. Majestät schreibe, nachdem ich so manchen andern Brief mit froherem Herzen an Sie geschrieben habe, so oft es mir gelungen war, Ihnen Dienste zu leisten. Ich hinterlasse in diesem Lande einen Sohn, Namens Bras d'Albuquerque, und ich bitte Ew. Majestät, diesen den Lohn für die Dienste seines Vaters ernten zu lassen. Was die Zustände in Indien betrifft, so werden diese für sich selbst und für mich sprechen.“ Er hatte kaum noch Kraft genug, diesen Brief zu unterzeichnen und starb im Angesichte von Goa am Bord seines Schiffes den 16. Dezember 1515 im 63. Jahre seines Alters.

König Emanuel widerrief zwar seine Befehle und erneuerte dem wohlverdienten Helden und Staatsmann die Versicherungen seiner Gnade, aber es war zu spät, der Held war bereits verschieden. Die Geschichte schrieb seitdem strahlende Blätter vom Ruhme seiner Thaten und schmachvolle Zeilen vom Undank seines Königs.

Und noch staunenswerther als die vollendeten großen Thaten des bewundernswerthen Mannes waren die beiden gewaltigen Pläne, mit denen er sich in den letzten Lebensjahren beschäftigte. Der erste hatte keine geringere Aufgabe, als die Bildung einer leichten Reiterei, von Ormus aus Mekka zu überfallen und mit dieser Metropole zugleich den portugiesisch-arabischen Handel zu vernichten. Sodann, das war der zweite gewaltige Gedanke, wollte er den Nil bei seinem Eintritt in Nubien in das Rothe Meer ableiten, Aegypten in eine

Wüste verwandeln und auch hier den Handel von Alexandrien für immer vernichten! — Ob es ihm jemals gelungen wäre, diese Pläne auszuführen, ist für uns gleichgiltig. Denn wie auch immer das Urtheil über die ersten Antriebe und das letzte Ziel menschlicher Unternehmungen ausfallen mag, die Größe eines außerordentlichen Gedankens, einer maßlos sich steigenden Willenskraft gebietet jederzeit Bewunderung.

Noch lange nach dem Tode Albuquerque's besuchten die Indier, welche von den portugiesischen Statthaltern hart bedrückt wurden, sein Grab wie eine geweihte Stätte, spendeten an demselben Opfern von Blumen und Del und riefen den Todten um Recht an, das sie bei den Lebenden nicht fanden. Denn der Tapferkeit und Besonnenheit des Feldherrn stand die Klugheit des Staatsmannes zur Seite, dem Uebermuth der untergeordneten Befehlshaber seine Gerechtigkeit und Strenge gegenüber. Die Habsucht der meisten seiner Landsleute empörte ihn um so mehr, als er selbst mit dem schönsten Beispiel ihnen voranging, und die Verwaltung seines eigenen Vermögens kaum einiger Aufmerksamkeit würdigte, aber die Einkünfte des Staates mit der gewissenhaftesten Redlichkeit überwachte.

So ist denn auf Albuquerque das schönste Dichterwort in vollstem Sinne anwendbar:

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch."

Albuquerque hinterließ die portugiesische Herrschaft in Indien auf dem Gipfel ihrer Macht. Die Flaggen Portugals wehten bei seinem Tode an den Westküsten Afrika's, am Kap der guten Hoffnung, an der Ostküste Afrika's, der Südküste Asiens bis an die Grenzen von China, Japan und Neu-Guinea.

Portugal herrschte im ganzen Indischen Ozean. Auf Afrika's Küste war Sofala, Mozambique und Mombaza zinsbar, in Arabien Muskat, in Persien das mächtige Ormus. Auf der Küste von Malabar beugten sich die Städte Damau, Diu, Goa, Kojchin, Coulan und viele andere Hafensplätze; auf der Küste von Koromandel aber: Meliapur, St. Thomas, Madras und Masulipatam; in dem östlichen Ozean Malakka, Makao, Timor, Ceram und die Gruppen der reichen Gewürzinseln.

Von den noch vorhandenen Städten auf der Küste Koromandel kannte und erforschte jenes große seefahrende Volk, außer Tranquebar (Tragumbar) und Pondichery, Tutucorhe, Negapatan, Paleacate und Masulipatan.

Die Provinz Guzurate, in deren nördlichen Gebirgen die kriegerischen Rasbutten wohnten, kam ebenfalls in ihre Gewalt, und eine von den Portugiesen im Jahre 1509 bei Diu an der südlichsten Spitze erbaute Festung bürgte für die Dauer des Besizes.

Nun verschwand der bisher berühmte goldene Chersones der Alten, und Sumatra, dessen Goldbergwerke zu Renangcabo und Baros vielleicht zu diesem Namen Gelegenheit gegeben hatten, erschien nebst anderen Eilanden vom Kontinente Asiens durch Buchten und Meerbusen getrennt.

Malakka, vor etwa dreihundert Jahren erbaut, war an die Stelle eines alten weltberühmten Handelsortes — der Stadt Singapur — getreten. — Malakka wurde nun die Hauptstadt eines besonderen Reiches, welches sich von Siam losgerissen hatte, und der erste Marktplatz für Gewürze und chinesische Waaren.

Daher ward dieser merkwürdige Ort nicht nur von arabischen und persischen Kaufleuten, sondern von Schiffen aller kultivirten Nationen Asiens besucht. Man fand hier Fahrzeuge von Malabar, Bengalen, Siam, Java, China, den Molukken und Philippinen.

Durch diese wichtige Eroberung Albuquerque's also wurden die Portugiesen nicht nur Herren des Gewürzhandels, sondern damit öffnete sich ihnen auch der ganze östliche Archipelagus von Indien, nebst allen großen und kleinen Reichern jenseit des Ganges.

Außer dem großen Staate Siam mit der Hauptstadt Judia (India) und den vielbesuchten Handelsplätzen Tenasserim und Quedaa bot sich ihnen der Verkehr mit Pegu dar, nebst jenem das mächtigste Reich auf der Halbinsel, in dessen erstem Hafen, Martaban, die kostbarsten Edelsteine, Gummilack, Porzellan, Weisrauch und Seidenstoffe zu haben waren. Die übrigen, bisher eben so unbekanntem Reiche, Brama, Arracan, Ava, Camboja und Cochinchina, gewährten nun Portugals Handel freien Zugang.

Doch schon nach einem halben Jahrhundert neigte sich die portugiesische Herrschaft in diesen Ländern, und zwar durch die Schuld ihrer eigenen Statthalter, immer tiefer sinkend dem Falle entgegen — und der gänzliche Einsturz erfolgte eben so zerschmetternd als schnell, nachdem Englands und Hollands Flotten den Weg nach Indien gefunden hatten.



Wappen des Königreichs Portugal.



Balboa ergreift Besitz vom Stillen Ocean.

VII.

Vasco Nuñez de Balboa.

Seitgeist. Herkunft Balboa's. Geht nach Hispaniola, wird Gouverneur von Darien. Land und Leute. Zug nach dem Goldlande. Dabariba. Bündniß mit Komogre. Hinweis auf das Goldland und das Meer. Der Zühmud. Unwegsamkeit durch das Gebirgsland. Kämpfe, Strafgericht und Hinthunde. Erster Blick auf das Weltmeer. Besitzergreifung desselben. Verschiedene Formen der Besitzergreifung. Perlen und Perleninseln. Rückzug. Verleumdung und Untersuchung. Pedrarias wird Statthalter. Geheimer Hof und gefährliche Aufgaben. Balboa zum zweiten Male am Weltmeer. Rückberufung. Verhaftung und Hinrichtung. Balboa's Verdienste und Vergehen.

Der bisherige Gewinn genügte den Spaniern nicht als Lohn ihrer Entdeckungen. Die Bewohner der entdeckten Inseln waren meist arm und hatten nicht mehr Gold als die Zierraten, die sie trugen.

Auch diejenigen Spanier, die auf dem Kontinente gelandet waren, sahen sich ebenfalls getäuscht. Sie fanden ein herrliches Land, aber fast in wildem Zustande, ungeheure Waldungen, mächtige Ströme und Gebirgsketten, kurz,

ein Gebiet, das dem wildesten Eroberungsgeiste oder der üppigsten Genußsucht genügen konnte, nur keine Schätze, kein Gold. Indeß ward ihr Goldburcht beständig unterhalten durch die Erzählungen der Indianer von Haufen Goldes im fernen Westen und im Lande jenseits des Meeres, welches sich bis ans Ende der Welt erstreckte. Doch alle Expeditionen, welche sie aussandten, um in das goldreiche Land vorzudringen, gingen zu Grunde und der größte Theil der Abenteurer kam um, theils durch klimatische Krankheiten, theils durch strenge Witterung, bald den furchtbarsten Stürmen, bald der glühendsten Sonne ausgesetzt, oder auch auf der so gefahrvollen Seefahrt, die noch jetzt die Kunst der Seeleute auf harte Proben stellte. Trotzdem blieben die „Reiche im Westen“ fort und fort die Lösung, und neue Haufen kühner Abenteurer drangen vorwärts, um ihr Leben in den Sümpfen und Untiefen der Neuen Welt daran zu setzen; doch erlangten sie mit der Zeit mehr Erfahrung, und alle Anstrengungen wurden jetzt nur auf die Mittel gerichtet, zur See das Goldland zu erreichen. Die Indianer behaupteten beharrlich, daß der nächste Weg zu den großen Schätzen Amerika's über die Bergkette von Darien führe, bis sich endlich ein Spanier fand, kühn genug, nochmals den Versuch zu wagen, den so viele seiner unerschrockenen Landsleute vergebens unternommen hatten. Er war glücklich genug, ihn durchzusetzen und so seinem Namen die wohlverdiente Unsterblichkeit zu erringen.

Vasco Nuñez de Balboa, von adeligem Geschlecht, war im J. 1475 zu Xeres de los Caballeros geboren. Schon früh begann er seine Laufbahn als ein Mittel ding von Kaufmann und Krieger, wie es damals fast Alle waren, die nach der Neuen Welt gingen. Nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen, Reichthümer zu erwerben, ließ er sich in Hispaniola nieder und übernahm eine Pachtung. Doch Balboa gehörte nicht zu jenen Männern, die des Lebens Gemächlichkeiten in Ruhe genießen können.

Abermals ward ein neuer Zug nach Westen angekündigt; Balboa beschloß, Theil daran zu nehmen, doch er war tief in Schulden, und der Statthalter Nicuesa hatte ausdrücklich verboten, daß kein Schuldner die Insel verlassen solle. Balboa ließ sich in einer Tonne an Bord bringen und erschien nicht eher auf dem Verdeck, als bis das Schiff auf offener See war. Der Befehlshaber der Expedition, erzürnt hierüber, drohte, ihn ans Land zu senden; doch Balboa, schön, thätig, klug und einschmeichelnd, war nicht der Mann, den man zurückwies, zu einer Zeit, wo jeder Spanier seinen Werth hatte, und bald wußte er sich in Gunst zu setzen. Nicht lange darauf wurde eine Kolonie St. Maria an der Ostseite des berühmten Isthmus von Darien gegründet. Balboa wurde in kurzer Zeit Gouverneur derselben und hier entfaltete er ein Herrschertalent, welches ihm in seiner Stellung sehr zu statten kam.

Die Insulaner, welche Columbus vorgefunden hatte, waren ein furchtames und unschuldiges Völkchen, das fast in ursprünglicher Sitteneinfalt lebte; allein die Abenteurer, welche auf dem festen Lande vordrangen, fanden sich oft von kühnen Völkern umringt, die nicht ganz ohne Disziplin waren und die erlittene Unbill oft blutig vergalteten. Die verwegensten, stärksten und diszipliniertesten Stämme, welche den Spaniern noch vorgekommen, waren diejenigen, welche die Kolonie von Darien umgaben, und nichts als die schärfste Wachsamkeit und eine verzweifelte Tapferkeit konnte die eingedrungenen Gäste vor dem Untergang schützen.

Die Indianer von Darien kämpften mit Keulen, hölzernen Schwertern und Pfeilen, doch vergifteten sie nie ihre Waffen, noch verzehrten sie ihre Gefangenen, wodurch sie sich von den anderen Indianern an den umliegenden Küsten vortheilhaft unterschieden. Sie rissen dem Gefangenen bloß einen Zahn aus und alsdann war er Sklave. Im Kampfe erhaltene schwere Wunden gereichten zur Ehre; wer sie erhielt, wurde in den Adelstand erhoben, mit einem Stücke Land, einem Weibe und einem militärischen Rang belohnt. Ihren Häuptlingen bewiesen sie höhere Achtung, als es sonst unter den Indianern Sitte ist. Sie hatten Aerzte, Priester, welche eine Art von Orakel ertheilten, und eine Gottheit, Taira genannt, welcher sie Opfer von Brod, Blumen und Früchten darbrachten. Ihre Häuser waren künstlich gebaut; ihre Häuptlinge trugen baumwollene Mäntel; sie lebten meistens von Fischen, und beide Geschlechter besaßen eine große Geschicklichkeit im Schwimmen, eine Leibesübung, die sie besonders übten.

Die Schattenseite des Gemäldes bildet die moralische Verderbtheit dieser Völker. Ihre höchste Lust war es, sich in einem von Mais bereiteten Getränke zu berauschen. Tanz und Trunkenheit waren ihre Hauptvergnügen; die Todten bewahrten sie vor der Fäulniß, indem sie die Leichname dörreten, welche dann mit ihren Festkleidern und Waffen in ein Gemach gelegt wurden, das zu diesem Zwecke bestimmt war. Ein sehr üppiger Nationaltanz oder die Versammlung dazu hieß Arieto. Mit diesem rohen Gemisch von Gutem und Bösem verbanden sie eine gewisse Höflichkeit, die Allen einen Anstrich von höherer Civilisation gab.

Die Erzählung dieser Indianer von einem Goldblonde entflammte fortwährend die Spanier und reizte sie endlich zu einem Feldzuge gegen einen Naziten Namens Dabariba, welcher eine an Schätzen reiche Stadt bewohnte und einen Götzen von gediegenem Golde anbeten sollte. Entfernung, Krankheiten, mit ewigem Schnee bedeckte Berge, Meere von unaufhörlichen Stürmen beunruhigt, nichts konnte die Abenteurer mehr zurückhalten. Balboa stellte sich selbst an die Spitze seiner Landsleute, die in der Plünderung jenes Königs und seines Tempels ihren Lohn erwarteten. Doch zuerst mußten die umherwohnenden Naziten besiegt werden und ihr langer und tapferer Widerstand machte ihm viel zu schaffen; dennoch rückten die Spanier immer vor und selbst ihre Gefechte mit den Eingeborenen erhöhten ihren Goldburch noch mehr. Ein Bündniß mit Comogre, einem tapferen Häuptling, der an der Spitze von 3000 Bergbewohnern stand, erhöhte ihre Zuversicht. Sein Sohn kam zu den Spaniern mit einem Geschenke von 60 Sklaven und 4000 Goldstücken.

Hier ereignete sich ein folgenreicher Vorfall. Nachdem Balboa den fünften Theil für den König zurückgelegt hatte, sollte das Uebrige gewogen und vertheilt werden; dabei entstand ein Streit, die Schwerter wurden entblößt. Der junge Indianer sah Anfangs mit Erstaunen, dann mit Verachtung zu; endlich trat er herbei, warf die Wagschale mit geringschätzigem Lächeln zu Boden und rief: „Um solchen Tand streitet ihr euch? Wenn es euch um Gold zu thun ist, so sucht es da, wo es wächst; ich kann euch ein Land zeigen, wo ihr es mit den Händen zusammenscharren könnt.“ Diese Kunde versammelte alle Spanier um ihn her, und er fuhr in seiner Mittheilung fort: „Ein Nazite, der Gold in Menge besitzt, wohnt im Süden, sechs Sonnen von hier“, er wies

nach der Gegend, „dort, sagte er, werdet ihr das Meer finden, aber auch Schiffe, so groß wie die eurigen, mit Segeln und Rudern.“ — Dieser Zusatz machte die Spanier ein wenig stutzig, allein das Folgende entzündete ihre Habgucht wieder zur hellen Flamme. „Die Bewohner jener Länder sind so reich“, sagte er, „daß sie von goldenen Geschirren essen und trinken.“ — Dies war die erste Kunde von Peru.

Die Zeit der zweiten großen Entdeckung in der westlichen Welt war jetzt gekommen. Balboa beschloß, die Welt der Wunder, das große Meer, welches jenseit der Berge liegen sollte, selbst zu erforschen. Er rüstete ungefähr 190 spanische Krieger und 1000 Indianer zusammen, und mit einer Meute Hundehunde, welche man als einen nothwendigen Bestandtheil jeder indianischen Expedition betrachtete und die sich den unglücklichen Eingeborenen furchtbar genug erwiesen, zog er in die Wildniß.

Die Landenge ist zwischen dem 8. bis zum 9. Breitengrade im Querschnitt kaum 12 geographische Meilen breit. In der Richtung aber, die Balboa wählte, dringt die Südsee durch den Michaelsgolf und seine Verzweigungen so tief in das Land hinein, daß sich bei Careta die atlantischen und pacifischen Gewässer bis auf neun Meilen nähern. Die Erhebung der Höhenzüge ist so gering, daß nur einzelne Gipfel bis zu 1200 m aufsteigen, während die Fochs im Durchschnitte nur 315 m über dem Meere liegen und die Spanier, mit kundigen Führern versehen, nicht zu besorgen hatten, daß schroffe Porphyrwände sie plötzlich zur Umkehr zwingen möchten. Die Wasserscheide der beiden Weltmeere liegt hart am atlantischen Gestade und ist an einzelnen Punkten nicht zwei Meilen von dieser Küste entfernt. Jenseit der Cordilleren fällt in unseren Tagen das Flachland ein unbetretener Urwald. Stämme von heroischem Wuchse, gefesselt und überklettert von Schlingpflanzen und Schmarotzerreben, zwingen den Wanderer durch die nebartig verwebte Pflanzenmasse mit dem Buschmesser einen Pfad sich zu öffnen. Diese Herrschaft der Vegetation scheint ungeschmälert beinahe von einem Ozean zum andern zu reichen. Wo nicht Menschenhände eine künstliche Lichtung geschaffen haben, durchbricht nirgends ein Lichtstrahl die Dämmerung unter den Wipfeln. Wochenlang mag sich ein Wanderer durch diese Wälder bewegen, ohne daß sich ihm der Himmel öffnet. Wenn er einen günstig gelegenen Baum erklettert, überschaut er von der Krone nur die endlos grüne Oberfläche eines gestaltenreichen, unbeweglichen Laubmeeres oder entdeckt höchstens aus der Tiefe das Blinken eines schleichenden Gewässers, denn unter dem kühlen Schatten gleitet mancher wasserreiche Fluß nach der Südsee. Von diesen Stromgebieten lagen zwei quer vor Balboa's Weg. Der Südsee näher, erreicht der Savanas, nach kurzem Laufe von Nord nach Süden, den Michaelsgolf. Ihm folgt vom nachbarlichen Quellenlande der mächtigere Chucumaque in weitem Umwege und ergießt sich ebenfalls in den Michaelsgolf.

In der Küstenlandschaft Careta ließ Balboa einen Theil seiner Mannschaft zur Hut der Fahrzeuge zurück und brach mit dem Reste und den indianischen Lastträgern am 6. Sept. 1513 nach dem Gebiete des Kaziken Ponca auf. Der Zug über die Cordilleren war äußerst mühsam, denn man konnte nur die versteckten Kriegspfade benutzen, die sonst zu Ueberfällen dienten. Am 8. September hatte man das Gebiet des kleinen Dynasten besetzt, der aber in die Wälder entflohen war. Da Balboa, als kluger Anführer, keinen Feind im Rücken lassen

wollte, blieb er bis zum 13. September stehen, bis es ihm endlich gelang, mit Ponca Freundschaft zu schließen. Gegen beträchtliche Goldgeschenke empfing der Häuptling Fedmen und eiserne Aexte, auf welche die Indianer verständig einen hohen Werth setzten.

Valboa schickte einen Theil seiner Kranken nach Careta zurück und brach am 20. September auf, er kreuze auf beschwerlichem Marsch den Chucunaque bis zu einem zweiten Höhenzuge, wo ihm der Kazite Torcha mit seinen Kriegern den Paß verlegen wollte. Die indianischen Stämme waren in vollem Aufruhr. Die Spanier stießen, seitdem ihr Fuß die Gebirgskette erreicht, immer von Neuem auf kleine Heere, die von ihren Kaziten angeführt wurden.

Die Indianer forderten, gleich den alten Griechen, zuerst die Feinde mit Vorwürfen und Schmähungen heraus, dann begann das Gefecht. Torcha, ihr König, der, hätten die Indianer einen Varden oder Geschichtschreiber gehabt, den Ruhm eines Hector oder Leonidas erlangt hätte, stand im königlichen Mantel an der Spitze der Seinigen und gab das Zeichen zum Angriff. Die Indianer drangen mit wildem Geschrei vor; allein die Feuerwaffen der Spanier waren eine zu furchtbare Waffe für ihren nackten Muth. Ein Kugelregen brachte sie in Unordnung; sie sahen Wesen vor sich, welche, wie sie meinten, Blitz und Donner trugen, schneller tödtend, als die des erzürnten Himmels. Ihr heldenmüthiger König blieb mit 600 Kriegern todt auf dem Platze, und Valboa schritt über ihre Leichname zur Plünderung der Stadt.

Schon am nächsten Morgen saß er auch zu Gericht über einen Theil der Gefangenen und ließ gegen vierzig derselben von seinen Bluthunden zerreißen.

Diese Thiere oder vielmehr ihre Eigenthümer empfingen einen Sold, d. h. es wurde bei der Theilung der Beute ihnen ein Antheil je nach der bewiesenen Bravour bewilligt. Wenn die rauhen Apostel der europäischen Gesittung ein reißendes Thier zum Kriegsgefährten sich beigezelt hatten, so darf es uns auch nicht überraschen, daß die Annalen der Eroberung mit biographischer Treue uns die Thaten einzelner berühmter Hunde erhalten haben. Es gab keinen spanischen Pflanzler in Westindien, der nicht den Namen des Verazillo kannte, jenes berühmten Hundes, der bei der Eroberung von Puerto Rico im J. 1514 vom Pfeil eines Karaiiben fiel. Von ihm stammte, erlauchter beinahe als der Vater, ein anderer vierfüßiger Held, Leongico, der treue Begleiter Valboa's, der seinem Herrn auf dem Zuge nach der Südsee mehr als 500 Castellanos (3000 fl.) gewann, denn der Beutetheil dieses Hundes war größer als der eines Vogenschützen.

Und man fuhr fort, Berge zu besteigen. Die Entfernung von einem Meer zum andern ist in der größten Breite nicht über 18 und in der kleinsten nur sieben Seemeilen. Careta, wo ihr Marsch begann, ist von dem Stillen Meere nur sechs Tagereisen entfernt, allein sie brauchten zwanzig dazu. Der Isthmus besteht aus der großen Gebirgskette, welche das Rückgrat der Neuen Welt von Norden nach Süden bildet. Dem Marsche der Spanier stellten sich alle Hindernisse einer gebirgigen Gegend, eines glühenden und ungesunden Klimas und eines mit undurchdringlichem Gestrüpp bedeckten Bodens entgegen. Doch der Augenblick war nahe, der alle diese Mühseligkeiten belohnen, mehr als belohnen sollte. Philosophen und Könige dürften Valboa um sein Gefühl beneiden, als er sich durch die unermesslichen Waldungen hindurchgearbeitet hatte und seine indianischen Führer, die Quarequano's, ihm unter den in Nebel gehüllten Hügeln denjenigen zeigten,

von dem man das Stille Meer sehen konnte. Balboa behielt sich allein die Ehre dieser herrlichen Entdeckung vor. Er gebot seinen Truppen am Fuße des Hügels Halt und stieg allein hinan, mit gezogenem Schwerte, gleich dem Sieger, der, nach einer harten Belagerung, von einer eroberten Stadt Besitz nimmt. Als er die Spitze erreicht hatte, lag der Stille Ocean vor ihm.

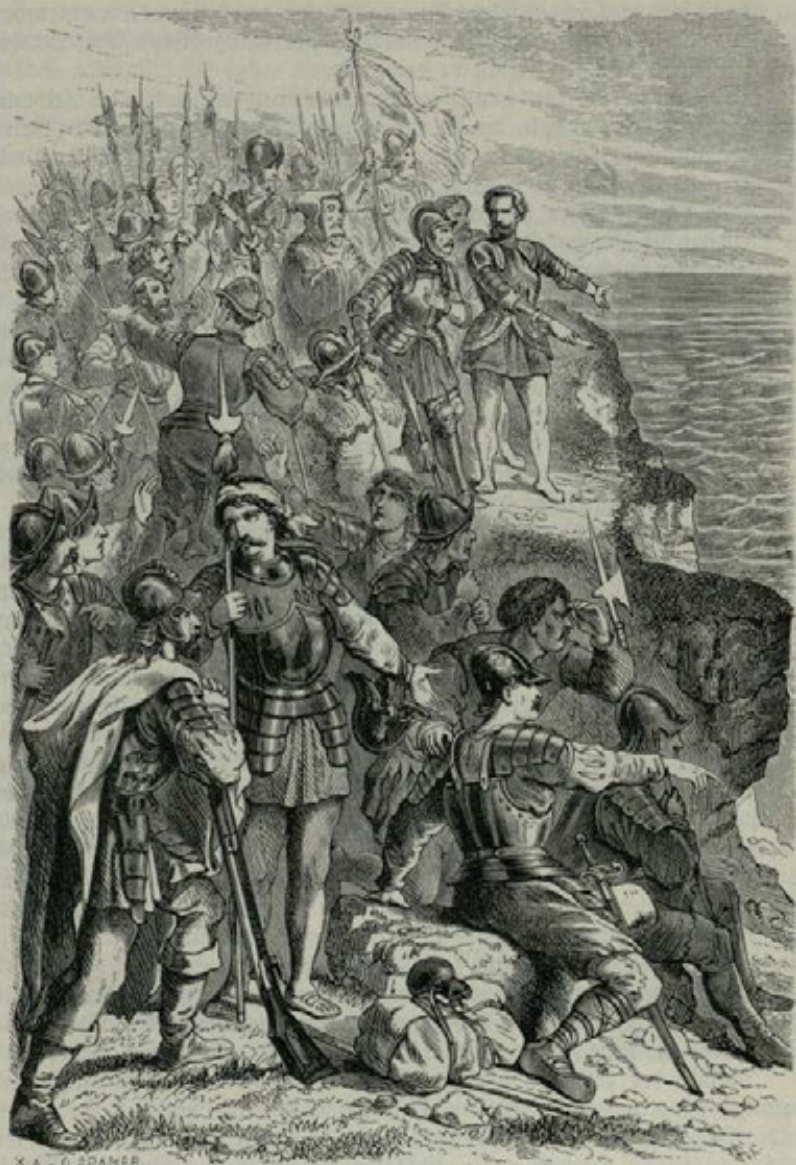
Die schwärmerischen Religionsbegriffe der Spanier spielten zu jener Zeit bei allen Vorfällen eine Rolle. Ihr Aberglaube verließ sie mitten im Gemehel nicht, aber das Gemälde, das jetzt vor den Augen des heldenmüthigen Führers lag — die hochstrebenden Träume von Größe, Herrschaft und Ehre, welche dieser Anblick hervorrief — der Blick auf jene Wellen, die zu den Ländern führten, welche an Reichthümern die kühnsten Träume der Alten Welt überboten und die herrlichsten Erzeugnisse der Natur im Ueberflusse besaßen — die Wellen, an deren Ufern Peru und Mexiko fast zu seinen Füßen lagen, die die entfernten Küsten von China und Hindostan bespülten, Länder, welche die Natur und der fabelhafte Ruf mit Wundern angefüllt hatte, geheimnißvolle Sitze von Reichthum, Religion, Königspracht und phantastischem, großartigem Aberglauben — Alles rechtfertigte den Aufschwung edler Gefühle und die Dankbarkeit eines vom höchsten Glücke fast betäubten und überwältigten Herzens. Balboa fiel auf die Kniee und brachte mit überströmenden Augen dem Himmel seinen Dank dar, daß er ihn dieses herrlichen Anblicks gewürdigt habe. Seine Truppen hatten sein Hinaufsteigen mit der gespanntesten Theilnahme bewacht, als Leute, deren Schicksal an seinen Erfolgen hing; doch als sie seine Geberden, Staunen und Entzücken und ihn knieend betend sahen, konnten sie sich nicht länger halten; sie eilten den Hügel hinan, erblickten mit Entzücken das unvergleichliche Schauspiel, und, seine Gefühle theilend, ergossen sie sich mit ihm in Dankbeten.

Balboa's Anrede an die Getreuen war seiner kräftigen Seele würdig. Kurz, kühn und mächtig, wußte er jedes Gefühl in ihnen aufzuregen; seine Worte waren die Posaune, welche sie zu den Siegen rief, die Mexiko's und Peru's Schätze seinem Vaterlande erringen sollten.

„Castilianer!“ rief er, „dort liegt das Ziel aller eurer Wünsche, der Lohn aller eurer Anstrengungen. Dort rollen die Wogen jenes Meeres, von dem ihr so viel gehört habt und welches die unermesslichen Reichthümer umschließt, die euch so lange versprochen worden. Ihr seid die Ersten, die diese Ufer erreicht, diese Wellen erblickt haben. Euch allein gehören daher die Schätze, euch allein der Ruhm, dieses unermessliche, nie betretene Gebiet der Herrschaft unseres Königs zu unterwerfen, dem Pichte unserer heiligen Religion zu öffnen. Voran denn, die Welt wird an Reichthum und Ruhm nicht Curesgleichen sehen!“

Noch war eine erhabene Ceremonie zu verrichten. Ein großer Baum wurde umgehauen, von Aesten befreit, zu einem Kreuze geformt und auf dem Gipfel des Berges als Zeichen des christlichen Glaubens emporgerichtet.

Jetzt galt es, die Küste zu erreichen. Balboa lieferte dem Indianerhauptling, der die unteren Pässe der Cordilleren vertheidigte, eine Schlacht, besiegte ihn und stand endlich am Ufer des Meeres. In voller Rüstung, das bloße Schwert in der einen Hand, einen Banner mit dem Bilde der heiligen Jungfrau und dem Wappen von Castilien zu ihren Füßen in der andern, ging er in das brandende Meer und rief mit lauter Stimme: „Langes Leben den mächtigen und hohen Herrschern von Castilien!“



Erster Blick auf den Stillen Ocean.

Dann fuhr er fort: „In ihrem Namen nehme ich Besitz von diesen Meeren und Ländern, und wenn irgend ein anderer Fürst, Christ oder Ungläubiger, ein Recht darauf zu haben glaubt, so bin ich bereit und entschlossen, ihm entgegen zu treten und die gerechten Ansprüche meiner Fürsten zu behaupten.“

Es ist hier vielleicht passende Gelegenheit, die verschiedenen Formen neben einander zu stellen, mit denen die spanischen und portugiesischen Entdecker die Länder in Besitz nahmen, welche sie entdeckten.

Kleine Inseln, die man von jedem Standpunkte übersehen konnte, hielt man schon von Jedem für entdeckt, der sie nur an irgend einem Punkte berührt hatte. Größere Inseln aber, wie z. B. Jamaika, Haiti, Cuba u. s. w. hielt man erst dann für entdeckt, wenn sie wirklich von Jemandem ganz umschifft waren.

Diese Idee scheint z. B. dem Umstande zu Grunde gelegen zu haben, daß der Sohn und Nachfolger des Christoph Columbus, der Admiral Diego Columbus, es für eine sehr schreiende Ungerechtigkeit hielt, als man ihm die Insel Jamaika nehmen wollte, die doch sein Vater ganz umsegelt und ganz überblickt habe.

Waren demnach die Augen und Blicke, so zu sagen, immer die Hauptbesitzergreifer, so verlangte man doch gewöhnlich auch noch, daß ein gewissermaßen soliderer Akt hinzukommen müsse. Andere körperliche Handlungen, die Betretung des Bodens, die Berührung mit den Händen und Füßen, die Ergreifung von Landesprodukten, von Pflanzen, Steinen, Erdreich u. s. w. wurden als eine Besiegelung und gewissermaßen Verstärkung und Vervollständigung der Entdeckung und Besitzergreifung durch die Augen betrachtet.

Die spanischen und portugiesischen Flottenkommandeure pflegten dabei verschiedene Dinge zu beobachten. Vor Allem errichteten sie in den neuen Ländern, die sie erreichten, ein Kreuz, einen Altar oder sonst einen an die Kirche erinnernden Gegenstand, den sie einweiheten und mit dessen Einweihung sie dann auch gewissermaßen die ganze Umgegend für das Christenthum heiligten. Alsdann ließen sie eine Messe lesen und zogen in Prozession in verschiedenen Richtungen im Lande umher, oft nur einige hundert Schritte nach Osten und Westen, nach Süden und Norden.

Zuweilen errichteten sie statt eines Altars oder Kreuzes auch nur Steinhäufen, oder schnitten mit Messern Kreuze in die Bäume oder kerbten die Anfangsbuchstaben ihrer Könige Ferdinand und Isabella, Karl's V., Juan's, Emanuel's in den Baumrinden aus, dazu auch die Löwen und das Kastell der Wappen von Leon und Kastilien und die fünf Würfel von Portugal. Sie ließen darüber von einem mitgebrachten Notar einen förmlichen Akt, ein Protokoll schriftlich aufnehmen, wodurch das Land sowol für den Entdecker selbst als für seinen Monarchen als in optima forma in Besitz genommen galt. Die Inseln und Länder wurden ungefähr so behandelt, wie man es in unseren Handelsstädten mit den Waarenballen und Waarenjäffern thut, denen der Eigentümer seinen Stempel, seine Firma aufdrückt.

Manche der von den spanischen Entdeckern erfundenen Besitzergreifungszeremonien waren sogar mehr komisch als feierlich. So aßen sie z. B. von den wilden Früchten und Beeren des Landes, das sie dadurch um so mehr an ihre Person zu fesseln glaubten. Der Entdecker der Küste von Guyana, Vincenz Binzon, hielt es sogar für gut, dazu auch an verschiedenen Punkten dieser Küste etwas Seewasser zu trinken. Die Form der Besitzergreifung Balboa's haben später noch mehrere Entdecker nachgeahmt, indem sie sogar mit Pferden in große von ihnen aufgefundenene Binnenseen oder Meeresabschnitte hineinsprengten und dabei ihre Schwerter und Fahnen darüber ausstreckten, wie Villiputaner, die das Land Brobdignac in Besitz nahmen.

Einen noch stärkeren Rechtstitel auf fremde Länder, als ihre bloße Entdeckung und Erblickung, als das Ausrupsen von Kräutern und das Genießen der wilden Landesfrüchte geben konnte, leitete man später aus der wirklichen Benutzung, Bebauung und Besiedlung solcher Länder ab. Beides, die Grundsätze des Entdecker- und des Besiedlungsrechts, sind noch bis auf die neueste Zeit in der Geschichte Amerika's und der dort zahllosen Grenzstreitigkeiten und Grenzkrige und bei den Staatsverhandlungen darüber von entscheidendem Einflusse gewesen. Noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als die Engländer auf der Nordwestküste Amerika's ihre berühmten Pelzhandelsfactorien errichteten, protestirten die Spanier dagegen und verlangten, daß die Engländer die Küste räumen sollten, weil spanische Kapitäne dieselbe schon in alten und neuen Zeiten entdeckt hätten. Die Engländer aber setzten diesem Entdeckerrechte der Spanier, das von ihnen erlangte Besitz-, Benutzungs- und Gebrauchsrecht entgegen, indem sie sagten, die Spanier möchten zwar wol die Küste früher erblickt haben, sie hätten aber nie Pelzhandel und Fischerei daselbst betrieben, nie mit den Eingeborenen verkehrt und sie können sich keiner festen gedeihlichen Besiedlung der Küste rühmen.

Ungefähr dasselbe setzten die Nordamerikaner und Engländer dem Kaiser Alexander von Rußland entgegen, als er im Jahre 1821 die ganze Nordwestküste von Amerika südwärts bis zum 51. Grade der Breite herab für russisch erklärte.

Am 19. Januar 1514 kam Balboa nach einer Abwesenheit von 4 1/2 Monaten wieder in seiner Kolonie St. Maria in Darien an. Sein Triumph war vollständig; die ganze Bevölkerung strömte ans Ufer, ihn zu empfangen, begrüßte ihn als eine Herde des spanischen Namens, als den Schöpfer ihres Glücks, als einen Gottgesandten, der sie zum Besitze unermesslichen Reichthums und Ruhmes führen sollte. Alle Ehrentitel, die spanische Bewunderung zu ertheilen weiß, wurden dem Helden gespendet. Die Guldigung des für den verdienstvollen Helden begeisterten Volks, die nie verdienter war, erklärte ihn als den Eroberer der Berge, den Friedensstifter der Landenge, den Entdecker des südlichen Meeres und, nicht wie andere Krieger der Alten oder Neuen Welt, als den Besieger von Menschen, sondern als den Ueberwinder der Natur.

Man muß diesem berühmten Manne die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich dieser glänzenden Popularität würdig zeigte. Seine Erfolge hoben seine großen Naturgaben nur noch mehr hervor; das Glück machte ihn nie anmaßend, noch die Gewalt tyrannisch, oder der Reichthum geizig. Balboa wurde von seinem Volke aufs Höchste geachtet und von den Indianern bis an sein Ende geliebt.

Doch die Eifersucht und der Neid am spanischen Hofe, der selten die Macht auf edle Weise zu gebrauchen wußte, bezeichnete ihn bald als ihr Opfer. Seine Tugenden und Talente waren seine Ankläger.

So glücklich der bisherige Erfolg seines kühnen und beschwerlichen Zuges über den Isthmus zum Stillen Meere war, so unheilvoll war nunmehr für ihn die Verspätung seines Berichts an den König. Erst etwa acht Wochen nach seiner Rückkehr nach St. Maria, Anfang März 1514, ging ein Schiff nach Spanien, dem Balboa seinen Bericht über die neuen Entdeckungen mitgeben und zur Illustration desselben ein königliches Fünfstel, 20,000 Castellanos und

200 Stück der schönsten Perlen, beifügen konnte. Es war dies die reichste bisher gemachte Werthsendung. Einige Wochen früher hätte dieser Bericht ein Unheil verhütet und ihm Anerkennung und Dank eingebracht. Zu seinem Unglück aber hatten sich Nicuesa und Enciso, mit denen er vor dem Beginn der Expedition in Streit gekommen war, über ihn in Spanien beschwert und ihre Freunde führten eine sehr nachtheilige Entscheidung gegen ihn herbei. Balboa wurde seiner Aemter und Würden entsetzt, eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet, der sechzig Jahre alte, habfüchtige türkische Pedrarias als neuer Statthalter nach Darien geschickt und mit der Untersuchung gegen Balboa beauftragt.

Pedrarias war bereits am 11. April 1514 mit 1500 Mann abgefeselt, als Balboa's Bericht im Mai 1514 bei Hofe eintraf, der das Gedeihen der Ansiedlung, ihren Goldreichthum und die Verheißungen des neu entdeckten Ozeans berechtigt schilderte. Zu spät, seine Absetzung und die Untersuchung war bereits beschlossen, und Pedrarias hatte schon am 20. Juni St. Maria in Darien erreicht.

Um der Mannschafft eine Vorahnung seines Regiments zu geben, ließ Pedrarias während der Fahrt einen Soldaten wegen eines geringfügigen Vergehens ohne weiteres an den Mast aufknüpfen, und wie zum Hohn dem abgethanen Mann sechs Monate später in Darien den ordentlichen Prozeß machen und seine Strafbarkeit in aller Form altemäßig feststellen. Auch an der Küste von St. Maria wurden gleich strenge Exekutionen an den Eingeborenen vollstreckt und dabei den Indianern mit aller Höflichkeit eine spanische Proklamation vorgelesen, von der sie auch nicht einen Laut verstanden.

Als Pedrarias bei seiner Ankunft in Darien erfuhr, was Balboa inzwischen eingeführt, welche wichtige Verdienste er erworben hatte, erwartete er von ihm hartnäckigen Widerstand und war nicht wenig überrascht, als derselbe ihm mit der Erklärung entgegenkam, daß er sich in Allem bereitwillig den Befehlen des Königs unterwerfe. Nicht weniger war er erstaunt über die Einfachheit des gepriesenen und sehr beliebten Mannes, der so große Schätze erobert, in einem baumwollenen Wams, schlechten Beinleidern und Schuhen einherging und in einer elenden Hütte wohnte. Aber gerade diese schlichte Einfachheit und sein von Ungerechtigkeit und Kleinlichem Hass weit entferntes, gerades Benehmen gegen Jeden hatten ihm die Achtung und Anhänglichkeit sowol der Ansiedler als auch der Eingeborenen in so hohem Grade erworben, daß es von seiner Seite nur sehr wenig bedurft hätte, um dem neuen Statthalter die Landung zu verwehren. Pedrarias erkannte das, freute sich seines Glücks, hegte aber dennoch einen unvertilgbaren Groll gegen Balboa, den er für seinen gefährlichsten Feind hielt, und beschloß, ihn durch List oder Gewalt zu verderben. Er entlockte ihm einen genauen Bericht über seine Entdeckungen und rückhaltlose Darlegung seiner Pläne, warf dann die Maske ab, versetzte ihn in Anklagezustand und forderte Rechenschaft über sein früheres feindliches Benehmen gegen Nicuesa und Enciso, der wieder als Oberrichter mit der Expedition eingetroffen war. Dieser voreilige Versuch scheiterte aber an der Anhänglichkeit der zahlreichen Freunde Balboa's, er wurde zum nicht geringen Aerger des Statthalters freigesprochen.

Aber List, Tücke und Bosheit sollten ihn verderben. Pedrarias beauftragte ihn zunächst mit abenteuerlichen und gefährlichen Wagnissen, die entweder

in gewisses Verderben führten oder bei welchem doch im glücklichsten Falle wenig Ruhm zu ernten war. Zuerst erhielt er den Auftrag, mit zweihundert Leuten einen zweiten Zug nach dem schon früher von ihm vergebens gesuchten Goldtempel von Dobaiba, der, wie man vernahm, in einer höchst ungesunden, von wilden Thieren wimmelnden und von den grausamsten Indianerstämmen umwohnten Gegend liegen sollte, zu unternehmen. Die Expedition hatte, wie es Pedrarias wünschte, ein unglückliches Ende, und die Hälfte der Spanier, welche, während sie unvorsichtig den nach Dobaiba führenden Fluß hinausschifften, in einen Hinterhalt fielen, fand ihren Tod durch die Pfeile der Wilden, oder in den Fluten. Balboa und dem Führer einer kleineren Abtheilung, Bobadilla, welcher gefährlich verwundet wurde und mit dem Reste seiner Leute kaum die Ansiedelung wieder zu erreichen vermochte, wurde nun die Schuld von dem Mißlingen des Unternehmens zugeschrieben. Ihm würde wahrscheinlich schon jetzt durch die Bosheit Pedrarias ein trauriges Los geworden sein, wenn nicht gerade um dieselbe Zeit ein königliches Schreiben eingetroffen wäre, worin Balboa wieder zu Gnaden erhoben, zum Adelantado der Südsee und zum Gouverneur der von ihm entdeckten Provinzen Panama und Coyba ernannt wurde — freilich unter dem Oberbefehle des Pedrarias, wodurch diesem immer Macht genug blieb, ihn zu verderben. Balboa wurde zum Scheine veröhnt, sogar mit einer noch in Spanien weilenden Tochter Pedrarias' verlobt und erhielt den Oberbefehl zur Ausrüstung und Führung der schon geplanten Expedition zur Erforschung der Südsee. Der leicht veröhnlische Balboa fühlte sich jetzt für alle erlittene Schmach getröstet und ging mit gewohntem Eifer an die Ausföhrung des ihm übertragenen schwierigen Werks. Zuerst ließ er mit unsäglicher Mühe das Bauholz, das Tafelwerk und die zur Bewaffnung nöthigen Gegenstände zu vier Brigantinen über die steilen Berge der Landenge schaffen, setzte sie dann unter fortwährenden Entbehrungen in einer ungesunden, unfruchtbaren Gegend an den Ufern eines fast bis zum Gebirge schiffbaren Flusses zusammen und steuerte frohlockend in den südlichen Ocean, welcher bis jetzt nur die leichten Canoes der Wilden getragen hatte. Vor Allem besuchte er die vielgerühmten Perleninseln und verweilte einige Zeit auf der größten derselben, auf Isla del Rey (Königsinsel). Dann steuerte er längs der Küste des Festlandes nach Süden hin, nach den Gegenden, deren Reichthümer ihm mit reizenden Farben geschildert worden waren. Er würde vielleicht schon auf dieser Fahrt Peru entdeckt haben, wenn nicht seine Leute, durch eine Menge ungewöhnlich großer Walfische erschreckt, ihn eines Abends gezwungen hätten, sich dem Lande zu nähern und vor Anker zu gehen, um wieder nach der Bai San Miguel zurückzukehren.

Inzwischen wurde der mißtrauische Pedrarias von Neuem gegen seinen künftigen Schwiegersohn eingenommen, er beschloß jetzt unabänderlich den Untergang seines vermeintlichen Gegners und suchte ihn in seine Hände zu bekommen. Da er aber wol die Unmöglichkeit einsah, ihn an den Küsten der Südsee in der Mitte seiner Schar ergebener und entschlossener Gefährten mit Gewalt festzunehmen, so lud er ihn durch ein freundliches Schreiben ein, auf einige Zeit nach der Kolonie zu kommen, um mit ihm die Fortsetzung der Expedition in der Südsee zu berathen. Balboa folgte arglos der Aufforderung, ward aber zu seinem nicht geringen Erstaunen schon auf dem Wege von einer Schar Bewaffneter umringt und gefangen nach Acla, einer Pflanzstadt, welche die Spanier

vor nicht langer Zeit nördlich von Santa Maria in dem Gebiete des Naziken Careta gegründet hatten, gebracht. Hier wurde gegen ihn die Anklage erhoben, daß er die verrätherische Abſicht hege, der Regierung den Gehorſam aufzukündigen und an der Südſee eine unabhängige Herrſchaft zu gründen. Balboa, tief gebeugt, erkannte zu ſpät, daß er zu argloß in die Falle ſeines Todfeindes gegangen war. Pedrarias ließ den Kopf, dem er ſo lange nachgeſtellt hatte, nicht aus der Schlinge. Der Prozeß, der Balboa gemacht wurde, war kurz und ſchnell. Jede Appellation wurde verweigert und der hochverdiente Entdecker des neuen Meeres wurde mit ſeinen angebliſſenen Verſchworenen Arguello, Muñez, Balderrabano und Botella enthauptet, während Pedrarias durch die Kohrſpalten eines benachbarten Hauſes dem Henker zuſah und ſeinen Sohn noch einmal ſeine Unſchuld betheuern hörte.

Balboa war nur 40 Jahre alt geworden und mit ihm gingen große Fähigkeiten und große Pläne unter. Wol war ſeine Heldengeſtalt durch die rohe Mißachtung des Menſchenlebens und durch Habſucht beſeelt, aber es gewährt unſerem ſittlichen Gefühl keine verſöhnliche Veruhigung, daß wir ihn einem unrühmlichen Gegner unterliegen ſehen, der ihn an Fehlern und Tleden noch weit übertraf, ohne eine einzige ſeiner großen Eigenſchaften zu beſitzen. Die Zeitgenoſſen ſagen wol mit Recht von Pedrarias, „unter ſeiner Amtsführung iſt nichts geſchehen, was der Rede werth geweſen wäre.“

Balboa's Zug über den Iſthmus von Darien wird ewig denkwürdig bleiben, mag auch die durchſchrittene Entfernung noch ſo klein geweſen ſein. Das Wagniß wurde vergrößert durch die Beſchwerden der tropiſchen Wildniß und die Streitbarkeit der zahlreichen Fürſten auf dem Mariſche. Und während es kurz nachher den Cuevaindianern gelang, manche größere ſpaniſche Geſchwader vollſtändig zu vernichten, durfte ſich Balboa rühmen, auch nicht einen Gefährten eingebüßt zu haben. Mit großer Vorſicht zwang er alle Fürſten und Naziken, die er überfiel, Frieden zu ſuchen, und wußte mit vieler Klugheit den politiſchen Reid der kleinen Häupter ſich dienſtbar zu machen. Die Opfer, welche ſeine grauenhaften Juſtizakte niederſtreckten, waren wenigſtens klug gewählt, denn er traf nur die Gefürchteten, um ſich die ſchwächeren Nachbarn zu befreundeten. Freilich wenn wir die Schritte dieſes Mannes mit der Empfindſamkeit unſeres Zeitalters meſſen, erſtickt unſer Abſcheu jede Bewunderung ſeiner ſonſtigen Verdienſte, und es bleibt ihm nur das zweideutige Lob, daß er nicht muthwillig, ſondern mit Ueberlegung Blut vergoß, daß er ſchonender auftrat als ſeine Vorgänger und ſeine Nachfolger, denn die Entvölkerung der Landenge begann erſt dann, als ihn längſt das Schickſal erreicht hatte.



Cortez verläßt den Hafen von S. Jago.

VIII. Ferdinand Cortez.

Stürmische Jugend. Zwist und Verhöhnung mit Velasquez. Grijalva's Entdeckungen. Cortez' Expedition und Abfahrt von S. Jago. Seine Instruktion zur Erforschung der Küste Yucatan's. Landung auf Sotoca und Cozumel. Erstes feindsliches Zusammentreffen mit Tabascanern. Die schöne Karina. S. Juan de Ulloa. Kunde von Montezuma. Entdeckung des Panuco. Gründung von Veracruz. Empörung. Straße der Silberflotte. „Auf, nach Mexiko!“ Aztekische Boten. Vernichtung der Flotte. Ausbruch nach Mexiko. Kalapa. Bündniß mit Tlascala. Einladung nach Mexiko. Cholula's Verrath und Blutbad. Vormarsch. Thal von Mexiko. Hauptstadt und Schloß. Einzug und Empfang bei Montezuma. Nacht der königlichen Wohnung. Das Teocalli. Montezuma gefangen und in Ketten. Tribut. Erste Straße im Teocalli. Seine Nahrung. Ankunft und Niederlage des Kardoes. Empörung und Kämpfe in Mexiko. Rückkehr des Cortez. Tod Montezuma's. Ausmarsch aus Mexiko. Die „Nacht der Trauer“. Verlust der Spanier. Fall der Hauptstadt. Zug nach Honduras. Letzte Lebensjahre.



Die Portugiesen hatten ihre Entdeckungen und Eroberungen im Osten der Alten Welt wesentlich vollendet. Wir wenden uns nunmehr wieder nach Westen zu den Entdeckungen und Eroberungen der Spanier in der Neuen Welt.

Alle Nachrichten, sowol die von den bisherigen Entdeckungen am Mexikanischen Golfe gewonnen waren, als auch die von der Entdeckung Valboa's, wiesen übereinstimmend auf den Goldreichtum im Innern der Länder. Zu diese einzudringen, war nunmehr die Aufgabe der Zeit, und die

Statthalter der neuen spanischen Besitzungen richteten hierauf alle ihre Anstrengungen. Um diese Zeit war es, als Ferdinand Cortez auf den Schauplatz der Entdecker und Eroberer trat.

Ferdinand Cortez, 1485 zu Medellin in der Provinz Extremadura geboren, stammte aus einer alten angesehenen Familie und wurde zum Rechtsgelehrten bestimmt. Aber nach zweijährigem Aufenthalte auf der Hochschule zu Salamanca kam der junge Studiosus nach Hause zurück, trieb sich ohne Beschäftigung umher und zeichnete sich durch lose Streiche vor allen seinen Gefährten aus, bis die Nachrichten von den Reichthümern der Neuen Welt seine jugendliche Phantasie zu beschäftigen anfingen und ihn endlich bestimmten, 1504, jenseit des Ozeans, wo nicht nur Gold in Fülle, sondern auch am schnellsten Ruhm zu gewinnen war, sein Glück zu versuchen. Auf Hispaniola gewährte ihm Ovando bereitwillig ein Stück Land zum Anbau und zugleich die Schreibertische in der erst kurz zuvor gegründeten Niederlassung Aza.

Aber Cortez liebte weder Feder noch Pflugschar. Seine unruhige Lebensweise brachte ihn fortwährend in abenteuerliche Händel, wodurch er, obschon er den Degen trefflich zu führen verstand, manche Schuisse und Hiebe davontrug. Indessen nahm er schon damals thätigen Antheil an den Streifzügen zur Unterdrückung der Eingeborenen und lernte in diesen gefährlichen Kämpfen die Art der Kriegsführung der Indianer kennen. In solchen Kämpfen erwarb er sich durch Tapferkeit und Muth den Beifall des Velasquez in so hohem Grade, daß dieser, nachdem er die Statthaltertschaft von Cuba erhalten hatte, ihn zu seinem Geheimschreiber bestimmte und bei jeder Gelegenheit mit unzweideutigen Beweisen seiner Gunst überhäufte.

Das gute Einverständniß wurde jedoch bald durch Cortez selbst gestört, da er sich weigerte, galante Verbindlichkeiten gegen eine Dame zu erfüllen, mit welcher Velasquez befreundet war. Velasquez' Gunst verwandelte sich in so bitteren Haß, daß der junge, unvorsichtige Abenteurer an einer Verschwörung gegen ihn Theil nahm und, als diese entdeckt wurde, in den Kerker wandern mußte. Es gelang ihm jedoch, aus demselben zu entkommen und durch die Vermählung mit der Dame, welche die Ursache des Zwistes gewesen war, nicht nur die Verzeihung, sondern auch die Zuneigung seines früheren Gönners wieder zu gewinnen. Er erhielt sogar die Stelle eines Alcalden und große, vorzügliche Ländereien, auf welchen er mit seiner jungen, ungewöhnlich schönen Gemahlin vergnügt lebte und sich durch den Ertrag der auf seinem Besizthume befindlichen Goldgruben bald ein bedeutendes Vermögen erwarb.

Um diese Zeit verbreiteten die Nachrichten Grijalva's über die Reichthümer und die durch höhere Gestattung ausgezeichneten Bewohner des von ihm entdeckten Küstenstrichs des großen mexikanischen Reiches so ungewöhnliches Aufsehen, daß sich, wie bereits oben erzählt wurde, Velasquez beeilte, noch vor der Heimkehr Grijalva's, mit dessen Handlungsweise er unzufrieden war, eine starke Kriegsflotte auszurüsten, um das Land, welches so glänzende Erwartungen erregte, der spanischen Krone zu unterwerfen. Nach langer Ueberlegung entschloß er sich, die Leitung des vielversprechenden Unternehmens Ferdinand Cortez anzubieten. Cortez, auf einmal am Ziele seiner Wünsche, ging bereitwillig auf den Antrag ein und bot sein ganzes Vermögen auf, die auf ihn gefallene Wahl zu rechtfertigen. Von diesem Vorsatze ausgehend, leitete er die Vorbereitungen

zu der Expedition mit solcher Beharrlichkeit und Umsicht und wußte auch die Theilnahme der Ansiedler auf Cuba dafür so schnell zu gewinnen, daß der Statthalter, durch die Einflüsterungen einiger neidischer Nebenbuhler irre geführt, fürchtete, Cortez werde ihm den Gehorsam verweigern und als unabhängiger Befehlshaber die Früchte des Unternehmens allein ernten wollen.

Voll Mißtrauen beschloß er, den Oberbefehl über die Expedition in andere Hände zu legen. Cortez, davon unterrichtet, ging, um nicht sein ganzes, auf die Ausrüstung des Geschwaders verwendetes Vermögen zu gefährden und den günstigen Augenblick zu ver säumen, mit der ihm treu ergebenen Mannschaft noch in derselben Nacht an Bord und verließ am folgenden Morgen, 18. November 1518, den Hafen von S. Jago. Von einem wohlbewaffneten Boote aus winkte er dem Statthalter den Abschiedsgruß zu, der inzwischen in zorniger Ueberraschung nach der Küste geeilt, aber zu spät angekommen war. Er hatte nur das Nachsehen.

Der bereits erteilten Instruktion des Velasquez gemäß war die Expedition nicht bloß ein rein militärisches Unternehmen zur Eroberung und Kolonisirung, es war vielmehr dabei auch namentlich auf Fortsetzung der Küstenentdeckungen abgesehen. Cortez sollte zunächst nach der Isla Cozumel de Sta. Cruz segeln, alsdann sich längs der Isla de Sta. Maria de Remedios (d. h. nach Yucatan) und darauf zu der Punta de Sta. Maria de las Nieves, womit der Hafen von Uloa und die eigentliche Küste von Mexiko bezeichnet wurde, übergehen. Er sollte dabei alle Bufen, Häfen dieser drei Länder genau sondiren und erforschen und von ihnen einen vollständigen Bericht abstatten. Die Expedition war daher nach ihrer Bestimmung wenigstens zum Theil ebenfalls eine Erforschungsreise, und ihrem Erfolge nach war sie es in hohem Grade, denn Cortez war ein eben so großer Entdecker als Eroberer.

Alle Schiffe des Grijalva und ihre ganze Mannschaft waren mit der Flotte des Cortez vereint worden und der erfahrene Alaminos wieder der Hauptsteuermann derselben. Pedro de Alvarado lief in seinem Schnellsegler wieder voran, der Rest der Flotte segelte von Havana am 10. Februar 1519 ab und erreichte bald das Vorgebirge Catoche und die Insel Cozumel. Hier forschte Cortez nach den näheren Umständen der früheren Begegnung mit den Indianern, bei welchen Grijalva's Leute die Worte „Castilian! Castilian!“ gehört hatten, und es gelang ihm, bei Cozumel jenes Hieronymo de Aguilar habhaft zu werden, dessen Geschichte und Schiffbruch oben schon erzählt wurde. Derselbe blieb seitdem Begleiter des Cortez und für Yucatan sein Dolmetscher und Rathgeber.

Am 5. März umsegelte er das Kap Catoche und sandte bald seinen Kapitän Escobar voraus, um die Boca de Terminos zu untersuchen. Escobar erkannte jenes Gewässer als eine flache, zur Anlegung einer Kolonie nicht geeignete Lagune; und so segelte Cortez weiter zum Rio Tabasco, auch Rio Grijalva genannt. Hier hatte er mit den Eingeborenen die erste jener blutigen Schlachten, welche seinen Namen in Mexiko so schrecklich gemacht haben. Er zwang sie zum Frieden und lauschte ihren Erzählungen von den Goldschätzen Mexiko's; unter ihnen gewann er auch seine berühmte Begleiterin, die kluge und schöne Indianerin Donna Marina. Mit ihr und mit reicher Beute segelte er weiter nach San Juan de Uloa.

Und wer war die kluge und schöne Indianerin?

Da sie einen sehr bedeutenden Einfluß auf das Schicksal der Spanier ausgeübt hat, so erzählen wir in Kürze ihre Geschichte. Sie war in Painalla, in der Landschaft Coahuacalco an der südöstlichen Grenze des mexikanischen Reichs, geboren, und hieß Malinche, was die Spanier in Marina umwandelten. Ihr Vater, ein mächtiger und reicher Kazike, starb, als sie noch sehr jung war. Ihre Mutter verheirathete sich wieder, und da sie einen Sohn bekam, faßte sie den schändlichen Gedanken, diesem Sprößling ihrer zweiten Ehe Malinche's rechtmäßiges Erbtheil zu sichern. Sie gab daher vor, die Letztere sei gestorben, übergab sie aber heimlich einigen herumziehenden Handelsleuten von Xicallanco. Sie benutzte zu gleicher Zeit den Tod des Kindes einer ihrer Sklavinnen, die Leiche desselben statt ihrer Tochter unterzuschleiben, und hielt das Leichenbegängniß mit trügerischer Feierlichkeit. Diese Nachrichten wurden von einem ehrlichen, alten Krieger erzählt, der die Mutter kannte und Zeuge davon war, wie edelmüthig Marina sie später behandelte. Das indianische Mädchen wurde nachher von den Kaufleuten an den Kaziken von Tabasco verkauft, und kam endlich zu den Spaniern.

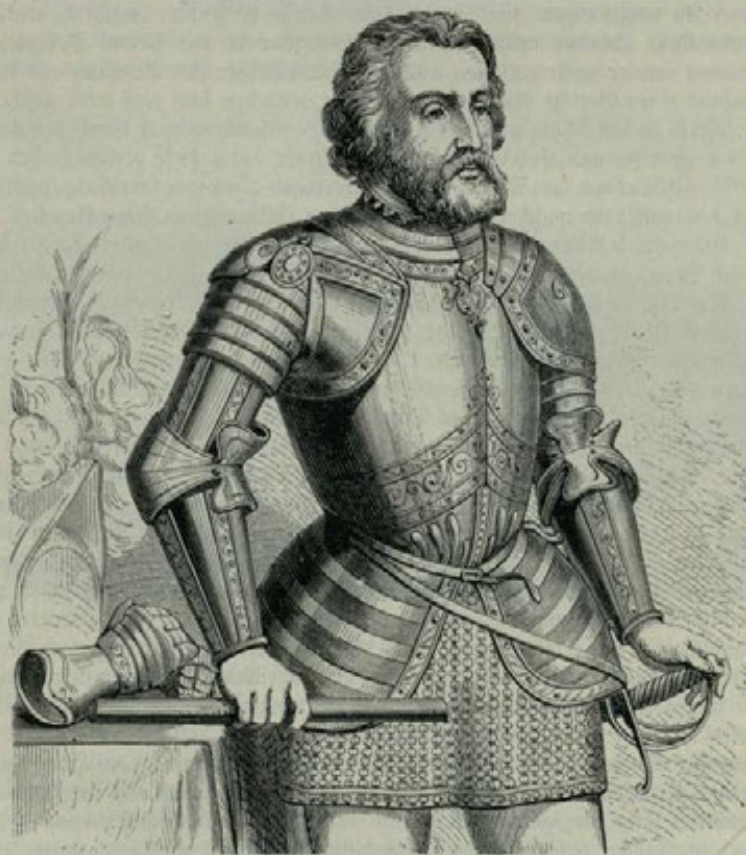
Von ihrem Geburtsorte her war sie mit der mexikanischen Sprache wohl bekannt, welche sie mit großer Reinheit gesprochen haben soll. Ihr Aufenthalt in Tabasco machte sie mit den Mundarten dieses Landes vertraut, so daß sie mit Aguilar eine Unterhaltung führen konnte, welche dieser wieder ins Castilianische übersetzte. Auf diese Weise eröffnete sich für Cortez ein sicherer, wie wol etwas weitläufiger Weg, sich mit den Azteken in Verbindung zu setzen; ein Umstand von höchster Wichtigkeit für das Gelingen seines Unternehmens. Es währte indeß nicht lange, bis Marina, die einen lebhaften Geist hatte, sich das Castilianische so aneignete, daß sie jeden andern Dolmetscher überflüssig machte. Sie lernte es um so schneller, da es für sie die Sprache der Liebe war.

Cortez, der vom Anfang an den Werth ihrer Dienste zu schätzen wußte, machte sie zu seinem Dolmetscher, dann zu seinem Schreiber und, von ihren Reizen eingenommen, zu seiner Geliebten. Sie hatte einen Sohn von ihm, Don Martin Cortez.

Marina war zu dieser Zeit in der Blüte des Lebens, und schön wie eine Göttin, „*hormosa como Diosa*“. Sie soll ungewöhnliche persönliche Reize gehabt haben, und ihre offenen, ausdrucksvollen Züge verkündeten ihr edles Gemüth. Sie blieb den Völkern ihrer Wahl stets treu. Durch ihre Kenntniß der Sprache und der Sitten der Mexikaner, oft auch ihrer Absichten, gelang es ihr mehr als einmal, die Spanier aus den verwickeltesten und gefährlichsten Lagen zu befreien. Alle stimmen darin überein, daß sie voll trefflicher Eigenschaften war. Die wichtigen Dienste, welche sie den Spaniern leistete, haben diesen ihr Andenken mit Recht theuer gemacht.

Kaum war Cortez in San Juan de Ulloa vor Anker, so kamen vom Lande mehrere Eingeborene als Friedensboten zu ihm und begrüßten ihn im Namen des großen Beherrschers des Binnenlandes Montecusuma oder Moteczuma oder Montezuma. Dieser Name schwebte und lönte seitdem in allen Bildern der Träume des Cortez und wurde die Parole aller Ziele seiner Unternehmungen. Von San Juan de Ulloa sandte Cortez sofort zwei Schiffe unter Alaminos und Montejo nach Norden aus. Sie folgten der vorjährigen Route Grijalva's längs der Küste und entdeckten im Norden den Rio Grande de Panuco.

Böses Wetter verhinderte sie aber, ihre Entdeckungen noch weiter fortzusetzen. Schon nach zwölf Tagen waren sie in Ulloa zurück, in dessen Nähe Villa Rica de la Veracruz gegründet wurde, das den Ausgangspunkt zur Eroberung des Reiches der Azteken bilden sollte. Das Wort rica fügte Cortez bei, wegen der Reichthümer, die er schon hier erlangt hatte und auf die er noch ferner hoffte, und den Beisatz de la Veracruz gab er, weil seine Leute sich an der Küste am Charfreitage ausgeschifft hatten.



Hernand Cortez.

Nach einem Originalgemälde im Hospital der Purissima Concepcion de Jesus in Mexiko.

Der Name, in Veracruz abgekürzt, ist zu allen Zeiten berühmt geblieben und war stets das natürliche Eingangsthor nach Mexiko von der See her.

Während Cortez mit der Befestigung der neuen Niederlassung an der Küste, mit Kämpfen und Schließung von Freundschaftsbündnissen mit verschiedenen Indianerstämmen vollauf beschäftigt war, kamen wiederholentlich Boten von dem Könige Mexiko's mit reichen Goldgeschenken zu ihm, um ihn von seinem Besuche, nach Mexiko zu gehen, abzubringen. Je reicher die Geschenke wurden, desto mehr lockten und reizten sie die habgierigen Spanier. Der Beschluß,

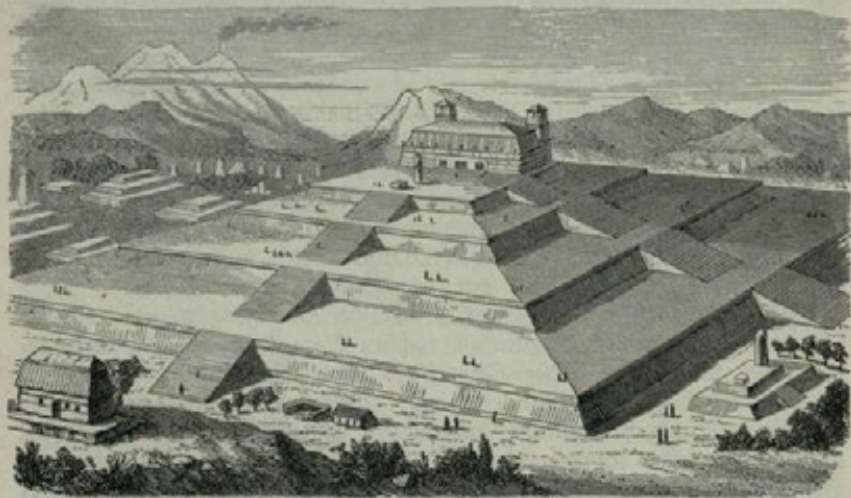
nach Mexiko vorzudringen, war unabänderlich. In der Zwischenzeit der nothwendigen Vorbereitung zu dem Vormarsch erhoben sich indeß mancherlei Störungen und Hindernisse. Ein Theil der Leute verlor den Muth, wollte zurück, sich eines Schiffes bemächtigen und dem Statthalter Velasquez Nachricht geben von den Entdeckungen und der Beute, die gemacht worden, und von den gefährlichen und ehrwürdigen Plänen des Cortez. Der Anschlag wurde indeß verathen und zwei der Häufsführer zum Strang verurtheilt. Um ähnlichen Meutereien vorzubeugen, ließ Cortez seine Schiffe versenken, angeblich, weil sie zu bedenkliche Schäden erlitten hätten. Auch war er mit seinem Vorgesetzten Velasquez immer mehr zerfallen und hatte schon früher von Veracruz aus durch Alaminos einen Bericht über das, was schon geschehen und was noch geschehen sollte, direkt an den König nach Madrid geschickt. Alaminos war durch den Kanal zwischen Florida und Cuba gegangen und öffnete durch diese gerade Fahrt von Mexiko nach Europa dem Mexikanischen Meerbusen gleichsam sein Ausgangsthor, durch das nun bald nachher alle mexikanischen Silberflotten hinaussegelten.

Als endlich Alles zu dem überkühnen Kriegszuge vorbereitet war, gab es nur ein Feldgeschrei: „Auf, nach Mexiko!“

Am 16. August 1519 trat Cortez, nachdem er in die neue Pflanzstadt eine hinreichende Besatzung gelegt hatte, mit ungefähr 400 Mann Fußvolk, 15 Reitern, sieben Stück Geschütz, 1300 indianischen Kriegern und 1000 Lastträgern zum Fortbringen des Gepäcks und der Kanonen, seinen Marsch an. Er zog, von einigen Häuptlingen der Totonaken geleitet, über die herrliche Ebene, welche die Küste von der östlichen Abdachung der Cordilleren trennt, und erreichte am Abend des zweiten Tages die Stadt Kalapa. Von hier aus führte der Weg stark aufwärts durch kalte Gebirgsschluchten und blieb sehr beschwerlich bis zu dem am Rande der großen mexikanischen Hochebene liegenden starkbevölkerten Orte Tlatlanquitepec, wo die durch Hunger und Anstrengung ermatteten Truppen einige Tage Rast hielten und von den Einwohnern gastfreundlich behandelt wurden. Während dieses Aufenthalts schickte Cortez eine Gesandtschaft zu den Tlascalanern, durch deren Gebiet der nächste Weg nach Mexiko führte, um ihnen ein Bündniß anzutragen und ungestörten Durchzug zu verlangen.

Der Freistaat Tlascalala hatte bis jetzt fortwährend gegen die übermächtigen Azteken Krieg geführt, und man durfte voraussetzen, daß die Tlascalaner der gegen ihre Todfeinde heranrückenden Streitmacht bereitwillig die Hand bieten würden. Unterdessen hatten die Spanier, da sich die Zurückkunft der Gesandten unerwartet lang verzögerte, die Grenze von Tlascalala überschritten und stießen auf einen Haufen von mehreren Tausend tlascalanischen Kriegern, welche einen hartnäckigen Widerstand leisteten und sich erst, als durch mehrere Ladungen des schweren Geschützes ihre Reihen gelichtet waren, langsam und in guter Ordnung zurückzogen. Diese Kämpfe wiederholten sich beiderseitig mit schweren Verlusten. Die Tapferkeit der Tlascalaner hatte Cortez Achtung eingestößt, und er zog es vor, statt seine Truppen noch größeren Verlusten auszusetzen, eine zweite Gesandtschaft mit den früheren Anträgen nach der Hauptstadt zu schicken. Der Große Rath nahm seine Zuflucht zu den Priestern und stellte an diese die Frage, ob die Fremdlinge übernatürliche Wesen seien oder sterbliche Menschen von Fleisch und Blut. Auf die sonderbare Antwort, daß diese zwar keine Götter, aber Kinder der Sonne seien, deren Kraft nur aus diesem strahlenden Gestirne fließe

und mit dessen Untergang schwinde, wurde der Beschluß gefaßt, mit einem zahlreichen Heere einen nächtlichen Angriff zu versuchen. Als aber auch dieser an der Wachsamkeit der Spanier scheiterte und ein schonungsloses Gemetzel unter den nackten Indianern zur Folge hatte, so gelang es einer dritten Gesandtschaft leicht, Friedensunterhandlungen einzuleiten, und Cortez rückte am 23. September in die festlich geschmückte Hauptstadt Tlascala ein. Der bis jetzt unabhängige Staat unterwarf sich der spanischen Oberherrschaft und wurde Bundesgenosse in dem Zuge nach Mexiko. Die religiösen Belehrungsversuche scheiterten aber an der unerschütterlichen Anhänglichkeit der Einwohner an ihre alten Götter und wurden vorerst aufgegeben.



Tempel des Luftgottes Quetzalcoatl in Cholula.

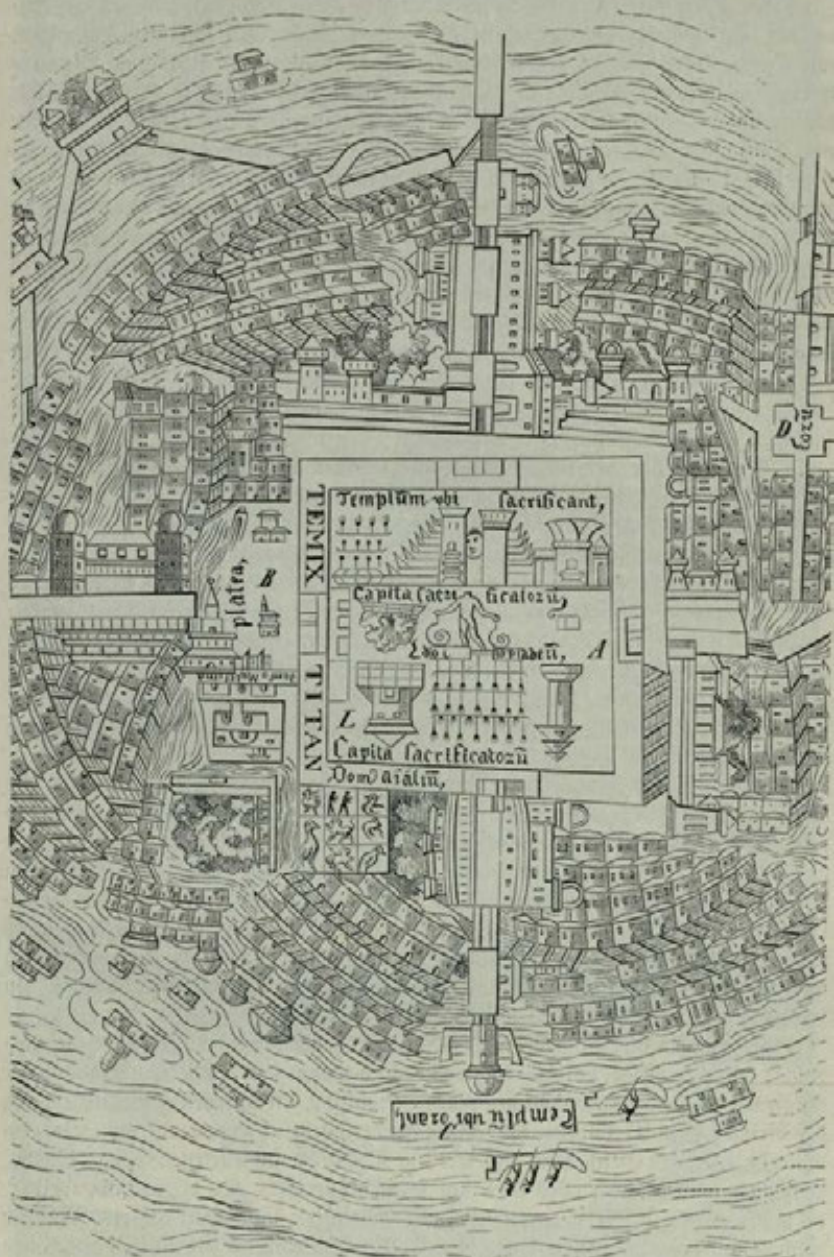
Während man sich in Tlascala von den Anstrengungen der letzten Zeit erholte und mit den Vorbereitungen zur Fortsetzung des Zuges beschäftigt war, trafen wieder Gesandte vom mexikanischen Hofe ein, überbrachten kostbare Geschenke und die unerwartete Einladung, möglichst bald nach der Hauptstadt zu kommen, mit der Versicherung des friedlichsten Empfanges. Diese plötzliche Sinnesänderung Montezuma's fiel um so mehr auf, als damit der Rath an die Spanier verbunden war, sich nicht mit den ungebildeten Tlascalanern in ein Bündniß einzulassen und einen andern Weg über die Mexiko unterworfenen Stadt Cholula, wo bereits Einrichtungen zu ihrer Aufnahme getroffen seien, einzuschlagen. Cortez unterdrückte seinen Argwohn, um nicht Furcht zu verrathen, und entließ die Gesandtschaft mit dem Bescheide, daß er der freundlichen Weisung ihres Gebieters Folge leisten würde. Nach drei Wochen brach das kleine Heer neugestärkt und mit frischem Muthe von Tlascala auf mit 6000 Freiwilligen aus dem tlascalanischen Heere, und zog den nächsten Weg nach Cholula, einer uralten Stadt, die durch den Kunstfleiß ihrer Bewohner und noch mehr durch den auf einer ungeheuren, von Menschenhänden aufgeworfenen und jetzt noch von den Reisenden angestaunten pyramidenähnlichen

Erderhöhung stehenden Haupttempel des Lustgottes Cuetzalcoatl, in dessen prachtvollen Räumen jährlich an 6000 Menschenopfer gefallen sein sollen, berühmt ist. Als der Zug sich der Stadt näherte, strömte ihm eine unübersehbare Menge schönge schmückter Einwohner entgegen und nirgends zeigte sich eine Spur von Feindseligkeit oder Hinterlist, daher auch der Bitte der cholulanischen Vornehmen, die wilden, feindselig gesinnten Tlascalaner Krieger außerhalb der Mauern zu lassen, entsprochen wurde.

Die Spanier zogen durch die breiten, schönen Straßen und erhielten bequeme Quartiere in dem Hofe und den Nebengebäuden eines der vielen pyramidenähnlichen Tempel, welche den Haupttempel Cuetzalcoatl's umgaben. In den ersten Tagen wurden alle Bedürfnisse im Ueberflusse gereicht und alle Wünsche mit schneller Bereitwilligkeit erfüllt; plötzlich aber änderten sich die Dinge. Es galt einen Verrath, der die Spanier bis auf den letzten Mann hätte vernichten müssen. Der klugen Marina aber war es gelungen, der Frau eines Azteken, deren Zuneigung sie gewonnen hatte, das Geheimniß der listig angelegten Verschwörung zu entlocken. Die Absicht der auf Befehl Montezuma's handelnden Cholulaner war, die Spanier beim Ausmarsch aus der Stadt in den Straßen, wo sie die freie Bewegung der Reiterei und des Geschüßes leicht hindern zu können glaubten, von den Dächern herab anzugreifen und mit Hülfe eines heimlich in der Nähe versammelten Heeres von 20,000 Azteken, welches auf ein verabredetes Zeichen herbeieilen sollte, mit einem Schlage zu vertilgen.

Cortez beschloß, ein warnendes Beispiel der Züchtigung zu geben und befohl dem nichts ahnenden Azteken am nächsten Morgen, der zum Aufbruche bestimmt sei, 2000 Leute in dem Tempelhofe zu versammeln, um ihm bei Fortschaffung des Gepäcks behülflich zu sein. Während der Nacht ließ er das sämmtliche Geschüß so aufstellen, daß es den ganzen Hof kreuzweise besprich, und zur festgesetzten Stunde auf die Cholulaner, welche mit der zuverlässigen Hoffnung auf das Gelingen ihres Vorhabens in noch größerer Anzahl, als er verlangt hatte, in die Falle gegangen waren, ein fürchterliches Feuer eröffnen. Zu gleicher Zeit begann im Verein mit den anstürmenden Tlascalanern ein unbarmherziges Gemetzel in der ganzen Stadt, welches mit einer allgemeinen Plünderung und dem Niederbrennen eines großen Theiles der Häuser und Tempel endete. Cholula, eine der stärksten Vormauern Mexiko's, hatte für immer seinen Glanz verloren, und der Fall dieser, durch ihr Alterthum und durch die an sie sich knüpfenden religiösen Erinnerungen, wie Jerusalem, Mekka, berühmten Stadt erfüllte die ganze Bevölkerung der Hochebene mit unbeschreiblichem Schrecken.

Nummehr brach Cortez auf dem nächsten, aber beschwerlichsten Wege nach Mexiko auf. Dieser führte durch die beschwerliche und kalte Schlucht zwischen dem rauchenden Feuerberg, dem Vulkan Popocatepetl, der noch über 700 m höher ist als der Montblanc und dem schneebedeckten Iztacihuatl (der weißen Frau) und war besonders für die an keine solche Kälte gewöhnten Spanier mit großen Nachtheilen verbunden. Es war ein Zug, dem Hannibal's über die Alpen vergleichbar. Endlich auf dem Gebirgskamm angelangt, lag das Thal von Mexiko oder Tenochtitlan mit seinen Wasserflächen, Wäldern, wohlangebauten Ebenen, seinen schimmernden Städten und in Schatten gehüllten Hügeln gleich einem lachenden, prachtvollen Rundgemälde vor dem trunkenen Auge der Spanier.



Plan der Stadt Mexiko mit dem großen Opferplatz und dem kaiserlichen Thiergarten.
 Nach dem Originale in der Nürnberger Ausgabe von Cortes' Briefen an Kaiser Karl V.

Zu ihren Füßen erstreckten sich weithin herrliche Eichen-, Maulbeer- und Cedernwälder und jenseit derselben salbe Felder von Mais und schlanker Baumaloe, mit großen Pflanzungen von Küchenkräutern abwechselnd. Unzählige Blumenärten schmückten das herrliche Bild, denn die Azteken begingen kein religiöses, kein freudiges Fest ohne einen ans Unglaubliche grenzenden Aufwand der schönsten und köstlichsten Blumen. Im Mittelpunkte der großen Ebene glänzte die prächtige Stadt Mexiko mit ihren weißen Thürmen, spitzsäuligen Tempeln, das weltberühmte Venedig der Azteken. Hoch über das Ganze ragte der königliche Berg Chapultepec, das Schloß der mexikanischen Herrscher, von demselben Gain riesiger Cypressen umkränzt, der bis auf den heutigen Tag seine dichten Schatten über das Land ausbreitet. Weiter nach Nordwesten hin, über dem blauen Gewässer des Sees und fast verdeckt durch dazwischen liegendes, üppig belaubtes Gehölz, unterschied man einen leuchtenden Fleck, die mit Mexiko weiteisernde Stadt Tezcucoc, und tief im Hintergrunde den dunklen Porphyr Gürtel, der sich um das Thal schlingt, eine würdige Fassung, von der Natur für ihr schönstes Juwel bestimmt.

Dies war der herrliche Anblick, der sich den Augen der Spanier darbot; und noch jezt, wo sich der Schauplay zu seinem Nachtheile gänzlich verändert hat, wo die stattlichen Wälder unter der Axt des Ansiedlers gefallen und die nicht mehr gegen die glühenden Sonnenstrahlen geschützten Gefilde an vielen Stellen in unfruchtbare Einöden verwandelt sind, wo die zum Theil abgelaufenen Seen ein breites, durch eine Salzüberwindung geisterhaft weißes Bett zurückgelassen haben und die Städte und Weiler an ihren ehemaligen Ufern in Trümmern liegen, noch jezt, wo der Geist der Verwüstung über der Landschaft schwebt, sind die unzerstörbaren Züge, welche die Natur ihrem Antlitz aufgeprägt hat, so unvergleichlich schön, daß jeder Reisende sie mit Gefühlen der Bewunderung und des Entzückens anstaunt.

Auch die feste Schar der Abenteuerer staunte einige Zeit regungslos das unerwartete Schauspiel an, bald aber trat an die Stelle des Erstaunens das peinigende Gefühl der eigenen Schwäche, gegenüber der an Bildung so weit vorgerückten und an Zahl so sehr überlegenen Bevölkerung. Nur die flammenden Worte des Anführers, welcher auf die lodende Deute hindeutete und an die bereits errungenen Siege erinnerte, vermochten die Zagenden wieder in Bewegung zu setzen. Bald hatten sie die bewaldeten Berghöhen hinter sich und zogen durch gut angebaute Gegenden und stark bevölkerte Dörfer, wo ihnen überall ein freundlicher Empfang zu theil ward.

Hierauf vergingen mehrere Tage mit Verhandlungen. Montezuma (Mutezuma) zeigte in Allem rathlose Schwäche, und hierzu kam noch die abergläubische Angst vor einigen ungewöhnlichen Naturereignissen, die auf den nahen Untergang des Reiches gedeutet wurden. Er schickte wiederholentlich Boten mit immer werthvolleren goldenen Geschenken und bat um Abzug der umgebetenen Gäste. Cortez' Goldgier wurde durch alles dies um so mehr gereizt. Er blieb unwandelbar, er müsse zuvor in Mexiko einziehen, und marschirte immer nordwärts. Endlich erschien auf einer mit Goldplatten und Edelsteinen reich verzierten und mit einem künstlich gearbeiteten Thronhimmel von grünen Federn bedeckten Sänfte der König Cacama, ein junger Mann von angenehmem Aeußern, umringt von zahlreichen Edelleuten.



Montezuma. Nach einem alten Kupferstiche.

Sowie er sich dem Anführer der Spanier gegenüber befand, stieg er ab und schritt diesem in würdevoller Haltung entgegen, während eifrige Diener, so wie er voranging, vor ihm den Boden segten. Cortez empfing ihn mit einer Umarmung und erwiderte das ihm gereichte Geschenk, kostbare Perlen von ungewöhnlicher Größe, mit einer Halskette von geschnittenem Glase. Die Anrede des jungen Fürsten, daß er als Stellvertreter Montezuma's und mit dem Auftrage erscheine, die Spanier in die Hauptstadt einzuladen, beantwortete er mit der Versicherung seiner tiefsten Ehrfurcht und aufrichtigsten Freundschaft, und Beide schieden gleich befriedigt. Darauf setzte das Heer seinen Weg fort, ging ungehindert über den schmalen Damm, welcher den Chalcosee in zwei Theile scheidet, und nahm sein Nachtlager in der schön gebauten Stadt Iztapalapan, um am andern Morgen in Mexiko einzuziehen.

Zu der allenthalben vom Tezcucosee umgebenen Hauptstadt führten mehrere meilenlange, zwölf Schritte breite Dämme aus Steinen mit Zugbrücken. In der Hauptstraße, welche die Stadt durchschnitt, lag der prachtvolle, von Montezuma erbaute Palast Tepac mit 20 Thoren, und über dem Haupteingange sah man das Reichswappen, einen Adler, der eine Pantherkatz in den Krallen trug. In den Höfen waren Springbrunnen und über hundert Bäder. Die hundert Gemächer des Kaisers waren zwar nicht sehr hoch, aber ungewöhnlich groß und reich verziert.

Die Wände waren aus Marmor, Jaspis, Porphyr und anderen schwarzen, rothgestreiften, weißen Steinen von wunderbarem Glanz; die Decken aus verschiedenem wohlriechenden, schön geschnittenen Holze, Fußböden aus Cypressenholz parquettirt. Die Wände schmückten schöne Gewebe von buntgefärbter Baumwolle, Felle von wilden Thieren oder kostbare Teppiche von Federwerk, worauf Vögel, Insekten und Blumen ungemein täuschend nachgebildet waren. Eben so prachtvoll waren die Gemächer der zahlreichen Frauen Montezuma's. Aehnliche Einrichtungen hatten die Paläste der Häuptlinge und Großen, deren Zahl man auf mehr als tausend schätzte, und in denen eine den Reichthümern des Besitzers entsprechende Pracht herrschte. Rechnet man zu diesen noch die weitläufigen Tempelgebäude, die großen Marktplätze, die Gerichtshöfe und andere öffentliche Anstalten, so kann man sich einen Begriff von dem Umfange der Hauptstadt der Azteken, welche sich über eine weit größere Fläche ausdehnte als das jetzige Mexiko, und von der Ueberraschung und dem Erstaunen der Spanier machen, als diese am Morgen des 8. November 1519 led auf dem Damme von Iztapalapan vorrückten, um dem großen Montezuma einen Besuch abzustatten.

Cortez bildete mit seiner kleinen Reiterchar den Vortrab, hinter ihm zog das Fußvolk in dichtgeschlossenen Reihen, mit dem Geschütze in der Mitte, und diesem folgte das tlascalanische Heer, 5000 Mann. Der ganze See war bald mit unzähligen Rähnen bedeckt, und nur mit Mühe konnte man die Neugierigen zurückdrängen. Etwa eine Viertelstunde von der Stadt kam man an einen starken, durch Thürme befestigten Steinwall, welcher den Damm quer durchschnitt, und zog durch das offene, unvertheidigte Thor. Die Besetzung dieser Feste, welche Coloc hieß, hätte den Spaniern eine nicht geringe Verlegenheit bereitet und ihnen vielleicht, wenn man mit großen Massen auf dem schmalen Wege gegen sie angedrungen wäre, den Untergang gebracht. Montezuma's Entschluß, sie in seine Residenz einzulassen, stand aber fest, und statt

eines Kriegsheeres kamen den Spaniern jetzt mehrere hundert Häuptlinge in festlichem Schmucke entgegen, um sie zu begrüßen und in die Stadt zu führen. Montezuma selbst kam auf einer von Gold, Silber und Edelsteinen schimmernden und mit einem Thronhimmel von bunter Federarbeit bedeckten Sänfte, welche von Edelleuten des höchsten Ranges auf den Schultern getragen wurde, während drei Staatsbeamte mit goldenen Stäben den Zug eröffneten. Cortez stieg, als der Zug näher kam, vom Pferde, worauf auch Montezuma seine Sänfte verließ und, auf die Arme seines Neffen und seines Bruders, der Könige von Tezcuco und Itzopalapan, gestützt, in würdevoller Haltung voranschritt, während eifrige Diener wollene Decken vor ihm ausbreiteten.

Montezuma, ein Mann von etwa vierzig Jahren, war von mittelgroßer Gestalt, eher hager als dick und von hellerer Hautfarbe, als die meisten der ihn umgebenden Häuptlinge. Seine lebhaften Augen, seine etwas gebogene Nase, sein schlichtes, schwarzes Haar, welches ihm bis unter die Ohren herabreichte, gaben seinen Gesichtszügen einen ernsten, fast schwermüthigen Ausdruck. Den größten Theil des Körpers bedeckte ein weiter goldgestickter Mantel von feiner Baumwolle. Die Sandalen mit goldenen Sohlen starrten von Perlen und Edelsteinen; den Kopf schmückte ein einfacher Federbusch von grüner Farbe, der auf den Rücken herabhing. — Der spanische Befehlshaber schritt dem Kaiser, als er ihn von der Sänfte steigen sah, rasch entgegen und begrüßte ihn mit einer tiefen Verbeugung; dieser erwiderte den Gruß mit fürstlichem Anstande nach der Landesitte, indem er die rechte Hand bis auf den Boden herabsenkte und sie dann zu seinen Lippen führte. Als ihm darauf Cortez eine funkelnde Kette von buntem Krystall um den Hals hing und dabei eine Bewegung machte, als wolle er ihn umarmen, verhinderten es die beiden königlichen Begleiter in ängstlicher Hast als eine Entweihung der geheiligten Person ihres Obieiters, welcher sie indessen bat, sich zu beruhigen und seinem Gaste, den er in schlichten Worten willkommen hieß, ein kostbares Halsband als Gegengeschenk reichte.

Nach diesen Höflichkeitsbezeugungen befahl Montezuma seinem Bruder, die Fremdlinge nach der ihnen bestimmten Wohnung zu geleiten, und entfernte sich, wie er gekommen war; Cortez aber führte jetzt sein Heer mit fliegenden Fahnen rasch nach dem Innern der Stadt bis zu dem Tempel des Kriegsgottes, wo ihm eine Reihe steinerner Gebäude als Aufenthaltsort für ihn und seine Truppen angewiesen wurde. Seine erste Sorge war, sich gegen einen möglichen Ueberfall durch Aufpflanzung der Kanonen an den Eingängen und durch Ausstellung von Wachen zu sichern, was nicht schwer fiel, da eine starke Mauer den Palast auf allen Seiten umgab. Darauf erst erlaubte er seinen Leuten, sich an den reich besetzten Tischen von den Mühseligkeiten des Tages zu erholen. Als das Mahl vorüber war, erschien wieder der Kaiser in Begleitung seiner vornehmsten Edelleute, und es fand mit Hülfe der als Dolmetscherin dienenden Donna Marina eine längere Unterredung statt, in deren Verlauf er sich nach dem Lande der Spanier, nach ihrem Beherrscher und besonders nach dessen Beweggründen, eine Gesandtschaft nach dem fernern Mexiko zu schicken, erkundigte.

Am folgenden Morgen hatte Cortez mit einigen Rittern in dem nicht weit entfernten Palaste bei Montezuma Audienz. Cortez, welcher die Abgötterei der Azteken täglich mehr verabscheute und außerdem die Befehrer derselben als ein zum Gelingen seines Unternehmens unumgänglich nöthiges Erforderniß

wo er gewiß mit aller ihm gebührenden Achtung behandelt würde. Er solle sich nicht durch eine unzeitige Beigerung Gewaltthätigkeiten und vielleicht gar den Tod zuziehen. Diese Erklärung machte einen erschütternden Eindruck auf den unglücklichen Fürsten. Er erhob sich rasch und erklärte mit kaum vernehmbarer Stimme, daß er bereit sei, der Aufforderung seiner mit jedem Augenblicke ungeduldiger werdenden Gäste zu folgen. Als er, von diesen umgeben, auf seiner Sänfte traurig über die Straße dahinzog, sammelte sich mit Blitzschnelle das erstaunte Volk in dichten Haufen, und ohne Zweifel würde schon jetzt ein gefährlicher Aufruhr ausgebrochen sein, wenn sich Montezuma nicht mit edlem Stolze erhoben und mit der lauten Erklärung, daß er seine Freunde aus eigenem Antriebe besuche, der tobenden Volksmenge befohlen hätte, sich ruhig zu verhalten und nach Hause zu gehen.

In dem Quartiere der Spanier wurde der Kaiser freilich mit der gewöhnlichen förmlichen Ehrerbietung behandelt und von seinem eigenen Hofstaate bedient, die starke Wache in seinem Vorzimmer aber sagte ihm deutlich genug, daß er ein Gefangener und seine Macht vorüber sei. Zwar wurde ihm der angeklagte Häuptling, welcher bald eintraf, zur Untersuchung vorgeführt, er sah aber leicht ein, daß er diese dem spanischen Befehlshaber zu überlassen habe, der denn auch schnell damit zu Ende war und den schuldig Befundenen verurtheilte, vor dem Palaste lebendig verbrannt zu werden. Den Scheiterhaufen befahl er aus dem in den Zeughäusern des großen Tempels aufbewahrten Vorrathe von Waffen zu errichten, um dadurch den Bewohnern der Stadt zugleich die besten Mittel zu ihrer Vertheidigung zu entziehen. Während der Vollstreckung des grausamen Urtheils ließ er dem Kaiser, auf welchen der Häuptling zuletzt alle Schuld wälzte, Fesseln um die Knöchel legen und verkündete ihm, daß er nur auf diese Weise das Verbrechen, dessen er sich gegen die Spanier, die auch der mächtigste Herrscher nicht ungestraft beleidigen dürfe, schuldig gemacht habe, zu sühnen vermöge. Montezuma, fast seiner Sinne beraubt, leistete keinen Widerstand und ertrug ruhig und mit schwer unterdrückten Seufzern die ihm zugefügte Schmach, während seine in Thränen gebadeten Diener seine Füße zärtlich in ihren Armen hielten und den Druck des Eisens durch weiche Tücher, welche sie um die Fesseln wickelten, zu hindern suchten. Die Ketten wurden ihm indessen gleich nach der Hinrichtung Quauhpopoca's wieder abgenommen, und Cortez erklärte, er könne, wenn er wolle, wieder nach seinem Palaste zurückkehren. Aber der gedemüthigte Fürst wagte nicht mehr, vor seinen Häuptlingen zu erscheinen, und bemerkte, daß er nach seiner Befreiung das Volk nicht zurückhalten vermöge, die unwürdige Behandlung seines Beherrschers mit den Waffen zu rächen. Uebrigens scheint auch jene Erlaubniß nicht ernstlich gemeint gewesen zu sein, denn Cortez sah zu wohl ein, daß der Kaiser in seiner Gewalt das geeignetste Werkzeug sein mußte, jeden Aufstand sogleich zu unterdrücken.

Cortez benutzte den allgemeinen Schrecken, welchen er durch sein verwegenes Spiel in dem ganzen Reiche der Azteken verbreitet hatte, schnell und meisterhaft. Er ließ Montezuma und allen Häuptlingen des ganzen Landes dem Könige von Spanien förmlich den Huldschwur leisten und befahl ihnen, als Zeichen ihrer Treue und Unterthänigkeit Geschenke darzubringen. In kurzer Zeit war eine solche Menge von goldenen Geräthen und Schmucksachen beigetrieben, daß ihr Werth wenigstens zwei Millionen Dukaten betrug.

Nun verlangte Cortez die Einräumung des großen Tempels, um darin die christlichen Religionsübungen öffentlich vorzunehmen und das Licht des Christenthums seinen verblendeten Unterthanen strahlen zu lassen. Der Kaiser hörte dieses Begehren mit nicht geringerer Bestürzung und versuchte, es zurückzuweisen. „Warum, Malinche“, rief er mit bangem Herzen, „sinnst du auf solche Dinge und willst unsere ganze Stadt verderben? Denn nicht ungestraft reißest du unsere Götter zum Jorne; das Volk wird die Entweihung ihrer Tempel nicht ertragen und du wirst dein und deiner Gefährten Leben aufs Spiel setzen.“ Als Cortez aber immer dringender sein Gesuch wiederholte und endlich drohte, sämtliche Gözenbilder im Angesichte der ganzen Bevölkerung von der Höhe des Tempels herabzuschleusen, wenn ihm nicht wenigstens einer der heiligen Thürme des obersten Stockwerks eingeräumt würde, willfahrte der geängstigte Monarch nach einer kurzen Rücksprache mit den Priestern dem Verlangen des ungestümen Befehlshabers, und schon nach wenigen Tagen ertönten auf dem Gipfel des Teocalli die feierlichen Gesänge des christlichen Gottesdienstes.

Das aztekische Volk hatte bisher alle Gewaltthat der Spanier ertragen; es hatte gesehen, wie sein Fürst als Gefangener aus seinem Palaste weggeführt wurde, wie dessen treueste Diener ermordet und die reichsten Schätze des Landes geraubt wurden. Es hatte das Alles gesehen und ertragen, ohne sich zu ermannen und dagegen zu erheben. Als aber endlich sein Heiligstes, seine Tempel und Götter, entweiht und geschändet wurden, da zog ein Gefühl gemeinsamen Schmerzes durch das ganze Land, und die Priester, allezeit und allüberall die geschicktesten Wähler, förderten die heimliche revolutionäre Gährung.

Cortez aber entging nichts; er verdoppelte seine Wachsamkeit, war indessen nicht wenig erstaunt, als Montezuma ihn um seinen Besuch bitten ließ. Derselbe empfing ihn mit kalter Höflichkeit und erklärte ihm, daß seine lange Befürchtung eingetroffen sei, daß die Götter des Volkes den Priestern schon gedroht hätten, ihre Gnade dem Lande der Azteken gänzlich zu entziehen, wenn nicht die tempelschänderischen Fremdlinge für ihre Frevel auf den Altären des Teocalli geopfert würden. Er rathe daher, daß die Fremden sobald als möglich die Stadt und das Land Mexiko verlassen möchten. Cortez entgegnete mit der ihm eigenthümlichen Verstellungskunst und Ruhe, daß es ihm jetzt unmöglich sei, das Land zu verlassen, weil er keine Schiffe habe. Sollte man ihn aber mit Gewalt dazu zwingen, die Hauptstadt zu verlassen, so würde er genöthigt sein, zu seiner Sicherheit auch ihn selbst, den Kaiser Montezuma, mitzunehmen. Mit gemischtem Gefühl der Freude und Angst erklärte der unglückliche Fürst, er wolle alle Mittel und Kräfte anbieten, den Spaniern bei dem Bau der nöthigen Schiffe behülflich zu sein und bis zu deren Vollendung den Born der Götter und des Volkes zu besänftigen und niederzuhalten suchen. —

Cortez ging auf diesen Vorschlag ein, und wirklich brach in Kürze eine große Zahl aztekischer Arbeiter nach der Küste auf, die den Bau der Schiffe begannen, auf welchen die verhassten Gäste heimkehren sollten.

Während Cortez selbst den Bau der Schiffe verzögerte, weil er Zeit gewinnen wollte, sich im Stillen zu stärken und neue Unterstützung vom Könige aus Spanien erwartete, dem er (wie schon S. 386 erzählt) Nachricht von der glücklichen Entdeckung des an Gold wunderbar reichen Landes gegeben hatte, traf eine erschreckende Kunde von der neuen an der Küste gegründeten Kolonie ein.

Hier hatte nämlich bei St. Juan de Ulloa am 23. April 1520 ein großes Geschwader die Anker geworfen und seine Mannschaft ans Land gesetzt. Es waren 18 Schiffe mit 900 Mann, darunter 80 Reiter, gleichviele Büchschützen und mehrere Geschütze, die der neidische Velasquez unter dem Befehle des Narvaez abgeschickt hatte, um Cortez mit Gewalt seiner Stelle zu entsetzen und für seinen Ungehorsam zu strafen. Im Vertrauen auf diese seine bedeutende Macht war Narvaez von blinder Siegeszuversicht erfüllt, die auch durch die Kunde von den großen Erfolgen, die Cortez errungen, nicht geschwächt werden konnte. Desto zugänglicher zeigten sich seine Soldaten für den Zauber, den so ruhmvolle Thaten dem großen Eroberer verliehen, und wurden durch die Nachrichten von den Reichthümern, die dem Heere des Cortez zugefallen waren, und von denen er ihnen in kluger Großmuth einen Theil schenkte, geblendet. Zudem sie die Leutseligkeit, die Freigebigkeit und die unvergleichlichen Feldherrngaben des Cortez mit dem Hochmuth, der Nargheit und dem blinden Selbstvertrauen des Narvaez verglichen, erwuchs in ihnen ein Geist der Widerseßlichkeit gegen den verhassten Befehlshaber, den sich Cortez ebenso zu Ruhe machte wie die Sorglosigkeit seines Gegners. Mit schneller Entschlossenheit verließ er die Hauptstadt Mexiko mit nur 70 Mann, während er doppelt so viel als Besatzung unter Pedro d'Alvarado zurückließ. In Cholula zog Cortez weitere Verstärkung an sich, bis sein kleines Heer aus 266 Mann gewachsen war. Mit dieser geringen Macht überraschte er in einer finstern Regennacht seinen Gegner in Cempoalla. Nach kurzem Gesecht ward Narvaez gefangen, während seine Truppen sich Cortez angeschlossen, unter dessen ruhmvollen Fahnen sie Ehre und Gold reichlich zu erwerben hofften. So war die große Gefahr abgewendet und die Azteken, die gehofft hatten, die Fremdlinge würden sich sicher gegenseitig vernichten, sahen den gefürchteten Cortez an der Spitze eines verdreifachten Heeres stärker und zuversichtlicher als je nach der mexikanischen Hauptstadt zurückkehren.

Hier war inzwischen eine höchst gefährliche Empörung ausgebrochen. Ganz Mexiko war in Waffen und die Spanier wurden in ihren Quartieren belagert. Die Veranlassung hierzu war eine grauenhafte Schandthat Alvarado's. Es war nämlich bei den Azteken Gebrauch, ihrem blutigen Kriegsgotte Huizilopochtli zu Ehren jährlich im Mai ein großes Fest im Teocalli zu feiern, zu dem ein großer Theil der Vornehmen und Edlen des ganzen Landes herbeiströmte. Die Koziken baten Alvarado um die Erlaubniß zu dieser Feier, und sie erhielten sie.

An 600 vornehme Azteken hatten sich im reichsten Schmud von Gold und Edelsteinen zu dem Feste versammelt. Alvarado und seine Leute erschienen in voller Rüstung und mit Waffen. Kaum hatte das Fest, die Tänze und wilden Melodien begonnen, als er und seine Leute die versammelten Festgenossen angriffen, sie insgesamt mitleidslos niederschlugen und die Ermordeten ihres Schmuckes beraubten. In diesem Gemekel fiel die Blüte des aztekischen Adels. Es war kaum eine Familie in der Stadt, die nicht in Trauer versetzt worden wäre. Als Grund zu dieser grausamen That giebt Alvarado an, daß er nur einer Verschwörung zugekommen sei und nur das Beispiel des Cortez in Cholula nachgeahmt habe.

Cortez, von diesen Vorgängen unterrichtet, rückte in Eilmärschen der Hauptstadt zu, und am Johannisstage, 24. Juni 1520 vereinigte er sich daselbst

mit Alvarado. Die Straßen waren wie ausgestorben. Eine unheimliche Stille lag über der ganzen Stadt. Um das Volk zu begütigen, setzte Cortez den Bruder Montezuma's in Freiheit; aber gerade in diesem muthigen Fürstensonne erhielt der Aufstand das rechte Haupt. Derselbe entbot das ganze aztekische Volk und unternahm bald einen furchtbaren Sturm auf die in befestigter Stellung befindlichen Spanier. Wiederholentlich wurde der Ansturm der Belagerer von ihnen mit großen Verlusten zurückgeschlagen, aber mit Ungestüm und Todesverachtung erneuerten die Azteken immer und immer die Angriffe in Erbitterung und Wuth. Kaum gewährte die Nacht den Spaniern einige Ruhe. Mit dem frühesten Morgen begann der furchtbare Kampf von Neuem. Viele Spanier waren bereits gefallen, noch mehr kampfunfähig geworden, und der Mangel an Lebensmitteln schien drohender als je. In dieser Noth wollte Cortez den unglücklichen Montezuma als Vermittler zum Frieden gebrauchen.

Angethan in seinen prächtigsten Gewändern, sollte er von der Plattform des Palastes sein Volk anreden und zum Frieden ermahnen. Bei seinem Erscheinen verstummte Alles, Lanzen und Speere senkten sich ehrerbietig vor ihm und Todtenstille trat ein, als er zu sprechen begann. Kaum aber hatte er ein Wort zu Gunsten der Spanier gesprochen, als Steinwürfe den unglückseligen Fürsten zum Tode trafen. Er starb am 30. Juni 1520 im Alter von 41 Jahren, nachdem er 18 Jahre regiert und dreiviertel Jahr lang Gefangener der Spanier gewesen war.

Montezuma hinterließ zahlreiche Nachkommen, von denen zwei, ein Sohn und eine Tochter, sich zum Christenthum bekehrten und die Ahnen sehr vornehmer spanischer Häuser wurden. Auch die Erzkaiserin Eugenie, die Gemahlin Napoleon's III., soll von einem Montezuma abstammen.

Der Tod des unglücklichen Kaziken war für die Spanier selbst ein schwerer Schlag; denn mit ihm war das letzte Mittelglied vernichtet, das sie mit den Bewohnern von Tenochtitlan verbunden hatte.

Seit dem Tode Montezuma's trat bei Allen die Nothwendigkeit immer klarer hervor, daß man die Stadt verlassen müsse. Man kam endlich zu dem Entschluß, auf dem Damme nach Tacutza oder Tlacopan den Rückzug anzutreten.

Die Marschordnung war: 200 spanische Fußgänger bildeten den Vortrab unter Gonzalo de Sandoval. Ihm folgte das streitbarste Fußvolk unter Pedro de Alvarado und Velasquez de Leon. Cortez selbst führte als Centrum einhundert der bewährtesten Krieger, unter ihnen seine Freunde Olid, Avila und Morla. Hier befand sich auch das Gepäck und einige Geschütze, während die Mehrzahl derselben die Nachhut bildete.

Es war am 1. Juli 1520, als dieser denkwürdige Rückzug angetreten wurde. Um Mitternacht waren die Truppen unter den Waffen und marschfertig. Pater Almedo las eine Messe, und rief den Schutz des Allmächtigen an für die Gefahren der Nacht. Diese war finster und ein feiner Regen vermehrte die Dunkelheit. In der Stadt herrschte Grabesstille. Sowie aber der Zug den Anfang des Damweges erreichte, ertönten sofort die Lärmzeichen der Kriegsmuscheln und Kriegstrommeln, und von allen Seiten, rechts und links des Dammes, vorn und hinten, begannen rasende Angriffe der Azteken. Die Einschnitte des Dammes konnten nicht überbrückt werden, Stockungen entstanden. Eingekesselt in drangvoller Enge, waren die Spanier nicht im Stande, ihre Feuer-

waffen zu gebrauchen und die Reiterei zu bewegen. Führer und Krieger, Fußvolf und Reiterei, Spanier und befreundete Tlascalanen, Alles wälzte sich durch einander. Jeder wehrte sich seiner Haut, so gut er eben konnte, ohne sich um Disziplin und die Rettung des Ganzen zu kümmern. Wie auf dem Lande erneuerte sich der Andrang der Feinde auch auf den Wasserseiten von unzählbaren Fahrzeugen, die ihre Pfeile wie ein Schneefall auf die zusammengedrängten Spanier richteten. Dabei schoben und drängten die Hintermänner unaufhaltsam auf die vorderen und stießen diese in die Abgründe des Damms. An dreien solchen Dammlücken waren die Brücken zerstört. Hier erreichte der Jammer seinen Höhepunkt. Glücklich waren diejenigen zu nennen, welche ertranken, oder einen schnellen Tod von den Pfeilen der Feinde fanden; denn viele wurden in dem Gedränge von dem Damme hinuntergestoßen und fielen lebendig in die Hände der Feinde, die sie als Opfer auf den blutigen Altären ihrer Götzen abschlachteten. Endlich waren die Abgründe von dem Troß, dem Gepäck, von Leichen der Menschen und Pferde ausgefüllt, und über diese entsefliche Brücke hinweg drängte sich die rasende Flucht.

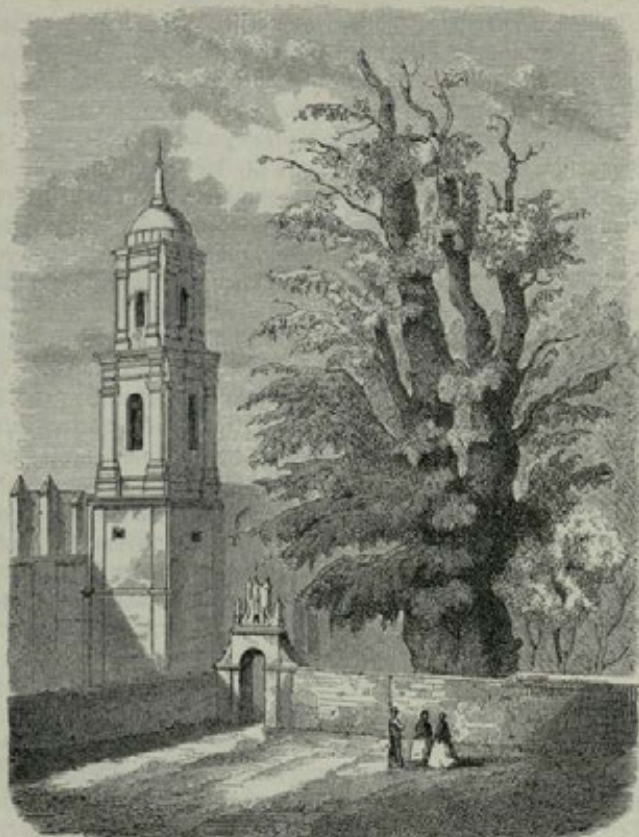
Die Morgendämmerung beleuchtete eine grauewolle Walfatt. Die Mexitaner setzten indeß ihre Angriffe nicht weiter fort, und Cortez ordnete den Rückzug der übrig gebliebenen Trümmer seiner Scharen.

Als das Treffen vorüber war, stieg Cortez von seinem ermüdeten Kampfroffe und setzte sich in den Schatten eines Cypressenbaumes, der noch heute erhalten ist, während der nahe Heidentempel in ein Kloster umgewandelt wurde. Er blickte traurig auf die gebrochenen Reihen, wie sie bei ihm vorüberzogen. Welchen Anblick gewährten sie! Die Reiterei, größtentheils ohne Pferde, war mit dem Fußvolf vermischt, das seine schwachen Glieder nur mit Mühe fortschleppte; ihre zerrissenen Panzer und zerlumpten Kleider, von Schlamme triefend, ließen durch ihre Risse manche Beule und schreckliche Wunden sehen. Die glänzenden Waffen waren beschmutzt, die stolzen Helmbüschel und Fahnen verschwunden, Gepäck, Geschütz, Pferde, die reiche Beute — Alles war verloren. An 400 Spanier und wenigstens 4000 verbündete Indianer hatten ihren Tod gefunden. Als Cortez ihre gelichteten und in Unordnung gerathenen Glieder musterte, suchte er schmerzerfüllt nach manchem Bekannten, es fehlte manches theure Haupt. Bitter vermischte er viele treue Gefährten, die mit ihm Seite an Seite alle Gefahren der Eroberung bestanden hatten. —

So gebeugt Cortez auch war, so schimmerten ihm doch in der Nacht des schwersten Mißgeschicks Strahlen neuer Hoffnungen zu neuen Unternehmungen. Selbst in den zersplitterten Resten seiner Kampfgenossen erkannte er die Stoffe zum Wiederaufbau seines zerförten Glücks. Er fand Trost und neuen Muth, als er die Tapferen Alvarado, Sandoval, Olid, Ordez, Avila, als er den schiffsbaukundigen Martin Lopez, als er den Dolmetscher Aguilar, die hülfreiche, kluge Freundin Marina wieder gefunden hatte. — Und besonders hoch konnte er den Beistand der Tlascalaner anschlagen, die ihm treue Verbündete geblieben waren.

Cortez zog zunächst allmählich die einzelnen kleinen Truppentheile, welche er früher an verschiedenen Punkten aufgestellt hatte, an sich und arbeitete, bei allem Widerspruch seiner kampfmüden Krieger, mit rastloser Thätigkeit an der Ausrüstung einer neuen Expedition gegen die Hauptstadt, die, was es auch koste,

wieder erobert werden mußte. Einige Schiffe mit Truppen und Kriegsvorräthen, welche um diese Zeit zur Unterstützung seines Gegners Narvaez angekommen und zu ihm übergegangen waren, förderten ungemein seine Bemühungen, und schon nach Verlauf von vier Monaten musterte er mit gerechtem Stolze sein neugeschaffenes Heer, 40 Reiter und etwa 600 Fußgänger, von denen 80 mit Feuer-
gewehren oder Armbrüsten, die übrigen mit Schwert, Schild und Pike bewaffnet waren, und endlich noch neun kleine Geschütze.



Die Cypresse, unter welcher Cortez in der Nacht des Trübsal geruht hat.

Doch das kühnste und abenteuerlichste Unternehmen, den mythischen Heldenzügen des Alterthums ähnlich, war die Erbauung von vollständigen Kriegsschiffen, um Tenochtitlan oder Mexiko, das amerikanische Venedig, nun auch von der Wasserseite anzugreifen. Dreizehn Schiffe wurden unter Leitung des Schiffsbauemeisters Lopez mitten im Gebirge gebaut und mußten stückweise auf Menschenschultern 20 Leguas weit durch unwegsame Gebirgswege getragen werden. Das Holz dazu wurde in den Wäldern geschlagen, das Pech aus den Fichten in der Sierra de Malinche gezogen. Das Tauwerk und das nöthige Eisen wurden

von Lastträgern aus Billa Rica herbeigeschafft, wo Vieles von der einst verfenkten Flotte mit weiser Vorsicht aufbewahrt worden war. Die einzelnen Stücke, Balken, Anker, Eisen-, Segel- und Tauwerk, wurden den Indianern auf die Schultern geladen und auf diese Weise bis an das Ufer des Sees gebracht.

„Es war eine wunderbare Erscheinung“, sagt Cortez in einem seiner Briefe, „die Wenige jemals gesehen oder wovon sie auch nur gehört haben — diese Fortschaffung von dreizehn Kriegsschiffen auf Menschenschultern über das Gebirge hinweg!“ —

Aber auch die Mexikaner hatten unterdessen gleich nach der Vertreibung der Spanier die Dämme und Brücken stärker besetzt, die Stadt in den besten Vertheidigungszustand gesetzt, das Heer aus allen Theilen des Reiches zusammengezogen, und überall war der Landsturm gegen die verhassten Fremdlinge aufgeboten.

Schon am 31. Dezember 1520 war Cortez wieder in Tezcuco. Hier war das Hauptquartier und der Ausgangspunkt für die Streifzüge nach den feindlichen Städten an den Ufern des Sees, die geplündert, besetzt oder niedergebrannt wurden. Endlich begann die Belagerung der Hauptstadt. Viele verzweifelte Kämpfe erneuerten sich mit wechselndem Glück, immer mit beiderseitigen großen Verlusten. Endlich machte Cortez einen allgemeinen Angriff; er mißlang aber gänzlich und hatte nicht nur einen bedeutenden Verlust an Todten und Gefangenen, sondern auch die heimliche Entfernung vieler Bundesgenossen zur Folge, welche die Sache der weißen Männer für verloren hielten. Die Belagerten überließen sich mehrere Tage lang einer wilden Freude und feierten den Sieg mit Opferung der unglücklichen Gefangenen im Tempel des Kriegsgottes. Cortez, selbst schwer verwundet, gönnte seinen Leuten einige Tage Ruhe, wich aber keinen Schritt von der auf den Dämmen eingenommenen Stellung zurück. Die Azteken ertrugen wahrhaft heldenmüthig alle Schrecken und Leiden einer drei Monate langen Belagerung. Das Unausbleibliche kam, sie erlagen am 21. August 1521. Die Hauptstadt wurde erobert und wie Jerusalem unter Titus dem Boden gleich gemacht. Etwa 30,000 Mann zogen aus in jammervollem Zuge; gegen 50,000 sollen dem Schwerte der Feinde, den Flammen, dem Hunger und der Pest als Opfer gefallen sein. Der junge heldenmüthige König Guatemozin ward gefangen, er hatte ein besseres Loos verdient. Als man ihn vor Cortez brachte und dieser ihn mit schmeichelndem Zuspruch aufzurichten versuchte, wies er in seinem patriotischen Schmerz alle Freundlichkeit zurück und griff nach dem Dolche, den Cortez im Gürtel trug, mit den Worten: „Die größte Wohlthat kannst du mir erweisen nicht mit der Zunge, sondern mit diesem Eisen — gieb mir den Tod — das ist das Einzige, was ich nach dem Untergang meines Volkes noch wünsche.“

Auch die Sieger schätzten ihre Verluste, welche besonders die verbündeten Indianer trafen, auf 30,000 Mann. Wochen brauchten sie, ehe die Leichen von den Stätten des entsetzlichen Kampfes fortgeschafft waren, ehe die verpestete Luft durch den frischen Seewind gereinigt worden.

Inzwischen war das Heer der Sieger mit fröhlichen Gelagen, feierlichen Gottesdiensten und mit dem Theilen der Beute beschäftigt. Sie war bedeutend, 130,000 Dulaten an Werth, befriedigte aber die übermäßigen Erwartungen der Spanier nicht. Unmuth machte sich in bitteren Worten Luft und wandte sich schließlich sogar gegen Cortez, welcher der Unredlichkeit beschuldigt wurde.

Und ein Schandfleck auf der Ehre der Spanier! — dem unglücklichen Heldenkönig Guatemozin versuchte man auf der Folter Geständnisse abzupressen, wo die größeren Schätze geblieben.

Der Fall der Hauptstadt Mexiko ward von den Feinden der Azteken weit und breit mit Staunen und Freuden vernommen, und von allen Seiten trafen Gesandtschaften ein von Fürsten und Häuptlingen, um sich unter den Schutz der unbefiegbaren weißen Männer zu stellen. Cortez war eifrig thätig, die Hauptstadt Mexiko wieder neu aufzubauen; er benutzte jede Gelegenheit, die Provinzen und Gebiete, welche um seinen Schutz und Freundschaft baten, mit spanischen Kriegern zu besetzen und durch Befestigung geeigneter Orte das ganze Land in Zaum und Jügel zu halten.

Noch waren nicht ganz vier Jahre nach der Zerstörung der Hauptstadt der Azteken verflossen, als sie sich wie ein Phönix in neuer Pracht aus der Asche emporhob. An der Stelle des großen Tempels des Kriegsgottes erbaute Cortez die stattliche Stiftskirche des heiligen Franziskus, und auch die übrigen Teocallis verwandelte er schnell in christliche Kirchen oder Kapellen. Um jeden Versuch der Empörung in der Stadt selbst zu verhindern, legte er in ihrer Mitte eine starke Festung an und besetzte sie mit zahlreichem Geschütz, theils von den in Veracruz abgetakelten Schiffen, theils von solchen, die er in seiner neu errichteten Gießerei verfertigen ließ. In wunderbarer Thätigkeit und Umsicht legte er auch eine Pulverfabrik an, für die der nöthige Schwefel mit unglaublicher Anstrengung aus der Kratertiefe des flammenden Vulkans, des Popocatepetl, herausgeholt werden mußte.

Cortez stand nun auf dem Gipfel seines Glücks, seiner Macht, und die einzelnen Versuche der Unterdrückten wurden grausam niedergeschlagen. So ließ er in der Landschaft Panuco auf einmal über 400 mexikanische Häuptlinge lebendig verbrennen — und um dieses schreckliche Schauspiel noch gräßlicher zu machen, wurden die Kinder und Angehörigen der Unglücklichen herbeigetrieben, um an diesem grauenhaften Anblick eine abschreckende Mahnung zu haben vor jeder Meuterei und Empörung. Selbst der unglückliche Kaiser Guatemozin wurde auf den Verdacht hin, von einer Empörung zu wissen, zu dem schmachvollen Tod am Galgen verurtheilt.

Und immer weiter drang die unerfüllliche Begier nach Eroberung. In den Jahren 1524—26 unternahm Cortez einen Zug nach Honduras, um das Land zu unterwerfen, und zugleich um Olid, seinen ehemaligen tapferen Waffengefährten, der sich hier gegen ihn empört hatte und sich unabhängig machen wollte, zu bestrafen. Es war dies einer der beschwerlichsten Züge in der Entdeckungsgeschichte Amerika's. Der Zug ging durch völlig unbekannte Gegenden mit mörderischem Klima und war überreich an Leiden und Anstrengungen. In Honduras fand indeß Cortez die Empörung schon niedergeschlagen und Olid hingerichtet.

So wurde durch eine Reihe hochmerkwürdiger Ereignisse innerhalb weniger Jahre das ganze Land zwischen den beiden Meeren den Spaniern unterworfen, südwärts bis zu den feuer- und wasserspeienden Vulkanen von Guatemala, nordwärts bis in die Nähe der Prärienländer des Mississippihales, ostwärts bis an den Stillen Ocean und längs seiner Küsten bis zu dem Meerbusen von Kalifornien. Und kurze Zeit schon nach der Zerstörung der Hauptstadt

konnte Cortez an Karl V. schreiben, er habe nun in der Neuen Welt weit größere und schönere Provinzen für ihn erobert, als seine Vorfahren je in Europa besessen, und der König möge neben seinem Titel eines Kaisers von Deutschland auch nun den eines Kaisers von Mexiko annehmen.

Während Cortez das Alles ausführte und die spanische Herrschaft in Mexiko sicher und fest begründete, hatten ihm Neid und Mißgunst an dem ränkevollen, undankbaren Hofe in Madrid neue Gefahren bereitet.

Belasquez war unermülich mit seinen Verleumdungen und Klagen und mit der Forderung, in die Verwaltung Mexiko's, die er beanspruchte, eingesetzt zu werden. Seine Gönner und Freunde hatten schon 1521 die Absendung eines Bevollmächtigten, des unfähigen und habfüchtigen Christoph de Tapia, durchgesetzt, der Cortez zur Rechenschaft ziehen sollte, von diesem aber zuvorkommend durch Geschenke leicht unschädlich gemacht und beseitigt wurde, und die Gewalt der Thatfachen sprach für ihn. Doch auch diese hielt nicht lange vor.

So unbestreitbar seine hohen Verdienste um die Krone Spaniens waren, so setzten seine Feinde und Neider doch alle Hebel der Verleumdung an, um den verhassten Emporkömmling zu stürzen, und es gelang ihnen unter dem hülfreichen Einfluß ihrer hohen Familien. Ihr Streben ging dahin, dem Könige und seinen Rathgebern den Gedanken einzusößen, daß Cortez sich unabhängig machen wolle. Sie erhoben den Vorwurf, daß er dem Könige falsche Berichte eingeschickt habe, daß er die Einkünfte der Krone schmälere, ja daß er den Schatz des Montezuma unterschlagen habe. König Karl war argwöhnisch genug, Untersuchungsbeamte nach Mexiko zu schicken. Aber Cortez war es unerträglich, sich als ein Angeklagter oder Verbrecher richten zu lassen in einem Lande, das der Schauplatz seiner so großen Thaten gewesen war. — Er geht 1528 nach Spanien, um persönlich dem Könige Bericht zu erstatten und die Entscheidung entgegen zu nehmen. Er landet im Hafen von Palos, von wo einst Columbus ausgesegelt war. In dem nahen Kloster Rabida trifft der Eroberer von Mexiko — wunderbarer Zufall — mit einem Abenteuerer zusammen, der diese großen Eroberungen im Norden bald auch im Süden fortsetzen sollte. Es war Franz Pizarro.

Kaum war Cortez bei Hofe erschienen, so waren auch alle Klagen und Verleumdungen verstummt. König Karl empfing ihn mit großer Auszeichnung, mit gnädigen Versicherungen der Anerkennung und Dankbarkeit und ließ es an Orden und Titeln nicht fehlen, die, so wenig sie auch der Gnade kosten, den mit ihnen Begnadeten doch zu begütigen und umzustimmen vermögen. So war's von jeher und so ist's noch heute geblieben.

Nichtsdestoweniger hielt es die Politik des Königs nicht für angemessen, dem mächtigen Vasallen die volle Autorität der Macht, die er bisher in Mexiko besessen hatte, auch ferner zu belassen. Die spanischen Könige hielten fest an dem Grundsatz, die Verwaltung der Länder anderen Leuten zu übertragen, als denen, die sie entdeckt hatten. Die Entdecker und Conquistadoren oder Eroberer waren zumeist junge, arme Abenteuerer, energische Emporkömmlinge, die Alles daran setzten, sich Stellung und Macht zu erringen, und eben deswegen traute man ihnen nicht, und besorgte, daß sie vielleicht zu mächtig werden möchten; sie schienen gefährliche Gigantöpfe, die man mit möglichstem Anstand beseitigte oder lahmlegte. Das geschah dadurch, daß man die Verwaltung der neuen Eroberungen Männern altaristokratischer Familien übertrug, die schon an Macht

und Reichthum gewöhnt und mit einem nützlichen Maß von Mißgunst und aristokratischem Hochmuth es zu machen wußten, daß die jugendlichen Streber nicht zu mächtig wurden.

So wurde denn auch Don Antonio de Mendoza, ein Mann von alter hochadliger Familie, zum Regenten von Neuspanien ernannt und mit dem Titel eines „Vizekönigs“, den man bisher noch keinem Eroberer oder Entdecker zugestanden, weder Columbus, noch Cortez, zur Verwaltung nach Mexiko geschickt, während Cortez sich mit dem militärischen Kommando und dem Titel eines „Admirals der Südsee“ begnügen mußte. In der großen Südsee könne er neue Entdeckungen und Eroberungen machen, und diese solle er selber verwalten und regieren.

Diese Beschneidung seiner bisherigen Macht wurde ihm durch einen klangvollen Titel vergütet. Der König schenkte ihm eine der schönsten Landschaften von Mexiko, das herrliche Thal von Taxaca, als erblichen Besitz und erhob ihn zu einem „Marques del Valle“, einem Markgrafen des Thales. — Mit einer jungen, schönen Gattin von echtem Aristokratenblut lehrte er nach Amerika zurück und verlebte zunächst die Honigmonde der jungen Ehe auf seinen Besitzungen an dem Südrande der mexikanischen Gebirge.

Je größer die Huldigungen waren, die Cortez während seines zweijährigen Aufenthaltes in Spanien erwiesen wurden, um so empfindlicher waren ihm die Reibungen, die er nach seiner Rückkehr in Amerika mit den Beamten der Audiencia, d. i. des Vizekönigs, zu überwinden hatte. Dieselben gingen sogar so weit, daß diese Behörde dem Feldherrn befahl, sich von der Hauptstadt in zehnmüßigem Umkreise fern zu halten. Cortez lebte seitdem in seiner Markgrafschaft. Anfangs verwannte er hier seine Thätigkeit auf die Bewirthschaftung seiner ausgedehnten Ländereien. Er führte Zuckerröhre aus Cuba ein, Merinoschafe aus Spanien und pflanzte Maulbeerbäume zum Betrieb der Seidenzucht. Mit großer Umsicht wandte er sich der Untersuchung und Ausbeutung der Bodenreichthümer des Landes zu. Er entdeckte reiche Kupfer- und Zinnminen und legte Salzwerke an. Auch die Silberminen von Zacatecas wurden aufgefunden.

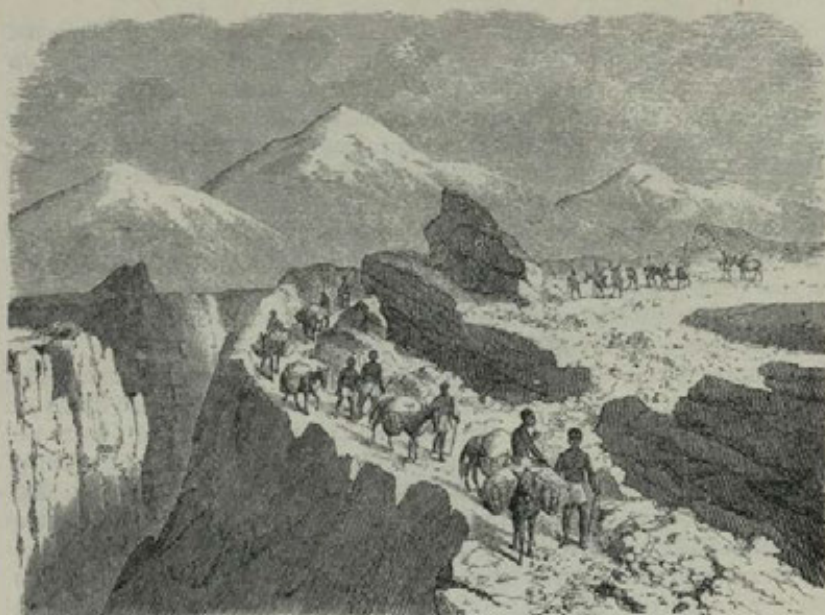
Aber der thatendurstigen Seele eines Cortez war das Stillleben eines Markgrafen des Thales für die Dauer unerträglich. Er erinnerte sich, daß er auch Admiral der Südsee sei, und daß diese ihm mehr Reize biete. Die Südsee war damals (um 1530) die Stelle, die in Spanien alle Blicke auf sich zog. In ihrem westlichen Theile hatte Magalhães die lange gesuchten Gewürzinseln entdeckt, an ihren südöstlichen Ufern hatte Pizarro angefangen, Peru, das goldene Reich der Inka's, zu erobern, eine Eroberung, deren Reichthümer den Werth Mexiko's in Schatten zu stellen drohte. Cortez Phantasie malte sich in dieser Wasserwüste noch reiche Inseln und Länder aus, und einzelne Nachrichten verbreiteten die Kunde von einem Gold- und Perlenlande im Norden Mexiko's. Auf eigene Kosten rüstete er 1532 und 1534 zwei Geschwader aus, von denen das letztere nach außerordentlichen Beschwerden und Gefahren Kalifornien entdeckte. Endlich führte er selbst 1536 eine neue Expedition hierher und gründete die Niederlassung Santa-Cruz. Aber das Glück hatte ihn verlassen, die Kolonie kam nicht auf, und Uloa, den er 1539 zur Fortsetzung dieser Entdeckung ausgeschiedt hatte, ist jenseit des 29. Breitengrades verschollen. An weiteren Unternehmungen wurde er von dem Vizekönig Mendoza gehindert.

Die kalifornischen Träume hatten Cortez mehr als 200,000 Dukaten gekostet und bei Noth und Mühe nur eine sehr unvollkommene Kenntniß eines trostlosen Felsenlandes, eines eben so klippenreichen als stürmischen Meerbusens erreicht. Aber Cortez war nicht der Mann, ein angefangenes Unternehmen sobald wieder aufzugeben, und Vorbereitungen zu neuen Expeditionen beschäftigten seine Seele und erschöpften sein Vermögen. Mendoza trat ihm in Allem entgegen und bestritt ihm das Recht zu neuen Unternehmungen.

Und zum zweiten Mal ging Cortez, 1540, nach Spanien. Sein Empfang war kalt, fast geringschäßig. Er erschien nicht mehr wie ehemals im Glanz der Jugend, vom Zauber des Reichthums, von frischen Lorbern geschmückt und umgeben. Er war nun ein alter und auch gebrochener Mann geworden. Was konnte er noch ferner bieten? Seine Verdienste waren vergessen und, wie man glaubte, in Gnaden reich belohnt worden. Seine letzten Unternehmungen hatten keinen glücklichen Erfolg, und er mußte jetzt, wie einst Columbus, um Gerechtigkeit, um Lohn und Entschädigung bitten.

Sieben lange Jahre verlebte er seitdem im Gefühle schmerzlicher Kränkung und Trauer. Gram und Mißmuth zehrten an seinem Leben, das endlich am 2. Dezember 1547 in einem Dorfe bei Sevilla erlosch. Er starb im 68. Jahre seines Alters in den Armen seines Sohnes. Wie in den letzten Erfahrungen des königlichen Andanks, hatten Cortez und Columbus auch darin dasselbe Geschick, daß an keiner ihrer großen Entdeckungen ihr Name als ehrendes Denkmal haften geblieben. Nur das wilde und stürmische Meer, an dessen Klippen und öden Felsenküsten sein Stern untergegangen, und auf dem er so lange umhergeschleudert ward, nannten die Spanier eine Zeit lang „el Golfo de Cortez“. Aber auch diese Erinnerung an ihn ist aus der Geographie verschwunden.





Sarawanenzug über die Inkastraße.

IX.

Franz Pizarro.

Herkunft und erster Dienst. Befehlshaber von Azaba. Dreimännerbund. Erstes mißglücktes Unternehmen. Erreichung von Tumbes 1525. Am Hofe zu Madrid. Zweite Expedition 1531. Aufenthalt auf der Insel Yuma. Gründung von St. Michael. Politische Zustände. Aeltere Geschichte Peru's. Vorgänge in Cayamalca 1532. Der Inka gefangen. Seine Lösung. Tempelschätze. Erste Theilung der Beute. Hinrichtung des Inka. Sonnentempel in Cuzco. Zweite Theilung der Beute. Pizarro's höchste Macht. Streit mit Almagro. Almagro hingerichtet. Pizarro ermordet.



Die Eroberung Mexiko's, die märchenhafte Beute an Gold und an Allem, was den raubsüchtigen Abenteurern jener Zeit begehrenswerth war, hatte die leidenschaftlichen Erwartungen übertroffen. Und dennoch hatten einzelne Mexikaner das weiter südliche Hochland als noch reicher, als strotzend von Gold bezeichnet. Unaufhaltsam drängte der Sturm der Abenteurer nach jenem Hochlande, die Gebirge hinan. Die rohen Waffen, die geringe Kriegskunst der Eingeborenen konnten Spaniens kampfsgeübten Schlächterscharen nicht widerstehen. Aber höhere Geister der Natur hielten den Hort der gesuchten Goldschätze noch gebannt. Die Hitze verbrannte, der Frost erstarrte, die Wasser ertränkten, der Sturm warf sie nieder und Krankheiten der schrecklichsten Art streckten sie hin, die goldgierigen Blutstuechte, welche mit ihrem Erscheinen diese Stätten entweiheten. Doch der Altar des Wammon ward mit Leichen bedekt; der Zauber der Natur ward endlich gebrochen. Er brach durch den denkwürdigen Bund dreier Männer, diese waren: Franz Pizarro, Diego Almagro und Hernando de Luque.

Sonderbar und schmachvoll — zwei arme, abenteuerfüchtige Bastarde, Pizarro und Almagro, und ein reicher Pfaffe, de Luque, schlossen 1524 das Triumvirat zu dem grausenvollen Verderben einer großen Nation und bestätigten den Räuberbund durch den Liebesbund, durch welchen der himmlische Siegesfürst sein göttliches Veröhnungsamt, seinen Frieden auf Erden besiegelt. — De Luque selbst reichte nach geschlossenem Vertrage seinen Raubgenossen das heilige Mahl und die geweihte Hostie. —

Franz Pizarro war der Bastard eines spanischen Edelmannes und eines gemeinen Frauenzimmers. Ausgesetzt an der Kirchthüre von Truxillo 1475 soll er von einer Sau gefängt worden sein, und theilte so schon in seinen ersten Stunden das romantische Schicksal jener staatengründenden Heroen des Alterthums. Der Zerstörer eines der größten Reiche wuchs, wie Kaiser Diocletian, in der tiefsten Erniedrigung heran, ohne Bildung des Herzens und Geistes; er konnte weder lesen noch schreiben. Wie Papst Sixtus V. hütete er in seiner Jugend Schweine.

Ob er nach mehrjährigem Kriegsdienste in Italien, oder aus Furcht vor dem Eigenthümer der von ihm sorglos gehüteten Herde nach Sevilla entließ, ist ungewiß. Aber in Sevilla, dem damaligen Vorhofe aller spanischen Entdeckungen, fand seine Feuerseele den Zündstoff, der ihn entflammete. Seitdem zeigt jedes Blatt in der Geschichte seines Lebens nur ein loderndes Flammenbild der Zerstörung. Etwa dreißig Jahre seines Lebens waren still verstrichen, bis er nach Amerika ging. Aber hier brach, wie die Feuergewalt eines Vulkanes, seine dämonische Kraft über Thäler und Hochebenen schrankenlos hervor. Er besaß blutig die himmelreinen Alpen und machte die ehrwürdigen Kolosse der Cordilleren erbeben. Seine ersten Thaten geschahen im Dienste des Statthalters von Panama, er hatte Hojeda auf seiner Expedition nach dem Meerbusen von Darien, Balboa auf seinem Zuge über den Isthmus begleitet, und das Tedeum bei der Entdeckung der Südsee mitgesungen. Der Lohn seiner Dienste war die Würde des Oberbefehlshabers der Kolonie Uraba.

Dem trotzigen, hochstrebenden Manne schien indeß dieser Lohn zu gering; er zog sich still grollend zurück. Aber in einer Zeit und an einem Orte, wo Berwegenheit und Raublust die Länder und Schätze der Welt theilten, konnte ein Geist wie Pizarro nicht in stiller Unthätigkeit verharren. Der Vertrag zu einer auf eigene Hand zu unternehmenden Expedition nach dem Süden ward geschlossen. Seine Theilnehmer sind bereits genannt. Almagro war ein Mann voll Energie, gleich erfahren im Kampfe wie Pizarro, aber groß auch an Seelenadel und Redlichkeit, so weit es die damaligen Conquistadoren sein konnten; — und was Beiden fehlte, das besaß de Luque, nämlich Geld. Dieser geistliche Mann, dessen Reich nicht von dieser Welt sein sollte, gab als ersten Vorstoß zu dem privilegirten Raubzuge 20,000 Unzen Goldes.

Pizarro ward nun der magnetische Anziehungspunkt thatenlustiger Abenteuerer. Am 10. November 1525 stieg eine kleine Schar mit ihm in seines Glückes Schiff. Aber bei der ungünstigen Jahreszeit, auf einer fast sieben-tägigen Zerfahrt, fand man nur unfruchtbare Steilküsten, Sümpfe, Krankheiten aller Art und muthige Eingeborene. Almagro selbst hatte das Schicksal des makedonischen Philipp, er verlor im Kampfe ein Auge.

Die Länder im Süden von Panama waren im hohen Grade ungesund. Außerordentlich hohe Gebirge und undurchdringliche finstere Urwälder steigen

bis ans Ufer herab, und wo etwa eine kleine Ebene sich bildet, da ist sie meist ein unergründlicher Sumpf, denn es ist hier der feuchteste und heißeste Regenwinkel der Welt, ein Brutnest für Schlangen, Krokodile und andere Amphibien. Die Küsten sind unbevölkert und ohne Häfen, Winde und Strömungen fast haltend einer Südfahrt entgegen. Hunger und Noth, Krankheit und Plage aller Art kamen bald über die kleine Schar von Männern, die in diese wässrigen Vorländer von Peru eindrangten, in welchen die stärksten Gewitter tosen.



Francisco Pizarro. Nach einem alten Kupferstiche.

Vier Jahre dauerte der Kampf mit diesen furchtbaren Hindernissen der Natur. Oft war Pizarro der einzige Gesunde und Muthige. Er pflegte die Kranken, tröstete die Sterbenden und ermunterte die Verzagten. Mehr als einmal starb um ihn seine Mannschaft bis auf Wenige, mehr als einmal wurde ihm sein Schiff unter den Füßen von Würmern zerfressen, von Stürmen zerschlagen. Wie ein Krieger, dem das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, bestieg er stets wieder ein neues Schiff, das Almagro ihm nachgeschickt hatte. Unter unaufhörlichen Gefahren und Beschwerden drang er langsam südwärts. Wenn ihn die Entmuthigten und Ermüdeten verlassen wollten, pflanzte er seine Standarte auf, behielt die Unverzagtesten bei sich und schickte die Unwilligen und Schwachen nach Panama zurück.

Ein ermunterndes Vorbild hülfreicher Treue gab sein Oberpilot Bartholomäus Ruiz. Er war auf seinem kleinen Schiffe als Pionier immer voraus, und er war es auch, der die ersten Proben von den schönen Produkten und Waaren des gesuchten Goldlandes zu Pizarro brachte, gerade in der Zeit der größten Noth, wo Alles ihn verlassen zu wollen schien. —

Auf der Insel Gallo erwartete Pizarro Verstärkung; sei es, daß Scham ihn von der Rückkehr abhielt, oder daß er schon zuverlässige Kunde hatte von dem Goldlande Peru. Aber der Reid des neuen Statthalters von Panama, Pedro de Rios, hinderte die durch Mißtrauen schon ohnehin schwierig gewordene Werbung der Soldknechte. „Sanguis de dios!“ — riefen die Caballeros und Hidalgos, als sie die Kunde von dem Mißlingen der Unternehmung hörten — „so wollten wir doch lieber unser Schild und unsere Waffen an den Schwanz eines Esels binden, als unter einem Sauhirten dienen! — Caraxo! hat denn Grijalva mit den achthalbtausend Pfund Goldes, die er in wenigen Tagen für ein paar Glaslisten eingetauscht, schon alle Schätze Neuspaniens davongetragen, daß wir Reichthum und Ehre nur im Dienste von Bastarden und Pfaffen suchen müßten?“

Auch in der Neuen Welt zeigten sich die Folgen eines traurigen Glückswechsels wie in der Alten. — Pizarro ward verlassen, verhöhnt. Statt der erwarteten Verstärkung erschien ein Schiff, um Diejenigen nach Panama zurückzuführen, die ihm wider Willen dienten. Die Qualität Derer, die in der Neuen Welt ihr Glück suchten, hatte sich in dem Maße verschlechtert, als die Leichtigkeit zunahm, es wirklich zu erreichen. Schon hatte das Gelüste nach den Fleischtöpfen in Panama die in ihren Hoffnungen getäuschten Krieger ergriffen, schon waren ihr Muth und ihre Treue gebrochen, die Rückkehr beschlossen, da trat der eiserne Mann in ihre Mitte. Zorn und Verachtung sprühten aus seinem glühenden Auge, seine Wange war von edlem Feuer geröthet — in tiefem Schweigen verstummte die ungehorsame, pflichtvergeßene Rote. Er zieht sein Schwert — erwartungsvoll sind Aller Augen auf ihn gerichtet, er zeichnet eine Linie auf den sandigen Boden, von West nach Ost, und nach Süden zeigend, ruft er aus: „Castilianer! dieser Weg führt nach Peru und seinen Schätzen, jener nach Panama und an den Bettelstab. — Wählt!“ — — Er überschritt die Linie. Nur dreizehn folgten ihm.

Unter verzweifelten Anstrengungen und grenzenlosen Drangsalen, Meutereien selbst seiner kleinen Schar wurde endlich der Aequator abermals überschritten und die Bucht erreicht, die jetzt der Hafen von Guayaquil heißt, die aber Pizarro die Bai von Tumbes nannte, nach der ersten peruanischen Stadt, die er hier sah. Pizarro erkannte bald, daß er hier in dem eigentlichen Eingange zu dem Lande sei, das er suchte. An der Schwelle dieses Landes haute er eine Festung als Ausgangspunkt seiner Eroberungen, doch fand er die Küsten und das Land einwärts so stark bevölkert, daß er mit der geringen Mannschaft, die er hatte, nichts unternehmen zu dürfen glaubte. Hier sah er, daß Cortez' Waffenglück die Reichthümer Amerika's nicht erschöpft hatte, aber mittellos, wie er war, mußte er nach Panama zurückkehren, ärmer noch, als er es vor Jahresfrist verlassen, doch mit dem Verdienste, welches Talent und Muth verleihen können, und vor Allem mit der Hoffnung, ja mit dem Bewußtsein, endlich das wahre Land der kostbaren Metalle, Peru, entdeckt zu haben.

Pizarro sollte nunmehr auf einem glänzenderen Schauplatze erscheinen. Die Kunde von seiner Unternehmung, seiner ruhmvollen Entdeckung war nach Europa gedrungen. Klugheit rieth ihm, selbst nach Europa zu segeln. Die Zeit hierzu war die gelegenste. König Karl stand eben auf der Sonnenhöhe seines Glücks. Frankreich war in der Schlacht bei Pavia 1525 erlegen, Franz I. sein Gefangener; Italien war erobert, der Papst sein Vasall, und eben im Begriff, sich zu Bologna die deutsche Kaiserkrone aufs Haupt zu setzen, legte Cortez auch die von Mexiko ihm zu Füßen. — In diesem Augenblicke, 1528, erschien Pizarro. Seine Gestalt, sein Benehmen, sein imponirendes Wesen verriethen wenig den Findling von Truxillo. Er gewann die Bewunderung des Hofes, an dem Alles versammelt war, was Europa Tapferes und Edles besaß. Am Quell der Ehre konnte Pizarro nunmehr in vollen Zügen seinem Durst nach Ruhm und Würden genügen. Er erhielt den Orden von St. Jago und nahm in sein Wappenschild die königliche Devise und die Embleme seiner südamerikanischen Entdeckungen und Triumphe. Er erhielt den Titel eines Statthalters der Länder, die er erst erobern sollte — aber keinen Pfennig, keinen einzigen Mann zur Unterstützung der nöthigen Ausrüstung hierzu. Der Verabredung gemäß wurden auch seine Verbündeten bedacht. De Luque ward Bischof von Ballades in dem noch zu erobernden Staate; Almagro aber ward betrogen und erhielt statt größerer, wohlverdienter Ehren nur die Kommandantenstelle der Festung, die in Tumbes angelegt werden sollte. — — Alle diese Bewilligungen und Ehren, der Lohn für Eroberungen, die noch zu machen waren, so wenig sie auch dem spanischen Hofe kosteten, eiferten doch den Muth der Abenteurer an und wurden leicht, sobald sie Bedeutung erhielten, bis zum schwärzesten Undant verringert.

Es ist eine eigenthümliche, die damalige Zeitstimmung charakterisirende Erscheinung, daß, so wenig auch die Könige Ferdinand, Karl, Philipp und die späteren spanischen Majestäten durch persönliche Theilnahme zu den damaligen Eroberungen beigetragen haben, diese doch als die alleinigen Herren und Eigener der Neuen Welt betrachtet wurden. Die zügellosesten Blutknechte, die mit gieriger, frevelnder Hand Kronen und Scepter weit ausgebreiteter Reiche an sich rissen, legten beide willig und gehorsam ihren europäischen Herren zu Füßen, um ihre selbsteigenen Eroberungen von ihnen als gnädige Verleihung in Demuth wieder zu empfangen. Die übermüthigsten Tyrannen wurden die kriechendsten Sklaven, und umgekehrt. Aber der heilige Vater auf St. Peters Stuhl hatte diese Länder der Erde der katholischen Majestät Spaniens zuertheilt, und der fanatische Spanier erkannte dieselbe überall als die größte und rechtmäßigste Machtvollkommenheit.

Bei all den neuen Ehren hatte indeß Pizarro nur wenig gewonnen. Sein Vermögen war zerrütteter denn je, sein Kredit geschmälert und nur nach einem reichen Vorschusse, den Cortez ihm geleistet, konnte etwa die Hälfte der geworbenen Mannschaft eingeschifft werden. Seine Abfahrt nach Amerika selbst war eine heimliche Flucht. Drei Brüder folgten ihm.

Im Februar des Jahres 1531 war endlich nach langen Anstrengungen die Expedition bereit, von Panama an die Küste Perus abzugehen. Die ganze Macht, die das Reich der Zulus stürzen sollte, bestand aus drei kleinen Schiffen mit einigem Geschütz, aus nicht mehr als 183 Mann, darunter 25 Reiter. Aber sie hatten das unerschütterliche Vertrauen ihrer Unüberwindlichkeit, und

diese Zuversicht ersetzte eine große Zahl willensloser Streiter. Bei St. Matheo ging Pizarro ans Land. Die Eingeborenen ergriffen überall bei der Annäherung der Spanier mit ihrer Habe die Flucht, und schon fingen die beutegierigen Kriegerleute an zu murren, da fand man bei dem Ueberfalle eines größeren Ortes, Coaque, so viel Gold, Silber, Edelsteine, daß weiter kein Zweifel an dem Reichtume des Landes bestand; die Lebensmittel reichten auf drei Jahre. Auf dem weiteren Marich bis Guayaquil fand das kleine Heer keinen Widerstand, und da jetzt die schlimme Jahreszeit herannahte, so beschloß Pizarro, auf der nicht weit von der Küste gelegenen, äußerst fruchtbaren und stark bevölkerten Insel Puna zu überwintern. Anfangs Freundschaft, dann Verrath, blutige Blühtigung waren auch hier wie in Mexiko die wechselnden Scenen während des Aufenthalts. Im Frühjahr ging's weiter südwärts bis zum 5. Breitengrade, wo am Flusse Piura die Kolonie St. Michael gegründet wurde.

Wie Cortez, wollte Pizarro von hier aus sofort nach dem Innern des Landes und zur Residenz des Inka vordringen und durch einen entscheidenden Schlag sich seine Eroberung sichern. Schwerlich wäre es ihm gelungen, wenn nicht der politische Zustand des peruanischen Reiches die Ausführung seines Planes auf eine auffallende Weise begünstigt und erleichtert hätte.

Die bisherige Verzögerung, welche der Einfall der Spanier in Peru erlitt, gehört zu den merkwürdigsten Glücksfällen, die zusammentrafen, um die Neue Welt der Alten zu unterwerfen. Einige Jahre früher hätte Pizarro die Peruaner unter der Regierung eines kräftigen, klugen und kriegerischen Monarchen gefunden, der den Abenteurer vielleicht mit einem Schlage vernichtet hätte. Jetzt aber machte ein Bürgerkrieg das Reich der Inkas zu einer leichten Beute. Ein unerfahrener Fürst, ein bestrittenes Erbrecht, feindlich gegenüberstehende Parteien, Alles vereinigte sich, die stärkste Schutzwehr gegen feindliche Anfälle niederzustoßen. Die damalige Geschichte Peru's giebt den demüthigenden Beleg, daß der Mensch in seinen Leidenschaften überall derselbe ist, und daß unter dem Aequator wie in allen Zonen die nämlichen Ursachen dieselben Wirkungen, dieselben Unfälle herbeiführen.

Wir müssen zur Erläuterung des Gesagten Einiges aus der früheren Geschichte Peru's hervorheben.

Auch in der Neuen Welt bringt der schwache Indianer seine Ahnen durch Mythen mit Heroen und Göttern in Verbindung. Manco Capac und Mama Dello hießen die wohlthätigen Genien Peru's. Sie erschienen, man weiß nicht woher — sie lehrten dem Volke Sitte und Gesetz, Kunst und Gewerbe, bauten Städte und Tempel — und verschwanden, man weiß nicht wohin. Ihre Nachkommen sind die verehrten Kinder der Sonne, die Herrscher. Das System ihrer Landesregierung war ein geregelter Mechanismus, in welchem die einzelnen Theile, wie das Räderwerk eines maschinenmäßigen Getriebes, gefügig ineinander griffen. Eine Störung aber, die kleinste, — und das Räderwerk stockte. Seltzam und glücklich genug traf Pizarro's Ankunft in Peru gerade mit einer solchen Störung der Staatsmaschine zusammen.

Vier Jahrhunderte waren seit der Erscheinung Manco Capac's verflossen, und die Vergrößerung des Reiches durch die Eroberung des südlichen Quito durch den Inka Huana Capac vollendet. Seine Regierung war die Blüthezeit des vereinten Reiches.



Der Inka Atahualpa. Nach einem alten Kupferstiche.

Aber uneingedenk des unantastbaren Mechanismus seines Staates glaubte er sich erhaben über dem Gesetz, welches verordnet, daß nur die aus der wider-natürlichen Ehe von Geschwistern gezeugten Inka's die legitimen Thronerben seien. Seine Liebe zu einer Kазikentochter aus Quito brach den Zauber und vernichtete den Talisman, der das Reich zeither erhalten. — Er hinterließ die Regierung von Peru mit der Hauptstadt Cuzco seinem legitimen Sohne Huascar, die von Quito mit der Hauptstadt Quito dem illegitimen Atahualpa.

Ein Bürgerkrieg verdunkelte die Sonne, in deren Glanz Peru sich entwickelt, und in der Nacht des Bruderzwistes ward es Pizarro leicht, sie für immer zu verlöschen. Atahualpa ward besiegt und in Fesseln gelegt; aber bald erfuhr Huascar den Wechsel des Glücks; er selbst und die Hauptstadt Cuzco kamen in die Gewalt seines brüderlichen, illegitimen Prätendenten. — Jetzt gerade erschien Pizarro als Rächer der Unschuld, als Richter des Usurpators, als Beschützer des heiligen Gesetzes. — Nur der schlau gewonnene Anhang von Huascar's Partei, die Rathlosigkeit Atahualpa's, die allgemeine Muthlosigkeit, der panische Schreck bei einer noch nie gekannten Sonnensfinsterniß erklärten das Wunderbare, daß Pizarro mit einem Haufen von nur 62 Reitern und 102 Streitern zu Fuß, von denen nur 20 mit Armbrüsten und nur 3 mit Musketen bewaffnet waren, ein so gewaltiges Reich zu erobern vermochte.

Am 15. November 1532 lagerte Pizarro vor der peruanischen Stadt Caxamalca. Nie wäre es ihm gelungen, auf die durch Steilpässe und tiefe Schluchten geschützte Hochebene vorzudringen, hätten die Peruaner auch nur den geringsten Widerstand geleistet. Erst auf der Hochebene von Caxamalca gewahrte Pizarro das Schauspiel, welches ihm die nahe Gefahr seines allzukühnen Wagnisses zeigte. Ein Heer des Inka von mehr denn 50,000 Mann lagerte hier mit einer Regelmäßigkeit, die Pizarro erkennen ließ, daß er jetzt einen Feind vor sich habe, gegen den er in offenem Kampfe vergebens seine Kräfte brechen müßte. Doch schnell ward ein neuer Plan gefaßt; auch List und ehrlloser Wortbruch waren den Spaniern wohlverprobte Waffen.

Ferdinand Pizarro, der Bruder des Feldherrn, und Ferdinand de Sotro, begleitet von einer Abtheilung Ritter, bildeten die Gesandtschaft, dem Inka die Ehrfurcht der Ankömmlinge zu bezeigen und ihn zu einer Unterredung mit dem Feldherrn zu demselben einzuladen. Atahualpa, auf einem Throne von gediegenem Golde, betroffen von dieser noch nie gesehenen Erscheinung, begrüßte sie als Söhne der Sonne, als himmlische Nachkommen des Gottes Viracocha. Den an ihren Gebissen kauenden Pferden wurden, als göttlichen Wesen, die edelsten Metalle als Opfermahl vorgelegt.

Der folgende Tag, der 16. November 1532, war verhängnißvoll in den Annalen der Inka's. Atahualpa, arglos und von unbedachtsamer Neugier verleitet, erschien in vollem Glanze seiner Majestät. Mit Juwelen gleichsam bedeckt, trug er um das Haupt das Claute — die königliche Schnur — vier bis fünf Mal umschlungen und von verschiedenen Farben; in ihr steckten zu beiden Seiten der Schläfe zwei weiß und schwarz gefleckte Federn des heiligen Vogels Caragueme, die Hauptinsignien seiner Würde. Zwei bis zu den Schultern reichende Perlenkette, in denen ein großer Goldring hing, zeichneten das Ohrgehänge des Inka vor denen der übrigen Peruaner aus, die den Ring in den Ohren selbst tragen mußten. Ein Umku, eine Art Tunika, mit Gold und Juwelen

reich besetzt, bildete das Oberkleid und ward durch eine Seidenschnur über den Hüften zusammengehalten. Auf einer goldenen Sänfte, von Federn überschattet, trugen ihn die Vornehmsten seines Adels auf ihren Schultern.

Noch gab es einen Ausweg der Rettung für ihn und sein Reich. Der langsame Zug der feierlichen Prozession hatte den Abend herbeigeführt, und die Peruaner begannen ihre Zelte aufzuschlagen, in der offenkundigen Absicht, die Nacht zu kampiren. Doch die Anstalten zu Pizarro's Verrath duldeten keine so nahen Beobachter. Seine Musketiere waren in einen Hinterhalt gelegt, die Kavallerie in kleine Schwadronen getheilt, das Fußvolk zum Angriff geordnet und er selbst mit einer Leibwache von 20 Schildträgern bereit zum unheilvollen Empfange des unglücklichsten Gastes.

Als der Inka in das verhängnißvolle Thor einzog, durch das er nie wieder zurückkehren sollte, war Neugierde sein vorherrschendes Gefühl. — Pater Valverde, ein Dominikaner, näherte sich ihm zuerst mit einem Kreuze von Palmenholz und einem Brevier. Er begann eine salbungsvolle Rede. Er sprach von der Lehre der Schöpfung, von Adam's Sündenfall, der Erlösung durch Jesum, der Einsetzung des heiligen Petrus als Statthalter Gottes auf Erden, von der apostolischen Macht der Päpste und schloß sein logisch und kategorisch mit der Erklärung: der heilige Vater Alexander VI. habe nun Kraft seiner Machtvollkommenheit Indien an Spanien geschenkt, folglich müsse der Inka sich ergeben und Gehorsam leisten. Das Buch, welches er trüge, lehre die wahre Gottesverehrung, und der heilige Vater entbiete ihm Gruß und Frieden, den er nicht zurückweisen dürfe, wenn sein Land nicht sofort eine Beute des Krieges werden solle, und er das Schicksal des verstockten Pharao theilen wolle.

Diese Rede, durch die Unwissenheit des Dolmetschers in den dogmatischen Materien noch unverständlicher gemacht, mußte dem Ohre des Fürsten sehr befremdend klingen. „Wo ist denn eure Religion?“ fragte der Inka. „In diesem Buche“, antwortete der Priester, ihm das Brevier reichend. — „Es hat keine Zunge“ — erwiderte jener, indem er einige Blätter umschlug, und es an sein Ohr haltend, fügte er hinzu: „Es sagt mir kein Wort, es ist stumm.“

Der Mönch rief Rache für diese Lästerung, erhob das Kreuz als Zeichen zum Angriff; Pizarro gab Befehl, eine allgemeine, wohlangelegte Salve von Gewehren und Armbrüsten erfolgte und schmetterte die wehrlosen Indianer nieder. Die Kavallerie hieb ein und durchbrach die königliche Leibgarde. Der blutige Verrath war reif. In vollen Gayben mähte der Tod unter den Unglücklichen, die nur jene passive Tapferkeit und treue Hingebung bewiesen, die noch jetzt den Indianer charakterisiren. Himmlische Zerstückungswesen, in deren Macht der Donner und Blitz, erschienen die Spanier als strafende Gottesboten. Wehrlos standen die Indianer wie eine Mauer oder warfen sich verzweiflungsvoll den Schwertern ihrer Würgengel entgegen; sie sahen den Fürsten verloren und weiheten sich demselben Schicksale. Die Sage vom jüngsten Tage Peru's schien erfüllt.

Immer dünner ward der Kreis um den unglücklichsten Fürsten, sein Leben war hart bedroht. Da erkannte Pizarro den Werth dieses lebenden Pfandes. „Erhaltet den Inka!“ rief er mit Löwenstimme, drang bis zur Sänfte und riß ihn zu Boden. Mit seinem Falle war Alles verloren. Wie die Rauchwolken einer zusammenstürzenden Brandstätte drangen die Indianer nach allen Seiten aus einander, lösten und verloren sich in unabsehbare Ferne. — Der Ueberfall

war so unerwartet, daß kein einziger Spanier getödtet und nur Einer verwundet wurde, Pizarro selbst, von der Lanze seines eigenen Kriegers. Aber mehr als viertausend Indianer deckten die blutige Walfstatt.

Man hat Märchen für Kinder, in denen eine zagende Jungfrau einen scheußlichen Drachen küssen muß, um ihn zu entzaubern und eine Plage des Landes zu lösen. Die Eroberung Peru's, die Verbreitung des Christenthums unter den neu entdeckten Völkern ist ein ähnliches, nur schaudervolleres und auf Wahrheit gegründetes Märchen. Der hölzerne Leib eines Heiligen, die mit dem Heiligenbilde der Gebenedeieten bemalten Fahne sind jene Ungeheuer und Drachen, jene Land- und Weltplagen, durch welche Völkergeschlechter ausgerottet, friedliche Bewohner, ungemessene Länderstrecken abgeschlachtet wurden. Jene Heroen, die für Kirche, Ehre und die Lastertugend der rohen Tapferkeit gestritten, was sind sie anders, als die Höllebrut, jene Gnomen und bösen Dämonen, die den endlosen Jammer dieser Plagen bereiten und über ihn jubeln?

Man sollte glauben, die Natur habe hier auf der Hochebene von Cuzamalca eine grausvolle Fastnachtsspoße gespielt. Die Ungeheuer der Wüste hätten die Gestalt der Menschen, die Teufel der Hölle die der friedlichen Himmelsboten angenommen. Im lustigen, schwärmenden Uebermuth hätten sie die Kleider zerjezt und als abgetragenen, verschoffenen Plunder abgeworfen. Die im Todeskampfe grinsenden Gesichter sind nur die abgeworfenen Masken der lustigen Redoute, das Todesröcheln der Gefallenen nur der verhallende Jubelrausch des religiösen Weitzanzes.

Armseliges, beklagenswerthes Menschengeschlecht! daß dir auch die heiligsten Symbole, die der Gott der Liebe dir gnadenvoll verliehen, um in Zuständen der Ruhe und des Glücks, des Kummers und der Trübsal durch sie dein Herz zu ihm zu erheben und zu erstarren und darin das volle Maß seiner endlosen Liebe zu empfinden, daß dir auch diese heiligen Symbole zum Paniere verbrecherischer Sünden, daß himmlische Lobgesänge, heilige Psalmenlieder dir zum Mord- und Schlachtrufe werden, dem alle Greuel der Hölle frohlockend folgen, um unter dem Vorwande heiliger Religion Trieben und Leidenschaften zu fröhnen, die in der Menschenbrust niemals erwachen sollten.

Die Spanier hatten das verbrecherische Spiel gewonnen; ihr Gewinn war größer als jemals einer gewesen. Ueberschwenglich schien die in dem eroberten Lager gemachte Beute. Allein die Goldgefäße im Zelte des Inka betrogen an Werth mehr als sechzigtausend Pistolen. Die Scenen des Triumphes und der Plünderung ließen jetzt erst dem gefangenen Fürsten die wahre Absicht seiner Feinde erkennen. Die Unterhandlungen um seine Freilassung begannen, und zwar wieder mit allem Frevel des Fanatismus, der Lüge, der Habgier.

„Wollt Ihr Christ werden?“ — fragte Pater Valverde, aus dessen tief-liegenden, umdüsterten Tigeraugen der eingestrichelte Fanatismus herausblitzte.

„Ich will“ — erwiderte der Fürst — „da Ihr es nun einmal so wünscht, mir Wasser auf mein Haupt gießen und Euer Holzkreuz im Tempel der Sonne neben den Thron des göttlichen Wirachoca stellen lassen.“

„Blasphemie, nichts als ruchlose Lästerung!“ schrie der Dominikaner.

„Beruhigt Euch, Padre“ — sprach Pizarro besänftigend — „davon später ausführlicher. — Wollt Ihr dem Könige, unserem Herrn, den Lehnseid leisten?“ — „Ich will“ — antwortete der gefragte Fürst.

Pizarro versank in ein, wie es schien, ihm unangenehmes Schweigen. Die Antwort, der Entschluß waren ihm unerwartet, gegen seine wahren Wünsche.

„Wollt Ihr Eure Schätze, alle Eure Schätze uns ausliefern?“ — fragte schnell der einäugige Almagro, dessen sonst minder unedle Züge jetzt die Eier eines nach Beute lechzenden Hundefurkes verriethen.

„Ich will Euch viel des von Euch so geschätzten Metalles geben“ — antwortete Atahualpa — „doch müßt Ihr mir schwören“ — setzte er mit nicht ganz unterdrücktem Mißtrauen hinzu — „den Tempel der Sonne in Cuzco nicht zu berauben.“

Der spanische Rath war betroffen und unschlüssig.

„Schwört es!“ — sagte indeß der geistliche Mann nach kurzem Bedenken, — „schwört es!“ wiederholte er mit bedeutsamer Miene — „haereticis non est servanda fides.“

„Nun, so schwöre es mir bei dem Namen, der hier auf meinem Daumen nagel geschrieben ist“ — sprach Atahualpa, die Hand vor dem Feldherrn haltend. — „Dies und schwöre. Einer der Euren hat mir diesen Namen aufgeschrieben, und schon Mehrere haben diese Zeichen zu meiner Verwunderung gleichlautend ausgesprochen und gedeutet.“

Pizarro ward verwirrt, mit Grimm und Beschämung stieß er die Worte aus: „Ich — ich kann nicht lesen.“ —

„Wie? — ist's möglich? — du kannst nicht lesen?“ rief der Inka überrascht mit Ton und Miene deutlicher Verachtung — „in welchem niederen Stande deines Volkes bist du geboren? welche Erziehung hast du genossen? welchen Unterricht hast du gehabt, daß du nicht einmal lesen kannst? — Der niedrigste Sklave in meinem Volke müßte es sein, der nicht durch die Knoten eines Quipos die aus der Ferne mitgetheilten Gedanken versteht, der nicht —“

„Das Wort heißt Dios, d. i. Gott“ — unterbrach ihn Almagro schnell.

„Ich schwöre!“ — rief Pizarro mit diabolischem Ingrimm.

„Absolvo te“ — murmelte der Mönch, die Hände wie zum Segen mit frommer Miene ausbreitend.

„So sage nun, wie viel von dem euch so werthen Metalle verlangt du für meine Freilassung?“ — fragte der Inka.

Pizarro maß mit gierigem Blicke den Raum des weiten Gemaches, in dem sie sich befanden, trat zu dem Fürsten, der an der Wand lehnte und sprach: „Ich verlange, daß du mir dieses Gemach mit goldenen und silbernen Gefäßen füllst, so hoch!“ — und stieß bei den letzten Worten seinen rasch gezogenen Dolch in das Getäfel der Wand, nahe über dem Haupte Atahualpa's, der vor Schreden plötzlich erblaßte. — „Wie?“ rief Pizarro mit einer Roheit, die den Fürsten bei all seiner Seelenstärke tödlich erschütterte — „fürchtest du dich vor dem bloßen Bligen eines Dolches so sehr, du, der du ruhig zusehen konntest, wie dein Bruder Huascar sein Weib und Kind auf deinen Befehl hingerichtet wurden, um dir durch ihren Tod dein angemessenes Thronrecht zu sichern?“ —

„Huascar! — blutiger Schatten meines Bruders, jetzt bist du gerächt!“ — rief Atahualpa schmerzdurchdrungen. Er schwieg. — — „Ich sehe wohl“ — begann er nach einer Weile — „nicht mit Unrecht vergleicht man eure Goldgier mit dem Heißhunger des Kondors, der so lange über seinem Raube

liegt, bis er sich zu erheben nicht mehr im Stande ist. Ich genehmige Eure Forderung.“

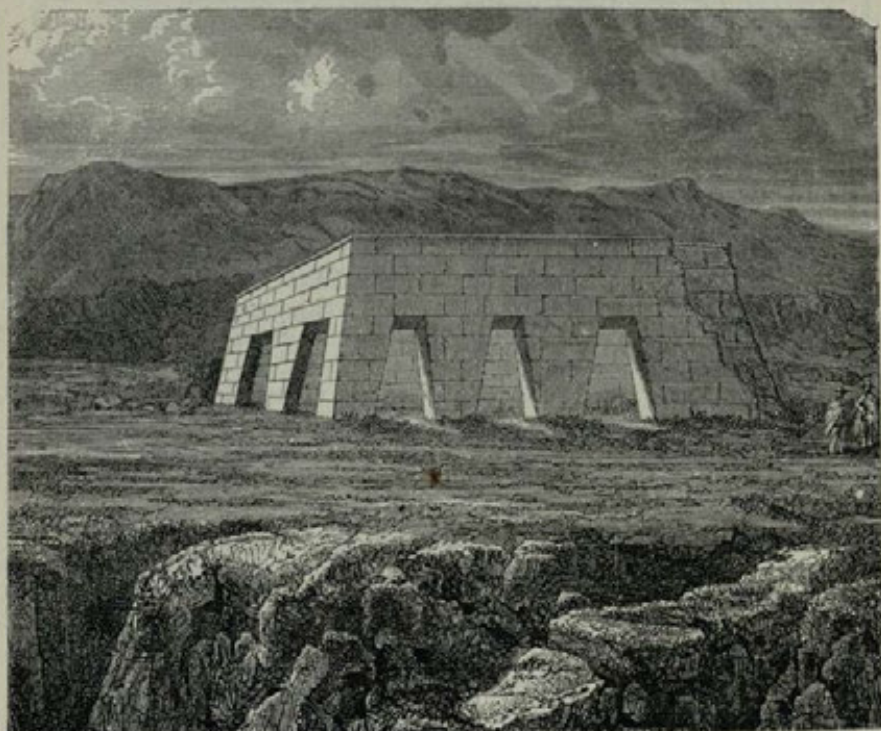
Man weiß, daß das Zimmer 22 Fuß Länge und 16 Fuß Breite hatte, die mit dem Dolche abgesteckte Höhe war an 7 Fuß. — Solch ein Lösegeld hatte alle Berechnung überstiegen; kaum schien es möglich, daß es herbeigeschafft werden könnte. Auch hatte Atahualpa die eigentlichen Schätze des Reiches nie besessen. Diese waren dem rechtmäßigen Thronerben Huascar zugefallen und bei dem Tode desselben spurlos verschwunden. Niemand erfuhr, wo sie gewesen, wo sie geblieben. Es ist die Sage, daß eine Schar spanischer Krieger die von angefetteten Pantheren gehütete Schatzkammer einst entdeckt, daß aber, als bei dem magischen Scheine der flodernden Herzen die unübersehbaren Schätze mit tausend funkelnden Augen sie angelächelt, der Boden der weiten Felshöhle zu beben, die Wände zu wanken begannen, daß die Anfangs wie zischende Luftzüge hörbaren Töne plötzlich zum brausenden Orkan sich erhoben, und daß endlich die durch geöffnete Schleusen einstürzenden Wogen die Höhle überschwemmt und Schätze und Menschen für ewige Zeiten in ein unergründliches Grab gestürzt; — diese Sage ist später der Gegenstand mannichfacher Dichtung geworden.

Aber die Tempel des Landes enthielten noch Schätze genug, um die volle Lösung für die Freiheit des Fürsten zu leisten, und Atahualpa's Befehl erging an die Priester, den Betrag ohne Verzug nach Caxamalca zu schicken. Bis Cuzco, der eigentlichen Hauptstadt des Reichs, drangen die spanischen Räuberboten, welche diesen Befehl in der eigenthümlichen Knotensprache der Quipos überbrachten. Als Boten des Inka, mehr aber noch wegen der eigenthümlichen Erscheinung ihrer Kasse, wurden sie von dem stammenden Volke fast göttlich verehrt. Aber auch ihr eigenes Erstaunen war nicht geringer, wenn sie die herrlichen und reizenden Gegenden, durch welche sie kamen, mit der rauhen Wildniß und den ungasstlichen Stämmen an den Grenzen des Reiches verglichen. Sie konnten nicht aufhören, die breiten und vortrefflichen Landstraßen, die schönen Landhäuser, den herrlichen Anbau des Landes und die Pracht und Regelmäßigkeit der Städte zu bewundern. Diese Eindrücke mußten freilich durch die Erinnerung an die rauheren Gegenden Spaniens und an die öden Regionen, durch welche sie bis Peru und Mexiko gedungen waren, verstärkt werden; doch die Bevölkerung, ihr Reichthum, ihre Geseze, ihre Baumwollfabriken und selbst ihre Versuche in Wissenschaften und Literatur können auch wir uns nicht anders erklären, als durch eine alte und weise eingerichtete Staatsverfassung, Erinnerungen eines civilisirten Ursprungs und einen friedfertigen und thätigen Volksgeist.

Die Verworfenheit der spanischen Boten vereitelte indeß theilweise ihre Mission. Die Peruaner hatten bald entdeckt, daß die vermeinten Götter kaum Menschen wären, und vergruben ihre Schätze. Die Priester verbargen die Kleinkindien der Tempel, und die Boten wurden mit Ausflüchten hingehalten, bis Pizarro genöthigt war, seinen Bruder Ferdinand Pizarro mit 20 Reitern abzuschicken, um die Erfüllung des Vertrages zu betreiben; doch selbst dieser entschlossene und kühne Räuber wurde mitunter verhöhnt; indeß brachte er doch 16 Pferdelaften Gold und 1000 Pfd. Silber zurück; andere Schätze wurden von einigen gefangenen Kaziken und Feldherren des Inka herbeigeschafft, und Pizarro schritt endlich zur ersten Vertheilung der Beute. Nachdem ein Fünftel für den König zurückgelegt war, betrug der Antheil eines jeden Reiters 9000

Unzen Gold und 300 Mark Silber. Der Antheil des Oberbefehlshabers betrug 57 220 Unzen Gold und 2350 Mark Silber, außer der goldenen Tafel aus der Säuste des Inka, die auf 25 000 Unzen geschätzt wurde.

Die Goldgier hatte ihren Triumph gefeiert, aber der Ehrgeiz hatte noch eine Krisis zu bestehen, einen schaudervollen und fruchtlosen Kampf, welcher nach dem kurzen Anscheine eines glücklichen Erfolges und dem bitteren Genuße einer zweifelhaften Macht diese verwegenen Menschen alle in ein blutiges Grab stürzte.



Peruanische Tempelruine.

Der Feldherr glaubte die Schätze für die Lösung des Fürsten erschöpft und sah in diesem nur ein unangenehmes Hinderniß, sich ganz der Regierung zu bemächtigen. Seinem Ehrgeize war auch der bloße Name des Inka, unter dem er aus Politik zeither regiert hatte, zuwider. Mit aller inquisitorischen Formalität spanischer Gerichtshöfe wurde dem beklagenswerthen Fürsten der Prozeß gemacht und das Urtheil lautete:

„In Erwägung seiner illegitimen Geburt und widerrechtlichen Usurpation, in Erwägung seines Heidenthums und seiner ruchlosen Gotteslästerung, in Erwägung seiner Aufreizung der Unterthanen, die Waffen gegen Spanien zu ergreifen, verurtheile der spanische Gerichtshof, kraft seiner Machtvollkommenheit, den so vieler Verbrechen überwiesenen zeitherigen Herrscher von Peru zum Tode. In gnadenvoller Erwägung aber, daß er dem Heidenthume entsagt und sich dem

heiligen Schutze der gnadenreichen Kirche zugewandt, solle der Verbrecher nicht durch den Feuertod auf dem Scheiterhaufen, sondern — ein Schandfleck selbst auf der schandbefleckten Ehre Spaniens! — am Schandpfahle durch Erdrosselung vom Leben zum Tode befördert werden.“

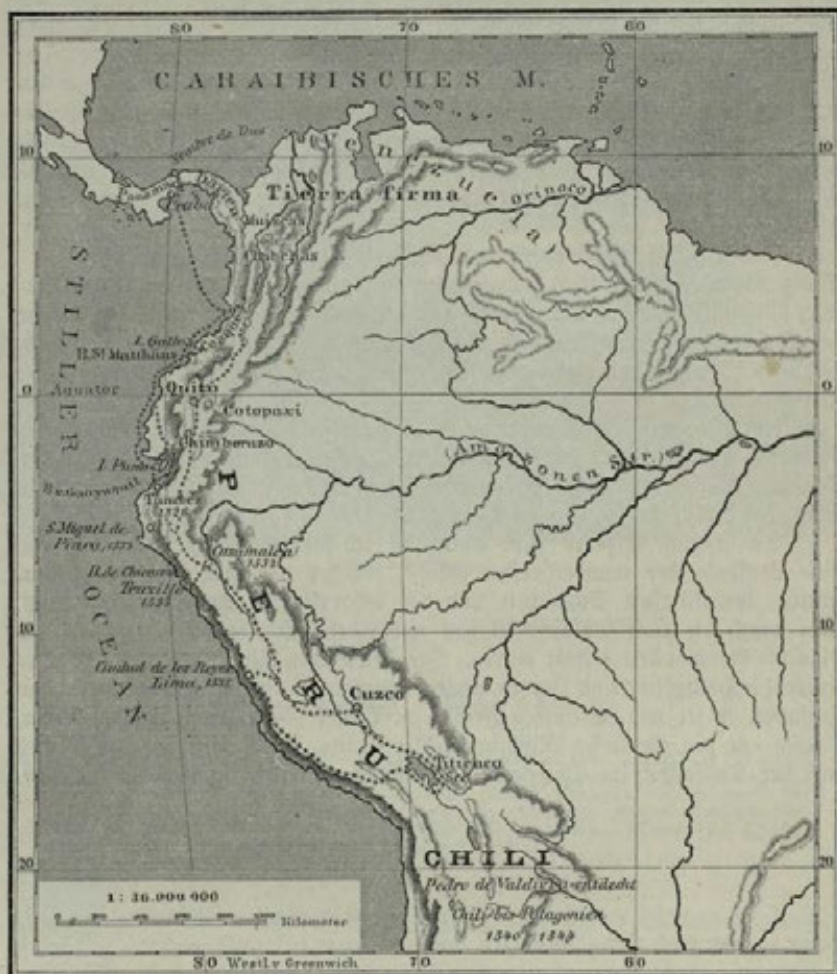
Auch die Feldherren und Edlen des unglücklichen Fürsten theilten sein Schicksal oder wurden im Lande zerstreut. Ein Knabe, der Sohn des Inca, wurde als Schattenbild auf den Thron gesetzt und nach einer Reihe von Kämpfen, in welcher die Peruaner zu gleicher Zeit ihre Verzweiflung, ihre Hingebung, aber auch ihre Schwäche gegen spanische Disziplin und Waffen bekundeten, nahm Pizarro endlich Besitz von der Hauptstadt Cuzco. Die hier vorgefundenen Schätze übertrafen von Neuem die ausschweifendsten Vorstellungen von dem Reichtum Peru's.

Der Tempel der Sonne in Cuzco war ein weites Viereck und von einer mit Goldblech belegten Mauer umschlossen; um diese ging ein gediegener goldener Kranz, eine Elle breit. Die Thüren und Wände des Haupttempels sowie der fünf ihn umgebenden Pavillons oder Kapellen, die dem Monde, dem Venussterne, dem Donner und Blitz, dem Regenbogen geweiht waren, waren ebenfalls mit starkem Gold- und Silberblech bekleidet und die inneren Blenden wie Tabernakel mit Edelsteinen geschmückt. Das Sinnbild der Sonne war eine große Kugel mit zahlreich auslaufenden Strahlen von gediegenem Golde. Auch in dem Garten des Tempels und in denen der fürstlichen Paläste war Alles von Gold und Silber. Blumen, Sträucher, Bäume, große und kleine Thiere, Schmetterlinge, Vögel, Alles war aus Gold. Selbst ein großes Stück Feld, auf dem Mais und anderes Getreide nachgebildet war, war aus Gold verfertigt.

An der Beute, die in Cuzco gemacht wurde, nahmen zwar 480 Mann Antheil, dennoch erhielt ein jeder 4000 Unzen Gold, eine ungeheure Summe, aber der Fluch des ruchlosen Erwerbs ruhte darauf. Der Werth der Schätze verminderte sich im Verhältnisse ihrer Zunahme; sie geriethen bald in die Hände jenes Gefindels, das gewöhnlich einem Kriegsheere folgt, um seinerseits die Räuber wieder zu berauben; die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse wurden unerschwinglich, und man sah die Spanier zugleich der Last des Goldes und dem Mangel an Brot unterliegen. Die Goldgier und Habsucht hatten jetzt ihr üppigstes Fest gefeiert, auch der Ehrgeiz konnte sich an einer ungeheuren Eroberung sättigen; persönliche Ehre, das dritte große Reizmittel für Gemüther, die nur für das Zeitliche leben, wurde Pizarro und seinen Gefährten ebenfalls reichlich gespendet. Ferdinand Pizarro brachte bei seiner Rückkehr aus Spanien für sich selbst den Orden von St. Jago, den Titel eines Admirals und ein Patent mit, um ein neues Heer errichten zu dürfen; Almagro wurde Statthalter eines Gebiets von 600 Meilen längs der Küste; Franz Pizarro selbst erhielt den Titel eines Marquis, und seine Statthalterschaft wurde um ein Gebiet von 60 Meilen nebst der Stadt Cuzco vergrößert; der Mönch Balverde wurde vom Papste zum Bischofe von Cuzco ernannt.

Pizarro hatte jetzt eine Höhe erstiegen, auf welcher jede Veränderung nur ein Sinken sein konnte. Er fühlte bald die Pein, nichts mehr hoffen zu können und Alles fürchten zu müssen. Gefährlicher Zwiespalt brach plötzlich zwischen ihm und Almagro, einem Manne von großer Klugheit und Tapferkeit, der aber dem Pizarro an Schlaueit und Selbstbeherrschung nicht gleich kam, aus und bedrohte seine Macht zu einer Zeit, wo er Ruhe wünschen mochte.

Der offene Krieg brach zwischen beiden Männern aus, und die Indianer sahen mit Freuden die Lanzen ihrer Henker gegen einander gerichtet. In der entscheidenden Schlacht, in welcher Almagro, durch Krankheit verhindert, den Oberbefehl dem Orgonez übergab, wurde er gänzlich geschlagen.



Eroberungszüge des Pizarro in Peru.

Außer Stande, ein Pferd zu besteigen, war er auf einem Hügel der Zeuge seiner Niederlage. Er floh nach Cuzco, wurde hier gefangen, als Verräther verurtheilt und in seinem dreundschezigsten Jahre, 1538, im Gefängnisse erdroffelt. Selbst seine Leiche wurde noch öffentlich enthauptet und geschändet, und gleiches Schicksal erfuhren auch die Anhänger Almagro's, ohne Rücksicht auf ihre hohe Herkunft und ihre früheren Verdienste.

Aber Pizarro genoß nicht lange die Früchte dieser Gewaltthat. Die Kunde derselben drang nach Europa. Und war auch das Gold willkommen, das Ferdinand Pizarro von Neuem dem Schatze des Königs zuführte, so forderte doch das Mißtrauen des Hofes gegen diese hochfahrende Familie sowie der Einfluß der Freunde Almagro's eine Demüthigung der Brüder Pizarro. Und mehr als die Gerechtigkeit des Königs wirkte die Besorgniß, daß der mächtige und hochmüthige Statthalter sich selbst auf den Thron von Peru schwingen könnte. Der Bruder und Abgesandte des Statthalters, Ferdinand Pizarro, wurde, auf den Antrag des Diego de Alvarado, eines Freundes des verstorbenen Almagro, vor Gericht gezogen und zur Einkerkelung verurtheilt. Man schleppte den Unglücklichen von einem Gefängnisse zum andern, bis er endlich in das Kastell von La Mota de Medina gebracht wurde, wo er bis zum Jahre 1560 in Vergessenheit schmachtete.

Das Schicksal des Bruders verrieth Pizarro die Stimmung des Hofes. — Stolz, Strenge, Gewaltthat sollten daher infolge die Stützen seiner Macht sein; aber Mißmuth und Haß untergruben sie; die Rache drang wie ein Bohrwurm in die Herzen der Gefränkten und Mißhandelten, der Neid spornte die Habfüchtigen; Diego, der Sohn des hingerichteten Almagro, war das Haupt der Verschwörung.

Am 26. Juni 1541 drang Juan de Hernandez mit seinen verwegenen Genossen in den Palast des Statthalters. Pizarro saß beim schwelgerischen Mahle. Nach hartnäckiger Gegenwehr fiel der Mann, vor dem Tausende in Schrecken erbebten.

So beschloß Pizarro seine Laufbahn im fünfundsiechzigsten Lebensjahre, eine Laufbahn des wunderbarsten Glücks, welches von dem kühnsten Heldemuthe, der listigsten Schlaueit und der beharrlichsten Ausdauer unterstützt, aber durch die rücksichtsloseste Roheit und Ehrlosigkeit entwürdigt, durch die blutigste Grausamkeit besetzt wurde. Im heidnischen Alterthume wäre Pizarro unter die Halbgötter und Heroen versetzt worden; — im Mittelalter hätte man geglaubt, er sei mit dem bösen Feinde im Bunde. — Wir, in unseren Zeiten, können nur den zügellosen Mißbrauch edler Kräfte, die Vergendung des Genies und der Tapferkeit im Dienste der Raubsucht und des Verbrechens beklagen.



Schiffe des Magellan.

X.

Ferdinand Magellan.

Ungelöste Aufgabe. Magellan in Spanien. Die päpstliche Theilung der Erde. Ausrüstung und Abfahrt. Natur Brasiliens. Hafen St. Julian. Das Feuerland. Die Magellan-Strasse. Fahrt durch die Südsee. Die Tiefseemeln (Marianen), Philippinen, Jebu. Tod Magellan's auf Macian 27. April 1521. Freundlicher Verkehr auf Mogindano, Balobang, Borneo. Handelsprodukte. Del Cano, Oberbefehlshaber, erreicht die Molukken. Tidore, Pflanzen- und Thierwelt. Trennung der Ternidab von der Victoria.



Columbus' ursprüngliche Aufgabe, Japan, China, Indien auf westlichem Wege zu erreichen, war noch nicht gelöst, auch die an den Küsten der Neuen Welt gesuchte Durchfahrt nach Westen war trotz aller Anstrengungen noch nicht gefunden worden, aber die Entdeckungen und Eroberungen der Portugiesen im Osten, Balboa's Entdeckung des Großen Ozeans, Cortez' Entdeckungen an der Westküste Mexiko's bis Kalifornien, Pizarro's Entdeckungen und Eroberungen an der Küste Quito's bis Peru hatten die hohe Wichtigkeit einer Verbindungsstraße zwischen dem Atlantischen und Großen Weltmeer immer klarer zum Bewußtsein gebracht und die nähere Erforschung dieses Meeres der Krone Spaniens unabweisbar geboten.

Und sonderbar, wie einst der Entdecker der Neuen Welt von Portugal nach Spanien gegangen, so geschah es auch mit der lange gesuchten Meeresstraße. Ferdinand Magellan, oder auch Magallaë's, war ein portugiesischer Edelmann, von einem alten Hidalgogeschlechte aus Oporto, von hochfliegendem Ehrgeize und unternehmendem Geiste, der als ein kühner Offizier an den Kriegszügen seiner Landsleute in Ostindien Theil genommen hatte. Mit ihnen hatte er schon die äußersten Grenzen der bekannten Welt, den großen indischen Inselarchipel berührt und auch von der Lage der Gewürzinseln vernommen. Da er in Portugal seine Dienste schlecht belohnt sah, so sagte sich der Hidalgo von seinem undankbaren Könige und Vaterlande los und ging mit Plänen großer Entdeckungen nach Spanien. Hier verband er sich mit dem Astronomen Zalcuro, konstruirte einen Erdglobus und veranschaulichte auf diesem seine Pläne, namentlich den Beweis, daß die Gewürzinseln oder Molukken in derjenigen Hälfte der Erde lägen, welche der Papst nach seiner Theilung derselben den Spaniern zugesprochen hatte.

Mit dieser Theilung der Erde hat es folgende Verwandtniß.

Bald nach der Rückkehr des Columbus von seiner ersten Reise nach Amerika bat das Königspaar von Spanien den heiligen Vater, eine Theilungs- oder Grenzlinie auf der Erde zu bestimmen, welche die Rechte der spanischen und der portugiesischen Entdecker begrenzen und die Entdeckungsräume für ewige Zeiten scharf von einander trennen sollte, um gegenseitige Uebergriffe und Streitigkeiten zu vermeiden. Papst Alexander VI. erließ denn auch am 4. Mai eine Bulle, in der das Herrscherspaar von Castilien und Aragon „aus reiner Großmuth und kraft apostolischer Allgewalt beschenkt wurde mit allen entdeckten oder noch zu entdeckenden Inseln und Festlanden, die gegen Westen und Süden lägen, von einer Linie gezogen gedacht vom Nordpol bis zum Südpol in einem Abstand von 100 Leguas oder spanischen Meilen gegen Westen und Süden von jeder Insel der Azoren- oder der Kapverdischen Gruppe.“ Gleichzeitig verhängte der heilige Vater die Strafe des Kirchenbannes über alle nicht spanischen Seefahrer, welche es wagen würden, jenen Theilungskreis zu überschreiten.

Die Ausdrücke der Bulle sind mathematisch so verworren, daß eine Linie genau 100 Meilen westlich und südlich von jeder Insel zweier weitausgestreuter Gruppen sich gar nicht ziehen ließ. Auch berief sich die Krone von Portugal auf eine ältere Bulle Nikolaus' V. vom Jahre 1454, worin ihr das Recht des Handels mit Indien ausschließlich verliehen worden war. Hiernach mußte die Schenkung Alexander's VI. wieder abgeändert werden; das geschah durch den Vertrag 1494 zu Tordesillas. Dieses neue Abkommen, dem Papst Julius II. durch eine Bulle vom Jahre 1506 seine kirchliche Weihe gab, theilte durch eine Linie vom Nordpol zum Südpol, 370 Leguas im Westen der Kapverdischen Inseln, die Erde in eine spanische und in eine portugiesische Hälfte.

Portugal segelte nach Osten, Spanien nach Westen. Aber trotz der entgegengesetzten Richtungen mußten sie sich doch begegnen. Es liegt darin eine lehrreiche Ironie der mathematischen Unwissenheit hierarchischer Anmaßung. Diese Theilung der Erde hatte indeß das Gute, daß sie die Entdeckungen schneller förderte, indem beide nach beiden entgegengesetzten Richtungen ihren Entdeckungsseifer lenkten.

Magellan verzeichnete nun, wie gesagt, auf seinem Erdglobus die von beiden Königen hoch begehrten Gewürzinseln so, daß dieselben in diejenige Erdhälfte zu liegen kamen, welche der Papst den Spaniern zugesprochen hatte.

Von dem südlichen Verlauf der Küste Amerika's sagte er, daß sie nicht bis zum Eispol reichen könne. Aus dem Theile, den man kenne, sähe man schon, daß er immer weiter nach Westen rüde, als ob er sich zuspitzen wolle. Es nähme vermuthlich damit, so meinte er, einen ähnlichen Verlauf, wie mit Afrika und mit den anderen nach Süden ins Wasser hinausragenden Enden der Welt. Und sollte man da in Amerika auch kein neues Kay der guten Hoffnung finden, so wäre es doch beinahe außer Zweifel, daß der Continent bei seiner Zuspitzung und Ab schmälung nach Süden irgendwo von einer Meerenge durchbrochen sei.



Ferdinand Magellan. (Geb. 1480. gest. 27. April 1521.)

Er sei überzeugt, daß eine solche Meerenge existire, durch die man westwärts hinaus segeln könne, um die Molukken auf dem spanischen Wege, so nannte man damals die Westfahrt um die Welt, eben so gut zu erreichen, als auf dem portugiesischen Wege, so wurde die Ostfahrt um Afrika herum genannt.

Magellan soll sich dabei auch auf die Autorität des berühmten deutschen Ritters und Seefahrers Martin Behaim berufen haben, der, wie er sagte, ebenfalls an die Existenz einer Straße im Süden von Amerika geglaubt habe, und von dem er sogar im Kabinet des Königs von Portugal eine Weltkarte gesehen habe, auf welcher diese Straße wirklich schon dargestellt gewesen sei.

Mit diesen seinen Ansichten trat Magellan vor den König von Spanien und erbot sich, die lange gesuchte Meeresstraße in dem Großen Ozean zu finden. Der König sollte Vertrauen zu dem kleinen, aber stämmig und kräftig gebauten Mann, dessen Vortrag Entschiedenheit, Ueberzeugung, Kühnheit und Thatkraft

aussdrückte. Der König billigte den vorgetragenen Plan, ernannte Magellan zum Ritter von San Jago, zum erblichen Gouverneur der Gewürzinseln und übertrug ihm den Oberbefehl über die Flotte, die sofort ausgerüstet werden sollte. So viel Hindernisse sich auch der Ausführung des königlichen Befehls entgegenstellten, so geschäftig auch Neid und Mißgunst der spanischen Hofleute den Plan des fremden Portugiesen zu verdächtigen suchten, schon im August 1519 war die Ausrüstung der Flotte Magellan's beendet. Er hatte fünf Schiffe, die auf zwei Jahre mit Allem auf das Beste ausgerüstet waren; das Admiralschiff trug bedeutungsvoll den Namen Victoria. Die Besatzung bestand aus 240 Mann, unter ihnen viele erfahrene Seemänner, Astronomen und der gelehrte Geschichtschreiber der Reise, Pigafetta. Die Artilleristen waren fast lauter Flamländer und Deutsche, unter ihnen befand sich der deutsche Bombardier „Maestro Ance,“ d. h. Meister Hans. —

Am 20. September 1519 lichtete Magellan die Anker, berührte Teneriffa, lief bei dem Grünen Vorgebirge vorüber bis zur Sierra-Leone-Küste nach Süden und nahm südwestliche Richtung. Sehr bald bemerkte Magellan, daß die ihm untergebenen spanischen Befehlshaber ihm als Ausländer widerwillig gehorchten und ihn unehrerbietig mit Fragen bestürmten, wohin er sie bringen wolle. „Laßt die Fragen, erwiderte er kalt, „Eure Pflicht ist, mir zu folgen; meine Flagge wird euch am Tage und meine Wachtfeuer bei Nacht als Führer dienen.“ — Am 13. Dezember lief er in die Bai Genero, jetzt Rio Janeiro, ein, um Lebensmittel einzunehmen, was in reichem Maße sehr leicht gelang. —

Brasilien, erzählt der Geschichtschreiber dieser Reise, Antonio Pigafetta, gehört dem Könige von Portugal, hat Ueberfluß an Produkten und ist so groß wie Spanien, Frankreich und Italien zusammengenommen. Die Bewohner dieses Landes haben keine Religion, der natürliche Trieb ist ihr einziges Gesetz. Bei ihrer sorglosen, einfachen Lebensweise erreichen sie ein sehr hohes Alter, und man findet Leute von 125 Jahren und noch ältere. Männer und Frauen gehen völlig nackt, sind wohlgebaut und gewandt, haben aber eine dunkle, schmutzige Hautfarbe. Ihre Wohnungen bestehen in langen Hütten und ihre Betten sind Hängematten. Ihre Kähne sind dicke Baumstämme, welche sie mit scharfen Kieseln aushöhlen. Männer und Frauen bemalen Körper und Gesicht; ihr Haar ist wollig und kurz, ihr Putz ein Gürtel aus Papageiensedern. Die Männer durchbohren ihre Unterklippen und stecken in die Löcher Holzstücke und Steine. Die Frauen müssen die schwersten Arbeiten verrichten. Im Allgemeinen sind diese Wilden sehr gutmüthig, doch sind sie Menschenfresser und verzehren ihre Feinde. Als die Schaluppen vom Bord herabgelassen wurden, glaubten sie, sie seien die Jungen der Schiffe und würden von diesen gefåugt.

Nach 14 Tagen, am 27. Dezember, ging die Fahrt bis zum La Plata-Strom. Auch hier sind die Bewohner Menschenfresser. Südlich vom La Plata hielt sich Magellan immer dicht an der Küste und untersuchte sorgfåltig jede Bucht, welche die Måglichkeit einer Durchfahrt zu bieten schien. Je weiter man nach Süden vorrückte, desto strenger wurde die Kålte und desto heftiger die Stürme. Nach langen Anstrengungen ging das Geschwader unter 47° 50" sd. Br. in einem Hafen vor Anker, der Puerto deseado, der verlassene, unbekanntes Hafen, heit. Vor demselben lag eine Insel, Kniginsel, welche von Seewlfen und Fettgnsen (Pinguinen) wimmelte. Die Seewlfe sind von der

Größe eines Kalbes; sie haben kurze abgerundete Ohren, lange Zähne und kleine Beine mit Schwimmhäuten. Die sehr zahlreichen Fettgänse sind schwarz und ganz mit kleinen Federn bedeckt, die Flügel ohne Schwungfedern, daher sie sich auch nicht vom Boden erheben können. Sie sind so fett, daß man ihnen, wenn man sie essen will, die obere Fettschicht abziehen muß. — Da man in dem Hafen nicht hinreichendes Holz und Trinkwasser fand, so wurde die Reise trotz der andauernden Stürme fortgesetzt, bis man wieder zu einer bequemen und mit den nöthigsten Bedürfnissen versehenen Bai gelangte, wo Magellan zu überwintern beschloß, da der Winter dieses Himmelstrichs, der April, bereits begonnen hatte. Am Tage vor Ostern ankerte man in einer Bai unter 49° südl. Breite, die Puerto de St. Julian genannt wurde, und der Admiral befahl der ganzen Mannschaft, am Oftertage ans Land zu gehen und die Messe zu hören. Alle erschienen mit Ausnahme der Kapitäne Luys de Mendoza, Gaspar de Quesada und Juan de Cartagena. Der Admiral sah hierin meuterischen Ungehorsam, da auch die Matrosen, von ihren Oberen verleitet, nach der Beendigung des Gottesdienstes Klagen erhoben über die Entbehrungen, welche ihnen bevorständen, über die zunehmende Kälte und über die Unfruchtbarkeit dieser südlichen Küstenstriche. Das Land, murrtten sie, ziehe sich offenbar bis zum Pole und man würde nie das Ende desselben oder eine Durchfahrt finden; man sollte also zurückkehren, da es doch gewiß nicht Wille des Königs sei, daß man Unmögliches versuche und bei solchen vergeblichen Bemühungen Gefahr laufe, an Felsen zerschmettert zu werden oder in Gegenden zu kommen, wo man den Rückweg nicht mehr finden könne und elend zu Grunde gehen müsse. Magellan entgegnete ruhig, aber entschieden, er werde das Versprechen, welches er dem Könige gegeben habe, lösen und den Tod der Schande, als Wortbrüchiger zurückzukehren, vorziehen. „Geschehe, was da will“, fuhr er fort, „mein fester Wille ist, die Reise fortzusetzen, bis ich eine Meerenge oder das südliche Ende des Festlandes aufgefunden habe; die eine wie das andere sind vorhanden, davon bin ich fest überzeugt. Mag die Fahrt an dieser Küste während der Winterzeit mühsam und gefahrvoll sein, im Frühlinge wird sie leicht und angenehm. Was hindert uns, weiter vorwärts zu steuern, und wäre es bis zum Südpol? Werden wir nicht durch die Entdeckung neuer Länder Freude und ewigen Ruhm ernten? Gedenkt der Thaten und Wagnisse eurer Landsleute, welche unter weit schwierigeren Verhältnissen eine neue Welt auffanden und eroberten; gedenkt der Schätze und Belohnungen, welche euch, wenn ihr ausharrt, zutheil werden, und der Schmach, welche euch, wenn ihr feig heimkehrt, trifft. Also vorwärts, Castilianer, ich will euer Führer sein, vertraut und folgt mir!“

Und Magellan's strenges Blutgericht, das Henterbeil und der Henterstrang entwaffneten die meuterischen Befehlshaber der Schiffe. Mendoza, das Haupt der Empörung, wurde auf seinem eigenen Schiffe erdolcht, Quesada gefangen, Cartagena von seinen eigenen Leuten ausgeliefert. Am folgenden Tage wurde der Leichnam Mendoza's gehängt und geviertheilt, dies traf auch Quesada; Cartagena und ein Geistlicher wurden an der Küste ausgefetzt. Die Matrosen endlich wurden begnadigt, weil man sie nicht entbehren konnte.

Und wieder herrschte Ordnung, Gehorsam und Mannszucht, selbst während des strengen Winters, den man unter 49° 18" südl. Br. zubrachte. Hier, im Hafen von St. Julian war es, wo der Name „Patagonien“ für das ganze

Südland Amerika's und die Sage von den dasselbe bewohnenden Riesen entstand. Wir wissen jetzt, daß fast alle Indianerstämme des südlichen Amerika's, mit Ausnahme der Feuerländer, Leute von ziemlich großem Wuchse sind. Der Patagonier ist breitschulterig, mit starken, wenn auch nicht muskulösen Gliedern und wohlgestaltet. Hände und Füße sind kleiner, als sie nach den übrigen Verhältnissen sein sollten. Der Hals ist kurz, der Rücken etwas gebogen. Die Beckenknochen stehen vor und das am Kinn breite Gesicht verengt sich nach oben in eine niedrige und schmale Stirn, die nach hinten abfällt. Der Bart des Patagoniers ist dünn, die glatten schwarzen mit einem Riemen zusammengebundenen Haupthaare hängen lang herab. Die Haut ist wie bei allen eingeborenen Amerikanern braunroth, erscheint aber durch den Schmutz schwarzgelb. Das Antlitz ist gewöhnlich ausdruckslos. Die Haltung der Männer ist schlaff, gleichgiltig und träge.

Die Schönheit der Frauen besteht in ihren glänzend weißen Zähnen, doch sind sie auch anderweitig nicht weniger eitel als europäische Damen und wenden wie diese Schmuck und Parfums an zur Verschönerung ihrer Pelztoilette. Sie machen indeß ihren Männern nur sehr geringe Ausgaben; ein Halsband aus Glaskorallen, einige Ringe von Kupfer- oder Eisenblech ersetzen Edelsteine und Gold. Das Fett des Guanacovogels, mit Kohle und rothem Ocker vermischt, dient als Puder und Schminke, und das gescheitelte Haar, welches wie bei den Männern mit einem Riemen am Kopfe zusammengehalten wird, fällt lose oder in Zöpfe geflochten herab. Die Frauen folgen den Männern mit den üblichen Waffen oder Prügeln in den Kampf und zeichnen sich besonders beim Blündern aus.

Der Zufall mochte es fügen, daß bei dem Stamme, mit welchem Magellan und seine Leute während des Winters in der St. Julianbai bei mehreren Gelegenheiten in Berührung kamen, einige besonders große Leute, „Riesen“, wie es deren bei allen Völkern giebt, waren. Die Spanier glaubten nun, indem sie in den Fehler aller Reisenden, etwas Fremdes nach den ersten Anschauungen zu beurtheilen, verfielen, die ganze Gegend sei von Giganten bevölkert.

Nach Hause zurückgekehrt, übertrieben sie, über die barbarische Erscheinung dieser in weite und lange Thierfellmäntel gehüllten Wilden erstaunt, in ihren Erzählungen die Größe noch bedeutend, und ihre Schilderungen fanden dann bei den leichtgläubigen Landsleuten schnellen Eingang. Später faßte die Sage von einem weitverbreiteten südamerikanischen Riesenvolke in den Gemüthern der Europäer, wie später die Sage von Dorado, und wie viele andere von den Spaniern ins Leben gerufene und höchst eigensinnig geglaubte Märchen derart Wurzel, daß noch mehr als hundert Jahre nach Magellan fast jeder Seefahrer sich einbildete, in Patagonien eine Bevölkerung von Riesen gesehen zu haben.

Diese riesenhaften Indianer, so berichteten nachher die wenigen Gefährten des Magellan, denen eine Rückkehr ins Vaterland gewährt ward, hätten sich über so große Schiffe und so kleine Menschen darin gewundert. Die Cyclophen des Ulysses wunderten sich ebenso über seine und seiner Gefährten Kleinheit, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die klassischen Erimmerungen bei den Zeitgenossen des 16. Jahrhunderts, die überall in der Neuen Welt die Berichte des Herodot, Ptolemäus, Plinius im Kopfe hatten, und welche das Ophir, die Amazonen und auch die Titanen und Cyclophen dieser Schriftsteller überall suchten, viel dazu beitrugen, den Glauben an jene Giganten zu befestigen. Die Spanier gingen ihnen, so wurde erzählt, nur bis an den Gürtel und konnten ihnen, weil

sie so große Schritte machten, selbst im Laufen nicht folgen. Einen fingen sie aber doch und brachten ihn an Bord. Er war so stark, daß acht Spanier Mühe hatten, ihn festzuhalten. Er starb jedoch nachher und man nahm dann sein Maß, um wenigstens dieses statt seines Körpers nach Spanien zu bringen. Er hatte eine Länge von 11 Spannen (palmas). Man sagte aber, es gäbe unter ihnen einige von 13 Spannen. Sie hätten wilde Thierfelle als Kleider, weißgefärbte lange Haare, grellgelbe Ringe um die Augen und einen eben solchen um das ganze Gesicht herum und dabei äußerst kolossale Füße, daher man sie Patagones (Großfüßler) nannte.



Patagonier.

Ihr Land selbst nannte man bald danach Patagonien, und da Magellan auch schon vorher an der La Plata-Mündung einen großen Indianer gefangen hatte, der, wenn er sprach, „wie ein Stier brüllte“, so wurde wahrscheinlich zum Theil deswegen der Name „Patagonische Lande“ auch nordwärts bis zur Mündung jenes Flusses ausgedehnt.

Fünf lange Monate, überreich an Beschwerden und Noth jeder Art, dauerte der Winteraufenthalt im Hafen von St. Julian. Erst am 24. August, nach Eintritt der besseren Bitterung, wurden die Anker gelichtet, und wiederum wurde längs der Küste nach Süden gesteuert. Nicht zu bewältigende Stürme hielten indeß das Geschwader in einer Bai, die San Cruz genannt wurde, bis Mitte Oktober zurück. Seitdem segelte man mit günstigem Winde bis zu einem Kap, welches man, weil es am Tage der elftausend Jungfrauen (21. Oktober) entdeckt wurde, Cabo de las Virgenes (Jungfrauentap) nannte. Da das Meer hinter demselben weit in das Land hineintrat und die Küste eine westliche Richtung annahm, so schickte Magellan zwei Schiffe voraus, die Bai zu untersuchen, mit der Weisung, in fünf Tagen wieder zu ihm zu stoßen. Daß eine

kam mit der Meldung zurück, daß es nur einige kleine Inseln und ein durch Klippen und Untiefen gefährliches Meer gesehen habe, das andere aber brachte die erfreuliche Kunde, daß es in eine Meerenge eingelaufen und darin drei Tage lang fortsegelt sei, ohne ein Ende zu gewahren, welches auch noch sehr weit entfernt sein müsse, da die Flut immer bedeutender gewesen als die Ebbe. Auf diese Nachricht lief das ganze Geschwader in die Straße ein und legte sich, nachdem es ungefähr eine Meile darin vorgerückt war, vor Anker. Ein mit zehn Leuten bemanntes Boot, das man zur Erforschung der Gegend abschiedte, landete bei einem großen Gebäude, in welchem sich an zweihundert Gräber befanden; auch sahen sie die Gerippe mehrerer großer, am Ufer gestrandeten Walffische, woraus sie schlossen, daß diese Küste heftigen Stürmen ausgesetzt sein müsse.

Magellan glaubte nun fest, daß hier die Meerenge, die lange gesuchte Straße sei, und ließ den gutgeglückten S. Antonio vorausgehen, um sich von der weiteren Richtung und Beschaffenheit derselben zu überzeugen. Auch dieses Schiff drang 50 Meilen weit vor, ohne irgend ein Zeichen, aus welchem man auf eine bald endende Bai hätte schließen können, wahrzunehmen. Diese Nachricht erfüllte alle mit großer Freude, und da die Vorräthe an Lebensmitteln noch auf drei Monate ausreichten, so beschloß Magellan, die Fahrt durch die Straße nach den Wolken fortzusetzen. Alle stimmten ein. Nur Estevão Gomez, der Steuermann des S. Antonio, ein durch Kenntnisse und seinen Muth ausgezeichnete portugiesischer Seemann, theilte diese Meinung nicht, indem er es für klüger hielt, vorerst nach Spanien zurückzukehren und eine neue Flotte auszurüsten, denn man habe, setzte er mit vollem Rechte hinzu, wenn man auch sich glücklich aus der Meerenge herausgewunden habe, noch einen breiten Ocean zu durchschiffen und laufe Gefahr, umzukommen, wenn man, ohne hinreichende Vorräthe an Vord zu haben, von Stürmen oder Windstillen aufgehalten werde. So gewichtig auch diese Gründe den Meisten schienen, so unterbrach ihn doch Magellan: „Genug davon“, rief er ärgerlich, „selbst wenn ich das Lederwerk an den Schiffen essen müßte, es soll mich nicht abhalten, mein dem Kaiser gegebenes Versprechen zu erfüllen; auch bin ich jetzt mehr als je überzeugt, daß ich das Unternehmen glücklich ausführen werde“, und verbot bei Todesstrafe, fortan von Rückkehr zu sprechen. Man müsse vorwärts nach Westen.

Und so geschah es. Am nächsten Morgen wurden die Anker gelichtet, nur ein Schiff, der S. Antonio, blieb zurück, die Küste näher zu untersuchen, und da man des Nachts immer Feuer sah, so wurde es Tierra del Fuego (Feuerland) genannt. Das Geschwader rückte langsam vor, um den S. Antonio zu erwarten, da aber bereits sechs Tage vorüber waren und er immer noch nicht erschien, so wurde die Victoria zurückgeschickt, ihn aufzusuchen. Diese fand ihn aber nicht.

Gomez, über die Nichtachtung seines Rathes ausgebracht, und vielleicht auch aus Eifersucht, da auch er die gesuchte Straße entdecken wollte, hatte die Gelegenheit benützt, um im Einverständniß mit der Mannschaft sich auf- und davonzumachen. Er war bereits auf dem Wege nach Spanien, wo er nach 7 bis 8 Monaten, den 6. Mai 1521, ankam und die erste Kunde von den Erlebnissen Magellan und der wahrscheinlich entdeckten Straße nach Europa brachte.

Da der Antonio den größten Theil der Vorräthe an Vord hatte, so erfüllte dieser Verrath Magellan mit Verdruß und Sorgen, aber sein Entschluß, die Reise fortzusetzen, wankte nicht.



In der Magellan-Strasse.

Die StraÙe, in welcher jetzt die drei noch übrigen Schiffe vorsichtig, aber ohne Aufenthalt, vorangeselten, bot einen traurigen Anblick; hohe, in Schnee gehüllte Berge wechselten mit niedrigeren bis zum Strande mit Wald bedeckten Hügeln; nur Moose und Farnkräuter wucherten an den steil abfallenden Ufern, doch erblickte man weiter landeinwärts zahlreiche Verberitzen- und Brombeersträucher, über welche sich hier und da eine schlante Birke erhob. Da man nicht landete, so ahnte man noch nichts von der Menge gesunder Kräuter, welche spätere Reisende hier fanden, und von denen wir hier nur das Löffelkraut und eine Art Sellerie, beide gegen Skorbut sehr wirksam, nennen wollen. Magellan hielt sich in dem von zahllosen Kanälen und Buchten durchschnittenen und der vielen Untiefen wegen gefährlichen Inselfabyrinth stets an der patagonischen Küste und hatte es wol hauptsächlich dieser Vorsicht zu verdanken, daß er ohne Unfall nach einer Fahrt von zwanzig Tagen das Ende der StraÙe erreichte.

Unsere Illustration ist eine verkleinerte Kopie der ältesten Karte zu der Fahrt Magellan's von Bibeiro, vom Jahre 1529, die sich in der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar befindet. Die spanische Inschrift lautet:

„Los que abitan en esta tierra donde allo el estrecho Fernam de Magallaes son hombres de grandes cuerpos casi gigantes, visten se de pieles de animalias, la tierra es steril y de ningun provecho. Aqui estovo Fernam de Magallaes seis meses surto en el puerto de San Julian, que esta en 50 grados, donde venyan los Indios a las naos, los quales gustando del pan y del vino que en los naos les dieron se venian tantos que aborrecian: no vieron aqui casas, abitan en los campos, ay aqui muchos abestruzes, usan flechas los Indios.“ — Das heißt:

„Die, welche in diesem Lande wohnen, in welchem Fernando Magellan die StraÙe fand, sind Menschen von großem Körper, fast Riesen. Sie kleiden sich in Felle wilder Thiere. Das Land ist unfruchtbar und von keinem Nutzen. Dasselbst lag Fernando Magellan sechs Monate im Hafen St. Julian vor Anker, im 50. Grade. Und dort kamen die Indianer zu den Schiffen, und da man ihnen auf den Schiffen Brot und Wein zu kosten gab, so kamen ihrer zum Erschrecken viele. Man sah hier keine Häuser. Sie wohnen auf freiem Felde. Es giebt hier viele StrauÙe. Die Indianer bedienen sich der Pfeile.“

Die langgestreckte südliche Halbinsel von Amerika hat auf unserer Karte den von Magellan gegebenen Namen „Tierra de Patagones“ (das Land der Patagonen), daneben auch den nach Magellan bald populär gewordenen Namen: „Tierra de Fernando de Magallaes“ (das Land des Ferdinand Magellan). Beide Namen wurden auch in der Folge ohne Unterschied gebraucht.

Das Schiff im Osten Patagoniens mit der Unterschrift „voy a maluco“, „Ich gehe zu den Molukken“, deutet auf den Zweck und das Ziel, welches man bei den Fahrten zur Magellanstraße vor Augen hatte.

Am 28. November begrüßte die ganze Mannschaft mit unendlichem Jubel und mit inbrünstigem Dankgebete zu dem Allmächtigen, welcher das Unternehmen mit so glänzendem Erfolge gekrönt hatte, den sich vor ihr ausbreitenden Ozean. Nichts gleich aber der Freude, welche Magellan fühlte, als er nicht nur seine Ueberzeugung von dem Vorhandensein einer Durchfahrt bestätigt sah, sondern auch fand, daß die Küste des Festlandes eine nördliche Richtung nahm. Er besuchte sich nun, die kalten Meeresstriche, wo man so viel Ungemach erduldet hatte,

waren, griff man zu dem Rindsleder, womit die Raaen, um die Reibung der Tauc zu verhindern, unwidert waren; dieses war jedoch durch die beständige Einwirkung des Wassers, der Sonne und des Windes so hart, daß man es vier bis fünf Tage im Meere einweichen mußte, um es auf Kohlen braten zu können. Manchen Tag hatte man als Mittagmahl nichts als Sägespäne; Mäuse, eine sonst dem Menschen so ekelhafte Speise, galten als Lekerbissen. Fürchterlicher noch als der Hunger war eine bössartige Krankheit (der Scorbut), durch welche das Zahnfleisch so dick anschwoll, daß es die Zähne gänzlich bedeckte und der davon Befallene keine Nahrung zu sich nehmen konnte. Neunzehn Leute starben, darunter einer der beiden Patagonier, welche man mit nach Spanien hatte führen wollen; der andere, welcher sich auf dem St. Antonio befand, kam in der Nähe der Linie um, weil er die große Hitze daselbst nicht ertragen konnte.

Wunderbar ist es, daß das Geschwader auf einer Meeresstrecke von fast 4000 Meilen, welche mit einer Menge gutbevölkerter Inseln bedeckt ist, nur zwei öde Eilande berührte, welchen man, weil man nur Bäume und Vögel sah und an ihren Küsten keinen Untergrund fand, den Namen Las Desventuradas (die Unglücklichen) beilegte. Da sich aus dem höchst unvollständigen Reiseberichte der Weg, welchen Magellan nahm, nicht genau ermitteln läßt, so ist man nicht einig, welche Inseln man unter den Unglücklichen zu verstehen habe.

Am 6. März 1521 durchschnitt er unter dem 166. Längengrade die Linie und bekam 15 Grade jenseit derselben wieder zwei Inseln zu Gesicht, welche sich gleich schönbesetzten Gärten aus den Wogen erhoben und die dem Hungertode nahen Seefahrer mit frischer Hoffnung erfüllten. Mit gierigen Augen betrachteten sie die köstlichen Früchte der riesigen Kolospalme, die Banane, die Zuckerrohrpflanzungen und die wohlbestellten Reisfelder. Die Inseln waren bewohnt, und als man sich der einen derselben näherte, um vor Anker zu gehen, kamen die Eingeborenen in ihren Kanoes an die Schiffe und stiegen ohne Scheu an Bord. Aber bald kam der Streit, wiederholte Angriffe und Kämpfe.

Diese wilden Inselbewohner scheinen, so viel man während des kurzen Aufenthaltes bei ihnen wahrnehmen konnte, weder einen König oder Anführer, noch irgend ein Gesetz zu haben. Sie sind von gewöhnlicher Größe, wohlgebaut und von olivengrüner Gesichtsfarbe; die Zähne färben sie roth und schwarz, was als große Schönheit gilt. Sie gehen nackt, nur auf dem Kopfe tragen sie zum Schutze gegen die Sonne Palmblätter; ihre Haare sind schwarz wie Ebenholz und hängen, in einen Knoten geschürzt, bis auf die Hüften herab. Die Weiber sind weniger dunkelfarbig, fast schön und gehen ebenfalls nackt; ihr langes Haupthaar bedeckt fast den ganzen Körper. Das Innere der Häuser ist sehr reinlich, und Nahrungsmittel sind die köstlichen, im Ueberflusse gedeihenden Bananen und Pataken, Zuckerrohr, Vögel und Fische, mit deren Fang sie trefflich umzugehen wissen. In gondelähnlichen, buntbemalten Kanoes, welche von einem dreieckigen, aus Palmblättern zusammengenähten Segel getrieben werden, durchschneiden sie pfeilschnell die Wogen und wagen sich sogar auf das hohe Meer. Ueberhaupt zeigen sie in Allem, was sie vornehmen, eine erstaunliche Gewandtheit und Schlaueit, besonders aber im Stehlen, weshalb die Spanier den von ihnen bewohnten Inseln den Namen Islas de los Ladrones (Diebsinseln) beilegte. Die meisten Geographen stimmen darin überein, daß diese Inseln dieselben sind, welche jetzt die Marianen heißen.

Von den Ladronen setzte das Geschwader seinen Lauf nach Westen fort und erreichte am 16. März 1521 ein hohes, mit üppiger Vegetation bedecktes Land, welches man bald als eine zu einer größeren Gruppe gehörende Insel erkannte, die später die Philippinen genannt wurden. Magellan ging an einem kleinen unbewohnten Eilande vor Anker, um frisches Wasser einzunehmen und seinen von der langen Reise ermüdeten und zum Theil kranken Leuten einige Ruhe zu vergönnen. Man fand vortreffliches Wasser und köstliche Früchte. Nach drei Tagen kamen mehrere Eingeborene der großen Insel, welche sich in einer Barke auf dem Fischfange befanden, ohne Scheu ans Land. Magellan bewirthete und beschenkte sie mit einigen Spielereien. Sie gaben dafür einen Theil ihrer Fische, Palmwein und versprochen, in vier Tagen zurückzukommen und Reis, Kokosnüsse und andere Lebensmittel mitzubringen. Und schon am 22. März kamen sie wieder und brachten Reis, Palmwein, Kokosnüsse, Orangen und einen Hahn. Ihr Anführer war ein bejahrter Mann mit bemaltem Gesichte und goldenen Ringen in den Ohren; sein Gefolge trug goldene Armspangen und Tücher um den Kopf. Die Kokosnuß liefert den Inselanern fast ihre ganze Nahrung, Brot, Wein, Del und Essig.

Die Eingeborenen waren, wie es scheint, Malayen, welche die Philippinen zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erobert und die negerartigen Papuas (Urbewohner), von olivengrüner Hautfarbe, untersehter Gestalt und mit krausem wolligen Haar, bereits nach den Bergen gedrängt hatten; doch sah man später auf den zunächst liegenden Inseln viele solcher Papuas. Sie gingen, mit Ausnahme eines Stückes dünner Baumrinde oder baumwollenen Zeuges um die Hüften, gänzlich nackt und hatten ihren tätowirten, wohlbeleibten Körper mit Kokosöl gesalbt. Die Löcher in ihren Ohrlappen waren so groß, daß man leicht einen Arm durchsteden konnte; ihre Waffen waren kurze Säbel, Schilde, Keulen und mit Gold beschlagene Wurfspeie, Schiffergeräthe, Harpunen und Netze.

Nach acht Tagen steuerte Magellan zwischen West und Südwest bis zu der kleinen, aber bewohnten Insel Limasugua, wo sich ihm zwei ganz mit Menschen gefüllte Barken näherten, welche jedoch sogleich durch Zeichen ihre friedliche Absicht kundgaben. Man befreundete sich bald, gab und nahm Geschenke und Gegengeschenke, erhielt Lebensmittel in Fülle, und Kranke und Ermüdete erholten sich vortrefflich. Die meisten der Inselaner bemalten den Körper, gingen gänzlich nackt, nur die Frauen trugen einen Rock von dünner Baumrinde, welcher von den Hüften bis zu den Knöcheln reichte und über den ihr rabenschwarzes Haupthaar bis auf die Füße herabhing. Männer und Frauen trugen in den durchlöchernten Ohrläppchen Ringe und Gehänge. Die Männer waren starke Trinker und lauten beständig eine Masse, die ihren Mund roth färbte und die sie von Zeit zu Zeit ausspuckten. Dieselbe bestand aus Stücken der Arecanuß mit Betelblättern. Alle lauten hier Betel, ohne Ausnahme des Alters und Geschlechts, wie noch heute in dem ganzen südöstlichen Asien.

Am Ostertage ließ Magellan einen großen Theil der Mannschaft in festlicher Kleidung ans Land gehen, eine feierliche Messe lesen, nach derselben auf einem Hügel ein Kreuz aufrichten und dem Könige erklären, dies sei das siegreiche Zeichen seines mächtigen Gebieters, welches, wo man es schütze und ehre, den Bewohnern des ganzen Landes Glück und Segen und Schutz bringe, und sie hätten von allen europäischen Schiffen, welche an der Insel landen und das

Kreuz sehen würden, keine feindliche Behandlung zu befürchten. Der König dankte ihm und warf sich nach dem Beispiele der Spanier mit seinen Untertanen vor dem aufgestellten Kreuze nieder. Das war die formelle Besitznahme der Insel.

Nach einem längern Aufenthalt segelte Magellan nach der Insel Zebu, welche die fruchtbarste der Inselgruppe sein sollte. Man kam zwischen fünf Inseln durch, welche alle bewohnt und reich waren an Vapageien, Tauben, Hühnern und anderem Geflügel. Auf einer sah man Fledermäuse, die nicht kleiner waren als ein Adler; man tödtete eine derselben, und ihr Fleisch war wohlschmeckend wie Hühnerfleisch. Am 7. April 1521 lief das Geschwader mit vollen Segeln in den Hafen von Zebu ein, und auch hier gestaltete sich der Verkehr bald ganz freundlich.

Pigafetta, welcher mit einigen Geschenken aus Glaschmuck nach dem Palaste geschickt wurde, fand daselbst den König von einem großen Hofstaate umgeben. Er saß auf einer Decke von Palmblättern; sein ganzer Anzug bestand aus einem Stücke feinen, um die Hüften geschlungenen Baumwollenzeuges und einem über den Kopf hängenden Schleier; am Halse trug er ein goldenes Band von bedeutendem Werthe und in den Ohren zwei große, mit kostbaren Steinen besetzte Ringe. Er war von kleiner Leibesgestalt, aber fett und auf mannichfaltige Weise tätowirt. Als seine Gäste eintraten, war er damit beschäftigt, aus zwei ihm vorgelegten Schalen von Porzellan Schildkröteneier zu verzehren, und vier mit wohlriechenden Kräutern bedeckte und mit Palmwein gefüllte Krüge, welche neben ihm standen, bewiesen, daß er ein würdiger Nachkomme Vater Noah's sei. Zur Unterhaltung spielten vier schöne schwarzgelockte Mädchen; die eine schlug eine Trommel, welche der europäischen gleich, die zweite mit kleinen, am äußersten Ende mit Palmbast umwickelten Klöppeln zwei metallene Pauken, und die anderen Zymbeln. Tausch und Tauschhandel wurden mit gutem Erfolge getrieben, und man erhielt gegen Geräthe von Messing und Eisen und werthlose Spielwaaren Gold, Reis, Schweine und andere Lebensmittel in großem Ueberflusse. Dabei zeigten sich die Eingeborenen stets gerecht und ehrlich und hielten streng auf richtiges Maß und Gewicht. Ihre Häuser, aus Balken, Brettern und Schilf zusammengesetzt und in mehrere Gemächer abgetheilt, stehen auf Pfählen, der untere Raum dient den Schweinen, Ziegen und Hühnern zum Aufenthalt. Die Götzenbilder sind hölzerne Frauen. Magellan befahl, dieselben zu verbrennen, und suchte die Bewohner der Insel, von deren Besitznahme er sich große Vortheile für die spanische Krone versprach, von ihren abergläubischen Gebräuchen abzubringen.

Einer der tollsten Bräuche war das Schlachtefest eines Schweines. Diese Ceremonie, erzählt der Reisebericht, beginnt mit dem Schlagen großer Pauken, während dessen man drei Schüsseln herbeibringt; zwei derselben sind mit gebratenen Fischen und in Blätter gewickelten Kuchen von Reis und Hirse gefüllt, auf der dritten liegen leinene Tücher, welche man aus Indien bringt, und zwei Binden aus Palmbast. Auf eines dieser Tücher, welches man auf dem Boden ausbreitet, stellen sich zwei alte Weiber, hüllen sich in das andere Tuch und begrüßen die Sonne mit großen Hohrtrompeten, welche sie in den Händen halten. Darauf nimmt jede eine Binde aus Palmbast, legt sie um die Stirne, so daß sie über dem Kopfe zwei Hörner bildet, und während die Eine unter Tanz und Trompetenstößen die Sonne bald laut, bald mit leiser Stimme anruft, antwortet die Andere mit denselben Geberden. Nach dieser Unterhaltung mit der Sonne tanzen sie um das Schwein, welches gebunden an der Erde liegt, und während

dieser Handlung reicht man der Einen eine Schale mit Wein, welche sie, ohne ihren Tanz und ihre Reden zu unterbrechen, vier- bis fünfmal zum Munde führt, als wenn sie trinken wollte, dann aber ihren Inhalt auf das Herz des Schweines ausgießt. Sie giebt jetzt die Schale zurück und nimmt eine Lanze, mit welcher sie, nachdem sie dieselbe unter beständigem Tanzen und Singen hin und her geschwenkt hat, mit einem schnellen und sicheren Stoße das Herz des Schweines durchsticht. Hat man die Lanze wieder aus der Wunde gezogen und diese mit heilsamen Kräutern verbunden, so ergreift dieselbe Alte eine brennende Fackel und steckt sie dem Schweine in den Rachen, bis sie auslöscht. Unterdessen taucht die andere Alte die Spitze ihrer Trompete in das aus der Wunde geflossene Blut und beschmiert damit den Umstehenden die Stirn. Ist diese Handlung vollbracht, so legen die Alten die Tücher und Binden wieder ab und verzehren die auf den beiden ersten Schüsseln aufgetragenen Speisen, wozu sie die anwesenden Frauen, nicht aber die Männer, einladen. Darauf fengt man das Schwein und übergiebt es dem allgemeinen Gebrauche; Niemand würde aber davon essen, wenn nicht zuvor mit ihm die beschriebene Reinigung, welche übrigens nur alte Weiber verrichten dürfen, vorgenommen worden wäre.

Weniger albern als ein Schlachtfest sind die Förmlichkeiten einer Landes- trauer nach dem Tode eines Häuptlings. Die angesehensten Frauen versammeln sich auf die Nachricht sogleich in dem Sterbehause um den Leichnam, nachdem dieser von seinen Angehörigen in einen unter einer Laube aus Palmen und weißen Tüchern stehenden Kasten gelegt. Die Frauen, in weiße Schleier gehüllt, sammt ihren Dienerinnen, welche ihnen mit einem Wedel von Palmlättern Kühlung zufächeln, setzen sich um den Kasten. Eine derselben schneidet nun nach und nach mit einem Messer dem Todten die Haare ab, während dessen liebtes Weib sich über ihn ausstreckt, so daß Mund auf Mund, Hand auf Hand und Fuß auf Fuß liegt. So lange die erste die Haare abschneidet, weint diese, stimmt aber einen Gesang an, sobald jene inhält. Rings in dem Gemache umher stehen Porzellangefäße mit glühenden Kohlen, in welche man von Zeit zu Zeit Myrrhen, Storax und Benzoe wirft. Da der Verstorbene fünf bis sechs Tage in seinem Hause liegen bleibt und die Ceremonien eben so lange dauern, so wird er, um die Fäulniß abzuhalten, in Kampher einbalsamirt. Ist die vorgeschriebene Frist vorüber, so vernagelt man den Kasten und bringt ihn auf den Begräbnißplatz, einen sorgfältig eingeschlossenen und mit Brettern bedeckten Raum.

Nähe bei Zebu, und gerade dem Hafen, wo die Schiffe ankerten, gegenüber lag die kleine Insel Wactan, die von zwei Häuptlingen, welche mit einander in Fehde lagen, beherrscht ward. Einer von ihnen, welcher eine so günstige Gelegenheit, seinen Gegner zu verderben, nicht unbenutzt vorübergehen lassen wollte, rief die Spanier zur Hülfe, und Magellan entschloß sich gegen besseren Rath zu dem unnüthigen, unbesonnenen Unternehmen. Er brach auf mit sechzig wohlbewaffneten Leuten in drei mit Kanonen versehenen Schaluppen und mit einem von dem König von Zebu selbst angeführten Hülfscorps und erreichte Wactan. Es kam zum Kampf, in dem Magellan durch vergiftete Pfeile verwundet und nach tapferster Gegenwehr erschlagen wurde; der Verlust der Spanier war auch der Zahl nach nicht gering. So endete Magellan am 27. April 1521. Er war einer der größten Männer seiner Zeit und den meisten seiner Zeitgenossen an Geist und wissenschaftlichem Sinn überlegen.

Der Tod des Führers wurde für die Spanier in hohem Maße verhängnißvoll. Mit dem Glauben an ihre Unbesiegbarkeit war auch die Treue, die Furcht der Inselaner vor ihnen geschwunden. Das zeigte sich bald. Der König von Zebu fand es den siegreichen Inselanern gegenüber bedenklich, mit den Fremdlingen befreundet zu bleiben. Er beschloß, sie zu verderben und lockte sie in die Falle.

Mit heuchlerischer Theilnahme über den Verlust lud er sie zu einem Abschiedschmaus ein, bei dem er ihnen die Geschenke geben wollte, die er für den König von Spanien bestimmt hatte. Unvorsichtig, folgten einige Zwanzig unter Barbosa der heuchlerischen Einladung. Eine größere Zahl hatte dieselbe in mißtrauischer Vorahnung ausgeschlagen. Zu diesen gehörte auch Serano, und nur um den Schein der Freigheit von sich zu weisen, folgte auch er zu dem Feste.

Leider war sein Mißtrauen nur zu gegründet; denn kaum hatten die Spanier sich beim Mahle mit Wein gut gethan und, alle Vorsicht mißachtend, die Waffen und Rüstungen abgelegt, so wurden sie plötzlich überfallen und Alle, bis auf Serano, erschlagen, den sie nackt und gefesselt ans Ufer schleppten und nur gegen zwei Kanonen freizugeben erklärten. Die Spanier aber lichterloh eiligt die Anker, und Serano hat wol die Schrecken eines grausamen Todes erfahren.

Durch alle diese Vorfälle war die Mannschaft so sehr zusammengeschmolzen, daß sie nicht mehr ausreichte, den Dienst auf drei Schiffen zu versehen, daher das schwächste und schlechteste auf offener See verbrannt werden mußte. Nach längerer südwestlicher Fahrt wurde zunächst an der Insel Magindanao gelandet. Als bald wurde ein Freundschaftsbund mit dem Häuptling oder König in folgender Weise geschlossen: Der König kam an Bord, stach sich in die Hand und benetzte zum Zeichen der Freundschaft mit dem Blute der Wunde die Brust und die Spitze der Zunge, was dann auf sein Verlangen auch der Befehlshaber der Spanier that. Als er das Schiff wieder verließ, begleitete ihn Pigafetta, welcher an seiner Aufrichtigkeit nicht zweifelte, um sich über die Beschaffenheit des Landes zu unterrichten. Sie ruderten, von vielen der vornehmsten Eingeborenen, welche alle völlig nackt waren, begleitet, den Fluß hinauf zu dem königlichen Palast, in welchen sie von Dienern, welche Rohrfadeln trugen, geführt wurden. Man trank zuerst Palmwein und nahm dann das Abendessen ein, welches aus Reis und sehr stark gesalzenen Fischen bestand und in Schüsseln von Porzellan aufgetragen wurde. Nach der späten Mahlzeit wurden Matten von Schilf und Palmblättern ausgebreitet, auf denen Pigafetta an der Seite eines Häuptlings ruhig schlief. Am andern Morgen ging er in mehrere Häuser, die sich in nichts von denen auf den anderen Inseln unterschieden, und bemerkte darin eine Menge goldener Geräthschaften, aber wenig Lebensmittel, und doch sollte die Insel Ueberfluß daran haben. Auf seine Nachfrage nach edlen Metallen deutete man auf mehrere Thäler und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß man dort mehr Gold fände, als sie Alle zusammen Haare auf dem Kopfe hätten, daß man es aber aus Mangel an Eisen nicht bearbeiten könne und liegen lassen müsse. Nachdem er mit dem König das Mittagmahl, welches wieder aus Reis und Fischen bestand, eingenommen und der Königin, welche in einem besonderen, mit einer Menge von Porzellangefäßen verzierten Hause wohnte und gerade mit der Anfertigung eines Bettes aus Palmmatten beschäftigt war, einen Besuch abgestattet hatte, begab er sich, mit seinem Ausfluge sehr zufrieden, wieder an Bord und man lichtete die Anker.

Man kam zunächst zur Insel Palawang. Hier waren Lebensmittel jeder Art in Fülle und die Eingeborenen freundlich. Sie brachten alsbald Tauschwaaren, Schweine, Ziegen, Hühner, verschiedene Arten von Fischen, Kokosnüsse, Zuckerrohr und eine rübenähnliche Wurzel (Jam) in Menge herbei. Aus dem Reis wird hier ein Getränk (Arak) bereitet, welches weit stärker und besser war als der Palmwein. Der König schloß auch mit den Spaniern ein Bündniß auf dieselbe blutige Weise, wie der Beherrscher von Magindanao. Seine Unterthanen gingen nackt, schmückten sich aber gern mit Ketten und Schellen; am meisten gefiel ihnen der Draht, welchen man ihnen gab und woran sie so gleich ihre Angeln befestigten. Ihre liebste Belustigung waren Hahnenkämpfe. Ihre Waffen waren starke, an der Spitze mit einem Haken, einer Fischgräte oder einem Dorne versehene und vergiftete Pfeile, welche sie aus Blasrohren, die auch als Lanzen dienten, mit großer Sicherheit schossen. Die Nachrichten, welche man auf der Insel Jebu über die Lage der Molukken erhalten hatte, wurden hier durch die Aussagen der Eingeborenen vollkommen bestätigt, und daß die große Insel Borneo nur noch wenige Meilen entfernt sei. Gesund, getränkt und mit den nöthigen Vorräthen versehen, ging die 50 Köpfe zählende Mannschaft wieder unter Segel. Schon an demselben Tag bekam man die ersehnte Insel zu Gesicht und ließ an ihrer östlichen Küste, bei der Stadt Borneo, die Anker fallen.

Am folgenden Morgen kamen in einer schönen, mit vergoldeten Schlangenköpfen verzierten und mit einer blauen und weißen Flagge geschmückten Pirogue unter dem Schalle von Trommeln und Musik Vornehme des Landes an Bord und überreichten Betel und Areca nebst Jasmin und Orangeblüthen, Hühner, Ziegen, mehrere Bündel Zuckerrohr und drei Krüge mit Arak. Ein zweiter, eben so freundlicher Besuch bewillkommnete sie und sagte, daß sie sich mit dem nöthigen Vorrath von Holz und Wasser versehen und Handel treiben könnten. Als die Spanier mit Gegengeschenken das Ufer erreicht hatten, erschienen zwei mit Seide behangene Elefanten, von denen jeder einen hölzernen Kasten und zwölf Männer trug, mit einer Porzellanschale, um die Geschenke der Fremdlinge anzunehmen. Die Elefanten ließen sich auf die Kniee nieder, worauf die Spanier in die Kästen stiegen und von den herrlichen Thieren durch die Straßen und die Volksmenge zu dem Palaste getragen und hier von den Hofleuten in den Saal geführt wurden.

Nach langen Ceremonien erklärten die Spanier, daß sie Abgeordnete des Königs von Spanien seien, welcher mit dem Beherrscher von Borneo in Frieden zu leben wünsche und kein anderes Verlangen habe, als auf der Insel Handel zu treiben; nach einiger Zeit erhielten sie die gnädige Antwort, daß diesem Begehren entsprochen werden solle. Auf dem Rückwege übernachteten sie in der Wohnung des Ministers, nachdem sie mit Kalbfleisch, Hühnern, Pfauen und Fischen reichlich bewirthet worden waren, in einem schönen Gemache, wo fortwährend hohe Kerzen aus weißem Wachs auf silbernen Leuchtern und große Oellampen brannten, welche von zwei Wächtern unterhalten wurden.

Der König von Borneo hieß Raja Siripada und war, gleich einem großen Theile seiner Unterthanen, ein Anhänger der Lehre Mohammed's. Er ward nur von Frauen, welche die Töchter der vornehmsten Bewohner der Insel waren, bedient und hatte zehn Schreiber um sich, welche Alles, was er that und sprach, auf Baumrinden, die an Feinheit dem Papiere nicht nachstanden, aufschrieben. Den Palast verließ er nur, wenn er auf die Jagd ging. Außer diesem Palaste

und einigen Wohnungen der vornehmsten Häuptlinge, sagt der Reisebericht, ist die Stadt Borneo ganz in das Meer hineingebaut und besteht aus 25,000 Häusern, welche auf hohe Pfähle gestützt und ganz aus Holz erbaut sind. Die hier geltende Münze besteht aus einer Mischung von Erz und ist in der Mitte durchbohrt, um sie an Fäden zu reihen; auf der einen Seite hat sie eine aus vier Zeichen bestehende chinesische Inschrift. Die Waaren, welche die Insulaner vorzugsweise suchen, sind Eisen, Kupfer, Quecksilber, Glas, Zinnober, wollene Tücher und Leinwand. Ihre größten Fahrzeuge, welche sie Dschonken nennen, tragen eine eben so schwere und noch schwerere Last als die europäischen Segelschiffe, obschon die mit hölzernen Nägeln verbundenen Planken nur zwei Spannen über die Oberfläche des Wassers hervorragen und der obere Theil nur aus starkem Rohr besteht. Aus demselben Rohre bestehen auch die Masten, an denen die aus Baumrinde gefertigten Segel, welche nicht zusammengelegt werden können, befestigt sind. — Die Erzeugnisse, welche am besten auf Borneo gedeihen und als Gegenstände des Handels dienen, sind Zimmet, Ingwer, Orangen, Zuckerrohr und Melonen; das vorzüglichste Produkt ist der Kampher. Von Thieren mögen nur die Elefanten, Pferde, Büffel, Ziegen, Hühner und Enten genannt werden. Unter anderen Kostbarkeiten soll der König zwei Perlen besitzen, die so groß wie Hühner Eier und vollkommen rund sind. Die Eingeborenen gehen, wie fast alle Bewohner unter diesem Himmelsstriche, nackt.

In seinem Berichte nach der Rückkehr auf das Schiff machte Espinosa ganz besonders auf die zahlreichen Krieger aufmerksam, die in der mit Waffen aller Art, selbst mit Kanonen versehenen Stadt versammelt waren, und mahnte zur strengsten Behutsamkeit. Wirklich kam es bald zu Streit, man verließ Borneo und ging an einer nördlicheren Insel vor Anker, um hier die stark beschädigten Schiffe auszubessern, was einige vierzig Tage erforderte. Das Wunderlichste waren hier Bäume, deren herabfallende Blätter lebendig waren. Die Blätter glichen denen des Maulbeerbaumes, nur waren sie nicht so lang; der Stiel war kurz und spitzig und neben demselben saßen zu beiden Seiten zwei Füße, auf welchen sie, wenn man sie berührte, fortliefen; zertrat man sie aber, so floß kein Blut heraus. Pigafetta bewahrte ein solches Blatt neun Tage in einer verschlossenen Schachtel auf, und als er sie nach Verlauf dieser Zeit öffnete, ging es darin herum; er stellt deshalb die sonderbare Vermuthung auf, daß diese Blätter von der Luft leben. Neuere Reisende haben nach genauerer Untersuchung gefunden, daß Pigafetta sich durch eine Heuschreckenart, deren vier lange Flügel so über einander liegen, daß sie einem Blatte gleichen, habe irre führen lassen.

Bei der Abfahrt wurde der bisherige Steuermann del Cano zum obersten Befehlshaber ernannt, und es galt nun, die Molukken oder die Neffeninseln aufzusuchen, die auch den 6. November gefunden wurden, und nach einer mühseligen Fahrt von mehr als drittelhalb Jahren ging man am 8. November bei der Insel Tidore oder Tidore vor Anker.

Der Raja oder König besuchte die Fremden. Mit dem Zwecke der Reise bekannt gemacht, erwiederte er, daß er und alle seine Unterthanen sich aufrichtig freuten, Freunde des Königs von Spanien zu werden; sie möchten nur ans Land kommen und in den Häusern wie in ihrem Eigenthume wohnen. Auf die Frage, ob Portugiesen im gegenwärtigen Augenblicke auf den Inseln seien, bemerkte er, daß vor wenigen Tagen ein portugiesisches Schiff mit einer Ladung

Gewürznelken abgegangen sei, und daß sich einzelne Portugiesen des Handels wegen an verschiedenen Küstenstellen der Molukken, aber nicht auf Tadore, aufhielten. Als man den Wunsch äußerte, ebenfalls eine Ladung Gewürznelken einzukaufen, befahl er sogleich seinen Leuten, einen Schuppen für die Tauschwaaren zu bauen, und versprach, wenn sich kein hinreichender Vorrath trockener Gewürznelken in seinem Gebiete vorfände, solche von der nahen Insel Bachian (Batschian) herbeischaffen zu lassen.

Der Raja schien den Portugiesen nicht sehr hold zu sein, denn man erfuhr, daß der König von Portugal, unmutig über die von Magellan geleitete Expedition, gleich nach deren Abgange Schiffe ausgesandt hatte nach den Küsten von Brasilien und nach dem Kap der guten Hoffnung, um denselben den Weg nach den Molukken abzuschneiden und überall den Spaniern die Landung zu wehren.

Handel und Verkehr kamen vertrauensvoll in Fluß. Nach der einstimmigen Aussage der Bewohner von Tadore hatten etwa 20 Jahre vor der Ankunft der Portugiesen die Mauren diese Inseln erobert. Früher fand man daselbst nur Wilde, welche sich gar nicht um die Nellenbäume bekümmerten, weil sie ihren Werth nicht zu schätzen wußten; sie waren sehr zusammengeschmolzen hatten sich bereits nach dem Innern zurückgezogen und mieden jeden Umgang mit den Eroberern. Die meisten Papuas lebten noch auf der Tadore gegenüberüberliegenden Insel Gililolo oder Dschilolo. Die maurischen Ansiedler waren Mohammedaner. Ihre einfachen Wohnungen standen auf Pfählen und waren durch eine sie umgebende Hecke von Rohrstäben geschützt. Ihr gewöhnliches Brot bereiteten sie aus dem Holze eines der Palme ähnlichen Baumes (der Sagopalme). Sie nannten dieses Brot, welches ihnen auch als Mundvorrath auf ihren Seereisen diente, Sagu. Die Spanier kümmerten sich nicht darum, sie spähten nur nach den Gewürzen, nach der Zeit ihrer Reise und nach der Art und Weise, wie sie gewonnen werden.

Der Nellenbaum, sagt der Reisebericht, erreicht eine ziemliche Höhe, ob schon sein Stamm nicht dider wird als der Leib eines Mannes. Die Rinde ist olivenfarbig und die Zweige, welche sich gegen die Mitte des Stammes weit ausbreiten, laufen nach dem Gipfel hin pyramidenförmig zu; die Blätter gleichen sehr denen des Lorbeerbaumes, und die Nellen wachsen an dem Ende kleiner Zweige in Büscheln von 10—20; wenn sie reifen, röthen sie sich, und erst wenn man sie trocknet, werden sie schwarz. Man erntet sie zweimal des Jahres, zur Zeit der Sonnenwenden, d. i. um Weihnachten und Johannis. Wenn das Jahr heiß und trocken ist, so beträgt die Nellenernte auf jeder Insel etwa 3—400 Bahar. Blätter, Rinde und Holz des Baumes haben einen eben so starken Geruch und Geschmack als die Nelle selbst, und wenn man diese nicht zur rechten Zeit abbricht, so wird sie dick und hart und nur die Rinde bleibt daran brauchbar. Jeder Einwohner besitzt einige Nellenbäume, deren Früchte er ohne alle Mühe erntet. — Ein anderes kostbares Erzeugniß der Molukken ist die Muskatnuß, welche getrocknet der gewöhnlichen Nuß gleicht, die aber frisch und zur Zeit der Reise die Gestalt und Farbe der Quitte hat. Der Ingwer, ein anderes Produkt dieser Inseln, wächst nicht auf einem Baum, sondern an einem Strauch, welcher spannenlange, den Rohrsprossen ähnliche Sprößlinge treibt, die aber zu nichts taugen, denn nur die Wurzel ist brauchbar und kommt in den Handel; grün schmeckt sie weit weniger scharf, und man kann sie statt des Brotes essen.

Außer der Gewürznelke, der Muskatnuß, dem Ingwer und dem Sago findet man auf den Molukken auch die meisten Produkte der anderen dortigen Gegenden, nämlich Reis, Zuderrohr, Kokosnüsse, Feigen, Bananen, Mandeln von ungewöhnlicher Größe, Granatäpfel, eine pfirsichähnliche Frucht, Guyave genannt, Ananas, Kürbisse und Melonen.

Rüchliche Thiere sind Ziegen, Hühner und eine Art Bienen, größer als Ameisen, welche ihren Honig, der von vorzüglicher Güte ist, in Baumstämmen zusammentragen. Ferner weiße und rothe Papageien, die, weil sie Worte deutlich nachsprechen, sehr gesucht und theuer sind. Ein überaus schöner Vogel ist der Paradiesvogel. Er hat die Größe einer Drossel, einen kleinen Kopf, einen langen geraden Schnabel, ein dunkles Gefieder und starke Füße, welche eine Spanne lang und etwa so dick sind, wie eine Gänsepose. Der Schwanz, von welchem häufig einige Federn ausgehen, gleicht ebenfalls dem der Drossel, die Flügel sind lang und stark, die Seitensfedern, zarten, flatterigen Federbüschchen ähnlich, schimmern in verschiedenen Farben und funkeln an den Spitzen wie Edelsteine. Dieser Vogel soll nach der Sage aus dem Paradiese stammen.

Schon waren die Schiffe mit reicher Ladung zur Abfahrt bereit, als man fand, daß die „Trinidad“ für die Weiterfahrt ausgebessert werden mußte. Man beschloß daher, dieselbe zurückzulassen, damit sie nach ihrer Ausbesserung wieder den Weg nach Osten, nach den spanischen Besitzungen auf der Westküste Amerika's einschlagen, die „Victoria“ aber die Fahrt westwärts nach der Heimat fortsetzen solle.

So ging denn die „Victoria“, von del Cano geführt, mit 47 Europäern und 13 Eingeborenen bemannt am 21. Dezember heimwärts unter Segel. Zunächst warf man bei der Insel Sulah die Anker. Die Bewohner sind Menschenfresser und gehen gänzlich nackt, nur mit einer kleinen, kaum zwei Finger breiten Schürze von Baumrinde um die Hüften. Auch die übrigen umher zerstreuten Inseln sollen von Menschenfressern bewohnt sein. Bei der Insel Mallua, jetzt Dmbay, ging man vor Anker und blieb 14 Tage. Man fand hier Ziegen, Geflügel, Kokosnüsse, Wachs und zwei Arten Pfeffer, langen und runden. Die Felder waren mit Pfefferstauden bedeckt; auch das Wachs, dessen man sich aus Mangel an Theer zum Kalfatern des Schiffes bedienen mußte, wurde so reichlich gewonnen, daß man 15 Pfund davon für ein Pfund altes Eisen eintauschte. Die Bewohner von Mallua, die häßlichsten Leute, welche man auf der ganzen Reise sah, sind Menschenfresser und gleichen eher wilden Thieren als vernünftigen Geschöpfen. Sie gehen gänzlich nackt und nur sehr wenige mit einer Schürze von Baumrinde. Im Krieg befestigen sie auf der Brust, auf dem Rücken und an den Seiten Stücke Büffelhaut mit Muscheln, Schweinszähnen und Ziegenschwänzen. Ihre Haare schürzen sie auf dem Scheitel in einen Knoten und befestigen ihn mit einem langzahnigen Kamm von Rohr. Auffällig genug, fand man auch hier die Sagen von langohrigen Zwergen und vom riesigen Vogel Koch, die in der Nähe leben sollten, Sagen, die im Mittelalter in Innerasien und auf Madagascar bekannt waren.

Zunächst landete del Cano auf Timor, einer sehr schmalen Insel, dicht bevölkert, in starkem Verkehr mit Malakka und Java, welche hier Wachs und das vorzüglichste weiße Sandelholz holen.

Ein hier und auf fast allen Inseln dieser Meeresgegend heimisches Uebel ist die Krankheit des heiligen Hiob, der Ausjaß.

Am 11. Februar verließ Cano Timor, steuerte, um den in diesen Meeres-
gegenden herrschenden Portugiesen auszuweichen, nach Südwesten hin und kam
bei anhaltenden Stürmen erst nach mehreren Wochen mit eingezogenen Segeln
im Mai am Kap der guten Hoffnung vorüber. Hunger und Noth nahmen
aufs Neue überhand, zwei Monate hindurch segelte man gegen Nordost, ohne
zu landen. Während dieser Zeit verlor die „Victoria“ 21 Mann, Christen und
Indier. Bei ihrer Versenkung ins Meer will Pigafetta bemerkt haben, daß
die Leichen der Christen immer mit dem Gesichte gen Himmel schwammen, während
die der Heiden stets dem Meeresgrunde zugekehrt waren. Das war im Geiste
jener Zeit. Wind und Wetter blieben gleich stürmisch; die Lebensmittel waren auf-
gezehrt und die geringe Mannschaft auf das Aeußerste erschöpft und krank. In
diesem Zustande erreichte die „Victoria“ am 9. Juli 1522 den portugiesischen
Hafen von St. Jago am Grünen Vorgebirge. Nur die Nothlüge, ein Märchen,
man sei von widrigen Winden auf der Reise nach Westen hierher verschlagen
worden, verschaffte kurze Rast und Lebensmittel. Die Lüge wurde aber bekannt,
und nur mit äußerster Anstrengung und mit Zurücklassung eines Bootes und
der Besatzung desselben gelang es, der portugiesischen Haft zu entkommen.

Endlich erreichte der kleine Rest der Vielgeprüften — 18 Kastilianer, unter
ihnen der Geschichtschreiber der Reise, Pigafetta, von 236 Mann, die sich
eingeschifft hatten — unter dem Oberbefehl del Cano's am 6. September 1522
die spanische Küste und ging im Hafen von Sevilla vor Anker. Die „Victoria“,
von Würmern zerfressen, gestickt, mit gebrochenen Masten, zerrissenen Segeln,
war das einzige Schiff von den fünf, die ausgelaufen waren, aber sie kam
reich beladen mit Muskatnüssen, Zimmet, Nelken und all den Gewürzen, die so
lange Ziel und Preis aller Anstrengungen gewesen.

Während stolzer, lauter Jubel die Stadt durchdrang, zog am Morgen nach
der Landung die kleine Schar der vielgeprüften Seemannner barfuß, im Bußhemde,
mit Wachskerzen in der Hand nach der Dankeskirche Sevilla's, um in drängenden
Gebeten Gott für die wunderbare Errettung zu danken, und um Vergebung der
Sünde zu flehen, daß sie die Sonntage und hohen Kirchensfeste nach falschem
Datum gefeiert, an Donnerstagen gefastet und an Freitagen Fleisch gegessen
hätten. — Denn in erschreckendem Irrthum hielten sie ihren Schiffskalender
für falsch, es fehlte ihnen nach dem Kalender in Spanien ein ganzer Tag.

In Spanien wollten selbst Fachkundige damals keine andere Erklärung
dieser doch unumstößlichen Thatsache gelten lassen, als daß die Schiffsrechnung
nachlässig geführt worden sei, und nur der venetianische Gesandte Contarini,
welcher sich zu jener Zeit am Hofe Karl's V. aufhielt, errieth den Zusammenhang,
den jetzt jeder Schulknaube weiß, nämlich, daß, wer auf einer Reise um die Erde
westwärts sozusagen mit der Sonne reist, einen vollen Tag verliert, wer aber
in entgegengesetzter Richtung ostwärts reist, einen ganzen Tag gewinnt.

Wo aber fängt denn auf der Erde ein bestimmter Tag eigentlich an? Da
die Sonne niemals untergeht, niemals zwischen heute und morgen die geringste
Kluft für eine Spaltung des Tageszeitraums hinterläßt, so daß unter irgend
einem Mittagskreis es uns verstatet sein muß, durch eine geringe Ortsver-
änderung gegen Osten uns noch einmal in den gestrigen Tag hineinzulüchten. —
Der örtliche Beginn des Tages läßt sich nur durch Uebereinkunft feststellen. So
oft daher ein britisches Schiff auf der andern Erdhälfte den 180. Längtenkreis

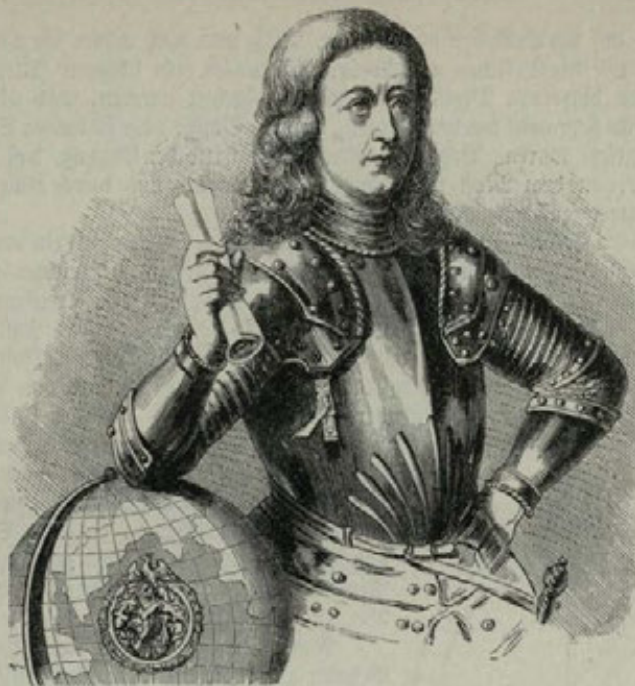
von Greenwich kreuzt, wird der Schiffsmannschaft auf Deck ein Befehl verlesen, daß, je nachdem die Richtung der Fahrt eine westliche oder eine östliche ist, ein Tag des Kalenders auszufallen habe oder verdoppelt einzuschalten sei.

Das große Problem des westlichen Seeweges nach Indien war somit durch Magellan's Fahrt mit ganz außerordentlicher nautischer Geschicklichkeit gelöst. Die Reise um die Erde beseitigte endgiltig die tief eingewurzelten falschen Vorstellungen von der Längenausdehnung der Alten Welt, von der Nähe Amerika's und Asiens, überhaupt von der Vertheilung des Festen und Flüssigen auf der Erdoberfläche. Der Eindruck auf die Zeitgenossen war ein außerordentlicher. An der Kugelgestalt der Erde, welche von griechischen Mathematikern schon vor zwei Jahrtausenden erkannt war, konnte zwar zur Zeit des Magellan kein Gebildeter mehr zweifeln, aber es war doch etwas Anderes, daß ein Schiff dieselbe umfahren und den ersten sinnlichen Beweis von der kugelförmigen Gestalt der Erde gegeben hatte.

So schließe denn mit der ersten Erdumsegelung der erste Band unserer Geschichte der geographischen Entdeckungs- und Forschungsreisen. Wie Magellan der unsterbliche Ruhm gebührt, daß er den Plan zu derselben zuerst gefaßt und mit bewunderungswürdiger Ausdauer festgehalten hat, so hat del Cano das unvergeßliche Verdienst, diesen Plan nach dem Tode Magellan's mit größter Anstrengung vollständig ausgeführt zu haben. Er war der Erste, der das Steuer in den Wüsten der Ozeane rings um die ganze Erde geführt hat. Daher ward auch sein Wappenschild ein Erdglobus mit der Inschrift:

Primus circumdedisti me.





Martin Behaim (geb. 1489, gest. 29. Juli 1506).

XI.

Der „Erdapfel“ Martin Behaim's.

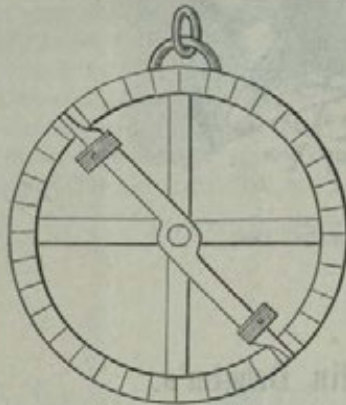
Behaim's mathematische und nautische Bildung. Astrolabien. Kreuz- oder Jakobshaus. Der „Erdapfel“ 1492. Der Atlantische Ocean, im Indischen Meer und an der Ostküste Afrikens. Schoener's Erdglobus.

Ein anschauliches, augenfälliges Gesamtbild von der Summe aller bisherigen geographischen Entdeckungen, von der gegenseitigen Lage der Länder und Inseln, der Weltmeere und ihrer Theile, ein Gesamtbild aller wissenschaftlichen und vulgären Vorstellungen, von den räumlichen geographischen Verhältnissen unserer Erde hat uns gegen Ende dieses ersten Zeitabschnittes Martin Behaim in seinem „Erdapfel“ oder Erdglobus gegeben, welcher der erste seiner Art war.

Wer Behaim gewesen, welche Entdeckungstreisen er mit dem Portugiesen Diego Cam an der Westküste Afrika's gemacht hat, ist bereits S. 248 erzählt worden. Was ihn damals am portugiesischen Hofe so hoch gestellt und werth gemacht hatte, das waren seine astronomischen, für Seereisen sehr nützlichen Kenntnisse. Ihm verdankte auch die damalige Nautik ein sehr wichtiges Instrument für Breitenbestimmungen, das Astrolab. Um nämlich die Höhenwinkel von Sonne, Mond oder anderen Sternen zu messen, wonach die Breite

eines Ortes auf der Erde bestimmt wurde, besaß man noch immer die nämlichen Werkzeuge, wie die Griechen und Römer. Es waren rohe hölzerne Astrolabien, die auf einen hölzernen Dreifuß oder Block aufgelegt wurden, und allenfalls auf dem Lande gebraucht werden konnten, auf dem Schiffe aber störenden Schwankungen ausgesetzt waren. Behaim's Astrolabium hatte den Vorzug, daß es aus Metall war, an dem Mast aufgehängt werden konnte und durch seine eigene Schwere immer senkrechte Richtung behielt. —

Auf einer Kreisscheibe aus Metall befand sich im Mittelpunkt ein um einem Zapfen beweglicher Zeiger, an dessen Enden Metallplättchen aufgerichtet und mit feinen Einschnitten zum Visiren versehen waren. War von dem Kreisbogen nur ein Viertel in Grade und Minuten abgetheilt, so nannte man das Instrument einen Quadranten. Es ist auch möglich, daß Behaim ein anderes Instrument empfohlen, wie es sein Lehrer Regiomontan konstruirt hatte, und von dem sich noch mehrere Exemplare in Nürnberg befinden, so eins mit der Jahreszahl 1468, dessen Abbild unsere Schlussvignette zeigt. Regiomontan war auch der



Das älteste Astrolab.

Erfinder des sogenannten Kreuz- oder Jakobstabes, um Polhöhen auf hoher See zu messen, wie ihn eine Titelzierde in dem Seeatlas von Jan Janssonius als kleinen geographischen Genius darstellt, dessen Gebrauchserklärung aber zu weit führen würde.

Nach seiner erwähnten Reise hatte sich Behaim auf einer der Azorischen Inseln, auf Fayal, heimisch niedergelassen und blieb daselbst bis zum Jahre 1490. Da trieb ihn die Sehnsucht nach seiner Vaterstadt Nürnberg, vielleicht auch der Wunsch, seine bisherigen Entdeckungen und Erlebnisse seinen Landsleuten mitzutheilen. Während seines Besuches beschenkte er seine Vaterstadt mit einem künstlerischen und wissenschaftlichen An-

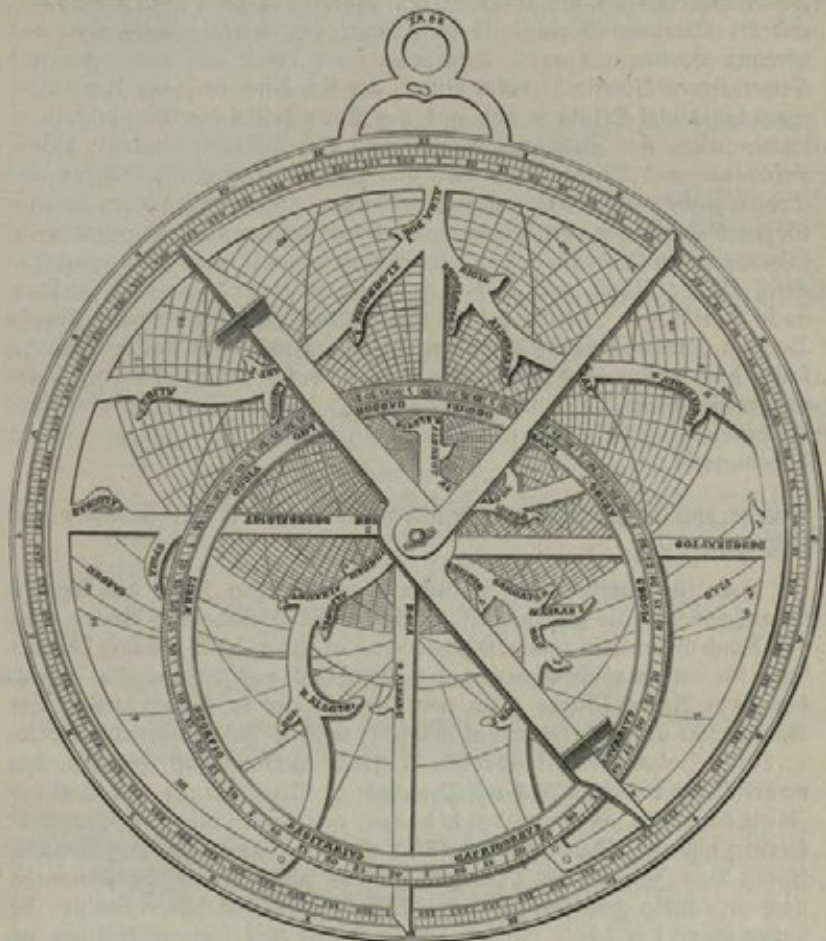
denken. Es war dies ein Erdglobus, der erste und älteste seiner Art, der noch vorhanden ist, und das vollständigste und treueste Bild der geographischen Gesamtanschauungen seiner Zeit von der Größe und Lage der Erdtheile und Inseln giebt.

Der Durchmesser des Globus mißt 54 cm. Die Masse, aus der er gemacht wurde, ist Pappe, die über eine Kugelform von Holzreifen gespannt ist. Ueber die Pappe ist eine Gipskruste gelegt und diese wieder mit Pergament überzogen, auf welches die Zeichnung ausgeführt wurde. Das Meer war ultramarinblau, die Länder braun und grün, die Schneegipfel weiß und die Schrift mit verschiedenen Farben, roth, gelb, mit Gold und Silber, aufgetragen. Durch die Kugel geht eine eiserne Achse, und der ganze Globus steht auf einem dreifüßigen, eisernen Gestell. Der erste Meridian geht durch Madeira, sonst sind nur Aequator, Wende- und Polarkreise bezeichnet. Die Ausdehnung der Länder hat die von Ptolemäus herrührenden Mißverhältnisse. Der messingene Horizont ist nach einer darauf befindlichen Inschrift erst später, 1510, hinzugefügt worden.



MARTIN BEHAIM'S ERDGLOBUS, WESTLICHE HÄLFTE.

Das Alter hat den Globus schon schwer geschädigt, das blaue Meer ist schwarz geworden, und auch die anderen Farben sind ausgebleicht und verschoffen. Das interessante Denkmal wird indeß noch heute mit großer Sorgfalt in Nürnberg aufbewahrt.



Regiomontanus' Afroscabium.

Was diesem Globus einen besondern Werth giebt, das sind die vielen historischen und geographischen Legenden, Bemerkungen in verschiedenfarbiger Schrift an einzelnen Stellen.

Wir geben im Nachstehenden eine Anzahl dieser Bemerkungen aus der Originalausgabe buchstäblich wieder.

Auf der Halbkugel westwärts von Europa und Afrika befindet sich eine Inschrift in der Nähe des südlichen Polarkreises, welche die Geschichte der Entstehung des Globus giebt.

Die umstehend erwähnte Unterschrift lautet im Urtexte:

„Aus Fürbitt und Beger der fürsichtigen Erbarñ und Weisẽ, als der obersten Hauptleut der Loblichen Reichsstat Nurnberg, die dan zu diesen Zeiten regirt haben, mit Nahmen: Hl. Gabriel Nußel, Hl. P. Volkamer, und Hl. Nicolaus Groland, ist diese figur des Apffels, gepracticirt vnd gemacht worden aus gunst, Angebung vleys durch den gestrengen und Erbarñ Herrn Martin Behaim Ritter, der sich dann in dieser Kunst Cosmographia viel Erfahren hat, und bey Einen drittel der Welt umfahren. solches alles mit fleiß ausgezogen aus den Büchern Ptolom: Plinii, Strabonis, und Marco Polo und also zusamm gefügt alles Meer und Erden, jeglichs nach seiner gestalt vnd form, solches alles dem Erbarñ Georgen Holzschner von Nahtswegen, durch die gemelte Hauptleuthe befohlen worden ist, darzu er dan geholffen und gerathen hat, mit möglichen fleiß, solche Kunst und Apffel ist gepracticirt vnd gemacht worden, nach Christi geb. 1492. der dan durch den gedachten Herrn Martin Behaim gemainer Stadt Nurnberg zu Ehren und Lehe hinter ihme gelassen hat, sein zu allen Zeiten in gut zu gedenden, nachdem Er von hinen wieder heim wendet, zu seinem Gemahl das dann ob 700 mail von hinen ist; da er hauff hält, vnd sein Tag in seiner Insel zu beschliessen, da er daheimen ist.“

Eine andere Inschrift am westlichen Rande unter dem Aequator fügt noch hinzu:

„Es ist zu wissen, daß in dieser gegenwärtigen figur des Apffels, ist außgemessen die ganze welt, nach der Läng und nach Braite, nach der Kunst Geometria, als uns Ptolemeus in seinen buch genamt Cosmologia Ptolomaei geschriben hat, das ain Thail, vnd darnach das übrige der from Ritter Marco Polo von Venedig der in Orient gereist hat, Anno 1250 aufgeschriben hat gelassen, auch so hat der würdig Doctor u: Ritter Johann de Mandavilla A. 1522 auch ein buch gelassen, das nemblich die unbekamde Land Ptolomäj in Orient liegen, mit samt den Inseln daselbsten, an Tag gebracht haben; von dannen uns die Specereyen Perlein und die Edelgestein zugeführt werden. Aber der Durchleuchtig König Don Johann von Portugal hat das ubrig Thail daß Ptolomão, noch nit kundig gewessen ist, gegen Mittag lassen mit seinen Schiffen besuchen Anno dni 1485. darbey Ich der diesen Apffel angegeben hat, gewesen bin. Gegen Untergang ist das Meer Oceanus auch durchfahren über die Schrift Ptolomäj und die Säul Herculis, bis in die Insel dos Azores fajal und Pico, die von dem Edlen und Vesten Ritter Hern Jobsten de Härter von Morfirchen mit seinen volck aus Flandern, das Er geführt, dieselbe Insel bewohnt mein lieber Schwer, und besitzt vnd regirt dieselbe und der weiten orth der Welt gegen Mitternacht end tramentana über die schrift Ptolomei. Eysland Norwegen und Ruffen uns auch jetzt kundig ist, und man jarlich dahin schifft daran doch niemand zweifeln soll, wiewohl die Welt simpel ist, das man just überall mit Schiffen fahren oder gehen mag, wie hie steht.“

Die Inschriften über seine Reise mit Cam im Jahre 1485 sind bereits früher (S. 250) mitgetheilt worden, und es ist hier nur noch die kleine Legende anzuführen, die ostwärts vom „Caput Bona Spei“ unter einem Schiff sich befindet:

Oceanus maris asperi Meridionalis. bis an das ort findt die portugallische schiff komen vnd haben ihr seul aufgericht und im 19 monat findt sy wieder in ihr land komen.

Am westlichen Rande des Aequators liegt eine namenlose Insel, neben derselben steht die Legende (s. S. 130 ff.):

Nach Christi gepurt 565 Jar Sand Brandan mit sein Schiff auf dise Insel der doselbst vil wonders besach und der über sibem Jar darnach wider in sein Landt zog.

Zwischen diesen Inseln des heiligen Brandan und der nördlicher liegenden Insula antilia, genant Septe ritade, steht die Legende:

Als man Zeit nach Christi gepurt 734 Jar als ganz Hispania von den Heiden aus Affrica gewonen wurde, do wurd bewont di obgeschriben Insula antilia genant Septe ritade, von einem Erzbischoff von Porto Portigal, mit Sechs andern Bischoffen, und andern cristen man vnd frawen di zu schiff von Hispania dar geflohen kommen mit Irem vich hab gut. anno 1414 ist ein Schiff aus Hispania vngesert darbei gewest am negsten.

Von den Kanarischen Inseln werden Madera, Lazerou (Lancerota), Forteventura, Gran Canaria, Teneriffa, Palma, Doffero genant.

Bei den Inseln des Grünen Vorgebirges ist bemerkt:

Diese Insula de Capo verde oder insula fortunato findt gefunden und bewohnt durch die portugalesen anno 1412.

Sehr ausführlich sind die Legenden über seinen Wohnsitz, die Azoren:

Nach Christi unsers lieben Hern gepurt 1431 Jar, als Regiert in Portugal Infante don Petro wurden nach Notturfft zugericht zwai Schiff auf 2 Jar gespeißt von den Hochgebornen Infanten don Heinrichen, des Königs aus Portugall Bruder zu erfahren was do wer hinder sanct Jacob synis terre, welche Schiff Also gerüst segelten alweg nach den Untergang der Sonnen bey fünfhundert teutsche Meilen zu letsit wurden sy ains tags Ansichtig dise 10 Inseln und aufs Landt trettondt, funden nichts dann Wildnuß und Vögel, die waren so zam, daß sy vor niemandt flohen, aber von Leutten oder Thieren mit vier Füessen, war von wegen der Wildnuß kain darthumen zu wohnen, um deswillen die Vögel nit scheuk waren, Also wurden sy geheissen Insulen dos Azores das ist auf Teutsch so vil als der Hakichen Inseln, und umb welichs willen der König von Portugal das ander Jar schickt sechzenchen Schiff mit allerley zamen Thieren. Und ließ auf ain Jede Insel seintailthun, umb darzu multiplicieren.

Die obgeschriebene Inseln wurden bewohnt Anno 1466 wan der König von Portugal dise Inseln von vleissiger bydte wegen sy geschenckht het der herzogin von Burgund seiner Schwester mit Namen frawen Isabella, und waren in Flandern dismals groß Krieg und Teurung, und schickte die vorgenant herzogin vil Volks Mann und frawen allerley Handwerck mit sambt Priestern und was zum Gottesdienst gehört etwen vil schiff mit hausrath, und was zu dem Veldbau gehört, zu pauen, aus Flandern In die Insel, tis jedem in die zwai Jar geben was sy notturffig sein umb zu ewigen Zeitten in allen Messen Jr zu gedencken. Jegliche Person mit einem Aue Maria, welcher Personen 2000 waren, und mit denen die seiter Järlich darumen sindt, und seiter darine gewachsen, die sindt vil tausent worden, Anno 1490 do wonten in vil tausent Persohnen noch da, von Teutsch und Flaming angefessen, welche unter dem Edlen und Gestrengen Ritter Herrn Jobsten von Hürtter Hern zu Mörkirchen aus Flandern, meinen lieben Herrn Schweher, dem dise Insel von der vorgenanten Hertzogin von Burgundt Ime und seinen Nachkummen gegeben ist, In welchen Insulen der Portugalisch Zucker wechset, und die Frucht zwier in Jar wan daselbst nimmermehr Winter ist und alle Leibs Nahrung vast wolfeil ist, darumb kumen noch Järlich vil Volcks dar umb ir Nahrung da zu suchen.

Am „Circulus arcticus“ liegt Island mit der Beischrift:

In ysland findet man schön weiß volk und sind christen da selbst ist gewohnheit das man die hundttheuer verkauft und ihre Rinder geben sie hinweg den Kaufleuten um gotts willen auf das die andern brod haben.

Item in ysland findet man Menschen von 80 jahren die nie kein brod gegessen do wächst kein korn und an brodt statt ist man dörre fische. In der Insel ysland fahnt man den Stockfisch den man in unser landt bringet.

Im äußersten Norden ist „wildt lapplandt“.

Und weiter ostwärts bei Asien:

In diesen Kreis dieser wildnus fängt man di herrnpelz lassiz zobel meder und ander köstlich feltwerk auch falcke und lähr fallen do ist es so kalt daß die leut ihre häuser machen in gruben unter det ertreich und bedeckens mit haute und steigen mit leidern in die häuser hinab.

Wir lesen weiterhin auf der Halbkugel ostwärts von Afrika, im Indischen Meer und an der Küste Asiens im Urtext:

Bei der Insel Madagascar:

Die Schiffleut auß India da St. thomas begraben ligt und auß dem landt Moabar genant faren mit jren schiffen bis auf diese Insel genant Madagascare gewonlich in zwanzig tagen und wen si wider haim keren in Moabar vermögen sy kaum in drey Monaten haim zu kommen vmb deß Moers abfals willen das so schnelliglich albeg daselbst gegen Mittag warz niederlaufft dis schreibt Marco Polo in seinen dritten Buch im 39. Capitel.

Bei der Insel Zanzibar:

Dise Insel genant Zanzibar hot umbfangen 200 Meil. Die hot Iren aigenen Konigt vnd Ire besunder Sprach vnd die Inwoner petten Apgotter an. sind gross leutt gleich wan Ir einer hot vier vnser man sterck. vnd Ir ainer ist so vil als ander fünf menschen. sie gin al nacket vnd sind all schwarz leut, fast vngestalt, mit grosen langen oren, weiten munden gros erschreckliche augen, hend zu virmalen grosser dan ander Leut hend: Ire weiber sind ouch also grausam anzusehen wie die man. dis volk nert sich der datellen milch reis vnd fleisch; kein wein wechst bey In si machen aber gut tranck von Keiß vnd von Zucker. grose kaufmanschaft geschicht bei In von ambra vnd von helfant zenen. Do findt vil helfant vnd groß Walsfischs wern bei In gefangen vnd leuen vnd leoparden auch gyraffen vnd leonzen vnd dil andere thier die fast vngeseich vnsern thiren findt. dis beschreibet vns Marco Polo Im dritten Buch an dem vij Capitel.

Bei der Insel Tapropana:

Von diser Insel schreibt man uns vill edler Dinge in den alten Historien wie sy Alexander Magno gehoffen haben und gen Rom zogen findt mit den ern und kaiser pompeio gesellschaft gemacht haben diese Insel hat umbfangen 4000 Meil und ist getheilt in vier königreich in welchen viel goldtes wechset auch pfeffer Camphora lignum aloes auch vil goltsandt das volck pet abgotter an und findt groß stark leut und gut astronomi.

In dem Meerbusen darüber:

In dem buch genesis find man daß diß landt do der Ganges laufft gehaißen ist hevilla da soll wachsen das best golt das in der welt ist. In der heiligen geschriffte im dritten buch der Konig in den 9 und 10 Cap. ist geschriben, daß Konig Salamon seine schiff hieher schicket und ließ holen dieses goldtes und köstliche perlein und edelgestain von ophir da den fluff ganges oder das wasser gion durchfleust hat zusamm gehört.

In dem nächsten Meerbusen ostwärts:

Diß meer landt vnd steet gehört als dem großen kaiser priester Johan aus India.

An der Südspitze der Halbinsel Coylur:

In diser Insel Coylur ist sant thomas der zwelff bott gemartert worden.

Hie ist gefunden worden zu Joham de Mandeville Zeitten ein Insel mit volkh die alle gleich hundtshaupt hatten und da mag man den Meerstern der bei uns geheissen ist polus arcticus nit sehen di da fahren auf dem Mßer die müssen nach dem astrolabia segeln dann der Compas nit zaigt.

Bei der Insel Seilan (Ceylon):

In diser Insel Seilan findt man vil Edelgestains Perlein oriental. Der Konig diser Insel het den größten und schönsten Rubin den man in der Welt je gesah, daß Volkh gehet nachhet man und frawen, kain

Korn wechßt alda, dan Reis. Ir König ist niemandt underworffen und betten Abgotter an. Die Insel Seilan hat im Craiß 2406 Meil als enß schreibt Marco Polo im dritten Buch am 21. Capitel.

Item in vergangenem Jaren schießt der groß Kaiser in Cathay ain Poischafft zu disen König von Seilan. Eis an in begern zu haben disen Rubin sich erpientent großen schaz darfür zu geben. Also gab der König zu Antwortt wie daß diser Stein seiner Vorfahren so lang gewest wer, so stüendt in ubel an daß er der solt sein, der disen Stain dem Landt solt empfrembten, der Rubin soll anderthhalb schuh sein und ain Spann breit on alle mackhel.

Nordwärts von Ceylon zwischen der Südküste Afiens und zahlreichen Inseln:

Als man segelt vom Königreich genant Loach gegen Mittagwarz kumbt man in dise Insel Pentan, In der groß Walddt und von köstlich geschmackh, das Mör hierumb ist niederer über zehen schritt. Diß schreibt Marco Polo am 7. Capitel im dritten Buch. das Volkh geht hie von hiß alls nackhet.

Das Volkh dieses Königreich und Landes Daar geht nacktet und Pettot (betet) ein Ochsen an.

Im dritten Buch von Marco Polo am 20 Capittel findet man geschriben daß dise Insel Neucuran genant ligt bey 130 welsch Meil von der Insel Java maior; und in derselben Insel wachsen die Muscatt. Zimeth. Negel vast vil auch findt daselbst Wäldt von lauter Sandelholz und von allerlei Spezerei.

In disen Inseln wachsen vil Rubin. Smarackhen. topassen und Saffiren, auch Perlein Oriental fast vil.

Im Süden von Ceylon, bei „Java minor“:

Java minor dise Insel hat umbfangen 2000 Welsch Meil. vnd hat in ir Acht Königreich und haben eine besunderere Sprach und betten Abgötter an, do wechßt auch allerlei Spezerey. In dem Königreich Bog-man genant findt man vil ainhörner helfanten und affen, die Menschen angeßicht und glidtmag haben. Item wechßt kein Korn da, sy machen aber Prot auß Reis. an Weinsstat trinken sy safft der aus Paumen tropft, den man findt Rot und Weiß. und ist ain redlich guet getranck, von geschmackh deg haben sy nach Notturfft genug in dem konigreich Samara. Aber in Königreich gananth Dageram ist gewonheit so ir Abgott sagt, daß ein krankher Mensch sterben soll, so ersticket man den krankhen bey Zeit, und die freundt kochen das flaisch Irs krankhen freundt, und essen Ine mit einander mit großen freudten auß daß er den Wurmen nit zuthail werdte, Aber in Königreich Jambri haben die Keutt Man und Frauen hinden schwenz gleich die Hundt. Do wechßt über trefflich vil Specerei und allerlei Thier als Ainhörner und andere. Im andern Königreich sansur do wechßt der best Camphor in der Welt den man mit Holt abwig. daselbst findt groß gewachsen Paumen. Da zwischen holz und Rinten auß dem Safft Mehl würdt, daß guet zu essen ist, und Marco Polo schreibt in seinem dritten Buch an dem 16. Capittel. Er sey fünf Moneth in diser Insel gewest.

Bei „Anguana insula“:

Im letzten Buch Marco Polo im 16. Capitel findt man geschrieben daß das Volkh in diser Insul Angama genant hab hundts heupt Augen und Zähn gleichwie die Hundte, und das es vast ungestaltt Leut sollen sein und wildt. Wan sy vast lieber Menschen flaisch essen dan ander flaisch, den Keyß essen sy an Brot statt mit Milch gekocht, sy petten abgötter an, und haben allerley Spezerey fast vil, die bey Inen wachsen und frucht, die den fruchten in unsern Landten vast ungleich sollen seyn.

Bei „Insula Candyn“:

Diese Insel Candyn mit sambt den andern Inseln so Jawa minor, und Angama und Neucuran, Pentham, Seilan, mit sambt der hohen Indica, Sant Thomas Landt, liegen so vast gegen Mittag daß der Mörstern der in unsern Landten geheissen würt Polus arcticus, daselbst nimmer mer mag gesehen werden, Aber sy sehen ein ander Gestirn geheissen antarcticus, daß macht, daß dasselbst Land ligt recht fuß gegen fuß gegen unser Landt über, und wen wir tag haben, so haben sy nacht, und so uns die Son undergeht, so haben sy Iren tag und das halb thail des gestirns das under uns ist, das wir nit sehen, das sehen sy, daß macht, daß alles daß die Welt mit sambt dem Wasser, von rondter formb von Got geschaffen ist, so unß beschreibet Johannes de Mandauilla den lies in seinen Buch am dritten theil seiner Moerfahrt.

Bei der Insel „Java major“:

Item als man auß des grossen Königs in Cathay Landt, von dem Königreich Ciamba gegen Orient genant, fahr 1500 welscher Meiln, so kumbt man in dise Inseln gefaren, genant Jawa Major. Die hat umbfangen 3000 welsche Meiln. Der Konig diser Inseln ist niemandt unterworfen und peth abgötter an. Man findt auß diser Inseln Allerley Specerey als Pfeffer, Muskat Pluet, Spienart, Galgan; Cubeben, gariofni. Negel, Zimeth und allerlei Würz vast diejenigen, die man da verkaufft, darnoch außthailt in alle Welt, darum gewonlich vil Kaufleuth daselbst ligen.

Bei mehreren namenlosen Inseln unter dem Aequator:

Diese Inseln sind zechen gehaißen daselbst mag kein schiff faren das eisen anhat umb deß mmagnetstains willen der daselbst wechth.

Im Norden vom Aequator bei Cipangu (Japan):

Diese Insel Cipangut ligt in Orient der Welt. Daß Volkh afn Landt peth abgötter an. Ir Konig ist niemandt underthan. In der Insel wechth übertrefflich vil Goldts, auch wechth do allerley Edelgesteins, Perlein Oriental. Disß schreibet Marco Polo von Venedig im 3. Buch.

Zwischen Japan und der Küste von China:

Marco Polo schreibet uns im dritten Buch am 42. Capitel, daß warlich durch die Schifflenth befunden seyen worden, daß in diesem Indianischen Meer ligen mer dann 12,700 Inseln die bewont sind, und welchen findt



SCHÖNER'S ERDGLOBUS v. J. 1520.

Johannes Schoener. Der zweite in Deutschland gemachte Globus war der von Johannes Schoener. Zu Karlstadt in Franken geboren, studirte Schoener Theologie, doch zogen ihn astronomische und mathematische Wissenschaften mehr an, denen er sich in Nürnberg unter Regiomontan mit großem Fleiß und Erfolg widmete. Auf Melancthon's Empfehlung wurde er an dem neugegründeten Gymnasium in Nürnberg Professor der Mathematik. Von seinen zahlreichen Werken interessirt uns hier nur sein Globus vom Jahre 1520, der sich noch in der Stadtbibliothek zu Nürnberg befindet. Derselbe ist außerordentlich fleißig gearbeitet und hat einen Durchmesser von 86 cm. Der Meridian ist von Messing und genau nach Breitengraden getheilt; der Horizont ist von Holz und hat die Eintheilung in 32 Winde, am Nordpol ist der *circulus horarius*, aus Messing angebracht, in zwei Hälften abgetheilt, deren jede die Stunden 1 bis 12 zählt; über demselben befindet sich ein Stundenzeiger. Das Meer auf dem Globus ist mit blaugrüner Farbe, hier und da wellenartig gemalt, an freien Stellen ist es nicht selten durch das Bild eines Seefisches oder Schiffes geziert. Die Länder sind sämmtlich geblich gemalt, die Gebirge durch braune Färbung unterschieden; die Schrift ist theils schwarz, theils roth, die Sprache lateinisch. Auch er ist reich an Legenden, die hier aber nach den Proben auf Behaim's Globen füglich wegbleiben können.

Nur zwei Momente mögen besonders hervorgehoben werden, die den Schoener'schen Globus charakterisiren.

Erstens. Bei der heutigen Landenge von Panama nimmt Schoener eine Durchfahrt an. Nordamerika ist ihm eine ansehnliche Insel, Südamerika dagegen ein großer Kontinent, die Neue Welt; hierher schreibt er mit großen Buchstaben *Terra Nova*. *America Vel Brasilia Sive Papagalli Terra*. Zunächst über und unter dem Aequator steht: *Hispani hucusque pervenerunt*.

Zweitens. Bei Schoener's Zeichnung einer südlichen Durchfahrt, sagt Bessel, hat man wol an die Entdeckung des *La Plata*-Stroms zu denken, dessen tief in das Land eindringende Mündung leicht für eine Meerenge gehalten werden konnte. Schoener war auch der Erfinder jenes australischen Phantoms, welches unter anderer Maske die Vorstellung des Ptolemäus von einem südlichen Erdtheile in einer kleinen Schrift 1515 wiederholte. In derselben sagte er, die Portugiesen hätten Brasilien umsegelt und an seiner Südspitze eine Meerenge gefunden, welche Amerika von einem südlichen Festlande, wie die Gibraltarrstraße Europa von Afrika, trenne. Schoener hatte nach dieser Angabe schon damals auf den Erdkugeln, welche er anfertigte, die spätere Entdeckung Magellan's darzustellen versucht, und wir finden sie auch noch auf seinem Kugelbilde vom Jahre 1520, auf welchem zwischen der Südspitze Brasiliens und einem antarktischen Festland, dem Schoener die Umrisse von Afrika angedichtet hat, eine Meerenge den Raum zwischen 42° und 45° südl. Br. einnimmt. Dieses kühne Phantasiebild entsprach den damaligen Vermuthungen über die Vertheilung des Trocknen und des Flüssigen auf der Erde; denn daß das Wasser einen größeren Raum als das Land, das Unbewohnbare einen größeren als das Bewohnbare einnehmen sollte, erschien wie ein unzulässiger Zweifel an der Weisheit des Schöpfersplanes. Und diese irrige Anschauung von dem Vorhandensein eines großen südlichen Polarlandes, ist erst vor hundert Jahren, im Jahre 1774, von Cook auf seiner zweiten Entdeckungsreise gründlich berichtigt worden.

So lang auch der Zeitraum gewesen, den wir in unserer Darstellung durchwandert haben, so groß die Entdeckungen und Fortschritte waren, die seither gemacht worden sind, Irrthümer in Vorstellungen, Wort und Bild waren unausbleiblich.

Erst mit der neuen Zeit der wissenschaftlichen Forschung beginnt auch die Zeit der richtigen künstlerischen Darstellung der Bilder unserer Erde. Und es ist keineswegs ein Zufall, daß die Anfänge besserer Kartenzeichnung mit dem Beginn und Aufblühen der italienischen, deutschen und niederländischen Malerschulen zusammenfallen.

Die Vortrefflichkeit deutscher Erdbilder verdanken wir der hohen Stufe, auf welche Holzschnitt und Kupferstich durch Wohlgemuth und Albrecht Dürer gehoben worden waren. Daher konnten auch allein in Deutschland die ersten in Holz geschnittenen Karten zu Ptolemäus erscheinen, und obwol auch sie von Mängeln und Irrthümern nicht frei waren, so wollen wir doch nicht vergessen, daß die Hände, welche die ersten Werke dieser Art geschaffen haben, deutsche Hände waren.



Der Jakobstab zur Messung von Berghöhen auf hoher See.
(Nach dem Titelbilde von Jansons Atlas.)



Ende des ersten Bandes.

ohn. 5522/51

4707